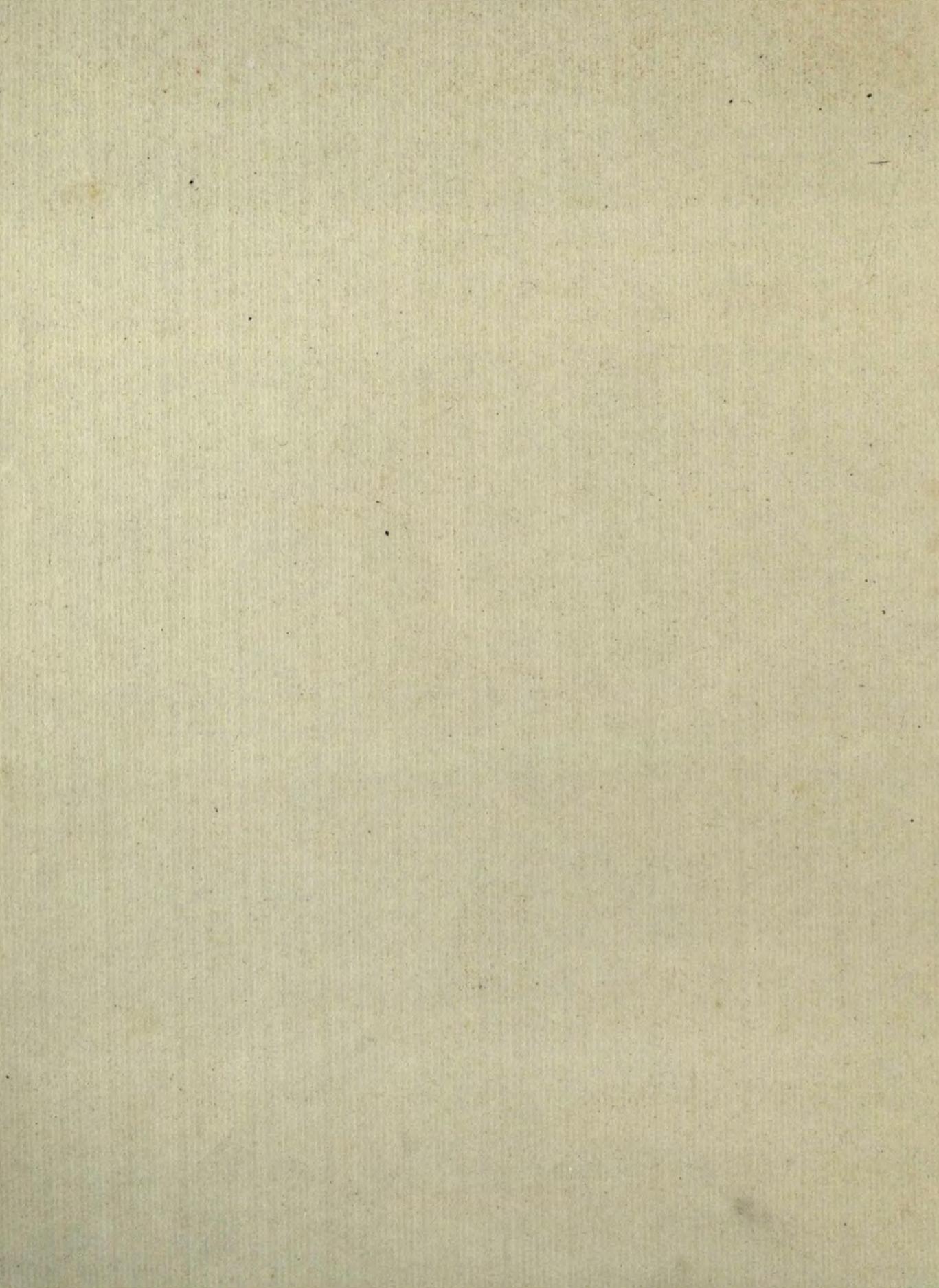


5 682 [1]



Die Wunder der Welt

Hervorragende Naturschöpfungen und
staunenswerte Menschenwerke aller
Zeiten und Länder in Wort und Bild

Zum größten Teil nach eigener
Anschauung geschildert von

Ernst von Hesse-Wartegg

~ Erster Band ~

Mit 494 Abbildungen im Text
und 14 farbigen Kunstbeilagen



Stuttgart, Berlin, Leipzig ♦ Union Deutsche Verlagsgesellschaft

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5165616

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten



5682 [5]

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

NH-04221/TMK

Inhaltsübersicht

	Seite		Seite
Afrika		Vorderindien	190
Einleitung	V	Libet	215
Marokko	1	Nordindien	224
Algcrien	1	Hinterindien und Java	282
Tunesien	16	Birma	282
Ägypten	35	Siam	302
Mittel- und Südafrika	99	Java	333
Asien		China und Japan	342
Vorderasien	125	China	342
Suezkanal	125	Japan	380
Palästina	126	Australien und Ozeanien mit	
Kleinasien und Arabien	152	Antarktis	
Persien und Mesopotamien	158	Australien	415
Indien und Mittelasien	177	Neuseeland	441
Turkestan und Sibirien	177	Ozeanien	469
Ceylon	180	Antarktis	487

Verzeichnis der Kunstbeilagen

	Zugehöriger			Zugehöriger	
	Nach	Tert		Nach	Tert
	Seite	Seite		Seite	Seite
Die Schwei-Dagon-Pagode in Rangoon (Birma) vor dem Titel		288	Der heilige Teich in Ulwar	252	254
Die Mameluckengräber bei Kairo	44	46	Ruinen von Martand bei Islambad (Kaschmir)	280	281
Die Insel Philä	92	91	Die Bootpagode in den Kelasbergen von Birma	288	287
Der Bujukusee und der Ruwenzori mit dem Mount Stanley und Mount Baker	100	101	Der große Daibutsu in Kamakura (Japan)	392	394
Der Sarnath-Toppe bei Benares	208	209	Die „gebrochene Säule“ in den Jenolanhöhlen von Neusüdwales	420	422
Die Perlmuschel zu Delhi in Indien	232	232	Die Sutherlandfälle	464	466
Der Tadsch-Mahal zu Agra in Indien	248	246	Milford-Sund	468	463



Einleitung.

Die Welt hat sich der Menschheit aufgetan; die Menschheit selbst hat sich das Reisen leicht und angenehm gemacht. Was sie einst in Träumen sich vorgezaubert hat, was ihr als Märchen ferner Welten einst geschildert wurde, ist heute fast mühelos erreichbar. Man reist jetzt mit einer früher nicht geahnten Bequemlichkeit. Die Unbilden weiter Fahrten sind zum größten Teil dahin. Wie ein Märchenprinz braucht der Reisende nur zu sagen: Gesam, tue dich auf! so zeigen sich ihm die fernsten Wunder. Den Alten müßte es wie Zauberspuß dünken, erschienen sie inmitten der heutigen Welt. Die damals noch unbekanntten Kontinente sind durch die modernen Verkehrsmittel einander so nahegerückt, gleich Schmetterlingen flattert die reisende Menschheit jetzt flüchtig von Ort zu Ort. „Entfernung“ ist ein leeres Wort geworden, und damit sind die Wunder aller Welt, von denen viele jahrhunderte-, jahrtausendelang vielleicht verborgen, unbekannt geblieben waren, dem Weltwanderer nunmehr erschlossen, der Erdball ist, soweit er sich dem Auge zeigt, durchforscht. Was er an Sehenswertem aufzuweisen hat, kann, in eins zusammengefaßt, als Verwirklichung der Märchen von Tausendundeiner Nacht gelten. Die Schilderung all des Merkwürdigen aber ist wie eine Reise durch die tausendundein Wunder unserer Welt. Ihr Leser hat nicht einförmige Steppen zu durchwandern, tote Wüsten oder weite Meere zu überqueren, er überspringt sie mit dem Überschlagen der Blätter dieses Buches und sieht auf jeder Seite andere Wunder.

Von den feenhaften Marmorpalästen Indiens bis zu den hochragenden, vielstöckigen Geschäftstürmen der Riesenstädte der Neuen Welt, von den Inselparadiesen des fernen Großen Ozeans zu den himmelstürmenden, mit glitzernden Eisdiademen gekrönten Bergkönigen des Himalaja und der Cordilleren, von der Märchenpracht des Reichs des weißen Elefanten zu den zauberhaften Stalaktitengrotten Australiens, wo moderne Aladdin mit ihren Wunderlampen hinableuchten und alles wie im Schmuß von Edelsteinen erstrahlen lassen; von den schrecklichen, verderbenspeienden Vulkanen Javas, den in roter Glut kochenden Lavaseen von Hawai zu den eisigen Gefilden der Polarregionen und endlich auch zum Schönsten der eigenen Heimatländer, sind die Wunder der Natur wie jene von Menschenhänden hier in Wort und Bild geschildert. Ein Tischlein-deck-dich eigener Art.

Die Alten kannten davon nichts. Für sie gab es in ihrer kleinen, aufs Mittelmeer beschränkten Welt an Wundern ganze sieben! Eins nur von allen kann der heutigen Zeit noch als Weltwunder gelten: die Pyramiden, die für die Ewigkeit erbaut scheinen. Babylons schwebende Gärten sind längst dahin, und wie die Alten einst von manchen unserer Wunder nur als Märchen hörten, so sind es die Gärten der Semiramis jetzt für uns. Der Dianatempel zu Ephesus fiel der Zerstörungswut der Goten zum Opfer; stände er noch unverfehrt in jeziger Zeit, er würde unter all den Tausenden von Kathedralen, Tempeln und Moscheen von fabelhafter Pracht und Größe nur seines Alters und der edlen Baukunst wegen Beachtung finden. Das Standbild des Olympischen Zeus, das Wunderwerk des Phidias, ist längst durch die Riesenstatuen der Alten wie der Neuen Welt übertroffen worden. Das Mausoleum von Halikarnassos, das prächtige Grabmal des Königs Mausolos, von seiner Witwe Artemisia ihm vor zwei Jahrtausenden errichtet, ist ganz verschwunden. Die wenigen Reste seiner herrlichen Skulpturen sind in europäischen Museen aufbewahrt. Des Sonnengottes wunderbare Statue, der Kolos von Rhodos, einst die dortige Hafeneinfahrt schmückend, ist von der Freiheitsstatue im Hafen von Newyork und anderen jetzt weitaus übertroffen, und Leuchttürme, wie Alexandriens berühmter Pharos, sind jetzt nach Duzenden vorhanden.

Das waren, wie Plinius der Ältere sie schilderte, in alter Zeit die Wunder der Welt. Gewiß die gewaltigsten Werke, die Menschenhände bis dahin, soweit bekannt, hervorgezaubert hatten. Doch nur in jenem kleinen Stückchen Welt, das damals als die ganze galt — den Ländern rings ums Mittelmeer. Ostasien, Australien, die Neue Welt, das nördliche Europa, der Süden des Dunkeln Erdteils, der Stille Ozean lagen noch in einer anderen, unbekanntem, ungeahnten Welt.

Biel später erst war es den großen Seefahrern der lateinischen Völker vorbehalten, das Unbekannte zu entdecken. Die Wunder, die sie auf ihren weiten Forschungsreisen sahen und mit der in jener Zeit so beliebten starken Übertreibung dem erstaunten kleinen Europa zur Darstellung brachten, mußten die Weltwunder der Alten in den Schatten stellen, soweit sie damals nicht schon längst verschwunden waren. Die neuentdeckten aber waren in ihrer ganzen Pracht vorhanden, noch verklärt durch ihre Neuheit und die große Ferne. So setzte man im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert an die Stelle der sieben alten, sieben neue Wunder. Da wählte man aus dem chinesischen Reich den Porzellanturm von Nanking und die Große Mauer, aus Europa den schiefen Turm von Pisa, die Aja Sophia von Stambul, das Kolosseum im Herzen des ewigen Rom, die Druidensteine von Stonehenge in England und die Katakomben von Alexandrien.

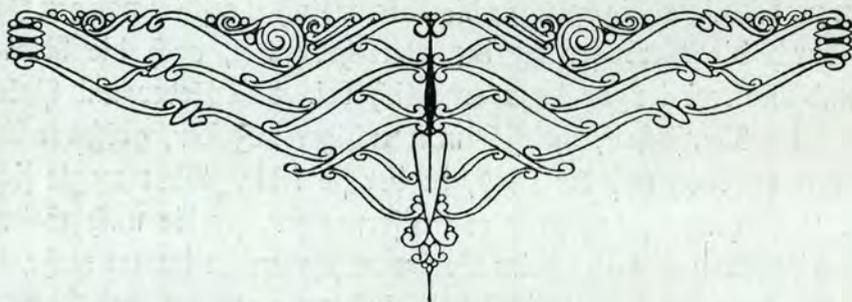
Man sieht, die alten wie die neuen Wunder der Welt waren durchweg nur Werke der Menschenhand, nicht solche der Natur. Was diese bot, kam gar nicht in Betracht, man hatte kein Verständniß, keinen Sinn dafür. Die Reiseschilderungen jener Zeit enthalten wenig von Begeisterung für die Schönheiten des Landes, die erhabene Großartigkeit der Schauspiele der Natur. Das Meer war nicht des Menschen Freund, es war in seiner Unendlichkeit, in seinen unbeschreiblichen Lichteffecten, den Wirkungen der Stürme und Gezeiten sein Feind, ein Element von Furcht und Schrecken. Die großen Wasserfälle wirkten nicht als wunderbare, lebensvolle Bilder der Natur, vielmehr durch ihre Mächtigkeit und zerstörende Kraft; die großartigen Schneebedeckten, einsamen Alpenketten galten damals nur als gefährliche Hindernisse des Verkehrs, für ihre Schönheit waren die Alten blind. Sie drangen furchtsam in sie ein, nur wenn es keinen andern Ausweg gab, und dankten Gott, wenn sie mit heiler Haut sie überschritten hatten. Während heute hohe Gipfel, Gletscher, Vulkanausbrüche, Lavaströme, Eisberge und die vereiste Welt des hohen Nordens, die Pracht der Mitternachtsonne die Menschen mit Bewunderung erfüllen und ihnen als Wunder gelten, wurden sie damals von den Menschen als schreckliche Erscheinungen mit Furcht betrachtet und gemieden.

Der Grund dafür ist gar nicht weit zu suchen. Die natürliche Erklärung für so vieles fehlte, und so entstand die Furcht. Dazu kam noch die Furcht vor dem Reisen selbst. Es galt schon im heimatlichen Land als Wagnis voll Gefahren aller Art, auf Schritt und Tritt, zu Wasser und zu Land, bei Tag und Nacht. Die Wege waren schlecht und so die Unterkunft. Es fehlten die Mittel des Verkehrs, es fehlte die Sicherheit, und Räuber und Wegelagerer gab es überall. Selbst später noch, als geordnete Verhältnisse den Verkehr erleichterten, war das Reisen kein Genuß. Nur der es mußte, wagte es und sorgte selbst für die langwierigen, umfassenden Vorbereitungen in allen Kleinigkeiten, für Reisemittel, täglichen Bedarf und Unterkunft. Wo gab es da Gelegenheit und Zeit, die Schönheit der durchheilten Landschaften und die Naturschauspiele zu bewundern?

Das kam verhältnismäßig spät, für die Allgemeinheit erst im vorigen Jahrhundert. Nicht nur durch die Verbesserung der Verkehrsmittel, auch die Romantiker der Literatur und Malerei trugen dazu erheblich bei. Mit Feder und Palette lenkten sie das Auge der Menschheit, die sich nun ruhigerer Zeiten, größerer Behaglichkeit und Wohlfahrt erfreute, auf die Welt, in der sie lebte. Man wagte sich nunmehr in größerer Zahl hinaus, auf größere Entfernungen, strebte nach weiteren Zielen. Die kleinen Sorgen des Seins beim Reisen verschwanden immer mehr, man lernte, nicht mehr abgelenkt durch sie, die Herrlichkeiten von Natur und Kunst viel besser

kennen, das Reisen wurde immer mehr zum Genuß. Wie das Kind allmählich in der engen Welt des jungen Daseins seinen Weg findet, Schritt für Schritt dann weitergeht, hinaus, im Schutze der Seinen der Natur sich freut, so ging's auch mit den Wanderern und ihren Reisezielen. Die eigene Heimat rief den Wunsch in ihnen wach, noch mehr zu sehen, und jetzt durchschweifen sie mit Leichtigkeit die ganze große Welt. Die Seefahrer, Forschungsreisenden und Missionare wurden die Pioniere dieses neuen Weltverkehrs. So wurden immer neue Wunder der Natur und Menschenhand entdeckt, der Allgemeinheit auch in Wort und Bild geschildert, durch großartige Verkehrsmittel zugänglich gemacht. Das Reisen ist zur vornehmsten Hochschule des Lebens geworden. Die Kontinente sind die Fakultäten, ihr Rektor ist die Natur.

Aus den sieben Weltwundern der Alten sind aber weit mehr als ebensoviele Hunderte geworden, die in der Natur aller Länder und in den Werken aller Völker zu finden sind, die alten Wunder an Größe, Pracht, Gehalt und Wert weit überstrahlend. Weltwunder, als die wir sie betrachten, und Weltwunder nur der Gegenwart. Denn wie die alten vor den neuen schwanden, so wird die Zukunft sicher auch die neuen durch wieder Neues weit in Schatten stellen. Auf unserem Planeten selbst gibt es von dem, was wir heute Wunder nennen, nur wenig mehr, das wir nicht kennen. Was heute wunderbar ist, weil groß und fremd und eigener Art, daran wird sich die Menschheit bald gewöhnen, denn Wunder gibt es überall um uns. Die auf uns folgen, die kommenden Geschlechter, werden sie vielleicht als Wunder gar nicht gelten lassen. Sie sind es nur für unsere Zeit, in der das Auge und der Geist Empfänglichkeit hat für die erhabene Schönheit der Natur in ihren verschiedenartigen äußeren Formen; dazu für Werke, durch Kunst und Technik von unserer Zeit geschaffen. Den wenigsten wird es zuteil, all das in Wirklichkeit zu schauen, denn dazu gehört mehr als ein Menschenleben. Was in drei Jahrzehnten möglich war, habe ich davon besucht, gesehen und in diesem Werke eingehend geschildert.





Phot. Underwood & Underwood.

Die Schwe-Dagon-Pagode in Rangoon (Birma),
bis an die Spitze mit Gold bekleidet.

Afrika





Phot. von H. W. Edwards.

Cheopspyramide, die größte aller Pyramiden, Grabstätte des Königs Chufu.

Einleitung.

Die Welt hat sich der Menschheit aufgetan; die Menschheit selbst hat sich das Reisen leicht und angenehm gemacht. Was sie einst in Träumen sich vorgezaubert, was ihr als Märchen ferner Welten einst geschildert wurde, ist heute fast mühelos erreichbar. Man reist jetzt mit einer früher nicht geahnten Bequemlichkeit. Die Unbilden weiter Fahrten sind zum größten Teil dahin. Wie ein Märchenprinz braucht der Reisende nur zu sagen: Sesam, tu dich auf! so zeigen sich ihm die fernsten Wunder. Den Alten müßte es wie Zauberspuß dünken, erschienen sie inmitten der heutigen Welt. Die damals noch unbekanntem Kontinente sind durch die modernen Verkehrsmittel einander so nahe gerückt, und Schmetterlingen gleich flattert die reisende Menschheit jetzt flüchtig von Ort zu Ort. „Entfernung“ ist ein leeres Wort geworden, und damit sind die Wunder aller Welt, von denen viele Jahrhunderte-, jahrtausendelang vielleicht verborgen, unbekannt geblieben waren, dem Weltwanderer nunmehr erschlossen, der Erdball ist, soweit er sich dem Auge zeigt, durchforscht. Was er an Sehenswertem bietet, bildet, in eins zusammengefaßt, die Verwirklichung der Märchen von Tausendundeiner Nacht. Die Schilderung all des Merkwürdigen aber ist wie eine Reise durch die tausendundein Wunder unserer Welt. Der Leser hat nicht einförmige Steppen zu durchwandern, tote Wüsten, öde, weite Meere, er überspringt sie mit dem Überschlagen der Blätter dieses Buches und sieht auf jeder Seite andere Wunder.

Von den feenhaften Marmorpalästen Indiens bis zu den hochragenden, vielstöckigen Geschäftstürmen der Riesenstädte der Neuen Welt, von den Inselparadiesen des fernen Großen Ozeans zu den himmeltürmenden, mit glitzernden Eisdiademen gekrönten Bergkönigen des Himalaja



Die Grabmoschee des Großmoguls Akbar in Agra (Vorderindien), von der Galerie des Eingangstors gesehen.

und der Cordilleren, von der Märchenpracht des Reichs des weißen Elefanten zu den unglaublichen Stalaktitengrotten Australiens, wo moderne Madrine mit ihren Wunderlampen hinableuchten und alles wie im Schmuck von Edelsteinen strahlen lassen; von den schrecklichen, verderbenspeienden Vulkanen Javas, den in roter Blut kochenden Lavaseen von Hawaii zu den eisigen Gefilden der Polarregionen und endlich auch zum Schönsten der eigenen Heimatländer, sind die Wunder der Natur wie jene von Menschenhänden hier in Wort und Bild geschildert. Ein Tischleindeck-dich eigener Art.

Die Alten kannten davon nichts. Für sie gab es in ihrer kleinen, aufs Mittelmeer beschränkten Welt an Wundern ganze sieben! Eins nur von allen kann der heutigen Zeit als Weltwunder noch gelten: die Pyramiden, für die Ewigkeit erbaut. Babylons schwebende Gärten sind längst dahin, und wie die Alten einst von manchen unserer Wunder nur als Märchen hörten, so sind die Gärten der Semiramis Märchen

jetzt für uns. Der Dianatempel zu Ephesus fiel der Zerstörungswut der Goten zum Opfer, und stände er noch unverfehrt in jetziger Zeit, er würde unter all den Tausenden von Kathedralen, Tempeln und Moscheen von fabelhafter Pracht und Größe nur seines Alters und der edlen Baukunst wegen Beachtung finden. Das Standbild des Olympischen Zeus, das Wunderwerk des Phidias, ist längst durch die Riesenstatuen der Alten wie der Neuen Welt übertroffen worden. Das Mausoleum von Halikarnassos, das prächtige Grabmal des Königs Mausolos, von seiner Witve Artemisia ihm vor zwei Jahrtausenden errichtet, ist ganz verschwunden. Die wenigen Reste seiner herrlichen Skulpturen sind in europäischen Museen aufbewahrt. Des Sonnengottes wunderbare Statue, der Kolos von Rhodos, einst die dortige Hafeneinfahrt schmückend, ist von der Freiheitsstatue im Hafen von Newyork und anderen jetzt weitaus übertroffen, und Leuchttürme, wie Alexandriens berühmter Pharos, sind jetzt nach Duzenden vorhanden.

Das waren, wie Plinius der Ältere sie schilderte, in alter Zeit die Wunder der Welt! Gewiß



Phot. von Underwood & Underwood.

Die Kyaukse-Pagode in Birma,
ein Buddhistentempel auf einem Granitblock, zwölfhundert Meter über dem Meere gelegen und nur auf Leitern erreichbar.



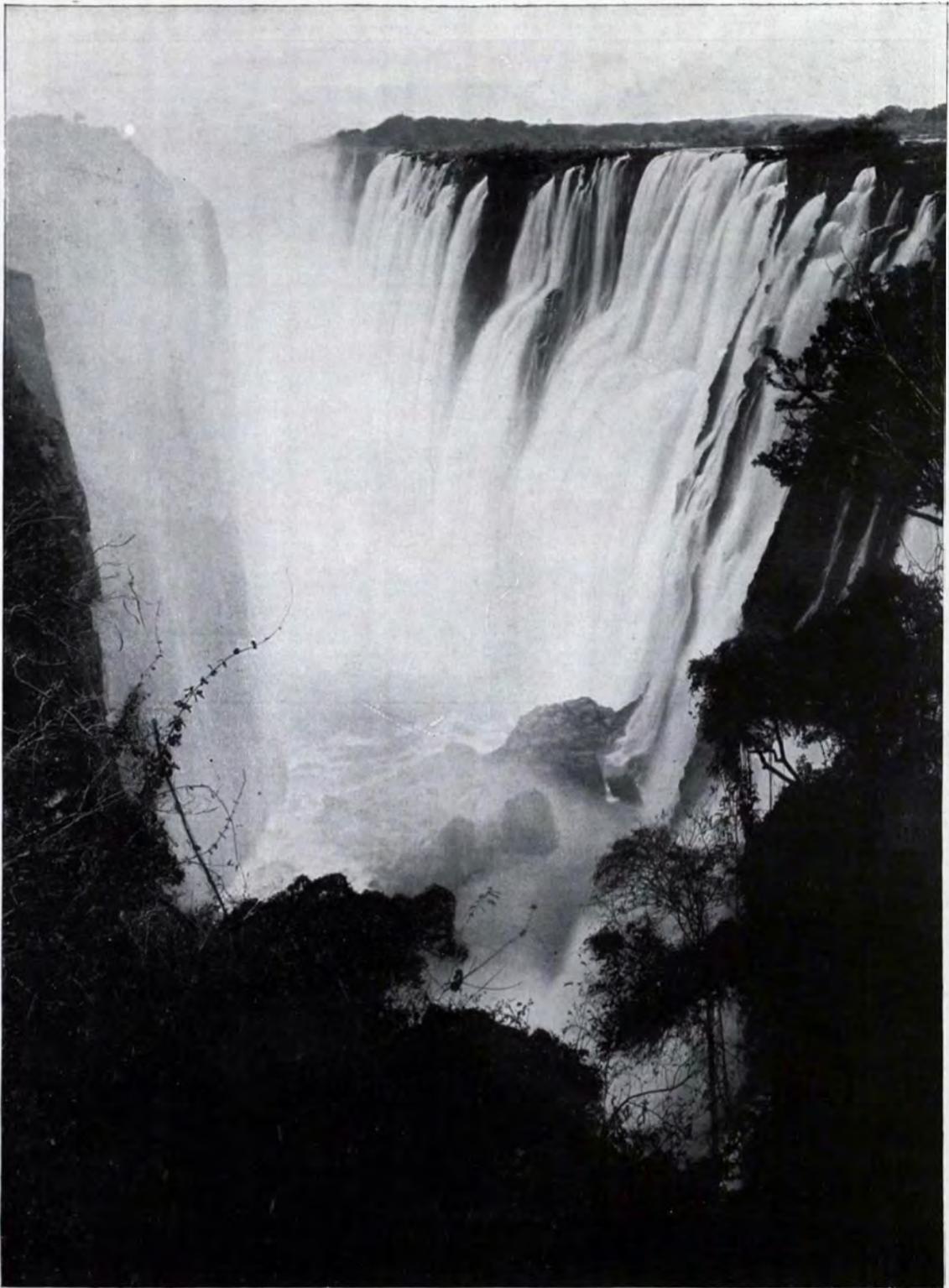
Phot. mit Erlaubnis des Agent General for New South Wales.
 Teil der Jenolan-Grotten in Neu-Süd-Wales (Australien) mit herrlichen Tropfsteingebilden.

die gewaltigsten Werke, die Menschenhände bis dahin, soweit bekannt, hervorgezaubert hatten. Doch nur in jenem kleinen Stüchchen Welt, das damals als die ganze galt — den Ländern rings ums Mittelmeer. Ostasien, Australien, die Neue Welt, das nördliche Europa, der Süden des Dunkeln Erdteils, der Große Ozean lagen noch in einer anderen, unbekanntem, ungeahnten Welt.

Viel später erst war es den großen Seefahrern der lateinischen Völker vorbehalten, das Unbekannte zu entdecken. Die Wunder, die sie auf ihren weiten Forschungsreisen sahen und mit der in jener Zeit so beliebten starken Übertreibung dem erstaunten kleinen Europa zur Darstellung brachten, mußten die Weltwunder der Alten in den Schatten stellen, soweit sie damals nicht schon längst verschwunden waren. Die neuentdeckten aber waren in ihrer ganzen Pracht vorhanden, noch verklärt durch ihre Neuheit und die große Ferne. So setzte man im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert an die Stelle der sieben alten sieben neue Wunder. Da wählte man aus dem chinesischen Reich den Porzellanturm von Nanking und die Große Mauer, und aus Europa den schiefen Turm

von Pisa, die Aja Sophia von Stambul, das Kolosseum im Herzen des ewigen Rom, die Druidensteine von Stonehenge in England und die Katakomben von Alexandrien.

Man sieht, die alten wie die neuen Wunder der Welt waren durchweg nur Werke der Menschenhand, nicht solche der Natur. Was diese bot, kam gar nicht in Betracht, man hatte kein Verständnis, keinen Sinn dafür. Die Reiseschilderungen jener Zeit enthalten wenig von Begeisterung für die Schönheiten des Landes, die erhabene Großartigkeit der Schauspiele der Natur. Das Meer war nicht des Menschen Freund, es war in seiner Unendlichkeit, in seinen unbeschreiblichen Lichteffekten, den Wirkungen der Stürme und Gezeiten sein Feind, ein Element von Furcht und Schrecken. Die großen Wasserfälle wirkten nicht als wunderbare, lebensvolle Bilder der Natur, vielmehr durch ihre Mächtigkeit und zerstörende Kraft; die großartigen schneebedeckten, einsamen Alpenketten galten damals nur als gefährliche Hindernisse des Verkehrs,



Fot. mit Erlaubnis der British South Africa Company

Die großen Fälle des Sambesi in Südafrika,
über ein Kilometer breit und gegen hundertdreißig Meter tief.



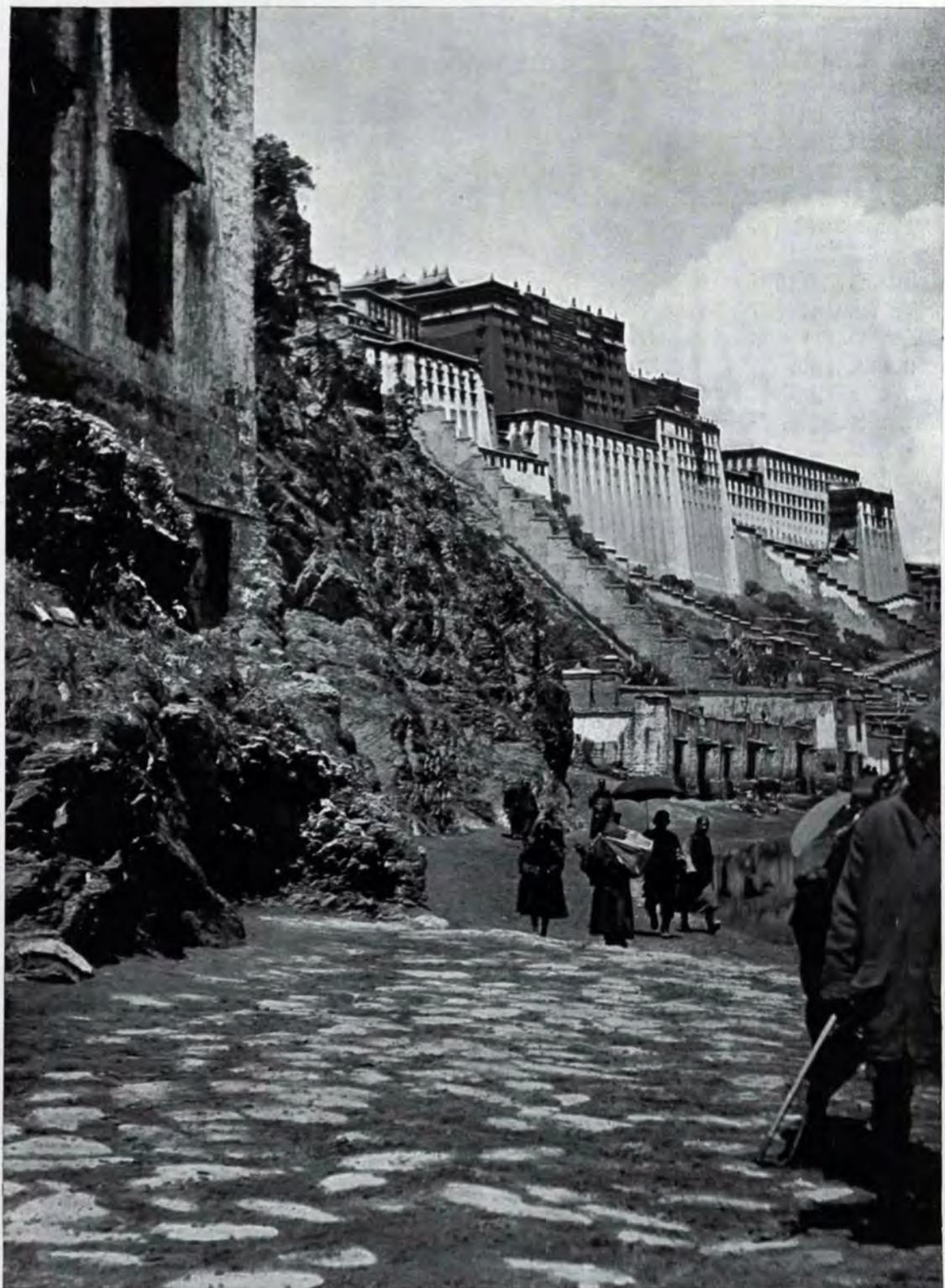
Die Wundergrotte von Bourdes (Frankreich).

Phot. der Photocrom Co. Ltd

für ihre Schönheit waren die Alten blind. Sie drangen furchtjam in sie ein, nur wenn es keinen andern Ausweg gab, und dankten Gott, wenn sie mit heiler Haut sie überschritten hatten. Während heute hohe Gipfel, Gletscher, Vulkanausbrüche, Lavaströme, Eisberge und die vereiste Welt des hohen Nordens, die Pracht der Winternachtsonne die Menschen in Bewunderung anziehen und ihnen als Wunder gelten, wurden sie damals von den Menschen als schreckliche Erscheinungen mit Furcht betrachtet und gemieden.

Der Grund dafür ist gar nicht weit zu suchen. Die natürliche Erklärung für so vieles fehlte, und so entstand die Furcht. Dazu kam noch die Furcht vor dem Reisen selbst. Es war schon im heimatlichen Land ein Wagnis. Da gab's Gefahren aller Art, auf Schritt und Tritt, zu Wasser und zu Land, bei Tag und Nacht. Die Wege waren schlecht, nicht anders die Unterkunft. Es fehlten Mittel des Verkehrs, es fehlte Sicherheit, und Räuber, Wegelagerer gab es überall. Selbst später noch, als geordnete Verhältnisse den Verkehr erleichterten, war Reisen kein Genuß. Nur der es mußte, wagte es und sorgte selbst für die langwierigen, umfassenden Vorbereitungen in allen Kleinigkeiten, für Reisemittel, täglichen Bedarf und Unterkunft. Wo gab es da Gelegenheit und Zeit, die Schönheit der durchreisten Landschaften und die Naturschauspiele zu bewundern?

Das kam verhältnismäßig spät, für die Allgemeinheit erst im vorigen Jahrhundert. Nicht nur durch die Verbesserung der Mittel des Verkehrs, auch die Romantiker der Literatur und Malerei trugen dazu erheblich bei. Mit Feder und Palette lenkten sie das Auge der Menschheit, die sich ruhigerer Zeiten, größerer Behaglichkeit und Wohlfahrt nun erfreute, auf die Welt, in der sie lebten. Man wagte sich nunmehr in größerer Zahl hinaus, auf größere Entfernungen,



Phot. von Perceval Lambton & Co.

Der Potala-Palast in Lhasa (Tibet),
die Residenz des Dalai-Lama, der lebenden Verkörperung des Buddha.

nach weiteren Zielen. Die kleinen Sorgen des Seins beim Reisen verschwanden immer mehr, man lernte, nicht mehr abgelenkt durch sie, die Herrlichkeiten von Natur und Kunst viel besser kennen, das Reisen wurde nun immer mehr ein Genuß. Wie das Kind, der Mutterbrust entwöhnt, allmählich in der engen Welt des jungen Daseins seinen Weg findet, Schritt für Schritt dann weitergeht, hinaus, im Schutz der Seinen der Natur sich freut, so ging's auch mit den Wandervern und ihren Reisezielen. Die eigene Heimat rief den Wunsch in ihnen wach, noch mehr zu sehen, und jetzt durchschweifen sie mit Leichtigkeit die ganze große Welt. Die Forschungsreisenden, Missionare, Seefahrer



Phot. von H. G. Wenting, F. R. G. S.
Teil der chinesischen Mauer beim Nankau-Paß (Nordchina), das größte Bauwerk der Erde, vor zweiundzwanzig Jahrhunderten zum Schutz gegen die Einfälle der Mongolen errichtet.

Weltwunder nur der Gegenwart. Denn wie die alten vor den neuen schwanden, so wird die Zukunft sicher auch die neuen durch wieder Neues weit in Schatten stellen. Auf unserm Planeten selbst gibt es von dem, was wir heute Wunder nennen, nur wenig mehr, das wir nicht kennen. Was heute wunderbar ist, weil groß und fremd und eigener Art, daran wird sich die Menschheit bald gewöhnen, denn Wunder gibt es überall um uns. Die auf uns folgen, die kommenden Geschlechter, werden sie vielleicht als Wunder gar nicht gelten lassen. Sie sind es nur für unsere Zeit, in der das Auge und der Geist Empfänglichkeit hat für die erhabene Schönheit der Natur in ihren verschiedenartigen äußeren Formen; dazu für Werke, durch Kunst und Technik von unserer Zeit geschaffen. Den wenigsten ist es zuteil geworden, all das in Wirklichkeit zu schauen, denn dazu gehört mehr als ein Menschenleben. Was in drei Jahrzehnten möglich war, habe ich davon besucht, gesehen und hier zu Papier gebracht. —

ret und Soldaten wurden die Pioniere dieses neuen Weltverkehrs. So wurden immer neue Wunder der Natur und Menschenhand entdeckt, der Allgemeinheit auch in Wort und Bild geschildert, durch großartige Verkehrsmittel zugänglich gemacht, und nichts ist heute genußreicher als das Reisen. Es ist zur vornehmsten Hochschule des Lebens geworden. Die Kontinente sind die Fakultäten, ihr Rektor die Natur.

Aus den sieben Weltwundern der Alten sind aber weit mehr als ebensoviele Hunderte geworden, in allen Ländern, Werke aller Völker, die alten Wunder an Größe, Pracht, Gehalt und Wert weit überstrahlend. Weltwunder, als die wir weißen Menschen sie betrachten, und



Abb. 1. Blick auf Fez.

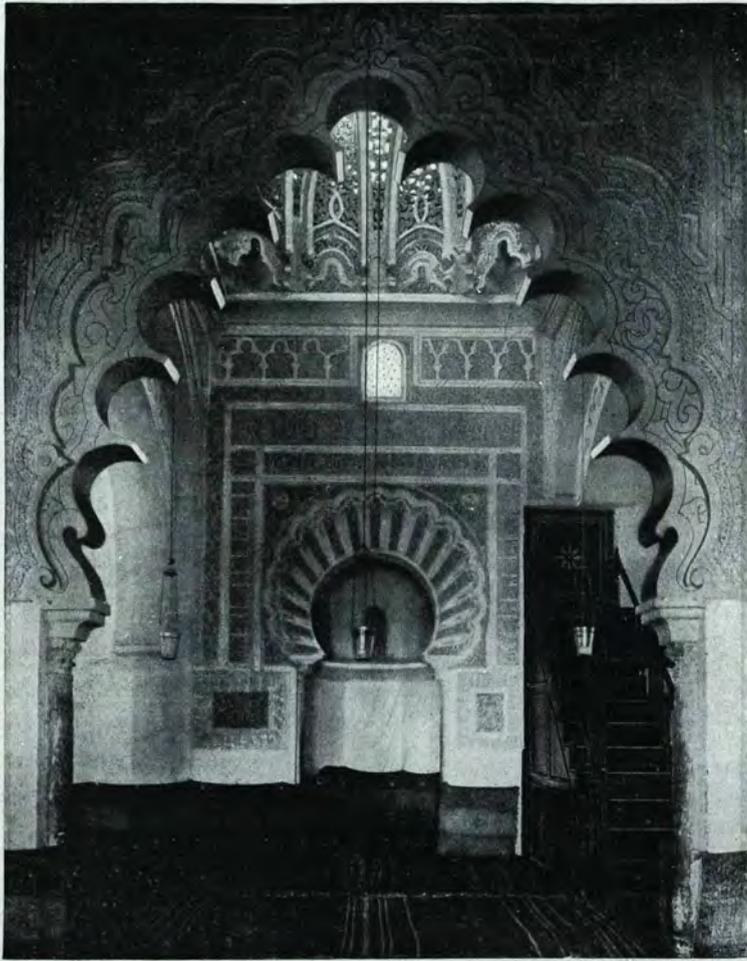
Phot. von Underwood & Underwood.

Marokko.

Das Europa nächstgelegene Land des Dunkeln Erdteils, das vielumstrittene Marokko, hat an besonderen Naturmerkwürdigkeiten und Werken der Baukunst nicht viel aufzuweisen. Das Land ist stellenweise von großer Schönheit und besonders in seiner nördlichen Hälfte von außerordentlicher Fruchtbarkeit. Doch fehlt es an dem, was mit dem landläufigen Wort „Naturwunder“ bezeichnet wird. Die herrlichen Bauten der Sarazenen aber, die im Mittelalter entstanden, und an denen die damals so große und prächtige Hauptstadt Fez so reich war, sind in dem allgemeinen Verfall des Landes und seiner Kultur größtenteils zugrunde gegangen. Die bedeutendsten erhaltenen Werke sind jene, die der Natur und der Menschenhand den größten Widerstand leisten konnten: die steinernen Umfassungsmauern der Städte im Binnenlande sowohl wie längs der Küste (Abb. 1).

Algerien.

Im Gegensatz zu Marokko hat sich im benachbarten Algerien so manches Kleinod der maurischen Kunst erhalten. Gleich die der marokkanischen Grenze nächstgelegene größere Stadt auf algerischem Gebiet, Tlemcen, hat davon mehrere aufzuweisen, die aus der großen Zeit der Almoraviden- und Almohadenfultane stammen. Nur haben die jetzigen Herren, die Franzosen, mitten durch diese alte Mohammedanerstadt ein ganz modernes, charakterloses Straßennetz gezogen und Tlemcen so den Reiz der Ursprünglichkeit, sowie seiner mittelalterlichen Bevölkerung den passenden Rahmen genommen. Die biblischen Gestalten mit



Phot. von Neuvein frères.

Abb. 2. Gebetnische und Kanzel in der Großen Moschee in Tlemcen (Algerien) mit zartem Filigranschnitt, eines der Kleinodien maurischer Kunst.

ihren Turbanen und Kaftanen und gelben Pantoffeln, die verummten weißen Gespenster der weiblichen Welt, die bunten Schmetterlinge der Kinderscharen, die ernstesten Araber und Rabhynen, Marokkaner und orientalischen Juden passen in die modernen europäischen Straßen ebensowenig hinein wie wir nüchternen Europäer in die Dasen der Sahara. Vom alten Tlemcen sind nur die dräuenden Ringmauern des Meschuar (der Königsresidenz) und ein paar Moscheen übriggeblieben, aber diese sind von so großer Schönheit, daß sie den Besucher mit dem Schicksal von Tlemcen versöhnen könnten. Die Große Moschee auf dem Hauptplatz (Abb. 2), der Mairie gegenüber, ist eine Nachbildung jener berühmten Moschee von Cordoba in Andalusien, auf der heute das christliche Kreuz an Stelle des Halbmonds prangt, und ihre Mecca-Nische, der Michrab, ist ebenso entzückend wie jene von Cordoba, eines der Kleinodien maurischer

Kunst. Das Land rings um Tlemcen ist schöner und fruchtbarer als jenes von Damaskus.

Sidi-Bu-Medin. Von der Anhöhe gegenüber der alten Sultanstadt lacht das herrlichste Maurendörfchen herüber, das Algerien aufzuweisen hat, Sidi-Bu-Medin, in Rosen gebettet, von Wein- und Olivenpflanzungen umgeben. Freilich liegt es, wie das meiste im Orient, halb in Ruinen, doch das macht es nur noch malerischer. Ganz oben, jenseits des Dörfchens, das für sich den Namen El-Gubbad führt, erhebt sich das Schmuckkästlein maurischer Kunst aus alter Zeit: die im vierzehnten Jahrhundert von andalusischen Meistern zu Ehren des heiligen Bu-Medin erbaute Moschee. Der Leichnam des Heiligen liegt unter einer Kubba (Abb. 4), die selbst ein kleines Meisterwerk ist — ein Arkadenhof mit Dorysäulen und prächtigem, farbigem Glasurziegelschnitt, in dessen Hintergrund der Sarg in einer Nische ruht.

Als ich, aus der Kubba tretend, den Blick nach aufwärts richtete, hielt ich entzückt meine Schritte an. Ein edleres und schöneres Werk maurischer Baukunst hatte ich in der ganzen mohammedanischen Welt nicht gesehen. Die Alhambra mag ausgenommen bleiben, doch sie

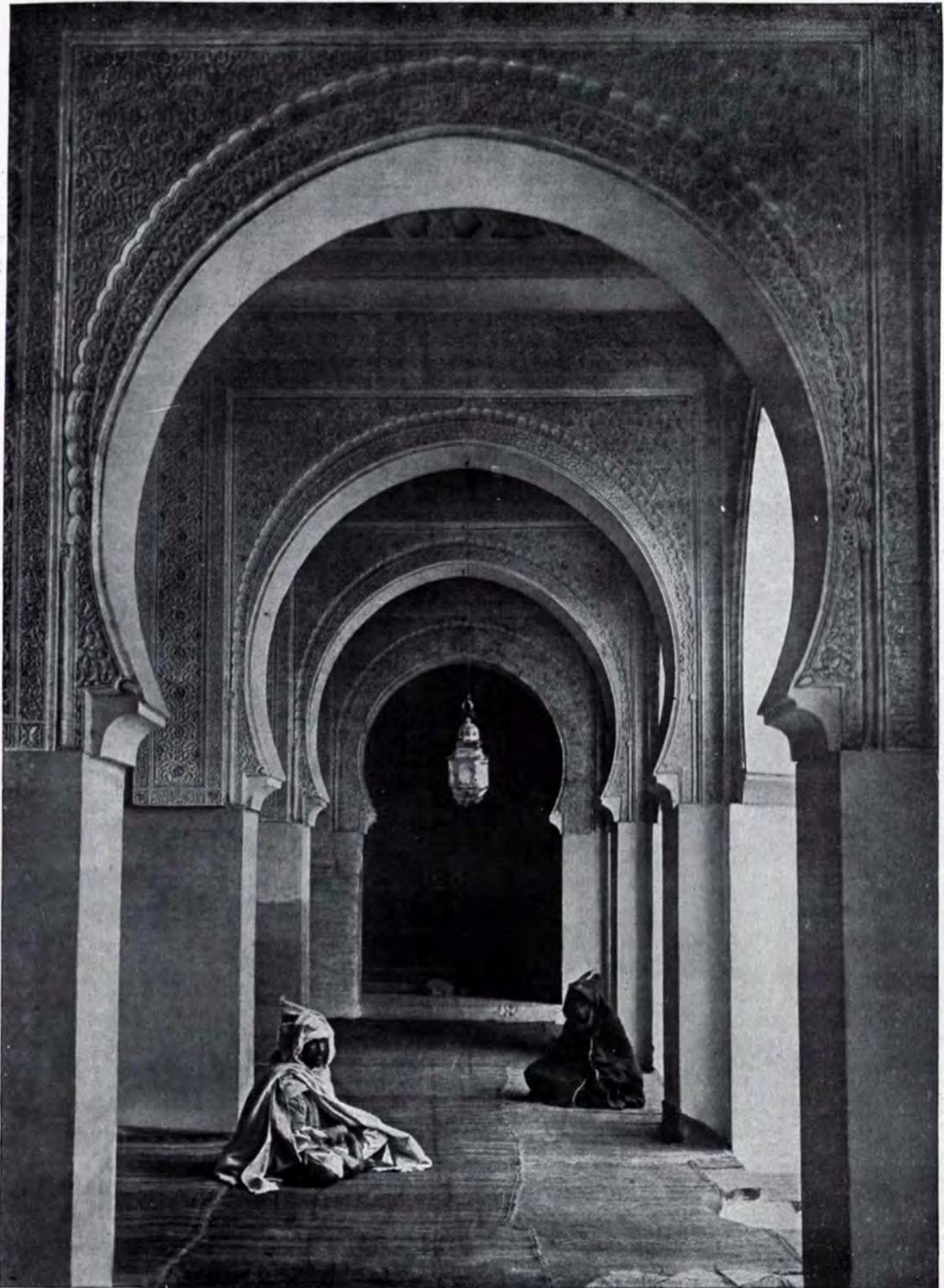


Abb. 3. Inneres der Moschee von Sidi-Bu-Medin (Westalgerien),
eines der edelsten Bauwerke der mohammedanischen Welt.

Phot. von Steurlein frères.



Phot. von Beurdein frères.

Abb. 4. Inneres der Kubba oder des Grabes des heiligen
Bu-Medin,
ein Arkadenhof mit Drußsäulen und Glasurziegelschmuck.

dieser verschwundenen Stadt, von der kein Haus mehr vorhanden ist, und deren Straßengevierte jetzt von weiten, fruchtbaren Feldern eingenommen werden. Das riesige Minarett, das neun Stockwerke hoch auf vierzig Meter aufragt, wie der Kutab-Minar aus dem Ruinenfeld von Delhi, sagt aber, daß die es umgebenden Ruinen einer Moschee angehört haben, düster und massig wie das Grab des gewaltigen Mongolenhelden bei Samarkand. Das ganze Mansura, zu deutsch „das Siegreiche“, entstand auf ein Machtwort des tapferen Merinidenkultans Abu-Yakub, als er Ende des dreizehnten Jahrhunderts Nemcen zum erstenmal belagerte. Sein Nachfolger Abul Hassan, der „schwarze Sultan“, baute die Stadt bei der zweiten Belagerung Nemcens im vierzehnten Jahrhundert weiter aus, und als Nemcen gefallen war, wurde Mansura die Hauptstadt des Merinidenreiches. Ibn Chaldun schildert in begeisterten Worten ihre Schönheit, das Leben und den Reichtum, die in ihr herrschten. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Mit dem Sturz der Meriniden (1358) verfiel auch ihre Hauptstadt, Nemcen trat wieder an ihre Stelle, und mit den Trümmern von Mansuras Palästen und

ist keine Moschee. Ebensovienig ist es der Tadsch-Mahal von Indien. Zu oberst der breiten Treppenschucht erhebt sich die Moschee von Sidi-Bu-Medin (Abb. 3 und 5), kaum größer als die Perlmoschee von Agra, aber von ungleich größerer Wirkung durch die unbeschreibliche Harmonie der Formen, die edle Einfachheit der Linien, die wunderbare Spitzenfulptur an den elfenbeinweißen Wänden, und endlich das Schatzkästlein des Michrab. Ich war ganz hingerissen von der zauberhaften Anmut dieses Bauwerkes, das heute, sechshundert Jahre nach seiner Errichtung, noch vollkommen unverfehrt dasteht inmitten der ruinenhaften Häuschen des Ortes.

Nemcen hat in seiner nahen, so paradiesischen Umgebung noch ein zweites steinernes Wunderwerk aufzuweisen, das nicht durch Schönheit und Zartheit wie die Moschee von Bu-Medin wirkt, sondern im Gegenteil durch seine Masse und Ausdehnung: die Ruinenstätte von Mansura. Eine halbe Stunde von dem Bab-el-Rhemis (dem Heerestore) der Stadt sah ich kilometerlange Ringmauern aus dem Grün der Drangengärten und Olivenhaine aufragen, mit den massigen Ruinen einer dräuenden Feste in der Mitte — anscheinend die Kasba, die Zitadelle

Moscheen baute man Tlemcen neuerdings auf. Nur die kilometerlangen, zwölf bis fünfzehn Meter hohen Ringmauern und ihre massigen Türme, achtzig an der Zahl, sprechen heute noch in ihrem Zerfall von dem, was Mansura einstens war.

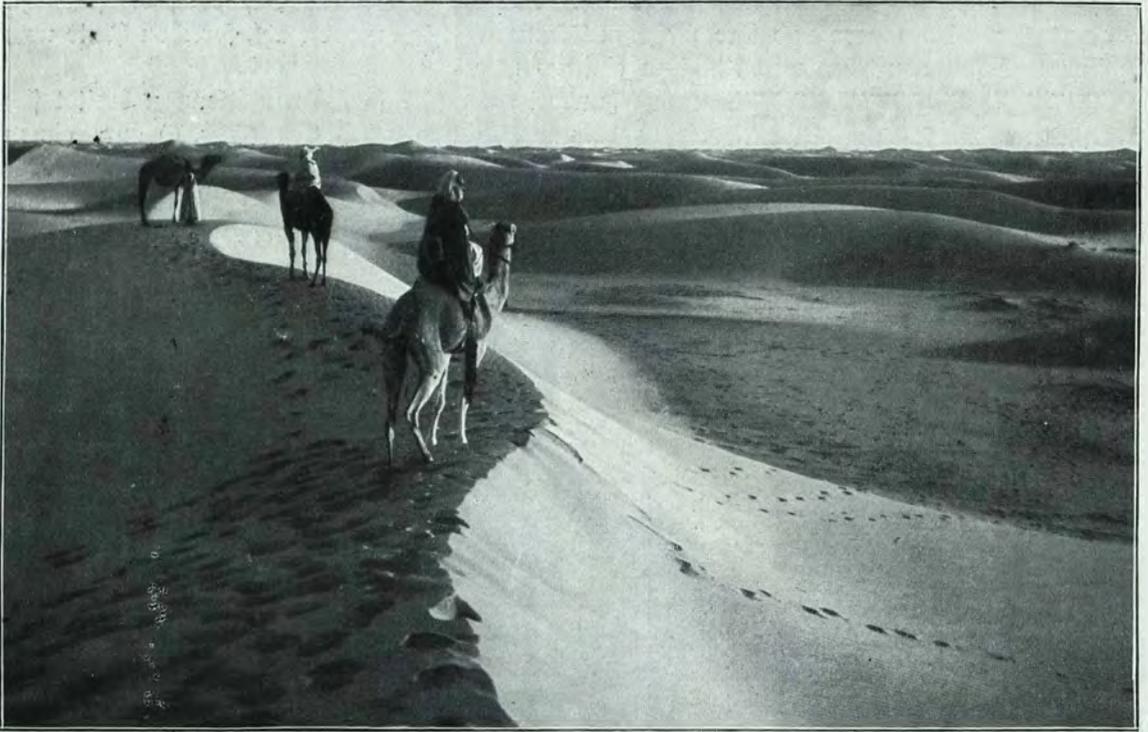
Ein Sandmeer der Sahara. Einige hundert Kilometer südlich von Tlemcen breitet sich die ungeheure Sandwüste des Erg (Abb. 6) aus, einem in der Bewegung plötzlich erstarrten Meere gleich in Wellen geworfen, unabsehbar, ohne irgendeine Unterbrechung, trocken und tot. Keine Fliege, kein noch so kleines Insekt, kein Grassalm ist in diesen fürchterlichen, von der Sonne durchglühten Einöden zu finden. Eisen rostet nicht, und Menschen wie Tiere, die hier zugrunde gehen, vermodern nicht. Kommt der Wind, dann wirbelt er den Sand hoch in die Lüfte, macht langsam die Sandwellen zu Tälern, die Täler zu Wellen, wirft Dünen auf, die wandern, solange er bläst, begräbt die Leichname, die Opfer der Wüste, deckt andere, längst vertrocknete, wieder auf. Sobald der Wind aufhört, herrscht wieder die Stille des Todes, nur zeitweilig, bei großen Dünen, unterbrochen durch das eigentümliche Singen des Sandes, vielfach zu Donner anschwellend, der allmählich wieder verklingt. Er rührt von den Lawinen her, die durch ein gelockertes Sandkörnchen entstehen können und dann gewaltige Sandmassen den Dünenabhang entlang nach unten reißen. Die Beduinen wie ihre jetzigen Herren, die Franzosen, stehen diesem Phänomen mit abergläubischer Furcht gegenüber. Die letzteren benennen es „Tambour du désert“ (Trommler der Wüste) und betrachten es als Vorboten des Todes eines der Ihrigen.

Alger. Die Hauptstadt Algeriens, die einst so gefürchtete Piratenstadt und Residenz des Deis von Alger, zeigt sich, von der See aus betrachtet, ähnlich wie Tanger von blendender Weiße, wie ein riesiger Burnus über einen steilen Abhang ausgebreitet. Man hat das Stadtbild von Tunis seiner Form und weißen Farbe halber als den „Burnus des Propheten“ bezeichnet. Al-Schir-el-Bahadscha, das weiße Alger verdient diesen Namen noch viel mehr, nur sind die unteren Ränder dieses Prophetenmantels von den Franzosen stark beschnitten worden; die Mohammedaner haben sich nach dem oberen Teil zurückgezogen. Wie eine riesige Kapuze erheben sich an der Spitze der Anhöhe die alten, dräuenden Mauern und Bastionen der Kasba (Burg). Dort oben hat die vor-



Phot. von Neurdein freres.

Abb. 5. Der Minbar oder die Kanzel der Moschee von Sidi-Bu-Medin (Westalgerien) mit herrlichem Stuckoschmuck.

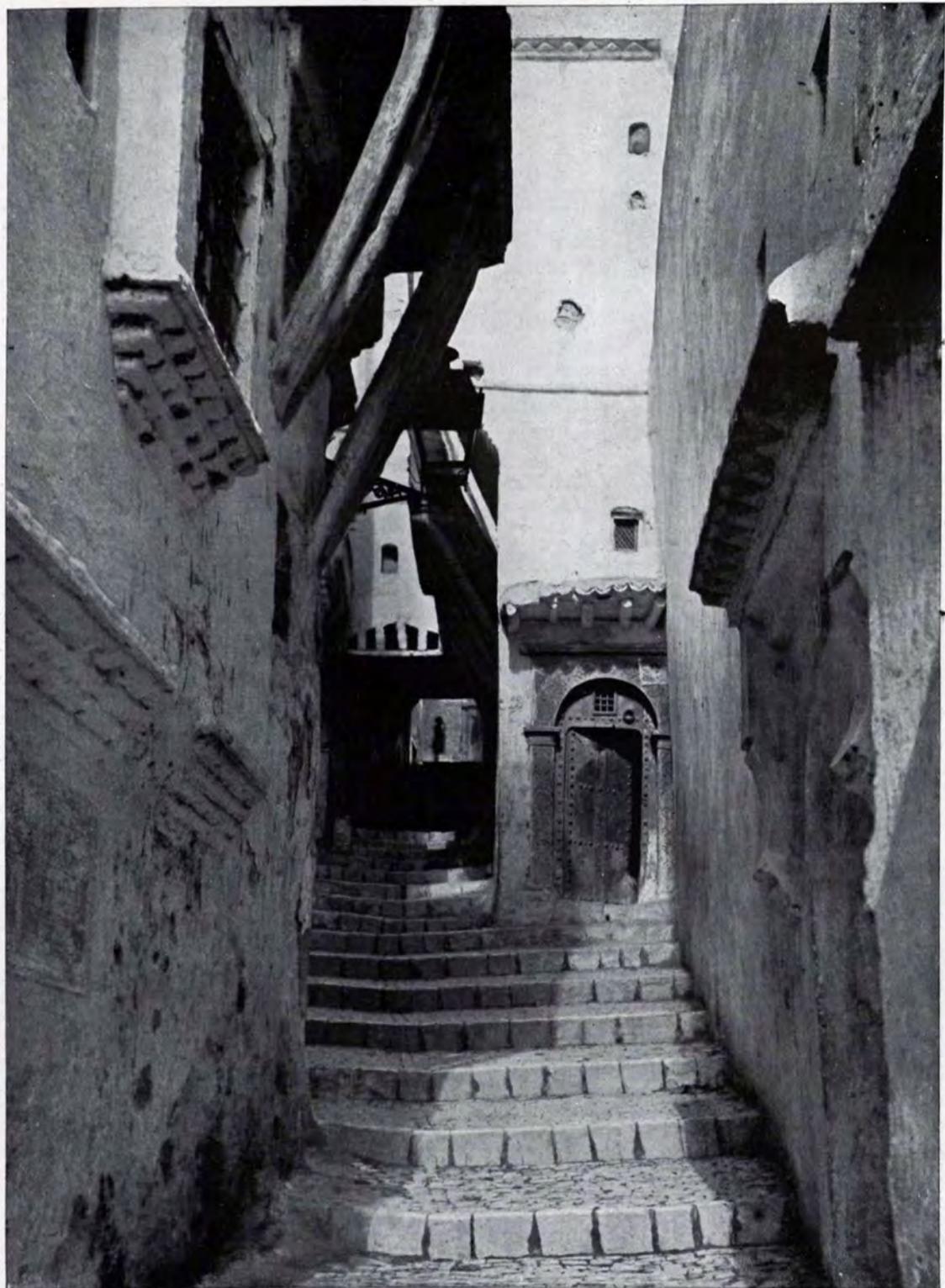


Phot. von Lehner & Landros, Tunis.

Abb. 6. Das Sandmeer „El Erg“ an der Südgrenze Algeriens,
mit seiner Dünenbildung einem bewegten Meere ähnlich.

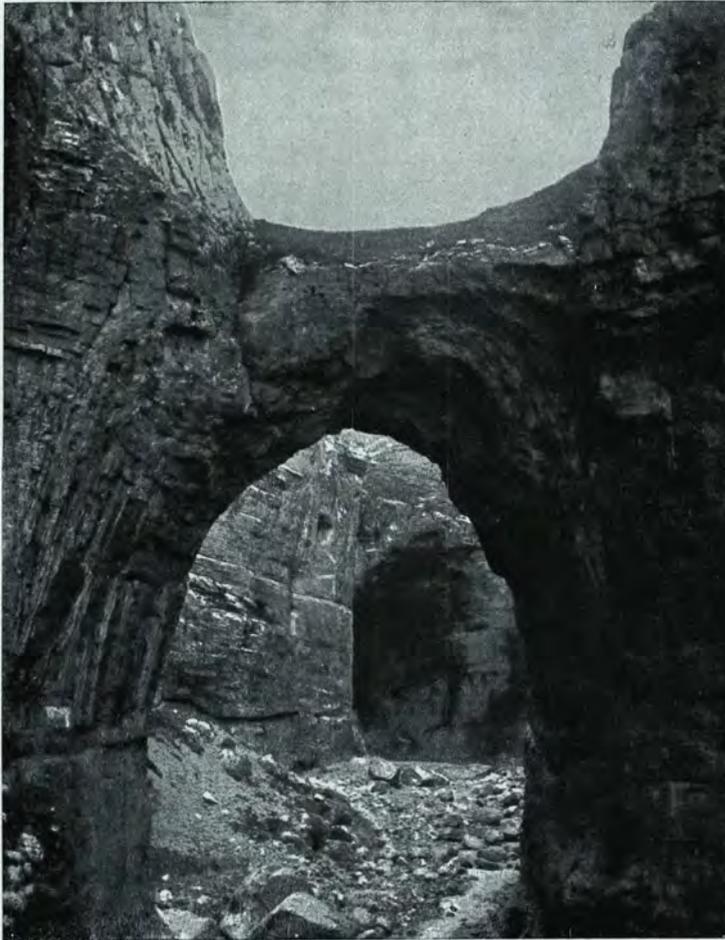
drängende Zivilisation der Christenwelt den Mohammedanern ihre alten Schlupfwinkel, das enge, düstere, katakombenartige Straßengewirre gelassen; dort oben an den steilen Hängen leben noch dreißigtausend Mauren, in ihrer ursprünglichen Art zusammengedrängt, in verschlossenen Häusern, zwischen denen sich schmale Gänge zur Kasba hinaufwinden. Wie ein weißer Ameisenhaufen zeigt sich diese Stadt, dessen untersten Teil die Franzosen weggeschaufelt haben, und wenn sie es mit dem oberen nicht ebenso taten, so war es, weil sie seiner nicht bedurften. Das steile Winkelwerk ist ihnen unnütz, und deshalb allein blieb es erhalten. Sonst wäre es längst in Trümmer gebrochen und zum Aufbau einer neuen Stadt verwendet worden.

Das Labyrinth von Gäßchen des oberen Alger ist schwer zu schildern, denn man sieht, figürlich gesprochen, den Wald vor lauter Bäumen nicht. Wie in Tunis und Tanger und Fez, so haben auch hier die maurischen Städtebauer alles mögliche aufgeboten, um nur ja gerade Linien zu vermeiden. Der Stadtplan zeigt nur Krümmungen und Sackgassen, gewölbte Gänge, steile Treppen, besetzt von Häusern, so kahl und undurchdringlich wie riesige Steinquadern — ein Friedhof, besetzt mit Grabdenkmälern. Kein grüner Rasenfleck, kein Baum, kein Blumenstrauch, kein Platz zeigt sich in diesem Labyrinth, in dem der Fremde sich verirren, verlieren könnte, wüßte er nicht, daß alle diese Gäßchen nach oben bei der Kasba zusammenlaufen, nach unten in die modernen, breiten, lustigen, belebten Straßen der Franzosenstadt münden. Keines dieser Gäßchen ist breit genug, um einen Wagen durchzulassen, und wären sie es, dann würden die Treppen und steilen Hänge ihr Fortkommen verhindern (Abb. 7). Niemals hat ein Wagenrad das holperige Steinpflaster entweiht. Erscheinen die kleinen Eselchen mit ihren Säcken voll Brennholz, Gemüse, Kohle oder anderen Waren, dann müssen die Fuß-



Phot. von Neurdein frères.

Abb. 7. Die Straße der Kamele in Alger,
ein typisches Beispiel für die engen, steil ansteigenden Straßen der Maurenstadt und die Eigenart der Balkone.



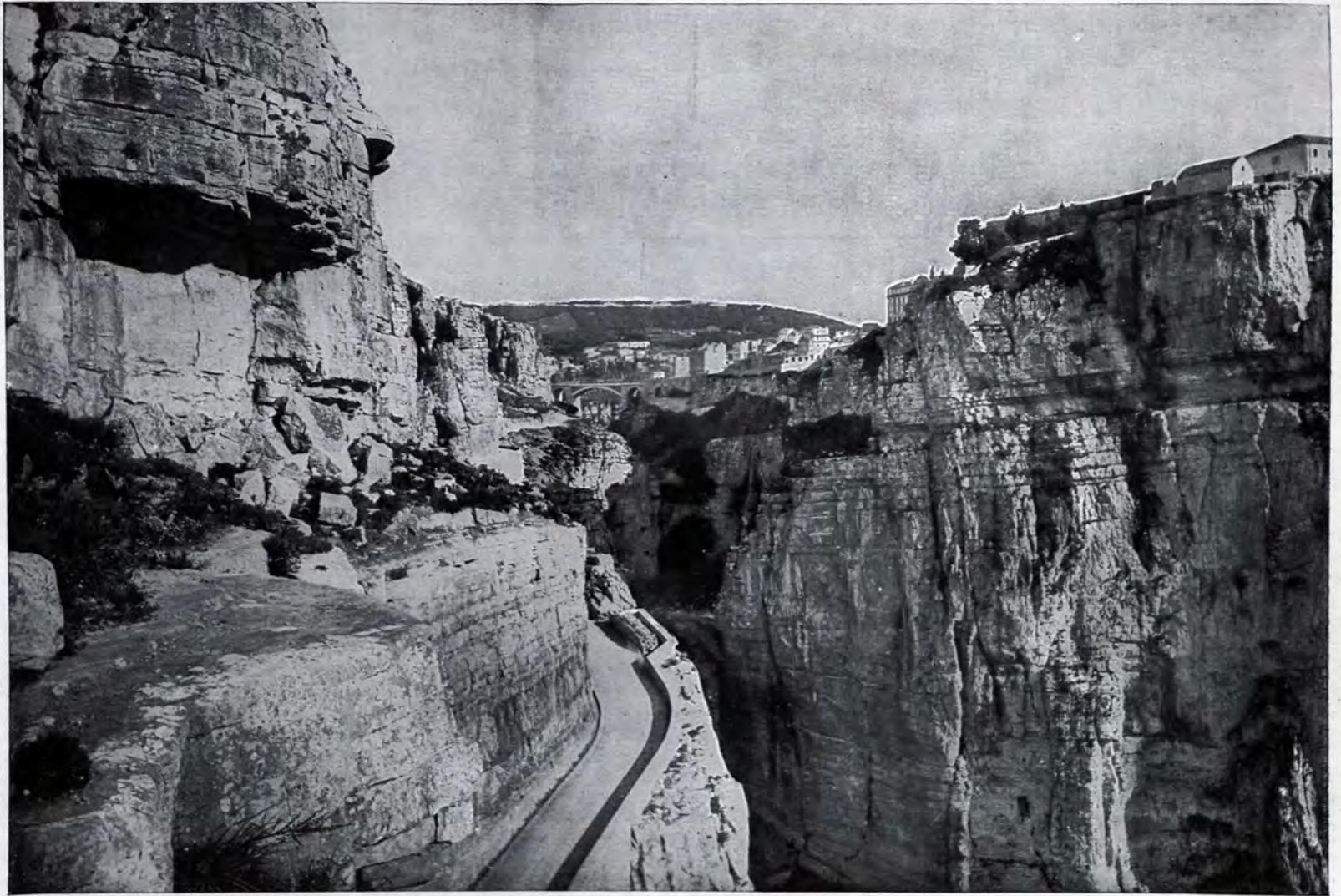
Phot. der S. G. White Co.

Abb. 8. Eine der bemerkenswertesten Naturbrücken über den Dued Rhummel.

gänger zur nächsten Kreuzung zurückeilen, um Platz zu machen. In Hausgänge zu treten ist unmöglich, denn es gibt keine solchen. Jedes Haus ist eine Burg oder besser noch ein Kerker, denn es ist nicht nur nach außen, sondern auch nach innen verschlossen, ganz wie die Paläste der Großen von Indien. Ein paar winzige Treppen führen empor zu einer kleinen Öffnung in der Mauer, die ein Mensch nur gebückt passieren kann, und dann streifen seine Gewänder die Mauer auf beiden Seiten. Feste, mit Eisenbeschlägen und gewaltigen Schlössern versehene Türen verschließen sie, und tritt zufälligerweise gerade eine der verhüllten Frauengestalten durch die Tür, dann gewahrt der Wanderer im finsternen Innern eine steile, gewundene Treppe, so schmal wie das winzige Pförtchen selbst. Die Mehrzahl der trotz der weißen Tünche düster aussehenden Häuser besitzt im ersten Stockwerke weit hervorspringende, gemauerte Erker, die

durch ungehobelte, in den Mauern gestützte Holzpfähle getragen werden. So eng sind die Straßen, daß zwischen den Erkern der gegenüberstehenden Häuser kaum ein schmaler Spalt übrigbleibt, durch den der tiefblaue Himmel spärliches Licht herabsendet. Mitunter berühren sich diese Erker, die Straßen in gedeckte Gänge verwandelnd, in denen ewige Dämmerung herrscht. Die wenigen hoch über der Straße gelegenen Fensterchen sind vergittert und überdies noch durch schwere Holzläden verschlossen, so daß das Innere der Außenwelt vollständig verborgen bleibt. Was diese so behüteten Häuser, die wie Gräber aussehen, wohl bergen mögen? Der Phantasie ist der weiteste Spielraum gelassen. Strogen die inneren Räumlichkeiten von Schätzen und Geschmeiden des sagenhaften Orients? Wohnen dort, auf schwellenden Teppichen, in kostbare Gewänder gehüllt, herrliche Frauen, das Spielzeug, der Zeitvertreib ihrer Gebieter? Sind die Räume kahl, feucht, ärmlich, der Sitz des Elendes und des Lasters? Wer kann das sagen?

Constantine. Die zweitgrößte Stadt Algeriens, weit in die Zeit der Phönizier zurückreichend und noch viel malerischer als Alger ist Constantine (Abb. 9). Als die Franzosen im Jahre 1830 Alger nahmen und damit den Grundstein für ihr ausgedehntes



20

Abb. 9. Constantine und die Schlucht des Rhummelflusses (Ostalgerien) mit hundertfünfzig Meter hohen senkrechten Wänden.

Phot. von Beurdein Irères.

nordafrikanisches Kolonialreich legten, war Algerien von drei Machthabern beherrscht. Im Westen thronte der Dei von Oran, in der Mitte jener von Alger, im Osten der Dei von Constantine. Dei bedeutet in der türkischen Sprache Dheim; diesen Namen geben die türkischen Soldaten ihrem zeitweilig selbstgewählten Pascha. Der Dei von Oran war bald bezwungen, doch jener von Constantine, Had-schi Achmed, hielt sich auf dem steilen, vom Rhummelfluß umspülten Felsen lange Zeit, und erst im Jahre 1837 gelang es den Franzosen, der uralten, nach Kaiser Konstantin benannten Stadt Herr zu werden.

Rhummelschlucht.

Der Oued Rhummel hat sich durch den Kalkfelsen von Constantine eine grauenhafte Schlucht mit senkrechten Wänden bis hundertfünfzig Meter Höhe gewaschen, an deren Fuß er donnernd und schäumend der Ebene zuströmt. Stellenweise hat er natürliche Brücken stehen gelassen (Abb. 8), einzelne an hundert Meter hoch über seinem stets aufgewühlten Bett, andere tief unten in der Schlucht, die den größten Natur-



From Stereo copyright Underwood & Underwood.

Abb. 10. Die neuerbaute Brücke über die Schlucht des Oued Rhummel (Ostalgerien), hundert Meter über dem Flusse.

merkwürdigkeiten des Dunkeln Erdteils beigehört werden kann. Doch diese Brücken waren für den Verkehr nicht sicher genug, und so bauten schon die Römer eine feste Brücke über den furchtbaren Schlund. Als sie im Jahre 1857 zusammenbrach, ersetzten sie die Franzosen durch eine Steinbrücke von vierhundertfünfzig Meter Länge, die sich in einer Höhe von mehr als hundert Meter über den tief unten brausenden Fluß wölbt. Der mittlere Bogen dieser Brücke ist aus Eisen hergestellt (Abb. 10). Im Frühjahr, wenn die gewaltigen Schmelzwasser des Atlas den Fluß anschwellen, gewähren die beiden Wasserfälle von zusammen achtzig Meter Höhe am Ausgang der Schlucht einen überwältigenden Anblick.

Hamam Meskutine. Unweit von Constantine, auf dem Wege nach Tunis, liegen die kochend heißen Quellen von Hamam Meskutine (Abb. 11). Die weite, von Bergen umschlossene Ebene, in der sie dem Boden entströmen, ist mit der herrlichsten Vegetation bedeckt, die das ganze Jahr über grünt und blüht. Das kalkhaltige Wasser, schon von den Römern zu Badezwecken benutzt, setzt in seinem Sturz über mehrere Terrassen seinen mineralischen Gehalt auf ihnen ab, und diese weißen und rötlichen, von Grün umrahmten Stufen, zwischen denen die Fluten in viele Arme gespalten, dampfend und in heißen Nebel gehüllt, herabschäumen, sind von eigenartiger Großartigkeit. Die abergläubischen Araber haben um diese Hamam Meskutine (verwunschenen Bäder) einen ganzen Sagen-

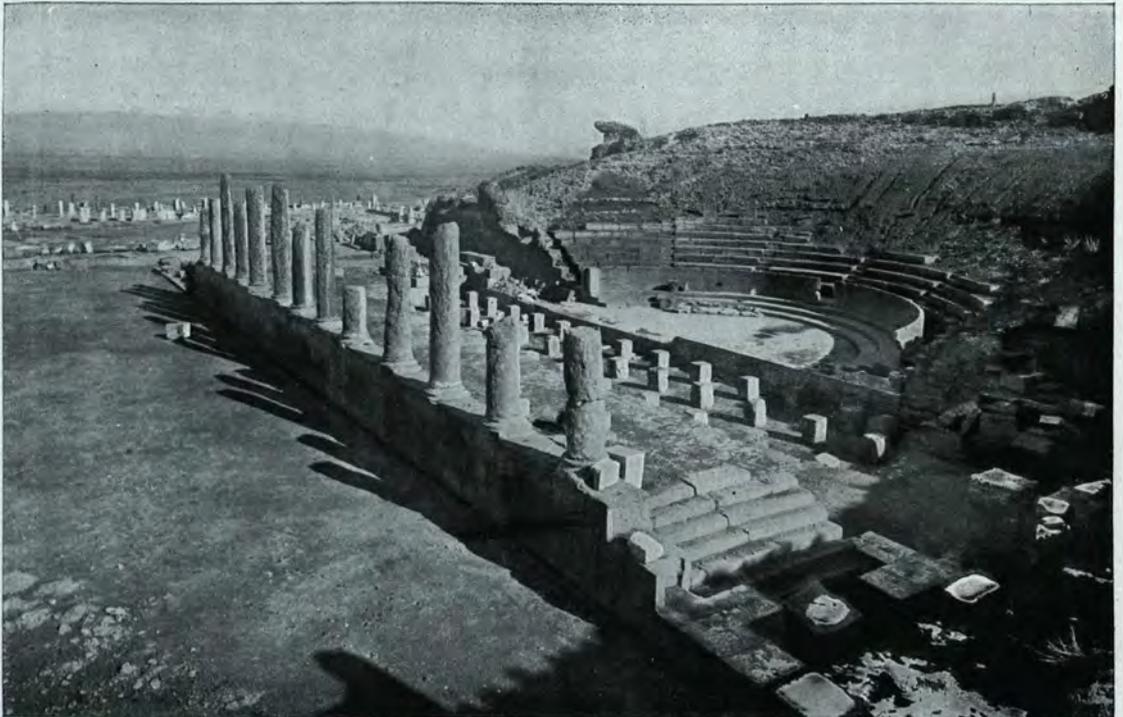


Phot. von Reudein frères.

Abb. 11. Die heißen Quellen und Kaskaden von Hammam Meskoutine (Algerien) mit den Terrassen von schwefelsaurem Kalk.

krantz gewoben, und die seltsamen Kalksäulen, die, auf dem Bilde nicht sichtbar, bei den Kas-
kaden stehen, werden von ihnen für versteinerte Menschen gehalten.

Timgad. Das größte Wunder von Algerien und eines der größten des afrikanischen Kon-
tinent's ist die altrömische Stadt Thamugadis, das heutige Timgad, in der Wüste
südlich von Constantine, nicht weit von dem Wege nach der berühmten Oase Biskra gelegen.
Timgad ist eine römische Dornröschenstadt auf afrikanischer Erde, die nach dem Schlaf eines
ganzen Zeitalters zu neuem Leben ersteht, nicht dem Leben der Gegenwart, sondern dem
Leben der altrömischen Vergangenheit. Sie wurde durch Kaiser Trajans Machtwort in un-
glaublicher Pracht von den Kohorten der berühmten dritten Legion, der legio Augusta — den
Eroberern von Afrika — aus dem Wüstenboden des Dschebel Aurès hervorgezaubert und zeigt
sich heute, wieder aus dem Dornröschenschlaf erwacht, ganz so wie damals, als das Volk von
Thamugadis nach dem Kapitol pilgerte, um dort Jupiter, Juno und Minerva anzubeten. Als
ich Timgad vor mir auftauchen sah, traute ich meinen Augen nicht. Das mußte eine Fata
Morgana sein, durch die Zeiten aus dem altrömischen Reich oder gar aus Rom selbst wider-
gespiegelt. Wer ist nicht von dem Anblick ergriffen gewesen, den das alte Rom, vom Kapito-
linischen Hügel gesehen, darbietet? Würden dort die modernen Häuser beseitigt, die alt-
römischen wieder aufgebaut werden, Tempel, Thermen, Propyläen, Villen aus ihren verstreuten
Trümmern wieder erstehen können, hätte ein Zauberer die Gewalt, wie ein ähnliches Beispiel
in der Geschichte Sindbads des Seefahrers zeigt, mit einem großen Magnet die Trümmer jedes
einzelnen Gebäudes aus dem Schutt zu ziehen und zusammenzufügen, dann würde ein Stadt-
teil geschaffen, wie sich heute ein Viertel von Timgad den Blicken darbietet.



Phot. von Neubain frères.

Abb. 12. Ruinen des Theaters von Timgad, mit großer Bühne im Vordergrund und halbrunden,
ansteigenden Sitzbänken für viertausend Zuschauer.



Abb. 13. Die westöstliche Hauptstraße (Decumanus Maximus) der römischen Ruinenstadt Timgad (Ostalgerien), die von den Franzosen in den letzten zwei Jahrzehnten aus dem Wüstenlande ausgegraben wurde.

Phot. von Neurdein frères.

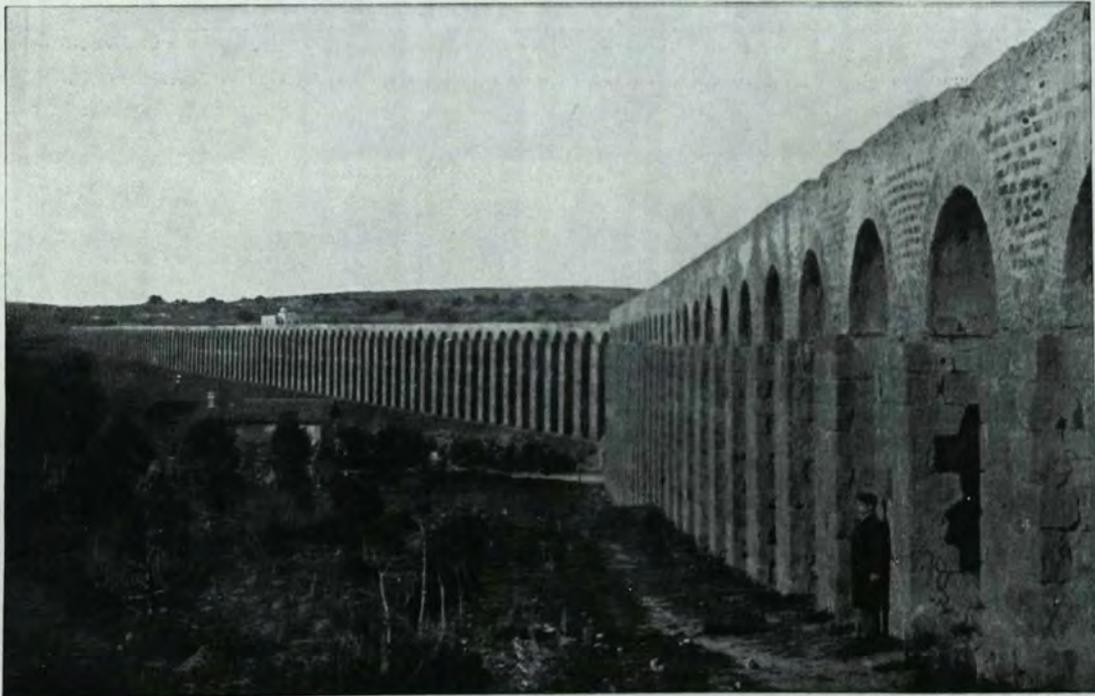


Phot. von Neurdein frères.

Abb. 14. Der Triumphbogen am Ende des Decumanus Maximus zu Timgad.

Schon dieses Viertel, das bis jetzt aus dem Wüstenand und dem Schutt der Bergströme ausgegraben wurde, zeigt die Römer in ganz anderem Lichte als Pompeji, es zeigt sie in ihrer vollen Größe und Kraft und Macht, als sie den bedeutendsten Teil der damals bekannten Welt beherrschten. Pompeji war nur eine Stadt des Vergnügens, man könnte sagen eine Sommerfrische mit kleinen, der Behaglichkeit gewidmeten Häusern, aus leichtem, vergänglichem Material aufgebaut, das unter Mosaik und Malereien geschickt verkleidet wurde, eine Stadt mit engen Gassen und kleinen Bedürfnissen angepaßten öffentlichen Bauten. Wäre es nicht durch vulkanische Asche bedeckt und so für die Nachwelt aufbewahrt worden, es wäre früher vergangen als all die anderen kleineren Städte der Römer. Hätte es erst solche Stürme zu bestehen gehabt wie Timgad, wären die Vandalen, die Byzantiner, Sarazenen und Türken vernichtend und verheerend darüber gebraust wie über Timgad, dann wäre Pompeji zu Staub und Asche zerflogen, und nichts würde uns heute an diese Stadt erinnern. Übrigens war Pompeji gar nicht eine Stadt der Römer, es war eine griechische Kolonie auf italischem Boden. Timgad aber ist römisch durch und durch, auf Befehl eines römischen Kaisers erstanden, von römischen Soldaten gebaut aus Marmor und festem Gestein, starr und hart, und so ragt es noch heute, nach zwei Jahrtausenden, aus der Wüste mit Riesengebäuden und Torbögen, Propyläen, Triumphpforten und einem ganzen Wald hochstämmiger Säulen. In der Tat, die „Stadt der Säulen“ ist der Name, den ich Timgad am liebsten geben möchte.

Innerhalb der ein Quadrat von etwa einem halben Kilometer Seitenlänge umfassenden Ringmauer kreuzen sich schachbrettartig die breiten Straßen, mit zwei anspruchsvollen Boulevards in der Mitte, dem *Cardo Maximus* von Nord nach Süd, dem *Decumanus Maximus* von Ost nach West (Abb. 13), wie alle anderen Straßen mit großen, festgefügtten Steinplatten belegt. Nahe dem Kreuzungspunkte erhebt sich das riesige Forum, während am Nordtore, einem der schönsten und besterhaltenen Formonumente, ein Trajansbogen zu Ehren des Gründers der Stadt aufragt, desgleichen ein zweiter Triumphbogen am Ende des *Decumanus Maximus* (Abb. 14). Im Süden sprechen herrliche Säulenreihen, die das Kapitol umgeben, von der Größe, die dieses gehabt haben muß, als auf dem kolossalen Unterbau noch der Jupiter-tempel stand. Heute sind davon nur zwei, allerdings beinahe turmhohe Säulen vorhanden. Das Theater, mit halbrunden, übereinander ansteigenden steinernen Sitzbänken für viertausend Zuseher und der großen Bühne ist vortrefflich erhalten (Abb. 12). Ausgedehnte Thermen mit der raffiniertesten Einrichtung liegen in jedem Teile der Stadt. In den nördlichen fand ich in den unterirdischen gewölbten Heizräumen noch Holzkohlenreste des letzten Feuers, welches den Römern das Schwitzbad heizte, ehe die Vandalen darüber herfielen. Durch die Kloaken schreitend, die sich unter allen Straßen hinziehen, sah ich die sinnreichen Einrichtungen für den Ablauf von Marktplätzen, Privathäusern, öffentlichen Latrinen. Merkwürdigerweise haben sich diese mit Spülwasser und Sitzbänken aus weißem Marmor einst luxuriös ausgestatteten Einrichtungen am besten erhalten! Eine Reihe von Häusern zeigt ähnliche Anordnung und Ausschmückung der Innenräume wie jene von Pompeji, besonders das sogenannte „Haus des Hermaphroditen“ und jenes des „Sertius“. Auf der *Area*, dem Mittelhof des mit riesigen Steinplatten gepflasterten, majestätischen Forums, sind noch die Felder für das Brettspiel eingemeißelt, und ein großer Steintisch dort trägt die Inschrift: „Sagen, Baden, Lachen, das ist Leben.“



Stereograph der J. C. White Co.

Abb. 15. Die römische Wasserleitung bei Tunis.
(Sie brachte das Wasser für Tunis aus den siebenzig Kilometer entfernten Bergen von Zaghouan.)

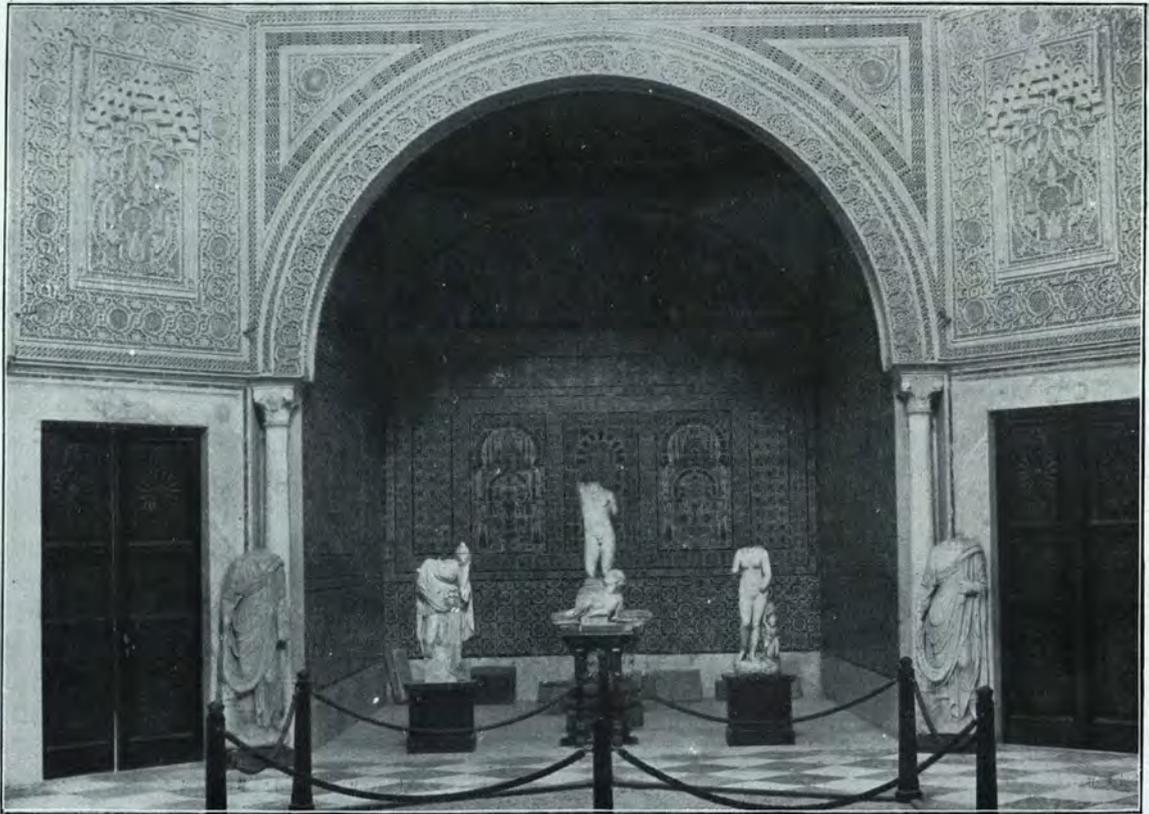


Abb. 16. Das einstige Herrscherschloß El Bardo bei Tunis.
 (Innenräume früher für Haremszwecke dienend, heute ein großartiges Museum für römische Altertümer.)

Phot. von Gesse-Wartegg.

Tunesien.

Tunis. Viel reicher noch an Naturwundern und herrlichen Werken der Menschenhand als Algerien ist Tunesien, ja es wetteifert darin mit dem berühmten Ägypten und ist ebenso sehenswert wie dieses. Dank seiner Nähe an Europa, durch eine nur eintägige Seefahrt mit den großen Prachtschiffen deutscher Flagge erreichbar, entwickelt es sich immer mehr zur Winterstation. Es ist ein Land der Wiederkehr. Wer es einmal besucht hat, hegt sicher den lebhaften Wunsch, mehr davon zu sehen. Wie Ägypten seine Denkmäler aus der Pharaonenzeit, so hat Tunesien solche aus der phönizischen und römischen Zeit von einer Menge und Großartigkeit, die man nach den spärlichen Resten des einst so prächtigen Karthago weiter im Inlande gar nicht vermuten würde. Seine Hauptstadt Tunis selbst ist in seiner Art ebenso interessant wie Kairo. Freilich ist das Klima nicht ganz so günstig wie dort, dafür gibt es im Süden der Regenschaft, von der Hauptstadt leicht erreichbar, eine Reihe der herrlichsten Oasen, wo man den Winter in klimatischer Hinsicht ebenso angenehm verbringen kann, wie irgendwo im Lande der Pharaonen. — „Burnus des Propheten“ — das ist der Name, den die Gläubigen der Hauptstadt beilegen. Mit echt orientalischer Phantasie glauben sie in der Grundform der sich an einer sanften Anhöhe emporziehenden Stadt die Form eines ausgebreiteten Burnus zu erblicken, dessen Kapuze, wie in Alger, die auf der Höhe thronende Zitadelle sein soll.



Abb. 17. Die Aceituna-Moschee in Tunis, mit dem Blick auf die Stadt.

Phot. von Garrigues, Tunis.



Phot. von The Photochrom Co. Ltd.

Abb. 18. Der Garten vor dem Museum der Weißen Väter in Karthago
(liegt mitten in den Ruinen dieser vor dreitausend Jahren gegründeten Stadt).

Innerhalb der Ringmauern hat sich der alte maurische Charakter der Stadt mit seinem regen Leben und Verkehr trotz des Vordringens der Franzosen vollkommen rein und unverfälscht erhalten, und man glaubt beim Durchschreiten der Tore aus der Gegenwart um mehrere Jahrhunderte zurück in die Zeiten der ersten türkischen Besitzergreifung versetzt zu werden. Draußen vor den Stadtmauern, in den breiten, sonnigen Avenuen der Franzosenstadt brüsten sich in riesigen, mehrstöckigen Gebäuden bunte Warenlager modernster Art; in den lauschigen, dämmerigen Basaren der Maurenstadt aber sind noch die langen Reihen kleiner Kaufläden mit eigenen Gäßchen für jeden Artikel, jedes Gewerbe, und mit Menschen in malerischen, orientalischen Gewändern, Turbanen und Schleiern. Draußen lärmender Straßenverkehr mit rassellenden, tutenden Automobilen, klingelnden Straßenbahnen und polternden Lastwagen, drinnen das stille Pantoffelgeschlürfe von verschleierten Frauen in weißen Karnevaldominos oder von härtigen, patriarchalischen, farbenstrotzenden Mauren. Überall schöne Moscheen, Medressen, Minarette, Dome, Arkaden, verschlossene Paläste, vergitterte Fenster, dunkle Torbogen, flache, sonnenbeschienene Dächer, hier und dort Palmen, die über unsichtbare, ummauerte Gärten aufragen.

Draußen in der Franzosenstadt mit ihren breiten, prächtigen Avenuen, Gärten, Promenaden und großen Fremdenkarawanensereien ist es so belebt, elegant und modern wie in Nizza. Eine dieser neuzeitlichen Herbergen, das Tunisia Palace Hotel, steht in Verbindung mit einem großen Wintergarten, Konzertsälen, einem Klub und dem prächtigen Théâtre Municipal, wo zur Winterszeit vortreffliche Opern- und Schauspielvorstellungen stattfinden. Der mächtige Hotel-

bau wird von einem Minarett überhöht, und von seiner Spitze genießt man die Aussicht über die Stadt und ihre herrliche Umgebung. Aus den üppigen Gärten ragen die ausgedehnten, von Ringmauern mit Rundtürmen umschlossenen Bauten der einstigen Königsresidenz, des Bardo, auf. Die prächtigen Thron-, Audienz- und Gerichtssäle mit ihren reichen Vergoldungen, Spiegelschmuck und zarten Arabesken, die berühmte Löwentreppe mit den dahinter liegenden maurischen Säulenhöfen sind so geblieben wie zur Zeit, als sich der glänzende, fremdartige Hofstaat des prunkliebenden, verschwenderischen Beis in dieser afrikanischen Mahambra bewegte. Nur die einstigen Haremsräume sind nach der Flucht der Odalisten vor den Franzosen in ein großartiges Museum verwandelt worden, vornehmlich gefüllt mit Kunstwerken aus römischer wie maurischer Zeit (Abb. 16).

Unter den vielen Moscheen ist wohl die große Aceituna- (Oliven-) Moschee mit ihrem hübschen Minarett die interessanteste (Abb. 17). Sie enthält eine sehr bedeutende Bibliothek von uralten arabischen und griechischen Manuskripten, darunter solche von hohem Wert. Doch kein Bauwerk der Mauren wie der Franzosen läßt sich an Größe und Bedeutung mit jenen der alten Römer vergleichen, und kaum jemals wird Tunesien wieder so hohe Kultur, so prächtige Städte, so reiche Bebauung besitzen, wie es, aus den massenhaft vorhandenen Ruinen zu schließen, zur Römerzeit besessen hat. Gleich in der Nähe des Bardo erheben sich die gewaltigen Reste der alt-römischen Wasserleitung (Abb. 15), die das Wasser von dem über siebenzig Kilometer entfernten Zaghuan nach Karthago brachte. Bald mittels vierzig Meter hohen Steinpfeilern über weite Täler ziehend, bald tief in die Höhenzüge eingeschnitten, begleiten sie den Reisenden bis nahe an die Quellen, wo das kristallklare Raß in reichster Fülle dem Dschebel Zaghuan entspringt.



Phot. von The Photochrom Co. Ltd.

Abb. 19. Der „Steingarten“ zwischen den Trümmern von Karthago.

Karthago, Dougga, El-Djem.

Karthago! Dort oben auf der kahlen Anhöhe nahe dem Meere hat einst diese große, glänzende, reiche Stadt gelegen, das London oder Paris der alten Zeit. Obgleich vor bald dreitausend Jahren gegründet, war sie doch nicht die älteste Stadt von Nordafrika, denn dreihundert Jahre früher besaßen dort die Phönizier als bedeutendste Niederlassung die Stadt Utika weiter unterhalb, nahe der Mündung des Medscherdaflusses ins Mittelmeer. Doch Karthago war die schönste Stadt, die Herrscherin über Nordafrika, mit Rom wetteifernd, es an Einwohnerzahl sogar übertreffend. Selbst noch bei der ersten Invasion der Araber im siebenten Jahrhundert war es eine große Stadt, und erst Hassan Ibn-An-numan zerstörte es im Jahre 693. Auch dann noch beherbergten die Ruinen eine ansehnliche Bevölkerung, und erst nach dem unglückseligen Kreuzzug Ludwigs IX. von Frankreich und nach seinem in Karthago erfolgten Tod wurde es im Jahre 1270 von den Arabern und Berbern dem Erdboden gleichgemacht, damit es niemals wieder eine christliche Macht aufnehmen könnte. Aber diese christliche Macht kam doch, freilich erst sechshundert Jahre später; die „Weißen Väter von Afrika“ machten die gewaltigen Schutthäufen zu ihrer bleibenden

Wohnstätte, und ihnen sowie dem verdienstvollen Kardinal Lavigerie sind in erster Linie die Ausgrabungen und die Anlage des interessantesten Museums zu danken, das heute gegenüber der neubauten Kathedrale eine Unmenge von Altertümern und Kunstschätzen enthält (Abb. 18 und 19). Die Kathedrale selbst erhebt sich mit ihren weithin sichtbaren weißen Mauern und Türmen an der Stelle des einstigen Kapitolini-schen Tempels, von dem noch wohlerhaltene Reste vorhanden sind. Der Tem-



Abb. 20. Phönizisches Grab in Karthago in Form eines dreiseitigen Prismas.

Phot. Sir Harry Johnston.

pel des Moloch ist besonders der schrecklichen Kinderopfer wegen zu trauriger Berühmtheit gelangt. An manchen Festtagen wurden diesem Gözen mehr als dreihundert Kinder der angesehensten Familien Karthagos geopfert. — Das Amphitheater enthält die Kapelle der heiligen Perpetua und Felicitas, die am 7. März des Jahres 202 dort wilden Tieren vorgeworfen und von ihnen zerfleischt wurden. — Auch eines der Theater ist noch teilweise erhalten; dort werden alljährlich viel-



Abb. 21. Das Amphitheater von El-Djem (Tunesien), das bedeutendste noch erhaltene römische Bauwerk in Nordafrika.

Phot. Hesse-Wartegg.



Photo-Solès Tunis.

Abb. 22. Römische Ruinen in Dougga (Tunesien).

befuchte römische Festspiele veranstaltet.

Bis auf die jüngste Zeit führten die systematisch unternommenen Ausgrabungen nur durch die oberen Schichten; doch schon sind eine Reihe phönizischer Inschriften und Gräber (Abb. 20), manche davon vortrefflich erhalten, gefunden worden.

Weit großartiger als die Ruinen Karthagos sind jene der römischen Inlandstädte Lebesja, Dudna und vor allem Dougga (Abb. 22), das einst so reiche und große Thugga, wo noch Theater, Tempel, Triumphbogen, Bäder von prächtiger Ausführung wohl erhalten aufrecht stehen. — Doch das weitaus bedeutendste römische Bauwerk von ganz Afrika, und selbst in Europa nur mit dem Kolosseum in Rom vergleichbar, ist das herrliche Amphitheater von El-Djem

(Abb. 21) mitten in der einsamen, unbewohnten Steppe auf dem Wege zwischen Sufa und Sfar.

Kairuan. Westlich von dieser Route, heute mit der Eisenbahn von Tunis aus leicht erreichbar, liegt die heiligste Stadt des mohammedanischen Afrikas, das „Mekka des Maghreb“, Kairuan. Keine mir bekannte Stadt des Islams in den drei alten Kontinenten hat sich so ursprünglich und unbeeinflusst von der abendländischen Kultur erhalten wie dieses, und ganz so wie heute muß Kairuan gewesen sein, als Aghlab es durch sein Machtwort zur Hauptstadt des mohammedanischen Westens erhob, oder als zur Zeit der Kreuzzüge König Ludwig der Heilige von Frankreich auf den Trümmern Karthagos das Zeitliche segnete. Wie ein Fluten- und Ebbspiegel der Gezeiten wogte seither das Meer des Islams auf und nieder, erobernd und besiegt, vordringend und zurückgeworfen, nur Kairuan blieb starr, als stände es auf einer einsamen Felseninsel, und als wären seine Moscheen nur Mausoleen, seine Häuser nur Gräber. In der Tat, wenn ich von den Stadtmauern auf das seltsame Labyrinth von gewölbten Kuppeln und würfelförmigen Häusern mit ihren flachen Dächern, alles in blendendem Weiß, herabblidte, ohne den geringsten Flecken von Grün, ohne das bescheidenste Bäumchen, alles dicht zusammengedrängt, dann erschien mir Kairuan wie ein ummauerter Friedhof des Islams. Seit Jahrhunderten pulsiert ja dort nichts von dem Leben, das unsere Christenstädte großgezogen und bereichert und verschönert hat. Seit Jahrhunderten wohnen dort vornehmlich nur orthodoxe Moslemin in großen, weitverzweigten Familiengruppen rings um die Kubba oder die Zauia irgendeines ihrer Vorfahren, der sich durch besondere Heiligkeit ausgezeichnet hat, und

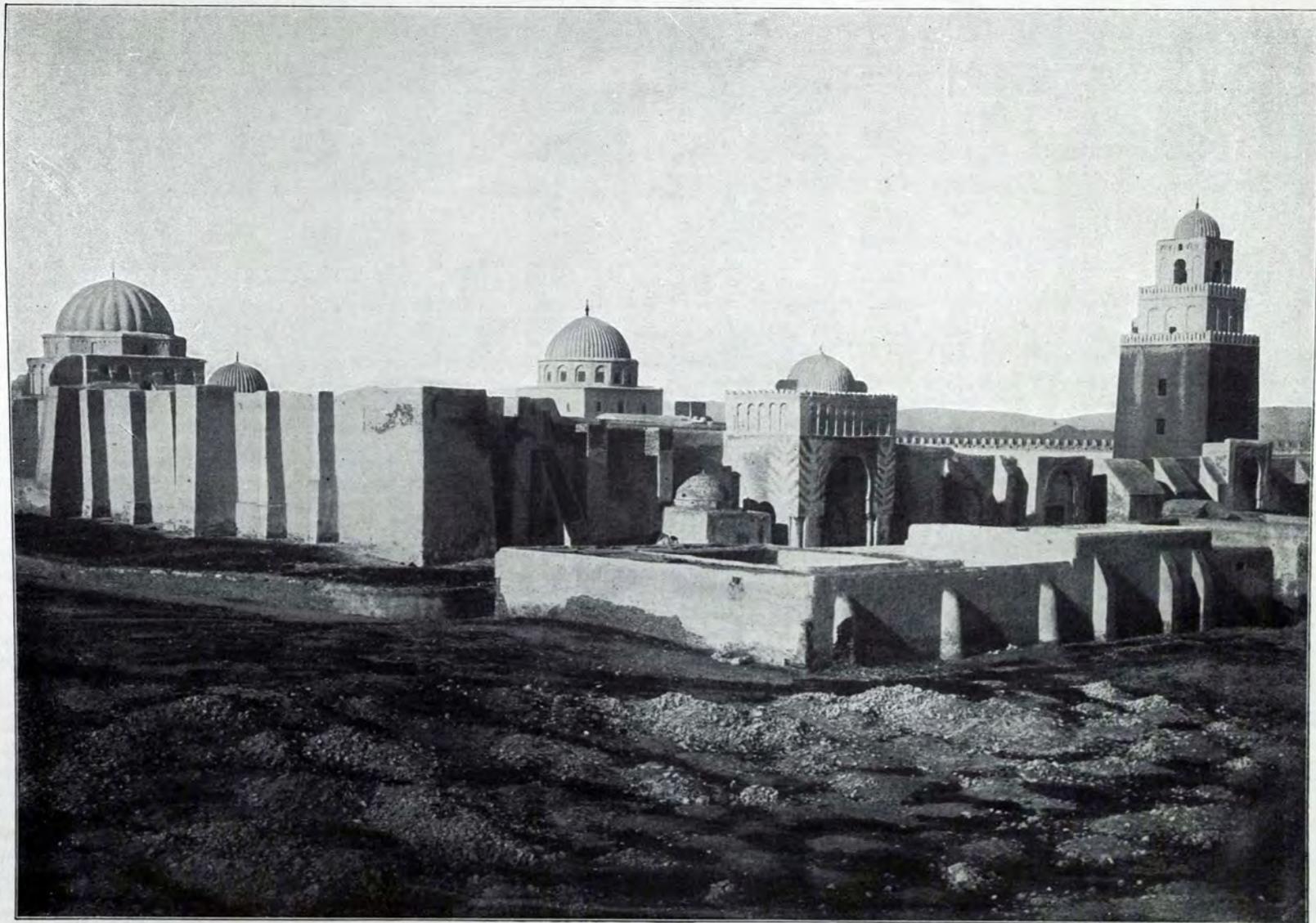


Abb. 23. Kairuan (Tunisien). Die Moschee von Sidi-Okba.

Phot. Geis-Wartegg.



Abb. 24. Kairuan. Inneres der großen Moschee von Sidi-Elba.

Bdr. Geje-Wartegg.

Zuwanderer kommen nicht, um Handel zu treiben und Kaufhäuser zu gründen, sondern um hinter den Mauern ihrer stets verschlossenen Häuser, in den dämmerigen Räumen der Moscheen ein beschauliches, gottgeweihtes Leben zu führen oder in den klosterähnlichen Medressen (Koranschulen) die heiligen Bücher zu studieren.

Eingeengt von dem steinernen Gürtel der Stadtmauer erheben sich hier in einem unglaublichen Winkelwerk enger, vielgewundener Gäßchen fünfundachtzig Moscheen und gegen hundert Bet- und Versammlungshäuser, sogenannte *Zauias*, und man fragt sich, wie die fünfundzwanzigtausend Einwohner der Stadt dazwischen noch Platz zum Wohnen finden können. Sie bauten sich ihre kahlen, einstöckigen, mit Kalk übertünchten Häuser mit den winzigen, vergitterten Fensterchen im oberen Stockwerk überall, wo sich in der Nähe ihrer Lieblingsmoschee eine Baustelle darbot, ohne Rücksicht auf Straßenlinien und die Bedürfnisse des Verkehrs. So gewinnt es den Anschein, als hätten die Gründer von Kairuan als Stadtplan einen zu einer Köffelsprungaufgabe zerlegten Koranspruch gewählt, denn all die engen Gäßchen laufen im Zickzack, nirgends nach einer bestimmten Richtung, sondern möglichst seitwärts oder gar zurück oder münden vor irgendeinem kahlen, fest verschlossenen, scheinbar unbewohnten Hause. Jedes der vielen Gäßchen, von denen selbst die wichtigsten nicht hundert Schritt weit der geraden Linie folgen, hat drei oder vier oder noch mehr Sackgäßchen, still, meist ohne Kaufläden, ohne Leben, ohne Menschen, ohne einen Flecken Grün, es sei denn das Moos auf der Schattenseite der weißen Mauern oder die dünnen Gräser, die zwischen den Pflastersteinen sich hervordrängen.

Als ich von der Galerie der großen Sidi-Elba-Moschee (Abb. 23) das fremdartige, im warmen, reichen Abendrot gebadete Bild bewunderte, erschien plötzlich ein ernster, weißbärtiger Mann mit weißem Burnus und weißer Kapuze, eine rote, große Fahne in der Rechten. Ohne mich eines

Jeder Besucher von Kairuan muß förmlich schwelgen in der Betrachtung der mitunter ganz prächtigen Werke, welche sarazenische Baukunst hier zu Ehren des Islams hervorgezaubert hat, in den schön geschwungenen Linien der gerippten Kuppeln, den weiten, von Säulengalerien umgebenen, sonnigen Vorhöfen der Moscheen, den dämmerigen Säulenhallen im Innern; mein Auge verwirrte sich fast in dem so ungemein zarten Spitzlabyrinth von Arabesken, mit denen die Wände und Decken mancher Moscheen geschmückt sind. Den Erbauern Kairuans war es nicht schwer, diese zahllosen Gottestempel zu errichten, denn das ganze Baumaterial lag ja schon behauen, geglättet, mit Skulpturen versehen, zu den herrlichsten Säulen und Kapitellen geformt, in der Nähe der Stadt zur Verwendung bereit. War doch Tunesien eine der reichsten und bevölkerlichsten Provinzen des alten Rom, mit Hunderten von Städten und Ansiedlungen, deren Trümmer seit vielen Jahrhunderten einsam im sonnebeschienenen Sande schimmerten, und die Tempel, Fora, Kolosse, Kapitele dieser römischen Städte bildeten die Steinbrüche für die Baumeister des Islams. Wären sie nicht vorhanden gewesen, dann gäbe es sicher heute nicht ein Zehntel der Moscheen zwischen Tripolis und Marrakesch.

Unzählige Säulen, mit Inschriften bedeckte Quadern, Kapitelle, Sockel sind in die Häuser von Kairuan eingemauert und zeigen sich vornehmlich an den Häuserecken der Straßenkreuzungen. Die schönsten und am besten erhaltenen Stücke wurden natürlich in den Moscheen verwendet, und von der großartigsten und ältesten, der Sidi=Oksa=Mo=



Vor. Gessi-Wartegg.

Abb. 26. Troglodytenwohnungen im südlichen Tunesien (Metameur).

see (Abb. 24), könnte man geradezu sagen, sie sei von heidnischen Römern gebaut worden. Hunderte von Säulen, mitunter aus kostbarem Material, tragen dort die schönen Kuppeln, einganzer Wald, ähnlich wie jener der berühmten Moschee von Cordoba im fernen Spanien. Die Sarazenen brauchten sie nur nach persischer Anordnung aufzustellen, einzelne Kapitelle zu ersetzen und sie durch Rundbogen zu verbinden. Rein mohammedanisch ist nur der Schmuck der Wände mit Arabesken und farbigen Glasurziegeln, die ge=



Abb. 28. Troglodytenwohnungen in Medenine.

Phot. Gesse-Wartegg.

Diese Höhlenwohnungen und die Menschen, die darin leben, gehören zu den seltsamsten, die ich auf Gottes weiter Erde gesehen habe. Sind sie bis auf unsere Tage so wenig oder gar nicht bekannt geworden, so ist ihre bisherige Unzugänglichkeit daran schuld. Im südlichen Tunisien sind auf den Landkarten große Salzseen verzeichnet, die nahe bei der Mittelmeerküste beginnen und in westlicher Richtung bis tief in die algerische Sahara hineinführen. Südlich von diesen größtenteils mit grundlosem Salzschlamm gefüllten Niederungen breitet sich das unendliche Sandmeer der Sahara aus, nur stellenweise von Steppen und Gebirgen unterbrochen, mit spärlichen Oasen hier und dort. Stille, Einsamkeit und Tod auf weite Strecken, wenig Wasser und keinerlei Nahrung, keine Unterkunft für den Wanderer, der diese traurigen Gegenden durchzieht, traurig in bezug auf menschliche Kultur, aber doch über alle Maßen großartig in bezug auf die Naturschauspiele, die sich ihm in mächtiger Unmittelbarkeit darbieten. Zwei Tagereisen südlich vom Golf von Gabes ragen aus der graugelben, verstaubten, trostlosen Ebene die zackigen Kämme eines langgestreckten Gebirgszugs in den tiefblauen Himmel, mit kühnen Felsspitzen und steilen Abstürzen, kahl und unwirklich dem Anschein nach. Und doch wird dieser Gebirgszug, Matmata genannt, von Berbern bewohnt. Das Gebirge bildete für sie bisher eine Art Festung, umgeben von dem weiten Wallgraben der Wüste, wo sie ihre Unabhängigkeit verteidigen konnten. Vergeblich versuchten es die Türken wie die Soldaten des Beis von Tunis, sie zu unterwerfen und von ihnen Steuern einzutreiben. Sie ließen die Truppen gar nicht an ihre Berge herankommen, und erst seit die Franzosen Herren des tunesischen Beilivats geworden sind, wurden die Berberstämme des Matmatagebirges erforscht. Sogar Wege wurden von Gabes aus dorthin gebaut,

und die Franzosen legten an den wichtigsten Punkten zwischen diesen Berberdörfern Kastelle mit französischen Garnisonen an.

Eine solche befindet sich auch hoch oben nahe dem höchsten Gipfel des Gebirges in einem von festen Mauern umschlossenen Kastell. Von der breiten, mit ein paar besenartigen Palmen bewachsenen Terrasse genoß ich den großartigsten Rundblick auf das öde Bergland und bis an das Meer, dessen blaue Fläche in weiter Ferne noch zu unterscheiden war. Das vollständig kahle, rötlichgraue Gebirge senkt sich mit seinem Labyrinth trockener, von zeitweiligen Regenbächen tief eingerissener Schluchten allmählich zur Wüste hinab. So öde, vegetationslos und ausgestorben muß sich die Oberfläche des Mondes zeigen, und diesen Eindruck verstärkten noch die vielen kleinen kraterähnlichen Einsenkungen, die sich westlich von unserem hohen Standpunkt auf dem Grunde eines breiten Tales zeigten, wohl hundert an der Zahl. Die meisten schienen ausgestorben, andere rinkelte leichter Rauch in die von der Hitze zitternde Luft empor. So ungefähr zeigen sich durch ein Fernrohr die Mondkrater.

Diese vielen Einsenkungen wurden mir als die Wohnungen der Matmata bezeichnet. Begleitet von den Offizieren des

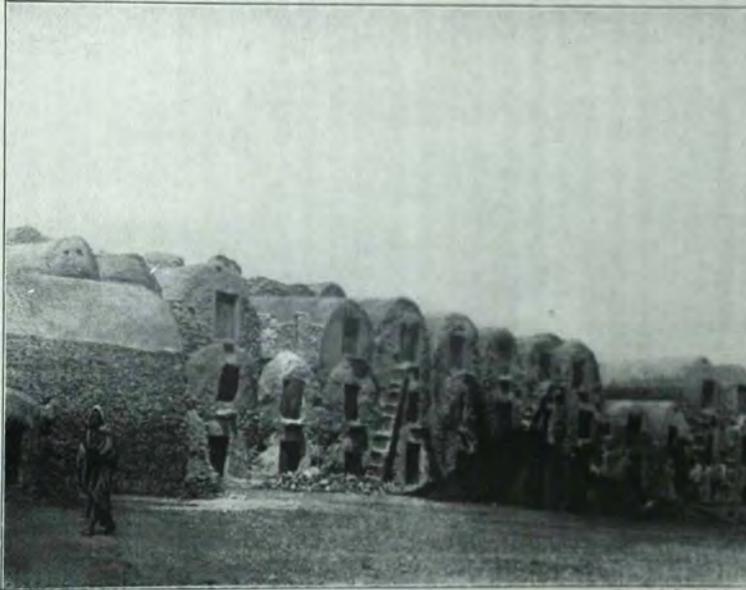


Abb. 29. Häusergruppe in Medenine.

Kastells eilte ich zu dem nächstgelegenen Kraterloch hinunter. Es war jenes des „Kaid“, des Häuptlings des Matmatastammes.

Unten auf drei Stockwerke tiefe hausten Menschen, Frauen und Kinder, und blickten ebenso erstaunt zu mir herauf, wie ich zu ihnen

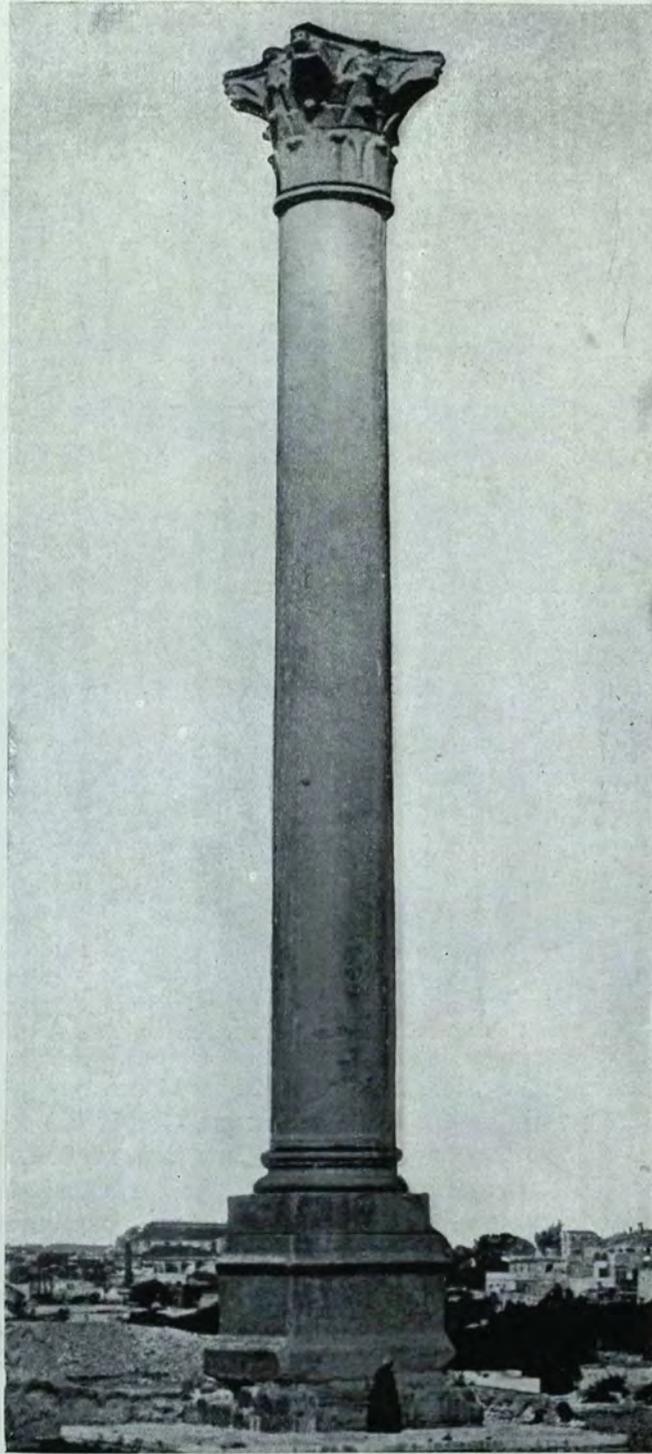
hinunter. Dann liefen die Frauen, ihre Gesichter mit dem blauen Stoff, der auch ihre Körper verhüllte, bedeckend, in die verschiedenen Seitenhöhlen am Grunde des Kraters.

Die Öffnung dieses Kraters mochte zwölf Meter Durchmesser haben. Senkrecht fielen die Wände ab, an manchen Stellen durch rohe Steinmauern gestützt, und in den Wänden ringsum bemerkte ich drei Stockwerke von unregelmäßigen Löchern, von denen manche durch rohe Türen geschlossen waren.

In dem tief eingeschnittenen trockenen Bett eines Gebirgsbaches nahebei zeigte sich mir eine Öffnung in der Mergelwand, der Eingang zu diesem Kraterhause, dem schönsten des ganzen Bezirks. Die gewölbte Dede war mit rohen Stuckplatten belegt, die unter ihren Verzierungen eine Menge Eindrücke von Händen und Füßen zeigten, solche von Erwachsenen wie von Kindern, augenscheinlich von allen Hausbewohnern stammend. Daneben öffnete sich eine geräumige, ziemlich regelmäßige Höhle mit Teppichen an den Felswänden, einem Tisch in der Mitte und Bänken ringsum, der Empfangsraum und Ratssaal des Kaid, der gleich darauf selbst aus dem dunkeln Eingangstunnel des Hauses hervortrat, um uns zu begrüßen. Ein alter, weiß-

bärtiger Mann von ehrwürdigem Aussehen, der einer vornehmen Berberfamilie entstammte.

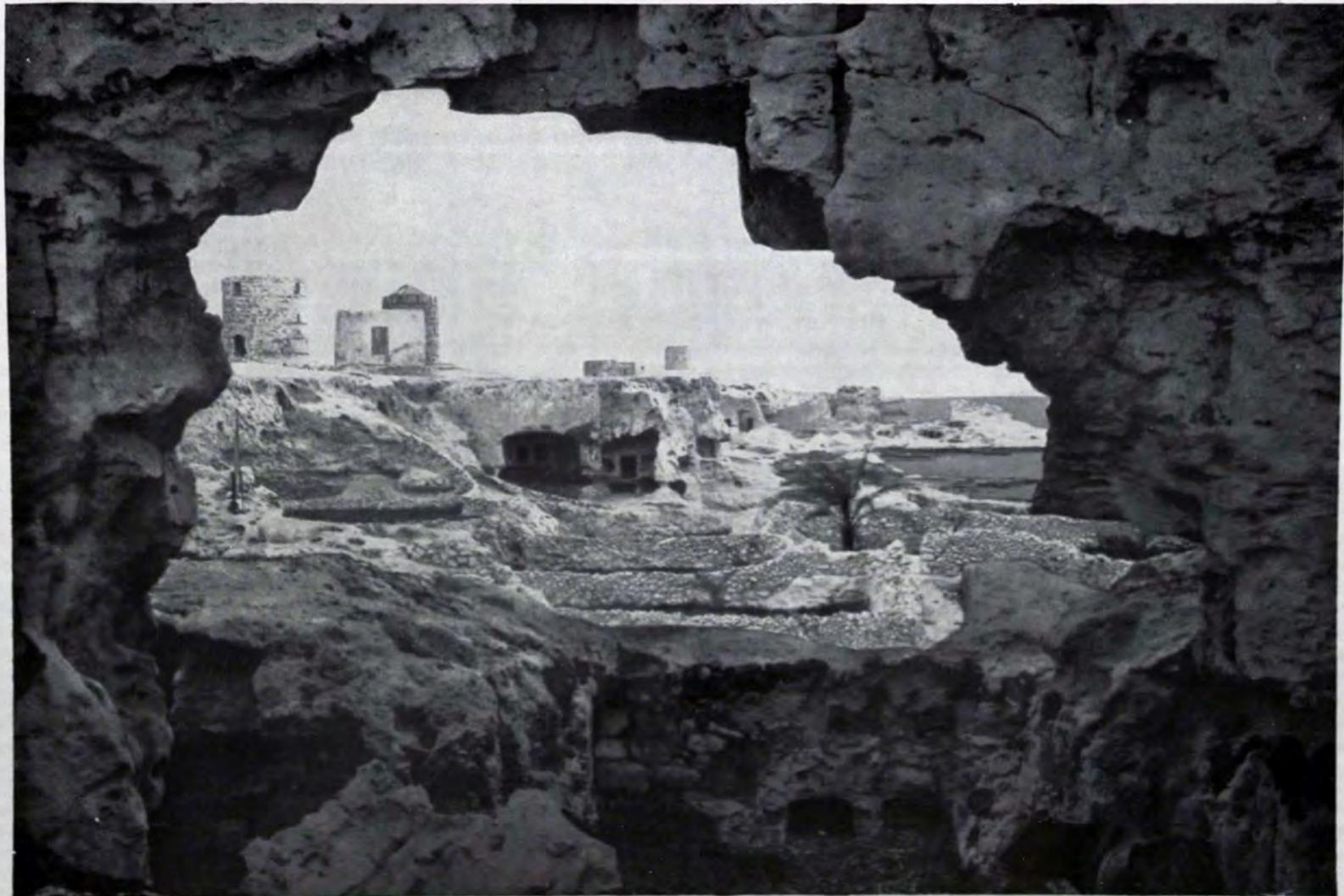
Er führte uns durch einen ungefähr zehn Meter langen, ein Meter breiten, finsternen Gang, der in der Mitte etwas abgehogen ist, so daß man vom einen Ende das andere sowie den Kraterhof nicht sieht. Einige Felsenstufen am Ende führen zum Hof hinab. Dieser Hof bildet den Aufenthalts- und Arbeitsraum der Erwachsenen, den Tummelplatz für die Kinder, Ziegen und sandfarbigen Schäferhunde, die uns keifend entgegen sprangen. An einer Seite, angebaut an die Felswand, befindet sich der Küchenherd, der einzige des ganzen Ortes, denn in den anderen Kraterlöchern wird das Küchenfeuer aus dürrem Wurzelwerk und Kamelmist auf dem Boden angemacht. Das helle Licht der afrikanischen Sonne, das den Krater-



Phot. der G. C. White Co.

Abb. 30. Die Pompeiussäule in Alexandria, errichtet an der Stelle des Serapeums, aus dem 14. Jahrhundert v. Chr. stammend, ein Granitmonolith von nahezu 27 Meter Höhe auf einer Granitunterlage.

boden erleuchtet, verleiht auch den seitwärts in den Felsen führenden Höhlen einige Helligkeit oder wenigstens Dämmerung. Da war zunächst die Schlafhöhle des Raids und seiner Gattin, ein Tonnen- gewölbe von ungefähr acht Meter Tiefe, mit ziemlich glatt bearbeiteten natürlichen Felswänden, wie alle Räume an der Decke rußgeschwärzt und mit nacktem Felsboden. In der Mitte einer Wand und quer in den Raum hineinragend steht das Bett, getragen von einem Rahmen aufrechter meterhoher Pfosten, die mit Stuckornamenten überzogen sind. Auch in den anderen Wohnungen des Ortes sind ähnliche, wenn auch nicht so geschmückte Betten, aber immer nur eins für das Oberhaupt der Familie. Die anderen Familienglieder schlafen auf Halfmatten, die über die natürlichen Felsbänke in den Höhlen gebreitet werden.



Verl. der Photochrom Co. Ltd.

Abb. 31. Die Katakomben von Alexandrien,
ursprünglich Höhlen in Kreideseifen, vor altere als menschliche Wohnungen benutzt, später zu Grabkammern erweitert.

An einer Wand standen in langer Reihe meterhohe Gefäße zur Aufbewahrung von Getreidekörnern und Hülsenfrüchten. Tische und Stühle waren hier ebensowenig vorhanden wie sonst irgendwo in der Ortschaft.

Anscheinend fühlen sich die Matmata hier, wie im benachbarten Dorfe Gadesch (Abb. 25), in ihren unterirdischen Wohnungen ganz behaglich; sie haben gar nicht den Wunsch, diese mit oberirdischen Häusern zu vertauschen. Ihre Höhlen sind ohne Kosten herzustellen, warm im Winter, kühl im heißen afrikanischen Sommer. Seit Jahrhunderten wohnen sie unten und werden noch weitere Generationen unten bleiben. Rings um den Felsgipfel des Kalaa Matmata liegen die Adlernerester, die sie vorzeiten bewohnt haben. Sie mußten sich in diese unzugänglichen Felspalten zurückziehen, als die Vandalen und Sarazenen kamen, sie ausplünderten und in jeder Weise bedrückten. Als die Zeiten ruhiger wurden, mochte selbst

den klettergewandten Verbänden der häufigen Aufstieg zu ihren Adlernerestern zuviel sein, und sie bauten sich steinerne Hütten weiter unten, deren Ruinen noch heute vorhanden sind. Dann gelang es den Matmata, mit den räuberischen Nomaden einen Frieden zu schließen, der ihnen das Bewohnen ihrer Erd-



Abb. 32. Die Zitadelle von Kairo, im Jahre 1176 von Sultan Saladin vollendet, fiel im Jahre 1882 in die Hände der Engländer.

Phot. der Photochrom Co. Ltd.

ihre Leichen einfach hinein, und der Anblick, der sich mir dort, im Dschebel Douirat darbot, war noch viel grausenerregender als auf den Türmen des Schweigens in Persien und Indien.

Metameur und Medenine. Auf dem Landwege vom südlichen Tunis nach Tripolis liegen nahe der Grenze, aber noch auf tunesischem Gebiet zwei Ortschaften, wie sie sonst in der weiten Welt nicht wieder zu finden sind, Metameur und Medenine. Würden die Römer für ihre großartigen Wasserleitungen Tonröhren von zwei bis vier Meter Durchmesser besessen haben, so könnte man bei der Annäherung an diese Ortschaften annehmen, sie hätten hier ein Lager solcher Röhren angelegt.

In der Nähe entpuppen sich diese halbbrunden, tunnelhohen Wasserröhren als Wohnhäuser, aus rohen, rundgewaschenen Steinen aufgemauert (Abb. 26 und 27)! Auch die Ringmauern von Metameur werden aus solchen Tunnelhäusern gebildet, die mit der geschlossenen Rückseite

löcher gestattete. Weiter östlich aber, an der tripolitani- schen Grenze fielen die Nomaden doch wieder über sie her. Sie mußten ihre unterirdischen Wohnungen verlassen und sich wieder in die Berge zurückziehen. Die Erdlöcher dienen jetzt als Begräbnisstätten für die Bewohner der Umgebung.

Diese werfen

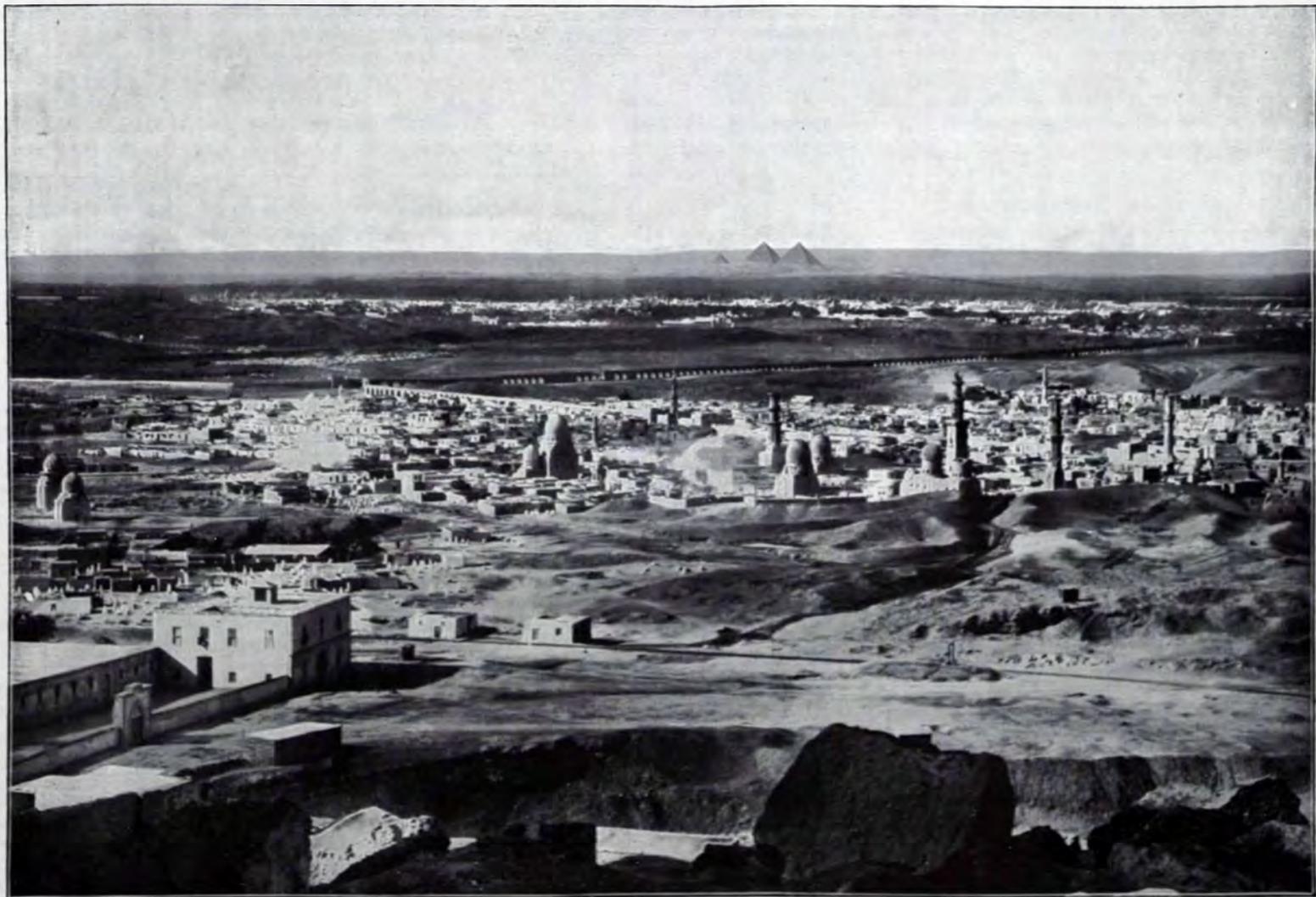


Abb. 33. Gesamtansicht von Kairo.
Im Vordergrund Alt-Kairo, im Hintergrunde die Pyramiden von Gizeh.

Phot. der Photochrom Co. Ltd.

nach außen gewendet sind. Den steil ansteigenden Gassen kehren die Häuser die vordere Tunnelseite zu. Auch diese ist zugemauert bis auf die ein bis anderthalb Meter hohen, durch schlecht aneinandergesetzte Latten und Bretter verschlossenen Löcher, welche die Türen bilden, die in das Innere des Tunnels führen. Fenster gibt es in ganz Metameur nicht ein einziges. Ist die Familie zu Hause, so bleibt die Tür offen, und das eindringende Tageslicht verleiht dem Innern Dämmerung. Zur Nachtzeit und wenn niemand zu Hause ist, wird die Tür verschlossen.

Auf jedem einzelnen Tunnel, Straßen, Plätze, Gäßchen auf und ab, steht ein zweiter und gewöhnlich auch ein dritter Tunnel. Das runde Gewölbe des unteren Stockwerks bildet den Boden des oberen, und dieser fällt daher nach beiden Seiten steil ab. Es gibt in Metameur aber auch bis zu fünf Tunnel übereinander, die so lange aushalten, bis einmal in die oberen zu viele Vorratsfäcke und Urnen mit Getreidekörnern oder Datteln geladen werden. Dann stürzt der ganze Bau natürlich ein und begräbt den Eigentümer unter Datteln und Steinen. Hunderte von Häusern liegen in Ruinen, mit eingestürzten Dächern, kein Haus steht senkrecht.

Um in die oberen Stockwerke zu gelangen, haben die Hararza, ein Volksstamm der Durgamma, der Metameur und Umgegend bewohnt, Treppenschichten gebaut, die an der Außenseite der Häuser emporführen. Aber was für Treppen! Steine, mit Lehm in die Hausmauern eingelassen, kaum breit genug, daß ein einzelner Mann Platz findet.

Ein noch viel größerer Ort, eine Stadt mit achttausend Einwohnern, ganz so gebaut wie Metameur, ist das zwei Wegstunden weiter östlich gelegene Medenine.

Im Tal am Rande der Stadt fließt ein Bächlein mit wirklichem, sprudelndem Wasser auf kühlem Grunde, und natürlich schießen aus den Talwänden Palmen, Granat- und Feigenbäume hervor mit



Abb. 34. Die Mehemed-Ali-Moschee auf der Zitadelle von Kairo.

grünen Wedeln, grünem Laub.

In Medenine selbst (Abb. 28 und 29) gibt es auch nur Tunnelhäuser, straßenweise in Ruinen fallend, fünf Stockwerke hohe Ghorfas, in so engen Gäßchen, daß man kaum durchreiten kann, so schlecht gebaut, daß die Erschütterung des Reitens die Steinchen von oben herunterfallen läßt, und man ist froh, wenn man diese engen Ghorfaschluchten wieder hinter sich hat. Dann gibt es Gassen, wo je zwei Tunnel

Phot. Couplet.

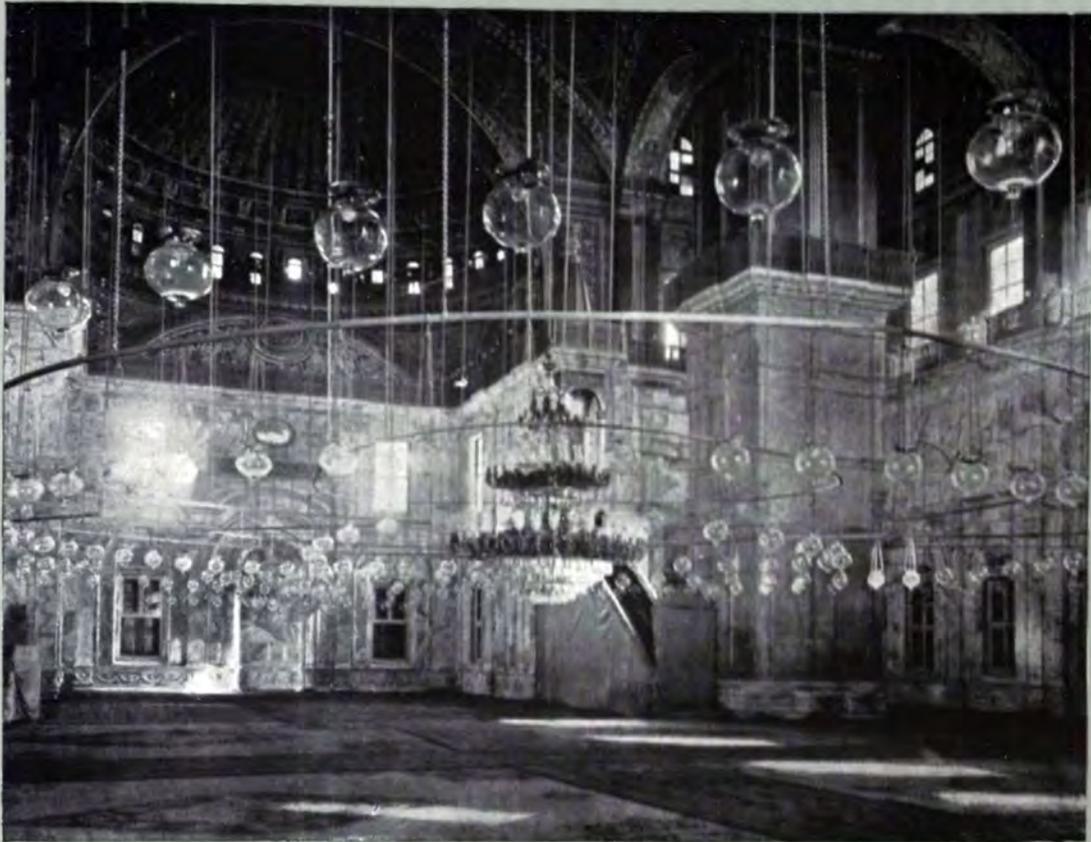


Abb. 35. Inneres der Mehmed-Ali-Moschee in Kairo.

Vor. der P. u. White Co.

aufeinander in Reihen von einem halben Kilometer Länge nebeneinander stehen und aussehen wie die Röhrenlager einer Röhrenfabrik. Unglaublich fremdartig war der Anblick dieser Tausende von sechs bis acht Meter langen Tunnelbögen, der sich mir von der Spitze des einzigen Minarett's darbot. In der Mitte der Stadt befindet sich ein großer Marktplatz, und dort sind den Ghorfas Arkaden mit vielen Verkaufsläden vorgesezt. Medenine ist ja der Hauptort eines Gebiets so groß wie das Königreich Sachsen, und die Nomaden der ganzen Gegend, bis zu den Tuareg, kommen hierher, um ihre Einkäufe zu besorgen oder vielmehr ihren Bedarf gegen Datteln, Kamele, Pferde, Leder, Häute und die Handarbeiten ihrer Frauen einzutauschen.

Ägypten.

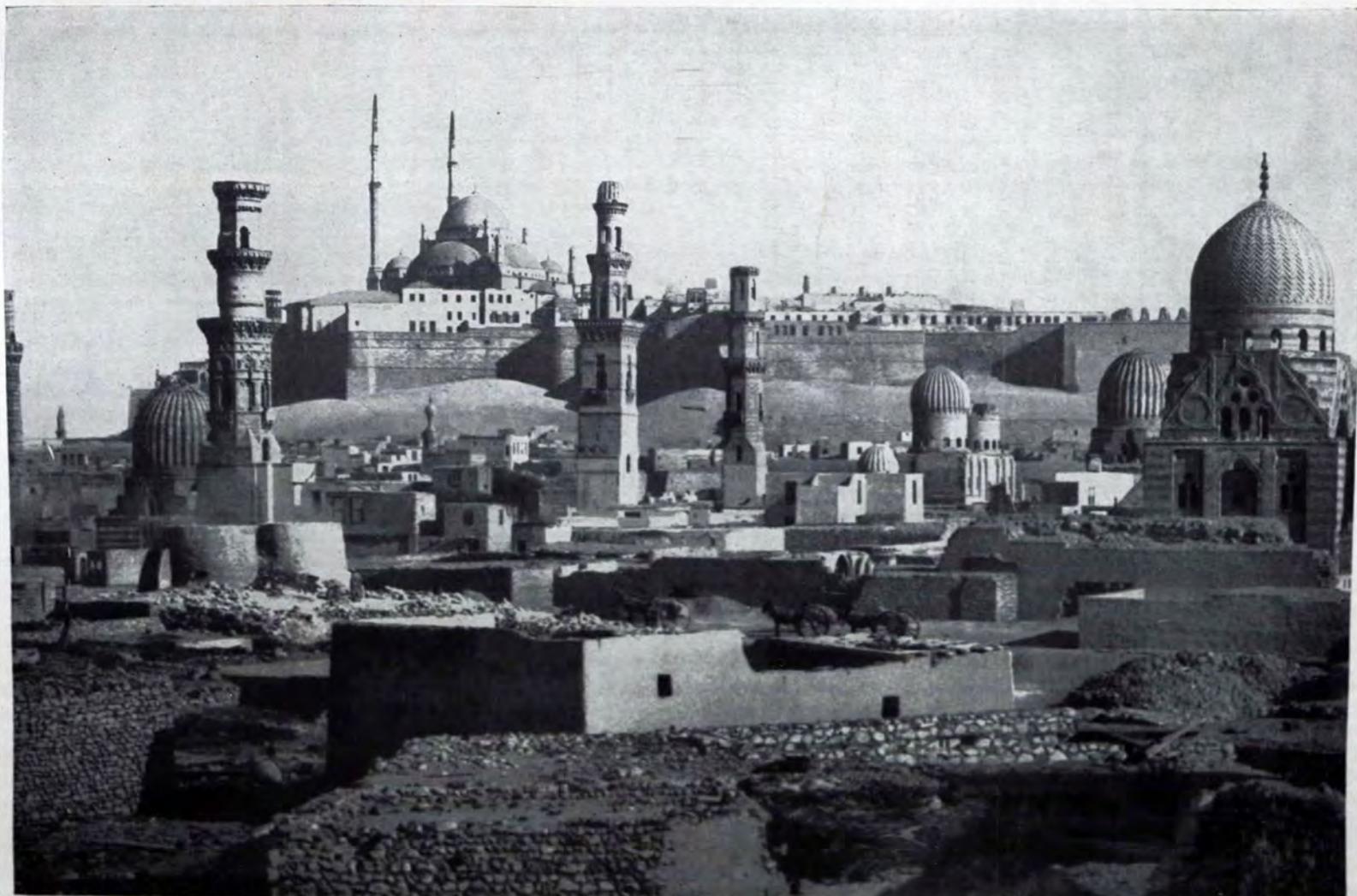
Aum gibt es auf dem weiten Erdenrund ein Land, das auf die wanderlustige Menschheit einen so großen Zauber ausübt wie Ägypten. Nirgends wird die Sehnsucht nach dem Fremdartigen, Malerischen, unseren eigenen Sitten, unserer Lebensweise Entgegengesetzten in höherem Maße befriedigt als in dem uralten Lande der Pharaonen. Eine Ägyptenreise ist eine Reise um die Welt im kleinen; denn auch viel von dem, was der ferne Orient, die älteste Vergangenheit wie die modernste Gegenwart bieten, ist hier



Phot. Bonfils.

Abb. 36. Der Brunnen für die Waschungen in der Mehemed-Ali-Moschee.

vereint. Entfernung und Zeit erscheinen in dem rätselhaften, heute dem Weltverkehr erschlossenen Lande ausgelöscht; ein Schritt führt uns die Zeiten der Pharaonen mit ihren großartigen, aus Stein gebauten oder aus dem Felsen gehauenen Schöpfungen so unmittelbar vor Augen, daß man ihre Erbauer lebend zu sehen und mit ihnen zu verkehren meint. Ein Schritt gewissermaßen nur, und man ist in den Zeiten der Griechen und Römer, da Alexandria das London der damaligen Welt gewesen ist. Ein Schritt, und man ist an jener großen künstlichen Wasserstraße, die dem staunenden Europäer die weite, malerische Welt des farbenprächtigen Orients um so viel näher gerückt hat. Indien, China, Japan, die höchst merkwürdige Inselwelt der östlichen Meere liegen jenseit dieser Pforte, und an ihr selbst, in Suez und Port Said, findet man überall Sendboten aus jenen Ländern in ihrer bunten Eigenart, mit ihren Produkten, ihrer Lebensweise. Die Wasserstraße, die die Meere Europas mit jenen Asiens verbindet, trennt zugleich das geheimnisvolle Afrika von dem großen Kontinent, wo die Wiege der Menschheit lag, gleichzeitig die Wiege jener Religionen, denen wir und die Ägypter huldigen. In dem mehrere tausend Kilometer langen Mittale selbst aber hat das Geschick die interessantesten Rassen, Kulturen, Religionen aufeinander folgen, einander verdrängen lassen, und diese haben dort ihre hervorragendsten Schöpfungen, die gleichzeitig zu den hervorragendsten der ganzen Welt gehören, zurückgelassen. Nirgends gibt es Denkmäler von solcher Majestät, solchem Umfange wie an dem segenspendenden Ströme, der die Wasser der zentralafrikanischen Seen nach dem Mittelmeer führt, und nirgends in der mohammedanischen Welt gibt es eine Stadt



Photochrom Co. L.A.

Abb. 37. Mamelukengräber bei Kairo.

Herzliche Moscheen, die über den Gräbern der vornehmsten Häuptlinge der Mameluken, dieser prätorianischen Garde von Ägypten, erbaut worden sind.



Abb. 38.

Phot. Bonfils.

Hadrian und Mark Aurel. Hier haben Antonius und Kleopatra ihre Orgien gefeiert, hat Caracalla mit blutiger Hand gehaust, Theodosius das Heidentum ausgerottet. Trotz aller Kriege und Unbilden hielt sich Alexandrien auf der Höhe, bis Byzanz und später das von dem Kalifen Omar gegründete Kairo die berühmteste Stadt des Altertums in Verfall und Vergessenheit drängten. Als der eigentliche Schöpfer des modernen Ägyptens, der große Feldherr und Stammvater der jetzigen Khedivendynastie, Mehemed Ali, nach Alexandrien kam, besaß diese zu einem mohammedanischen Dorfe herabgesunkene einstige Metropole der Welt nur noch einige tausend armselige Einwohner.

Jetzt ist es wieder eine moderne Großstadt, die bald eine halbe Million Einwohner erreicht haben wird. Aus den alten ptolemäischen Zeiten hat sich nur mehr wenig erhalten, und wer heute durch das an Marseille oder Lyon erinnernde



Abb. 39.

Phot. Bonfils.



Abb. 40.

Phot. Bonfils.

von solcher Farbenpracht, solcher Eigenart, solchem Leben wie Kairo. Über alles aber wölbt sich der ewig blaue Himmel, leuchtet ewig die warme Sonne und verleiht dem Lande Leben, Glanz, Üppigkeit und Blüte.

Alexandrien. Die große Eingangspforte zu diesem Lande der Sehnsucht ist Alexandrien, dessen Name allein schon die altgriechische wie die römische Zeit in der Phantasie des geschichtskundigen Reisenden in ihrer größten Pracht aufleben läßt. Nirgends in der Welt gab es größere Paläste, schönere Tempel, größere Bibliotheken, Theater und Museen als in dieser von Alexander dem Großen gegründeten Stadt, wo zeitweilig die römischen Kaiser residierten, und wo der Hauptsitz alles Wissens, aller Kunst, alles Reichthums der Alten Welt gewesen ist. Im Geiste sieht man wie in einem Waldföhrenritt die Großen des Altertums vorüberziehen, die Ptolemäer, Julius Cäsar, Augustus,

Abb. 38 bis 40. Drei Minarette der Al-Azhar-Moschee in Kairo mit reichen Mablaster- und Marmorskulpturen. Die Balkone, von denen die Muezzin die Gläubigen täglich mehrmals zum Gebet aufrufen, gewähren eine herrliche Aussicht auf Kairo.



Abb. 41. Offener Hof in der Universitätsmoschee Al-Azhar in Kairo mit Lehrern und Studierenden.

Dr. König.

Emporium
 Ägyptens
 wandert, wird
 davon nur
 noch die ge-
 waltige Pom-
 pejus-Säule
 (Abb. 30) fin-
 den, einen
 Granitmono-
 lithen von
 nahezu sieben-
 undzwanzig
 Meter Höhe!
 Ursprünglich
 dürfte sie in
 dem großen
 Steinbruch
 von Assuan
 als Obelisk
 aus dem Fel-
 sen gehauen
 worden sein
 und erst spä-
 ter durch die
 Griechen ihre
 runde Säulen-
 form erhal-
 ten haben.



Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 42. Blick auf die Wüste von der Spitze der Cheopspyramide aus.
 Die große Höhe der Pyramide wird am besten verdeutlicht durch die winzige Gestalt
 des Kamels in der Mitte des Bildes.

Sie erhebt sich
 auf Turmes-
 höhe von
 einer Granit-
 unterlage, die
 aus der Zeit
 Setis I., also
 aus dem vier-
 zehnten Jahr-
 hundert der
 vorchristlichen
 Zeitrechnung,
 stammt.
 Ringsum sind
 Ruinen eines
 Tempels aus
 derselben Zeit
 gefunden wor-
 den, ein Be-
 weis, daß auf
 der Stelle,
 die Alexander
 zur Erbauung
 seiner Stadt
 wählte, eine
 altägyptische
 Stadt gestan-
 den hat, de-
 ren Geschichte

noch weit über die Glanzepoche der Pharaonen, bis ins graue Altertum zurückreicht.

Ja noch mehr! Die ausgedehnten Höhlen in dem weichen Kreidelfsen, die, von unter-
 irdischen Flußläufen ausgewaschen, sich unter einem Teil Alexandriens hinziehen, dürften in
 den ersten Anfängen der Kultur als menschliche Wohnungen benutzt worden sein, vervoll-
 ständig durch künstliches Aushauen von Kammern in dem leicht zu bearbeitenden Gestein
 (Abb. 31). In der ptolemäischen und römischen Zeit wurden sie zu Grabstätten verwendet,
 mit regelmäßig angeordneten Kammern, deren Wände die Christen mit Heiligenbildern und
 Bildnissen der Toten schmückten.

Kairo. Von Alexandrien aus wird die große Hauptstadt des Landes, Kairo, nach einer
 nur wenige Stunden währenden Bahnfahrt durch das über alle Beschreibung üppige
 Nildelta erreicht.

Schon aus der Ferne sieht man über die weite, grüne, am Horizont von dem gelben Sand-
 meer der Sahara umschlossene Ebene die Wahrzeichen des Pharaonenlandes, die Pyramiden,
 aufragen. Aber die Jahrtausende, die uns zeitlich von ihren Erbauern trennen, werden zu
 Minuten; denn während der raschen Fahrt werden die gewaltigen, phantastischen Bauten durch
 schlanke, weiße Minarette, durch bunte Kuppeln von Moscheen, riesige Palastfronten verdrängt,
 und das große, glänzende, belebte Kairo ist erreicht (Abb. 33). Seit der Zeit, da Ismail-Pascha



Phot. Bonfis.

Abb. 43. Die drei großen Pyramiden von Gizeh.

Je länger ein König der Ägypter lebte, desto mehr Lagen Steine erhielt seine Pyramide, so daß die am längsten regierenden Könige die größten Pyramiden erhielten, in deren Innerem ihre Leiche beigesetzt wurde. Die heimlichen Zugänge zu den Grabkammern wurden sorgfältig vermauert.



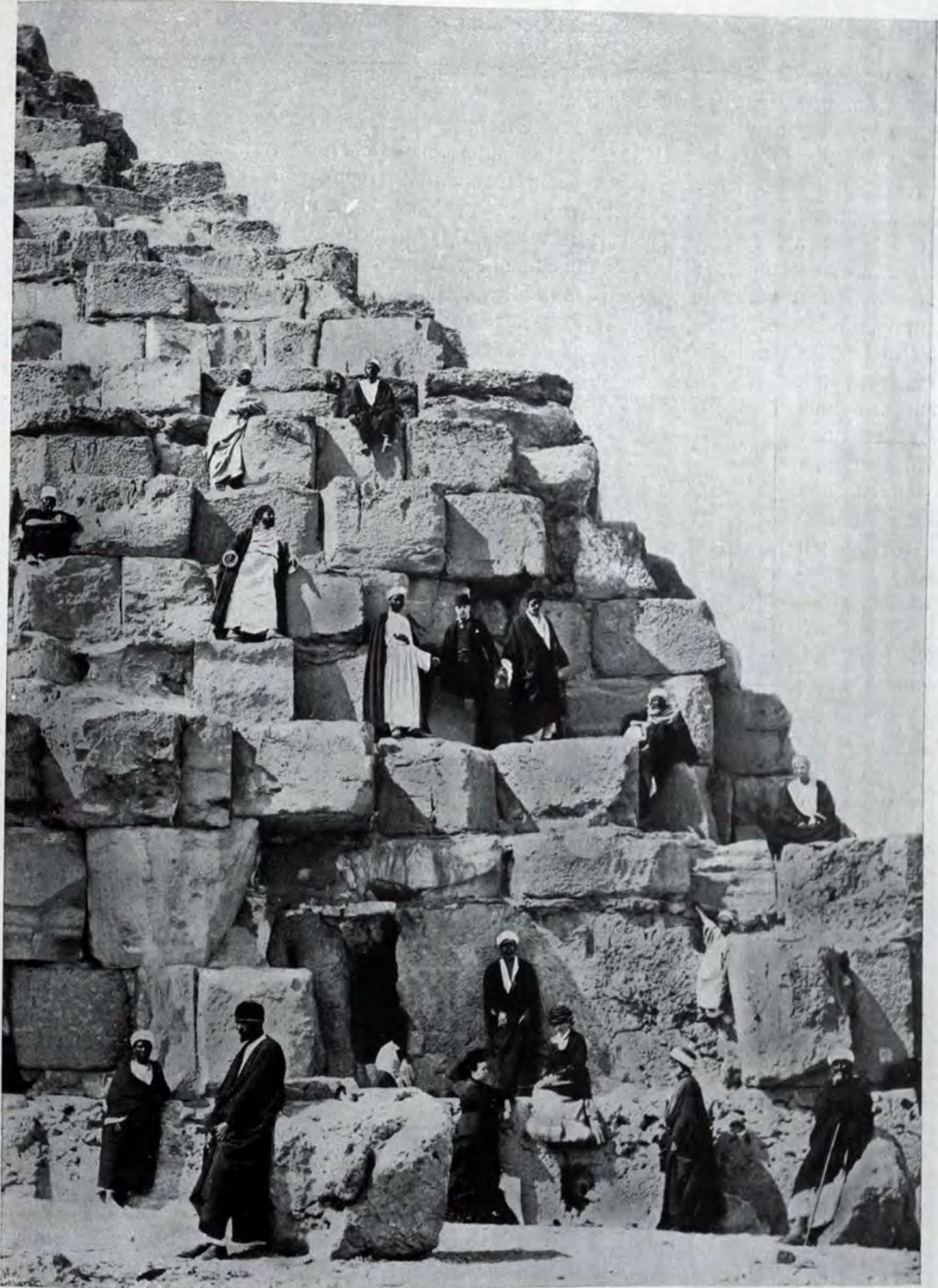
Abb. 44. Eingang zur Cheopspyramide, an ihrer Nordseite, ungefähr vierzehn Meter über dem Erdboden. Von dort führt ein hundert Meter langer Tunnel zu den Grabkammern.

Phot. Bonfils.

vereint mit den Franzosen die Wasser des Mittelmeeres mit denen des Roten Meeres vermählte, ist Kairo zu der reichsten Großstadt der mohammedanischen Welt geworden, an Pracht und Verkehr selbst Stambul übertreffend.

Um das wirkliche Kairo des Orients, das Kairo aus Tausendundeiner Nacht, kennen zu lernen, muß man aus den europäischen Stadtvierteln, die sich mit ihren Palästen und gartenumgebenen Villen, ihren geraden Straßen und schattigen Avenuen mehrere Kilometer den Nil entlang ziehen, hinaus, gegen die Anhöhen zu, die die Stadt im Osten umschließen. Hat man jenseit der Eskebije die große Bafarstraße, die Muski, erreicht, dann kommt man mit jedem Schritt immer weiter aus der modernen, elektrischen, telegraphierenden, telephonierenden anglo-amerikanischen Gegenwart hinaus in die Vergangenheit, aus dem nüchternen Abendlande in den male-

rischen Orient, wie er sich farbenreicher, schöner, fremdartiger in keiner Stadt wiederfindet. Stambul, Bagdad, Damaskus, Teheran und Delhi halten den Vergleich mit Kairo nicht aus. Keine Stadt hat so viele und so schöne Moscheen, nicht weniger als dreitausend an der Zahl, stolze Denkmäler, Paläste und Grabtempel arabischer Kunst, keine zeigt arabisches Leben so eigenartig und unverfälscht, in so viel Farbe und Abwechslung. Vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergang ziehen ununterbrochen in langen Reihen all die malerischen Gestalten durch die engen Straßen, die man zu Hause aus zahllosen Abbildungen kennen gelernt hat. Man könnte an Straßenecken, Brunnen und Moscheeingängen Tage, ja Wochen zubringen, um immer wieder Neues zu sehen, von den armen Wasserträgern und schlanken Fellachenweibern mit ihren großen Urnen auf den Köpfen bis zu den vornehmen Arabern, die unter dem Vor-
 trab ihrer Saïs auf weißen, reichgeschirrten Eseln reiten, oder den Paschafrauen, die, in Seide und Gaze gehüllt, in prächtigen Equipagen des Weges fahren. Auf der Wanderung durch die



Phot. Benfio.

Abb. 45. Eine Ecke der Cheopspyramide.

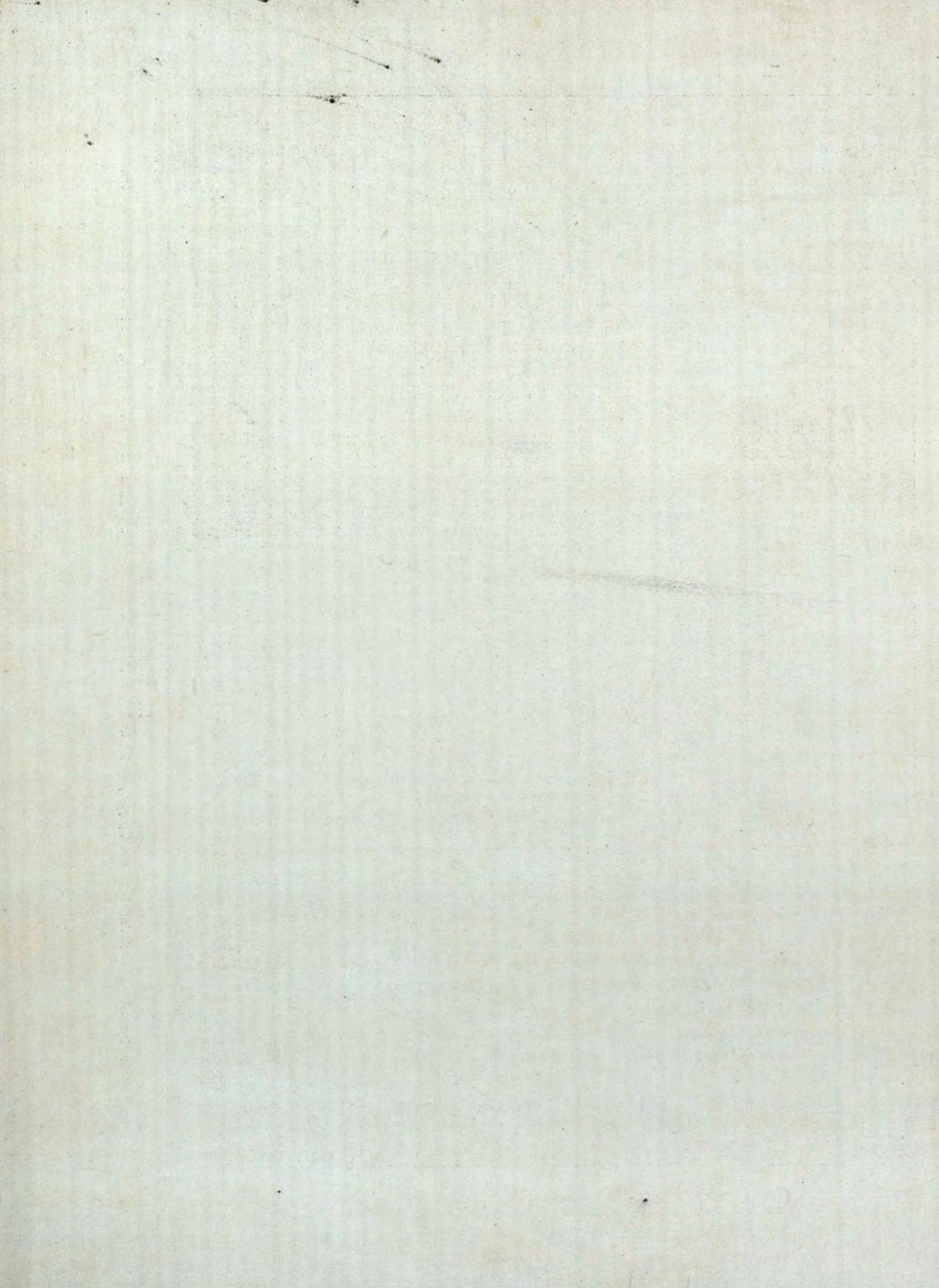
Die Seiten der Pyramiden bilden gewissermaßen sich nach oben verjüngende Treppenstufen von sechzig Zentimeter bis anderthalb Meter Höhe. Die durchschnittliche Größe eines Bausteins übersteigt ein Raummeter.

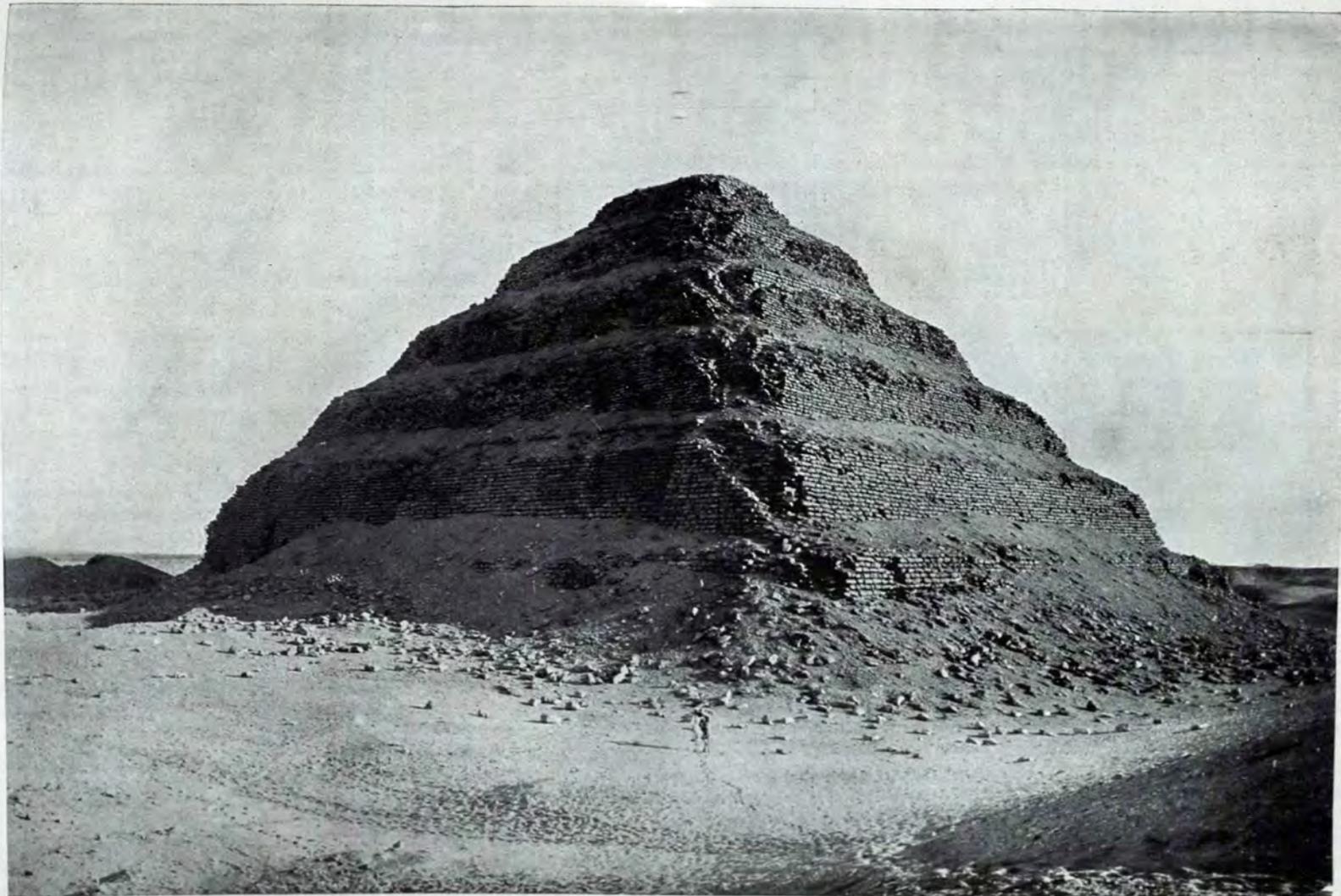


Die Mamelukengräber bei Kairo,

Grabsmoscheen der Mamelukenkultane von Ägypten, die sich im Jahre 1254 den Thron eroberten und ihn bis zur Türkenherrschaft im Jahre 1517 innehatten.

Photochrom Co. Ltd.





7

Abb. 47. Die Stufenpyramide von Sakkara,
eines der ältesten Baudenkmäler Ägyptens, errichtet über der Grabstätte eines Königs der dritten Dynastie.
Die Grundform dieser Pyramide ist nicht quadratförmig, sondern bildet ein längliches Rechteck.

Phot. Bonfils.



Abb. 48. Das Eingangstor zum Serapeum bei Sakkara,
der Grabstätte der heiligen Apistiere.

Phot. Bonplis.

und endlich in Agypten angesiedelt wurden. Saladin selbst war der Nefte des Sultans von Damaskus. Nach seinen Siegen über die Kreuzfahrer baute er die große Zitadelle von Kairo und proklamierte sich im Jahre 1169 zum Sultan von Agypten. Allmählich gewannen seine mameludischen Reitercharen immer mehr Gewalt, stürzten und ernannten Sultane aus ihren eigenen Reihen, und erst Napoleon Bonaparte entwand ihnen ihre Macht. Mehemed Ali, der sich von der Stellung eines türkischen Korporals selbst zum Herrscher über Agypten aufgeschwungen hat, ließ sie im Jahre 1811 einfach niedermachen. Die berühmten Gräber im Süden der Zitadelle sind jene dieser Mameludensultane (Abb. 37). Weiter im Süden liegt Alt-Kairo auf derselben Stelle, wo einst das Babylon der Griechen stand, und wo sich noch heute die von den Römern erbaute Festung dieses Namens erhebt. Innerhalb ihrer Ringmauern wohnen zumeist Kopten und Griechen und haben hier ihre Kirchen und Klöster; auch Juden bilden hier eine kleine Gemeinde und zeigen in ihrer Synagoge die Stelle, auf der Moses einst gepredigt haben soll.

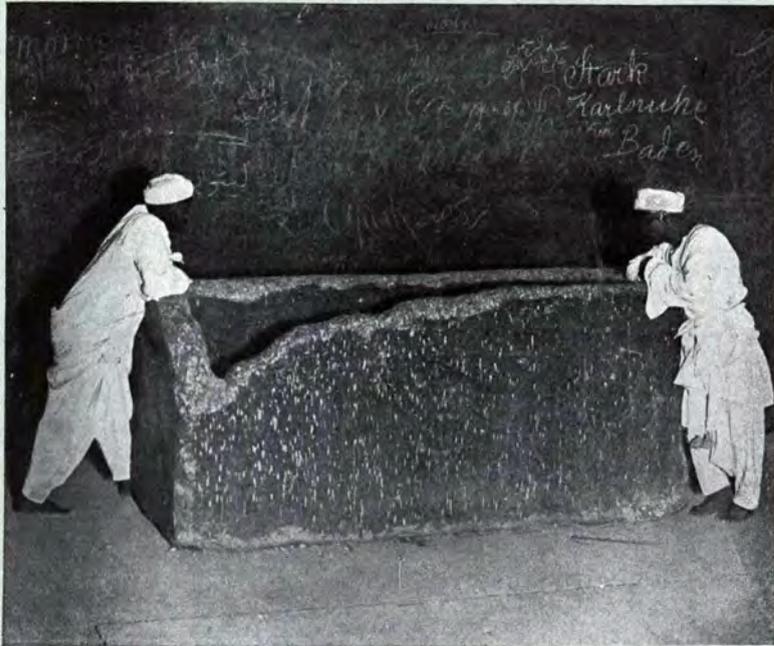
Der Mittelpunkt des mohammedanischen Geisteslebens ist die große Al-Azhar-Moschee mitten in dem Labyrinth enger, echt arabischer Gäßchen und Sackgäßchen im Osten der Riesen-

Säulenhofe vor der im Jahre 1857 vollendeten Moschee erhebt sich ein schöner Brunnen für die Waschungen der Gläubigen (Abb. 36). Jenseit des Mokattamberges liegen mitten im Sandmeer der Sahara die Grabmoscheen jener Herrscher, denen Mehemed Ali mit seinem gewaltigen Schwert für immer ein Ende bereitet hat. Glücklicherweise sorgt jetzt ein Komitee für die Erhaltung dieser herrlichen Werke sarazenischer Kunst, denn die Sandstürme haben an den Mameluckengräbern schon arg gehaust.

Mameluck bedeutet im Arabischen einen gekauften Sklaven oder Gefangenen; der Name wurde von den Regenten des großen Kalifats am Euphrat den tscherkessischen, türkischen, griechischen und persischen Sklaven beigelegt, die sie in ihren Militärdienst preßten. Aus ihnen bestanden vornehmlich jene kühnen, flinken Reitercharen der arabischen Monarchen, die unter ihrem großen Anführer Saladin in den Kreuzzügen große Taten verrichteten

Die Pyramiden. Die großartigsten Denkmäler der Vergangenheit bis zu den ersten Dynastien zurück, die vor fünf Jahrtausenden über das Nilland geherrscht haben, liegen in der nahen Umgebung von Kairo selbst, und sie, im Verein mit den außerordentlich reichhaltigen Sammlungen des ägyptischen Museums der Hauptstadt, gestatten es, ein überaus lebhaftes, unmittelbares Bild von dem Leben und Treiben an den Höfen und bei den Großen des Landes sogar aus jener Zeit zu gewinnen, da es in Gizeh noch keine Pyramiden gab und der große rätselhafte Sphing, der ihr steinerner Wächter in der Wüste zu sein scheint, noch als natürlicher Felsblock aus dem einsamen Sandmeer aufragte.

Nichts gewährt dem Ägyptenreisenden so erhabene, reine Genüsse, als in die großartige Vergangenheit des fruchtbarsten und bevölkerlichsten Landes der Erde zurückzuwandern und in der kurzen Zeitspanne nur eines Tages vielleicht solche ergreifende, unmittelbare Eindrücke in sich aufzunehmen, wie sie die Wanderung durch die Wüstenumgebung von Kairo gewährt. Eine Stunde von der großen Brücke, die das Leben der Gegenwart so bewegt widerspiegelt, ist das große Sandmeer erreicht, das sich fast ununterbrochen quer durch den ganzen dunkeln und doch so sonnigen



Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 50. Der Sarkophag des Königs Chufu (Cheops) in der Grabkammer der Großen Pyramide; von mohammedanischen Plünderern erbrochen.

gern man sich der bequemen, von Riesenbäumen beschatteten Straße bedient, die von Kairo zu den Pyramiden führt, und auf der heute eine nüchterne elektrische Straßenbahn neben modernen Automobilen und Fuhrwerken den Verkehr vermittelt, so muß man doch diese Erregenschaften der banalen Gegenwart bedauern, wenn man aus der gelbgrauen, verstaubten Atmosphäre der Wüste endlich die Pyramiden hervortreten sieht. Und so gern man sich an der wohlbesetzten Tafel eines modernen Hotels in ihrer Nähe erfrischt, so störend wirkt doch der laute Verkehr der modernen Touristenkarawanen, das Geschwätz der Rheumatismuskranke, die hier in der trockenen Luft zu Füßen der Pyramiden von ihrem Gebrechen Heilung suchen, das Lohwabohu und der Lärm der auf Wachsichisch lauenden Fremdenführer und Beduinen, die sich gebärden, als hätten sie die Pyramiden gebaut, und als wäre deren Besuch eine Gunst, die sie allein zu verleihen hätten.

Wer diesen banalen Einflüssen entgehen will, der wird die Pyramiden, die einst mächtigen

Kontinent auf viele Tausende von Kilometern bis zum Atlantischen Ozean hinzieht. Aus diesem Sandmeere ragen nun die mächtigsten Zeugen der ältesten Kultur empor, an Höhe mit den größten Bauten unseres Abendlandes wetteifernd, an Masse sie alle weitaus übertreffend (Abb. 43). So



Phot. Ventis.

Abb. 51. Die dritte (kleinste) der drei Pyramiden von Gizeh, Pyramide des Mykerinos, zweiundsechzig Meter hoch, hundertacht Meter Seitenlänge. — Die Mumie des Königs Mykerinos, des Sohnes und Nachfolgers Chefrons, befindet sich im Britischen Museum zu London.

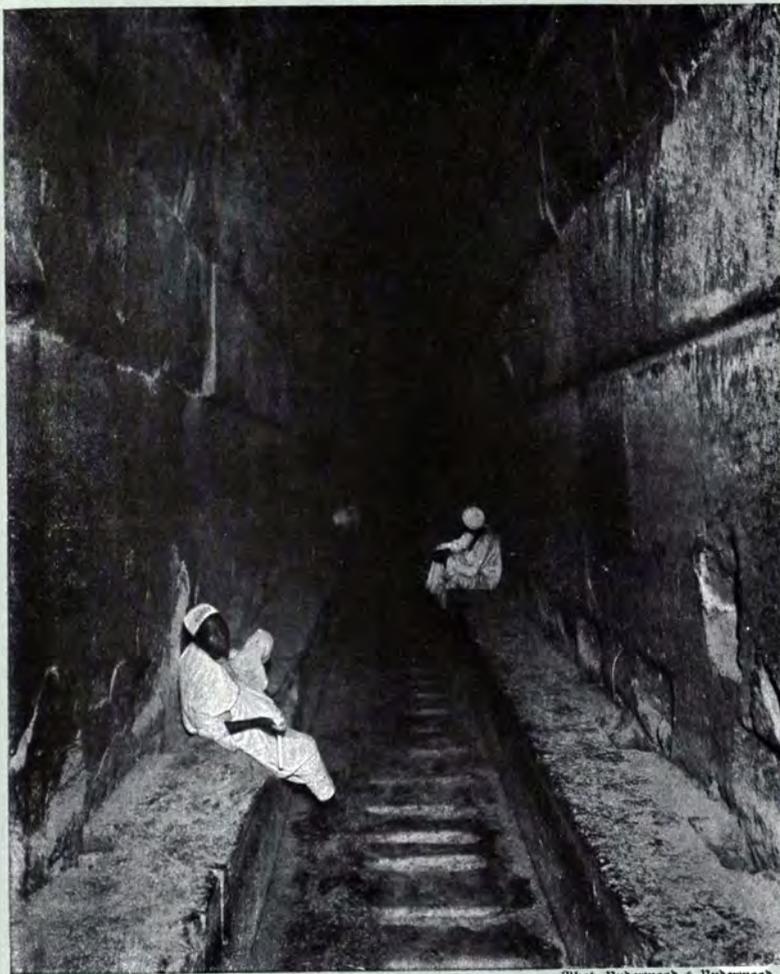


Abb. 52. Im Inneren der Cheopspyramide.
Der Tunnel, der zur Grabkammer des Königs Chufu führt.

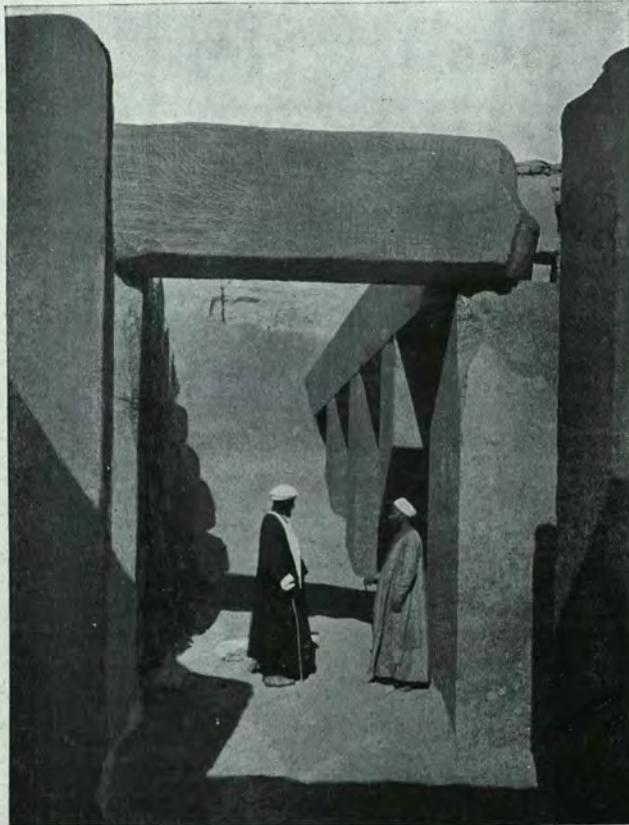
Königen als Grabstätten dienen, zur Nachtzeit besuchen, wenn alles ringsum ruht und das fahle Mondlicht die aus der fernsten Vergangenheit in die Gegenwart hereinreichenden Riesenbauten in einen zauberhaften Schleier hüllt. Dann erst belebt sich das ernste Gesicht des rätselhaften Sphinx, und man glaubt den halb menschlichen, halb tierischen Riesen atmen, sich bewegen zu sehen. Ja, erst dann kann man sich die einsame, stille Umgebung mit den stolzen Königsgestalten in langen, weißen Gewändern, hohe Kronen tragend, den mysteriösen Priestern von Ammon und Osiris, mit reichgeschmückten Prinzessinnen, bewaffneten Feldherren und Kriegern bevölkert denken, wie sie auf zahllosen Grabwänden in der Wüste in den Stein gemeißelt sind, kann man sich die seltsamen Zeremonien hervorzaubern, die sie bei Fackelschein stumm und feierlich ausführen. Man sieht auf ihren Armen und Nacken

die goldenen, mit Edelsteinen besetzten Geschmeide glänzen, die im Museum sorgsam unter Glas aufbewahrt werden, die Diaren und Spangen und sonderbar geformten Abzeichen ihrer Würde. Die vertrockneten Mumien von Ramses und all den Königen und Großen Ägyptens erwachen aus ihrem mehrtausendjährigen Schlafe; das zauberhafte Mondlicht verleiht ihnen Leben, und sie kehren zurück auf den Schauplatz ihrer Taten, ähnlich wie Homer in so ergreifenden Worten das Erscheinen der Großen am Eingang von Hades' unterirdischem Reiche schildert. Wie dort, wo der Weltstrom Okeanos ins Meer einströmt, Odysseus sie gesehen hat, so zaubern Mondlicht und Einsamkeit auch hier im Sandmeer des Sphinx dem Besucher eine ambrosische Nacht in seine aufgeregte Phantasie.

Nur stehen all die Könige der einunddreißig Dynastien Ägyptens, bis nahe an Christi Geburt dreieinhalb Jahrtausende umfassend, auf dem Boden der Wirklichkeit. Denn wir sehen ihre Werke nicht nur in den Pyramiden von Gizeh, sondern auch in den Duzenden anderer stromaufwärts, die aus der erhabenen Stille der Libyschen Wüste bei Abu Sir, Sakkara, Daskur und noch weiter südlich in die heißzitternde Luft emporragen; wir sehen sie in den Ruinen der einst

unterirdischen Kammern stehen (Abb. 48), wurden an den Wänden Tausende von Stelen (Gedenktafeln) gefunden, die die ersten chronologischen Angaben über die Geschichte Ägyptens und die Reihenfolge der Könige lieferten. Das Grab des Ti aber, unweit des Serapeums, mit seinen ausgedehnten Skulpturen und farbenfrischen Wandmalereien (Abb. 49) gewährt einen tiefen Einblick in das Leben und Treiben des altägyptischen Volkes, wie es lebendiger und anschaulicher kaum denkbar ist.

Es ist ein Irrtum zu glauben, daß die Pyramiden nur in Ägypten allein zu sehen sind. Ähnliche, wenn auch nicht so große Pyramiden habe ich auf dem Hochplateau wie auf dem östlichen Abfall von Mexiko, in Yucatan und im Herzen von Schantung in China gesehen. Sie sind auch nicht die ältesten Bauten von Ägypten, denn schon Jahrtausende vor ihrer Erbauung begruben die Afrikaner ihre Toten hier in Steingräbern, auf deren Decke sie noch andere Steine auf türmten. Später bauten die Ägypter ihren Toten eigene Grabkammern, die Mastaba, auf denen die übereinandergestürmten Steinplatten regelmäßiger und in einer Spitze zulaufend angeordnet wurden, mit stufenartigen Absätzen. Sie erweckten wohl bei den Königen der dritten und vierten Dynastie — also mehrere Jahrtausende nach den Anfängen



Phot. J. Waterhouse.

Abb. 54. Der Sphingtempel, unterhalb der Sphingfigur.

den die Griechen Cheops nannten (Abb. 42, 44, 45, 52 und 53), noch kleinere Pyramiden anderer Mitglieder der Königsfamilie, obschon es möglich ist, daß die große Königspyramide außer dem Sarkophag Chufus (Abb. 50) auch jenen der Königin enthalten hat. Dafür spricht das Vorhandensein zweier Grabkammern, die eine im genauen Mittelpunkt der Pyramide, die zweite tief unter ihr, jede mit eigenen Zugängen.

Wie sich die Wohnhäuser der Vornehmen und Reichen in den Städten um den Palast des Königs anordneten, so ließen sie auch ihre Grabstätten um jene des Königs bauen, weniger in Pyramidenform als in Gestalt von Wohnungen mit mehreren Räumen, den Mastaba, und in diesen pflegten nach ihrem Tod ihre Statuen aufgestellt zu werden. Ihre Nachkommen setzten

der ägyptischen Kultur und etwa fünftausend Jahre vor unserer heutigen Zeit — den Gedanken, für ihre eigenen Gräber Pyramiden zu bauen. Ihrem Beispiel folgten dann die Könige der fünften bis achten, der elften und zwölften Dynastie. Alle Pyramiden, nicht nur jene Ägyptens, selbst die Steinkugel in Nordalgerien und die vorgeschichtlichen Dolmen waren niemals Familiengräber, sondern enthielten nur eine Leiche, manchmal auch zwei — jene des Mannes und der Frau. So umstehen die größte aller Pyramiden, jene des Königs Chufu,



Phot. Bouffé.

Abb. 55. Der große Sphing von Gizeh nach den neuesten Ausgrabungen.



Photochrom Co. Ltd.

Abb. 56. Der Obelisk von Heliopolis,
aus rotem Granit, einundzwanzig Meter hoch, von König Usertesen I.
aus der zwölften Dynastie errichtet, heute das einzige Denkmal
der verschwundenen Stadt des Sonnengottes.

ihnen Opfergaben, Speise und Trank vor, ließen auch häufig die Wände mit Bildern und Inschriften schmücken. Leider ist keine der Pyramiden in ihrer ursprünglichen Größe und inneren Anordnung erhalten geblieben. Seit Ägypten zum erstenmal von feindlichen Völkern heimgesucht worden ist, und besonders zur Zeit der Araber und Türken wurden die Pyramiden wiederholt nach verborgenen Schätzen durchsucht. Die glatte äußere Bekleidung wurde gewaltsam entfernt, neue Zugänge wurden gegraben, die Sarkophage aufgebrochen, Wind und Wetter taten das übrige, aber dennoch zeigen sich die Pyramiden noch heute in überwältigender Großartigkeit. Die Cheopspyramide zählt trotz der um sechs Meter verminderten Höhe immer noch zu den höchsten Bauten der Erde. Die Länge ihrer Seiten beträgt zweihundertsiebenundzwanzigeinhalb Meter, die senkrechte Höhe vom Erdbniveau hundertsiebenunddreißig Meter und die Menge des verwendeten Steinmaterials zweieinhalb Millionen Raummeter! Die durchschnittliche Größe der Steinquadern, aus denen dieses riesige Grabdenkmal aller Zeiten gebaut wurde, betrug etwas über ein Raummeter, und nach Herodot bedurfte es der Arbeit von hunderttausend Menschen während zwanzig Sommern, um es fertigzustellen. Die Erbauung der noch heute erkennbaren Zufahrtstraße vom Nilufer zu dem Felsplateau von Gizeh, ihre Pflasterung und die Anlage des Hafens hatten außerdem etwa zehnjährige Arbeit erfordert. Die Steine kamen, nach Herodot, aus den arabischen Bergen, jedenfalls aber vom östlichen Nilufer, mußten in Barken über den rasch fließenden Strom gebracht und dort auf Walzen auf das Plateau geschafft werden. Die Baukosten sind von Ägyptologen auf achthundertsechzig Millionen Mark berechnet worden!

Heute scheint kein Zweifel mehr darüber zu bestehen, daß die Pyramiden von ihren Schöpfern ursprünglich nicht in der



Photochrom Co. Ltd.

Abb. 57. Riesenstatue von Ramses II. auf der Stätte des alten Memphis,
das einzige Überbleibsel der Riesenstadt, deren Straßen noch im zwölften Jahrhundert n. Chr. bis Gizah reichten.

überwältigenden Majestät geplant worden sind, in der sie sich den folgenden Geschlechtern gezeigt haben. Die Könige entwarfen ihre Gräber wohl in viel größerem Maßstab, als jene ihrer Untergebenen waren, aber doch nur als pyramidenförmige Mastaba von zehn bis zwanzig Meter Höhe. Je länger ihre Regierungszeit war, desto mehr vergrößerten sie die für sie bestimmte Grabstätte durch neue Lagen von Quadern. So hat Chufu, der Erbauer der größten Pyramide, während eines Vierteljahrhunderts über Agypten geherrscht. Im mittleren Teil des Landes geboren, wurde er zum Gründer der berühmten vierten Dynastie, deren zweiter Herrscher sein Neffe Chefren war. Dieser baute die zweitgrößte Pyramide von Gizah, die

Herodot, dem Sohn und Nachfolger Chefrens. Ihre Grundfläche hat nur hundertacht Meter Seitenlänge, ihre Höhe beträgt aber immerhin noch zweiundsechzig Meter. Als die Pyramide in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts geöffnet wurde, fand man den aus blauschwarzem Basalt gemeißelten, reich ornamentierten Sarkophag des Königs, Teile des hölzernen Innensarges sowie die Mumie selbst. — Bei



Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 58. Portikus des Hathortempels in Dendera, der vor ungefähr zweieinhalb Jahrtausenden errichtet worden ist.

der Überführung nach England ging das Schiff mit dem Sarkophag an der spanischen Küste unter; die Mumienreste werden im Britischen Museum zu London aufbewahrt.

Nächst den Pyramiden ist der große Sphinx (Abb. 55) das eindrucksvollste Denkmal auf dem weiten Totenfelde am Wüstenrande von Gizah, ein kolossaler, aus dem natürlichen Felsen herausgemeißelter Löwe mit einem Königskopf, zwischen den vorderen Tagen einen Altar haltend. Durch Ausfüllen der fehlenden Felspartien mittels behauener Steine wurde das Riesenbild vervollständigt. Freilich fehlen ihm heute der Kopfschmuck, Nase und Bart, und es hat auch sonst stark gelitten, aber immer noch ist es von außerordentlicher Kraft und Wirkung, das lächelnde



Phot. Bonfilé.

Abb. 59. Wandskulpturen am Tempel von Dendera

aus der ptolemäischen Zeit, rechts mit dem Bildnis der Kleopatra und ihres Sohnes Cäsarion, links abermals Kleopatra, neben ihr der sperberköpfige Gott Horus.

Antlitz mit seinen gedankenerfüllten Augen von großer Schönheit. — Die ganze Länge der liegenden Gestalt beträgt siebenundfünfzig Meter, die Höhe vom Pflaster bis zum Scheitel zwanzig Meter, die größte Breite des Antlitzes über vier Meter. Wer sie gebaut hat, aus welcher Zeit sie stammt, was sie darstellt, ist erst in der allerjüngsten Zeit durch Ausgrabungen festgestellt worden. Der Kopf des Sphinx ist jener des Königs Chepren, des Erbauers der zweiten Pyramide und Schöpfers der Sphinxgestalt. Der aus großen Granitblöcken gebaute Tempel zu Füßen des Sphinx ist der Grabtempel der zweiten Pyramide und stammt aus derselben Zeit wie der Sphinx selbst (Abb. 54). Unterhalb des Grabtempels am Rande des Flußtales und durch eine Allee mit ihm verbunden, wurde ein zweiter Grabtempel aufgedeckt, gleichzeitig mit den Porträtköpfen der Mykerinos, seiner Königin und seines Sohnes.

Memphis. Dreiunddreißig Kilometer südlich von Kairo zeigen sich hart am Rande der Wüste prächtige Palmenhaine, nach allen Seiten erstrecken sich weithin grüne Fluren, im Osten bespült von den schlammigen Fluten des Nils. Niemand würde ahnen, daß hier einst eine der volkreichsten und größten Städte der Welt gestanden hat, deren Gründung in die frühesten Zeiten der Geschichte zurückreicht, und die jahrhundertlang eine entscheidende Rolle gespielt hat; noch im zwölften Jahrhundert, zur Zeit der arabischen Fatimidenherrscher, reichten die Straßen von Memphis bis an das Pyramidenfeld von Gizeh, und der arabische Geschichtsschreiber Abdellatif berichtet aus jener Zeit, daß die Fülle der Wunder von Memphis den Verstand verwirre und deren Beschreibung selbst den beredtesten Menschen unmöglich sei.

Heute ist von all diesen Herrlichkeiten im wahren Sinn des Wortes kein Stein mehr vorhanden. Die Bauten von Memphis lieferten den Arabern das Material zur Erbauung von Kairo, die Überschwemmungen des Nils bedeckten den alten Straßenboden mit einer fruchtbaren Schlammdecke, auf der bald die üppigste Vegetation emporwuchs, Memphis aber besteht nur noch in der Erinnerung. Die einzigen Denkmäler, die noch



Abb. 60. Riesensäulen im Dendera-Tempel Wbor. Dierich.
mit den Abzeichen der Göttin Hathor und prächtigen farbigen Skulpturen.

zu sehen sind, wären nicht mehr vorhanden, wenn ihre ungeheure Masse die Beförderung erlaubt hätte. Es sind zwei über acht Meter lange Statuen des berühmten Ramses II., dieses großen Herrschers, dessen Mumie das ägyptische Museum von Kairo beherbergt. Beide Kolosse standen einst vor einem dem Gotte Ptah, dem Beschützer von Memphis, geweihten Tempel, liegen aber heute umgestürzt auf dem Boden.

Der eine Koloss, aus rosenrotem Granit, liegt im Schatten der Palmen, das Gesicht nach oben gewendet (Abb. 57); an dem zweiten, aus Kalkstein gehauenen, hat die Zerstörungswut der Mohammedaner Hand angelegt, sie haben die Beine stückweise abgeschlagen, um daraus Kalk zu brennen.

Heliopolis. Von einer zweiten von den ältesten Zeiten bis nahe an die christliche Zeitrechnung hochberühmten großen Stadt, Heliopolis, dem Lieblingsitz des Sonnengottes, ist ein einziges Denkmal der letzte Zeuge vergangener Größe. Heliopolis lag in entgegengesetzter Richtung, nördlich der Gizehpyramiden, am Ostrand des Nildeltas, ein Sitz der Priester und Astronomen, mit herrlichen Tempeln, die uns Strabo geschildert hat. In einer Maulbeerpflanzung erhebt sich dort heute unmittelbar, ohne Sockel, aus der Erde der herrliche Obelisk, den der „König von Ober- und Unterägypten, Herr der Diademe, Sohn der Sonne“, Usertesen I., gestiftet hat — ein Monolith aus rotem Granit von nahezu einundzwanzig Meter Höhe (Abb. 56).

Dendera. Auch zwischen Kairo und Luxor gibt es im Niltale und auf den es an beiden Ufern einschließenden Wüstenplateaus zahllose der interessantesten Atertümer. Bei der lebhaften Handelsstadt Assiut liegen ausgedehnte Felsengräber und Krokodilkatakomben,



Whor, Dittich.

Abb. 61. Basreliefs am Tempel von Dendera,
zeigen die Krönung eines ptolemäischen Pharaos durch die Schutzgöttinnen von Unter- und Oberägypten.



Phot. aus „The African World“ mit Erlaubn. von Leo Weinthal.

Abb. 62. Die Sphinx-Allee vor dem großen Tempel des Ammon-Ra von Karnak, ein Werk Ramses' II.

und weiter südlich, bei Girgeh, schlummert das einst große, königliche Abydos, das der berühmtesten Gottheit der alten Ägypter, Osiris, geweiht war. In dem wunderbaren Tempel von Seti I., dem Vater des Königs Ramses II., wurde der für die Geschichte Ägyptens so wichtige Stein von Abydos aufgefunden mit den Namen der sechsundsiebzig königlichen Vorfahren von Seti, zurückreichend bis auf Menes, der vor mehr als fünftausend Jahren regiert hat.

Bei Dendera erhebt sich der wunderbar erhaltene Tempel der Göttin Hathor (Abb. 58), dieser in Liebe und Freudengenüssen schwelgenden Aphrodite der Ägypter, mit den achtzehn riesigen, kunstvoll verzierten Hathorsäulen (Abb. 60) und den Bildnissen der Kleopatra und ihres Sohnes Cäsarion. Der Vater Cäsarions, dieses letzten der ptolemäischen Pharaonen, soll Cäsar gewesen sein.

Den Mittelpunkt des herrlichen Basreliefs an der Außenseite des Tempels bilden die Reste eines großen, von Kuhhörnern gekrönten Kopfes der Göttin Hathor, mit dem Bild der aufgehenden Sonne. Die tief eingeschnittenen Figuren zur Rechten stellen Kleopatra und Cäsarion dar; die Figur zur Linken ist abermals Kleopatra und ihr zunächst jene des sperberköpfigen Gottes Horus (Abb. 59). Eine andere Gruppe zeigt die Krönung eines ptolemäischen Pharaos durch die Schutzgöttinnen von Unter- und Oberägypten (Abb. 61) in sehr natürlicher Darstellung. Der Tempel ist nach der Tradition ein Werk des Pharaos Chufu der vierten Dynastie, des Erbauers der Großen Pyramide von Gizeh. Thutmes III. ließ den Tempel restaurieren, doch in seiner gegenwärtigen Form wurde er von Soter II., dem zehnten Ptolemäerkönig, hergestellt. Er ist heute noch von ebenso großartiger wie eindrucksvoller Wirkung.

Das Ruinenfeld von Theben. Nirgends im Niltal, von Alexandrien bis in den fernen Süden, sind die Wunder des alten Ägyptens in solcher Fülle und Großartigkeit zu sehen wie rings um Luxor; nirgends treten sie dem Reisenden so unvermittelt und erhaben entgegen. Dort lag ja, umschlossen von öden Wüsten, zerklüfteten, vegetationslosen Felsen, eine der berühmtesten, glänzendsten, größten Städte des

Altertums und lange die Residenzstadt der ägyptischen Könige, Theben, dessen Ruhm selbst Homer in der Iliade Achilles verkünden läßt.

Was Theben vor dieser Zeit war und wie es ausgesehen hat, liegt vollständig im Dunkeln.

Es ist nur erwiesen, daß es schon vor vier Jahrtausenden bestanden hat und zur Zeit der sechsten ägyptischen Dynastie von eigenen Fürsten beherrscht wurde, deren Grabstätten auf der Westseite des Nils, in den Vorhügeln des Libyschen Gebirges liegen. Dort, in dem Gebiet von Drah Abu'l Negga ist einer der ältesten Friedhöfe Ägyptens, eine Fundstelle außerordentlich kostbarer historischer Schätze. Der sperberköpfige Kriegsgott Mont wurde auch damals schon als Lokalgott von Theben verehrt. Karnak wie Luxor waren Thebens Nachbarstädte, wurden aber erst der „großen Stadt“ einverleibt und unter einheitliche Verwaltung gestellt, als die thebanischen Fürsten im mittleren Ägypten die Königswürde erlangt hatten. Von Theben zogen die Heere zur Bezwingung der syrischen Eroberer aus, dieser Hirten, die unter den „Hyksos“ (das heißt Könige der Hirten) Ägypten eroberten. Damit erlangte Theben große Bedeutung, und es blieb jahrhundertlang die ebenso prächtige wie reiche Residenz der Pharaonen. Unermessliche Schätze, teils bei den Kriegszügen als Beute erobert, teils als Tribut der unterworfenen Fürsten



Photochrom Co. Ltd.

Abb. 63. Vor dem großen Tempel von Karnak.

gezahlt, strömten Theben zu. Mit diesen Mitteln wurden an Stelle der alten Göttertempel die großartigen, aller Beschreibung spottenden Bauten aufgeführt, die sich größtenteils bis auf die Gegenwart erhalten haben. Theben entwickelte sich immer mehr zur glänzenden Hauptstadt des neuen Reiches, der ägyptischen Großmacht.

Die ganze Geschichte der späteren ägyptischen Monarchien, beginnend mit der zwölften Dynastie, spielte sich im hunderttorigen Theben und dem heiligen Karnak ab; die drei Thutmes (Thutmosis) der achtzehnten Dynastie bauten hier Tempel, Säulenhallen und Obelisken; die berühmte Tochter Thutmes' I., Hatschepsowet, regierte hier als Mannweib, in Männerkleidern mit falschem Bart, erklärte sich als Tochter des Sonnengottes, der ihre Mutter befruchtet habe, und ließ die Geschichte ihrer Abstammung auf Denkmälern einmeißeln. Amenhotep III., von den Griechen Memnon genannt, ließ die großen Pylonen und die herrlichen Kolonnaden des kolossalen Tempels in Luxor errichten; aber es war den großen Königen der neunzehnten Dynastie, im vierzehnten und dreizehnten Jahrhundert vor Christus, dem Ramses I., Seti I. und Ramses II. (dem Großen) vorbehalten,



Abb. 64. Das Südtor des großen Tempels von Karnak, erbaut von Ptolemäus III. als Zugang zu dem Tempel Ramses' III. im Hintergrund.

fielen drei Viertel dem Sonnengott allein zu, darunter gegen neunzigtausend Sklaven. Unter diesen Verhältnissen wuchs die Macht der Priesterschaft immer mehr, die Großen des Reiches warben um den Vorzug, zu den Ammonpriestern zu zählen, und schließlich gelang es diesen, zeitweilig auch die Königswürde an sich zu reißen. Schon die Nachfolger Ramses' III. von der zwanzigsten Dynastie hatten unter dem Einfluß der Hohenpriester zu leiden. Nach dem Tode Ramses' XII. bestieg der Hohenpriester Herihor den Königsthron und von da ab beginnt der Niedergang Thebens. Die Könige der einundzwanzigsten

den größten Tempel der Erde zu bauen, der heute noch als solcher gelten muß. Er war dem mächtigsten Gotte, dem Nationalgott der Ägypter seit dem mittleren Reiche, dem Sonnengott Ammon geweiht. Im Namen Ammons wurden von den Königen Thebens die großen Kriege gegen Nubien und Vorderasien geführt, ihm wurden in den eroberten Ländern Tempel erbaut, und was von dort an Beute nach Theben kam, wurde vornehmlich Ammon und seinen Priestern geweiht. Von den Reichthümern, die beispielsweise Ramses III. den Göttern Ägyptens spendete,

Phot. J. Vogt Waller.



Photochrom Co. Ltd.

Abb. 65. Inneres des großen Tempels von Karnak

mit einem Labyrinth riesiger Säulen von je zehn Meter Umfang und fünfundsiebzig Meter Höhe. Das Innere ist so groß, daß man bequem den Kölner Dom hineinstellen könnte.



Phot. H. Whitbread.

Abb. 66. Der Tempel des Ammon-Ra mit dem Obelisk der Königin Makere-Hatschepsomet in Karnak.

Dynastie in Tanis beseitigten das Königtum der Ammonpriester, die Residenz wurde von Theben nach dem Nildelta verlegt, das ägyptische Reich fiel allmählich fremden Dynastien in die Hände; doch wenn auch Theben wiederholt geplündert wurde und seine einstige Bedeutung verlor, seinem Hauptgotte Ammon huldigten auch die späteren Könige und verschönerten seine Tempel. Das war noch unter den Königen der Ptolemäer in den drei Jahrhunderten vor Christi Geburt zeitweilig der Fall. Da empörte sich Theben gegen die Herrschaft Ptolemäus' X. Soter II.; nach dreijähriger Belagerung wurde es erobert und zerstört. Im Jahre dreißig bis neunundzwanzig wurde die Stadt von den römischen Kriegern von neuem geplündert, und damit verschwand Theben für immer aus der ägyptischen Geschichte. Doch seine wunderbaren Tempelbauten sind durch die seither vergangenen zwei Jahrtausende erhalten geblieben, und wie die ungeheuren Anlagen schon zur Zeit von Diodor und Strabo das Ziel bewundernder Reisenden gewesen sind, so werden sie es auch in alle Zukunft bleiben. Nirgends auf Erden gibt es eine größere Ruinenstätte des Altertums; Rom, Delhi, Pompeji verschwinden gegenüber den großartigen Bauten, die sich heute zwischen den grünen Feldern zu beiden Seiten des Nils bis in die Wüste als stumme Zeugen der höchsten Kultur aus vergangenen Jahrtausenden erheben, und die wunderbaren Gräber der Hunderte von Königen und Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen, die dort in dem einsamen Felsenlabyrinth ringsum versteckt liegen, sind noch heute Fundorte der reichsten Schätze.

Der Riesentempel von Karnak. Nirgends auf Erden gibt es ein mächtigeres Bauwerk als den Riesentempel von Karnak, selbst wenn man die erhabensten Dome der Christenheit, die ausgedehntesten Paläste des Abendlandes zum Vergleich mit heranzieht. Wo sonst gäbe es eine Tempelanlage, die nahezu ein Quadrat-



Phot. Couffé.

Abb. 67. Säulenreihe im Tempel des Königs Thutmes III. zu Karnak.

kilometer Raum umfaßt? Welche Heiligkeit die alten Thebaner ihr beilegte, geht schon daraus hervor, daß die einzelnen Tempel mit gemauerten Wällen umgeben waren. Schon der erste Tempel, auf den man, vom Nilufer bei Luxor kommend, stößt, ist ein wunderbarer Bau, das Muster eines ägyptischen Gotteshauses aus der Blütezeit Thebens, dem thebanischen Mondgotte Chons gewidmet. Chons war der Sohn des Sonnengottes Ammon und seiner Gattin Mut. Das schöne Werk ist dem großen Tempelbauer Ramses III. zuzuschreiben, wenn auch seine Nachfolger bis zum Priesterkönig Herihor der zwanzigsten Dynastie verschiedene Ausschmückungen vornehmen ließen. Ein imposanter Pylon von achtzehn Meter Höhe führt in den äußeren Tempelhof, mit doppelten Reihen von Papyrusäulen umgeben. Der nächste Raum ist ein dreischiffiger Säulensaal, mit reichen Skulpturen an den Wänden und Säulen. Von hier gelangt man in das Allerheiligste, in welchem die heilige Barke des Gottes aufgestellt war, rings umgeben mit dunklen skulpturengeschmückten Priestergemächern. Hinter dem Allerheiligsten liegen, um einen kleinen

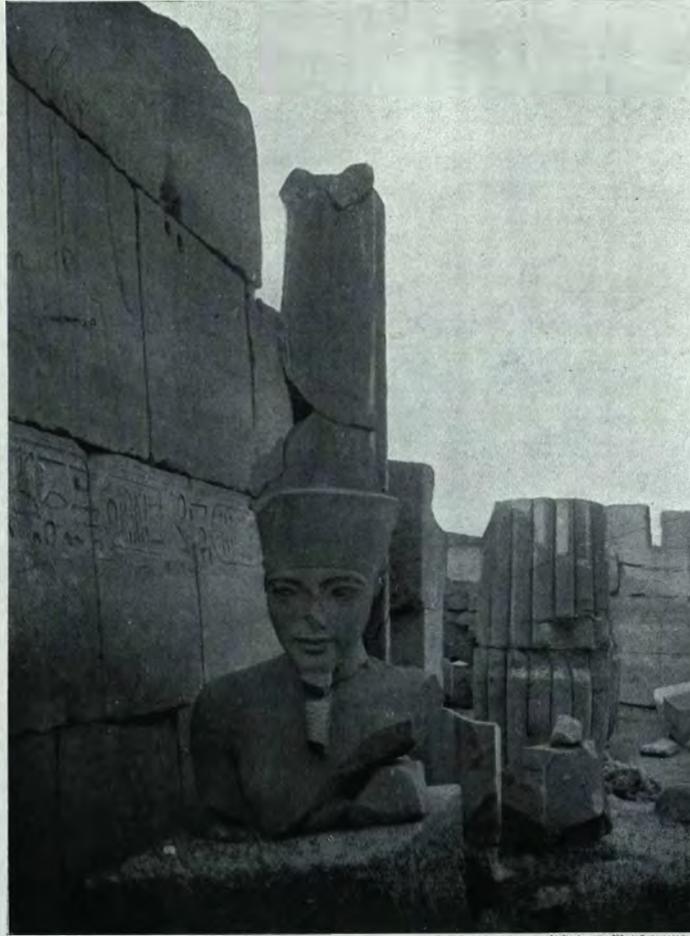


Abb. 68. Porträtbüste eines Pharaos der alten thebanischen Dynastie in den Ruinen von Karnak.

Saal verteilt, sie- tigen Säulenhallen dieses einzigartigen Heiligtums von Karnak zu stehen. Selbst die Pyramiden und der große Sphinx von Gizeh wirken auf den Beschauer nicht so mächtig, so überwältigend; denn sie sind uns unverständlich, zwischen ihrer und unserer Zeit liegen andere Zeitalter; andere Kulturen haben sich neben ihnen entwickelt, die griechische, römische, byzantinische, arabische und unsere eigene, die durch ihre Nachbarschaft die altägyptischen Bauten von Gizeh fremdartig, nicht hierhergehörig erscheinen lassen. Die Wunderbauten von Karnak aber versetzen uns unmittelbar in die altägyptischen Zeiten; Weltwunder in der Tat, in deren Nähe sich keine der folgenden Kulturen herangewagt hat (Abb. 63 bis 71). Erhaben in ihrer Einsamkeit, machen sie den Eindruck,

ben kleine Kapellen, deren Bestimmung noch nicht festgestellt werden konnte.

Ebenso wie zum Chonstempel so führen auch zum großen Ammentempel Sphinxalleen, zum Teil zwischen herrlichen Palmen verborgen (Abb. 62). In tiefer Bewunderung vor dem großen Volke, das vor Jahrtausenden dieses Land bewohnt hat, durchschreitet man die kilometerlangen Sphinxalleen mit ihren stummen, steinernen Wächtern, um endlich vor den riesigen Pylonen und Tempelbauten, Obeliskten, Kolossalstatuen und mäch-



Abb. 69. Der Tempel Ramfes' IV. zu Karnak.

Phot. Penfit.

als wären sie von Titanen für Titanen gebaut worden, und wir modernen Menschen wandern in ihnen umher, als wären wir winzige Ameisen mit Eintagsleben. Schon der erste große Pylon ist von ungeheuren Dimensionen, hundertdreizehn Meter breit, fünfzehn Meter dick und dreiundvierzigeinhalb Meter hoch. Von der Spitze dieses Torbaus genießt man einen ganz unbeschreiblich großartigen Überblick über die kolossalen Tempelbauten, welche die Thebaner und ihre Könige zu Ehren ihres höchsten Gottes Ammon errichtet haben, von ganz besonders zauberischer Wirkung, wenn das Mondlicht die Nacht verklärt. Von dem Pylon führt eine Reihe mächtiger Widderstatuen, von Ramfes III. errichtet, zu dem Ufer des segenspendenden Nil, und durch diese Alleen schritten die phantastischen Prozessionen von Königen mit ihren Hofstaaten und Priestern zum Heiligtume Ammons. Der große Hof, zu welchem der erste Pylon führt, hat allein über achttausend Geviertmeter Fläche, mit Kolossalsäulen in der Mitte, und den Tempeln Setis II. und Ramfes' III. an den Seiten, über und über mit lebenswahren Skulpturen aus der Regierungszeit dieser Herrscher bedeckt (Abb. 70). Von größerer geschichtlicher Wichtigkeit ist indessen das Siegesdenkmal des libyschen Königs Sesonchis (Scheschonk) der zweiundzwanzigsten Dynastie, das sich an der Außenwand des zweiten, zum großen Säulensaal führenden Pylons befindet. Es verherrlicht den Sieg, den dieser in der Bibel Sifak genannte König über den König Rehabeam von Juda erfochten hat. Sifak zog im fünften Jahre der Regierung Rehabeams, des Sohnes Salomos, nach Palästina, eroberte Jerusalem und plünderte den Salomonischen Tempel. Auf dem Denkmal ist Ammon selbst mit dem Sichelschwert dargestellt, wie er an der Linken an Stricken fünf Reihen von jüdischen Ortschaften vor sich hertreibt. Jede Ortschaft wird durch einen Mauer-ring dargestellt, auf welchem der Oberkörper eines Kriegsgefangenen mit gebogener Nase und hervorstehenden Backenknochen deutlich den Semiten kennzeichnet. Doch selbst dieses hoch-



Abb. 70. Wandskulpturen auf den Mauern des Tempels
Ramses' III. in Karnak.

phot. Wm. Currier.

Saales wurde von Seti I., die südliche von Ramses II. ausgeschmückt; sie zeigen diese Könige in Verehrung vor den Gottheiten Thebens. Doch weit lebendiger und von größerer, weil geschichtlicher Bedeutung, ist der Skulpturenschmuck an den Außenwänden der Halle, mit den Darstellungen zahlreicher Schlachten, Siege und Eroberungen, die uns das Leben und Treiben, die Trachten und Gebräuche der alten Ägypter in ihrer ganzen Ursprünglichkeit vor Augen führen.

Doch auch damit ist der große Ammontempel nicht zu Ende; es folgen ein dritter, vierter, fünfter und sechster Riesenpylon, Höfe und Hallen mit Riesenstatuen und Obelisken, wie jener der Königin Makere-Hatschepsowet (Abb. 66), der größte aller, die noch in Ägypten unverfehrt erhalten sind. Nur der Obelisk auf dem Lateranplatz in Rom ist mit zweiunddreißig Meter um etwa drei Meter höher als jener im Ammontempel. Auch jenseits des Raumes, in welchem das Allerheiligste aufbewahrt war, folgen einander wieder Höfe und Hallen, Kapellen und Säulentempel, alles umgeben von einer durch Ramses II. gebauten Umfassungsmauer.

An den Eingängen, in den Vorhöfen, in anderen Hallen stehen mächtige Steinkolosse, Denkmäler von Herrschern in fremdartigen Trachten, seltsam geformte Embleme haltend. Dazwischen sehen wir lebenswahre Porträtbüsten von Pharaonen aus der alten thebanischen Dynastie (Abb. 68). Friede ruht auf den steinernen Gesichtern, die seit Jahrtausenden lächeln. Sie

interessante geschichtliche Denkmal verschwindet, wenn man von dem zweiten Pylon einen Blick in den großen Säulensaal wirft (Abb. 65). In diesem, dem gewaltigen Ammon geweihten Raum verschwindet überhaupt jedes Verständnis für Zeit, für Tage, Wochen, Jahre; wir haben es mit Jahrtausenden zu tun. Seit Jahrtausenden stehen hier diese Hunderte mächtiger Säulen, jede einzelne turmdick, turmhoch, Dächer tragend, die aus mächtigen Steinquadern gebaut sind, wie wir sie heute nur mit hydraulischer Kraft und den schwersten Maschinen emporheben können. Die Halle ist so groß, daß man bequem den Kölner Dom hineinstellen könnte, und doch kann sie keine Menschenmassen fassen, denn die Säulen stehen dichtgedrängt aneinander, ein Labyrinth von Türmen, wie Halme auf einem Ahrenfelde, jeder einzelne Halm acht bis zehn Meter im Umfang, dreizehn bis fünfundzwanzig Meter hoch. Die riesigen Säulenschäfte, die glatten Saalwände und Architrave sind mit den reichsten Inschriften und bildlichen Darstellungen bedeckt, die stellenweise sogar den ursprünglichen Farbenreiz bewahrt haben. Die nördliche Hälfte des

scheinen miteinander sprechen zu wollen und bleiben stumm; die Hände wollen sich bewegen und bleiben steif; die Beine wollen gehen und rühren sich nicht von der Stelle, an der sie seit Jahrtausenden festgemauert sind. Steinerne Könige längst vergangener Reiche, werden sie hier weiter stehen, bis die Reiche der Gegenwart längst vergangen sind; denn nichts wird imstande sein, diese Werke zu zerstören. Die Assyrer und Perser, Griechen und Römer und Sarazenen haben es versucht, aber es ist ihnen nur gelungen, die Nasen abzuschlagen, Inschriften zu verwischen oder schlanke Obelisken zum Sturze zu bringen. An den Granitmassen selbst brach sich ihre Kraft. Nicht einmal Erdbeben, die sonst überall die Werke von Menschenhand wie Kartenhäuser stürzen machen, vermochten ihnen etwas anzuhaben, und nur der göttliche Nil, der diese Tempelbauten an ihren Rändern bespült, konnte mit seiner alljährlichen, überall segenspendenden Schlammdecke ein Grab für sie schaffen. So wurde der große Ramsesempel an dem Ufer des Nils in Luxor im Laufe der Zeit mit einer sechs bis acht Meter hohen Schicht von Sand und Erde bedeckt, und bis zu meinem ersten Besuch vor einem Vierteljahrhundert stand auf dieser Decke, aus der nur die Säulenspitzen und Statuenköpfe aufragten, inmitten des Tempels das elende Fellachendorf Luxor. Zwischen die Säulen waren moderne Häuser und Konsulatsagenturen eingebaut. Seither ist die ganze Tempelanlage freigelegt worden und zeigt sich in einer Großartigkeit, die nur von den Wundern Karnaks übertroffen wird.

Der Tempel von Luxor.

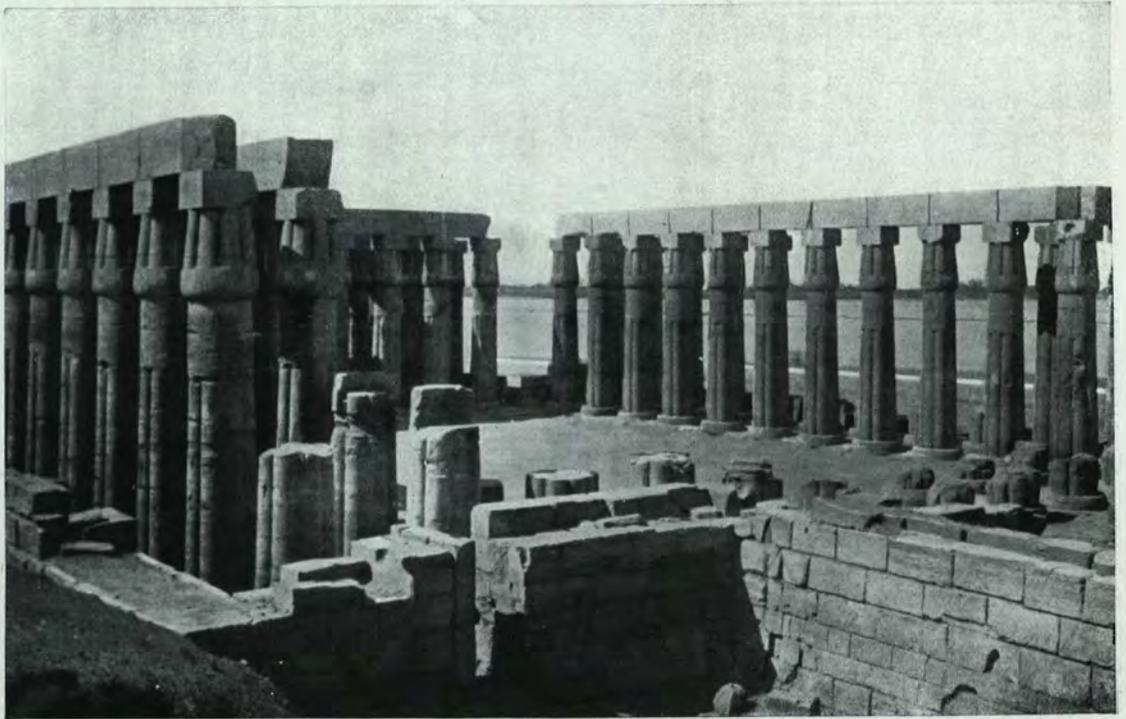
Der Luxortempel stammt aus der Glanzzeit des ägyptischen Reiches, der Herrschaft von Amenhotep III., zwischen 1411 und 1375 der vorchristlichen Zeit. Der zum Teil noch erhaltene Tempel mit dem großen säulenumstandenen Vorhof (Abb. 72) wurde von Amenhotep III. den drei Gottheiten geweiht, die damals in den thebanischen Städten besonders verehrt wurden, dem Sonnengott Ammon-Ra, der Göttin Mut und dem jungen Gott Chons, der



Phot. Rev. G. J. Walker.

Abb. 71. Die zwei letzten Obelisken von König Thutmes I. in Karnak.

zeitweilig als der Mondgott bezeichnet wurde. Wenn der große Pharao so bedeutende Opfer für diese kolossalen Tempelbauten brachte, so war es nicht nur der Wunsch, etwas dem Karnaktempel Ähnliches zu schaffen, sondern vornehmlich um die Priester und das Volk von Theben auf seine Seite zu bringen, denn er war in den Augen der Orthodoxen keineswegs thronberechtigt. Wohl war er der Sohn seines Vorgängers Thutmes IV., aber nicht auch Sohn oder Gatte einer Pharaonentochter. Das strenge Gesetz der Thronfolge war die Ursache, warum bei den Pharaonen so viele Ehen zwischen Geschwistern oder Halbgeschwistern vorkamen. Die Gattin Amenhoteps III. entstammte dem Volk und gelangte später als Königin Teje zu großer Berühmtheit. Der Pharao blieb ihr sein Leben lang treu ergeben und verewigte sie auf vielen Denkmälern, so unter anderem auch auf den Memnonkolossen. Erst



Phot. G. S. White Co.

Abb. 72. Der Vorhof des Tempels von Amenhotep III. in Luxor.

Ramses III. blieb es vorbehalten, den großen Tempel von Luxor zu vollenden. Auch Ramses II. verwendete große Summen, um ihn auszuschnücken. Sein Architekt hinterließ Inschriften, die besagen, daß er Obelisken errichtete, „deren Schönheit sich dem Himmel nähert“, daß er eine prächtige Sphingallee vom Luxortempel zu jenem des Ammon-Ra in Karnak schuf, auf der die Priester an großen Festtagen ihre Umzüge hielten; auf Ramses' II. Befehl wurden die großen Doppeltore aus Elektrum, das heißt einem Gemisch von Silber und Gold, hergestellt; die Tempelwände waren mit solchen Platten bekleidet, und Teile der Pflasterung mit Silber überzogen. Er ließ auch eine Anzahl kolossaler Standbilder von sich selbst errichten, von denen eines, zwischen zwei Tempelsäulen stehend, den schönsten Werken der ägyptischen Bildhauerkunst beigezählt werden kann. — Von den beiden Obelisken, die vor dem Pylon des Haupteingangs standen, wurde der kleinere im Jahre 1836 nach Paris geschafft und steht dort auf der Place de la Concorde. Heute zeigen sich vor dem großen Pylon des Luxortempels nur



Phot. v. G. White Co.

Abb. 73. Die große Säulenhalle im Tempel zu Luxor, vollendet unter Saremheb, dem ersten Pharao der neunzehnten Dynastie (etwa 1350 v. Chr.). Die Größe der Säulen wird durch die menschliche Gestalt an der ersten Säule rechts erkennbar.

noch zwei sitzende Kolossalstatuen von Ramses II. in einer Höhe von etwa vierzehn Meter (Abb. 74); von den vier stehenden, die sich früher hier befanden, ist nur eine, die westlichste erhalten. Die Außenwände des Pylons zeigen Skulpturen der Siege, die Ramses II. mit Hilfe des Sonnengottes gegen die Hethiter erfochten hat. Der rechte Pylonturm enthält Darstellungen des Lagerlebens der Ägypter; sie haben sich durch aneinandergestellte Schilde verschanzt, während auf der linken Seite der König, auf dem Throne sitzend, mit seinen Feldherren Kriegsrat hält. Der linke Pylonturm zeigt eine ungemein lebendig dargestellte Schlacht. Die Feinde haben den

Streitwagen des Königs umzingelt, und er sendet kühn ausgreifend seine Pfeile gegen sie; seine Soldaten treiben die Hethiter, die Scharen von Toten und Verwunden verlieren, gegen ihre Festung Kadesch, die auf der linken Seite des Bildes, mit Wasser umgeben, Verteidiger auf den Zinnen, zu sehen ist. Ganz am Rande, fern vom eigentlichen Kampfplatz, steht der König der He-

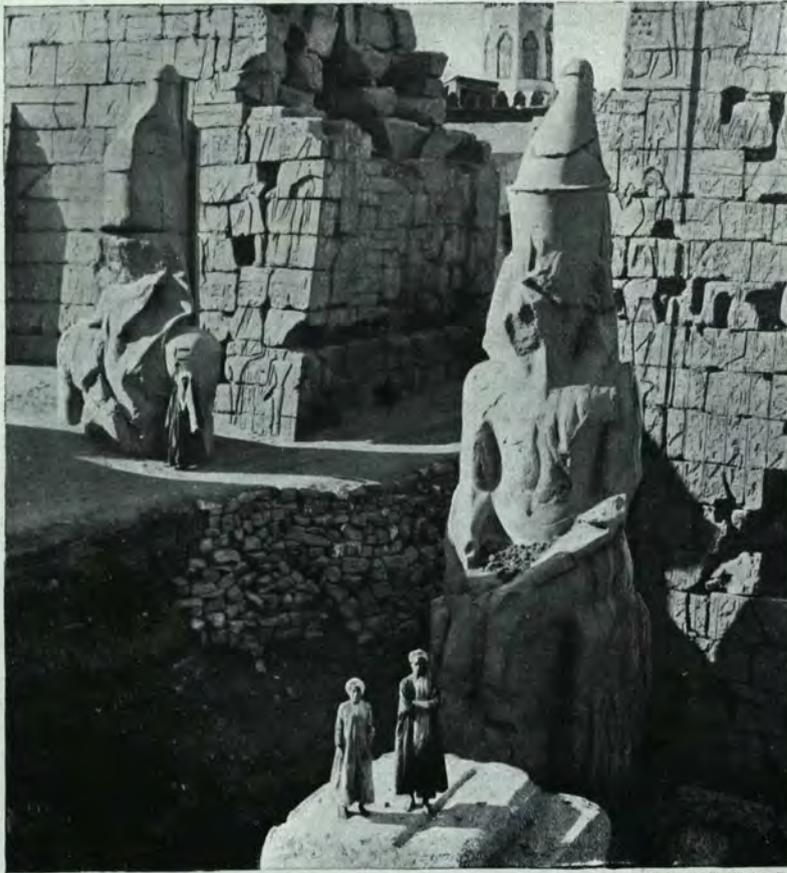


Abb. 74. Der Nordeingang des Tempels zu Gufkor.
Die Statue im Vordergrund stellt Ramses II. dar.

thiter in seinem Wagen, umgeben von seiner Leibgarde und — „fürchtet sich vor seiner Majestät“.

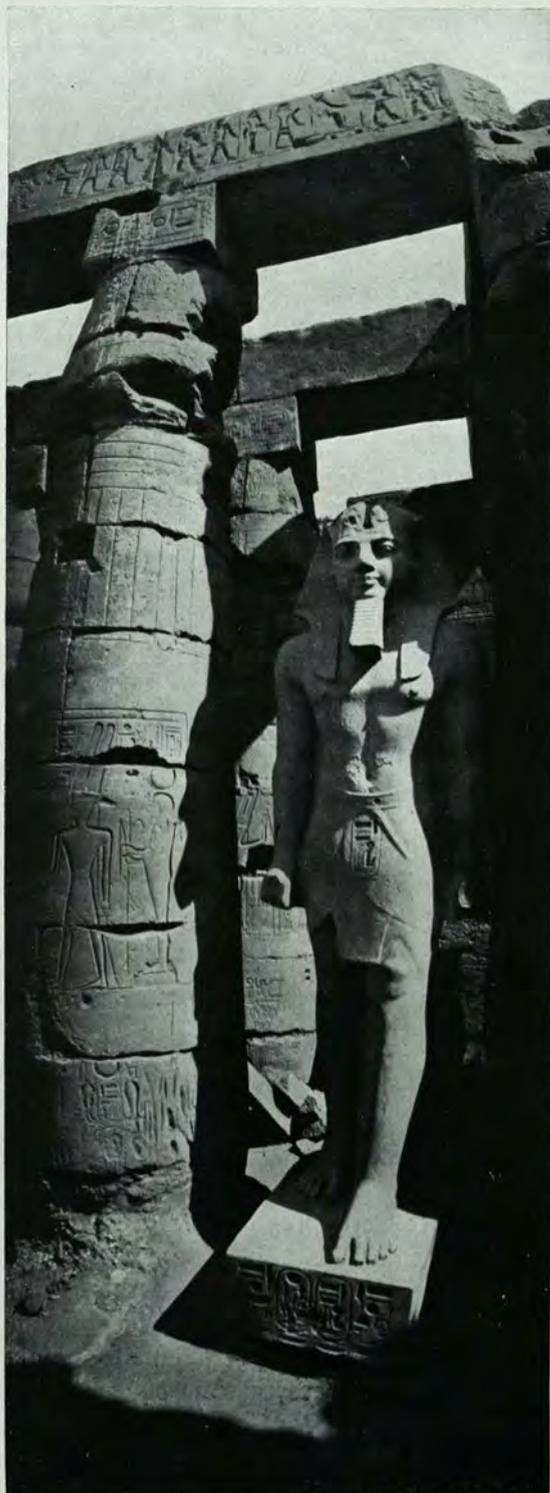
Der Pylon öffnet sich auf den Säulenhof Ramses' II., dessen Wände und Papyrusäulen ebenfalls mit Reliefs und Inschriften bedeckt sind. Von hervorragender Schönheit sind die fünf Riesenstandbilder des großen Königs, aus rotem Granit (eine aus schwarzem Granit) von sieben

Meter Höhe. Die dritte Statue zeigt Ramses II., ungemein lebendig aus dem Säulenwald heraustretend (Abb. 75); Schürze und Sockel tragen seine Namenskartuschen, doch die aus einem Granitblock gehauene Krone ist abgefallen.

Auf den Ramseshof folgt ein herrlicher Säulengang, der imposanteste Teil der ganzen Tempelanlage, von Amenhotep III. begonnen und von Saremheb, dem ersten Pharao der neunzehnten Dynastie, ums Jahr 1350 vorchristlicher Zeit vollendet (Abb. 73). Vierzehn Papyrusäulen von sechzehn Meter Höhe trugen das längst eingestürzte Dach des Korridors, der vom Ramseshof zum Säulenhof des Amenhotep III. führte. Die ganze Gruppe von Bauten macht besonders zur Zeit des Sonnenuntergangs einen großartigen Eindruck, wenn die rosenrot gefärbten Säulen

aus ihren tiefen Schat-
ten hervortreten und
die Riesenstatuen der
alten Könige von der
sterbenden Sonne ge-
wissermaßen Leben ein-
geflößt bekommen. Dann
kann sich der entzückte
Beschauer leicht die Fest-
lichkeiten hervorzaubern,
welche diese Tempel,
besonders zur Zeit des
Jahreswechsels, zum
Schauplatz hatten. Da
wurden aus dem Aller-
heiligsten der benach-
barten Tempel von Kar-
nak die heiligen Barken
der Götter hervorgeholt
und auf den Fluten
des Nils nach Luxor
gefahren. Hier wurden
sie in dem großen Tem-
pel tagsüber aufgestellt
und bei Sonnenunter-
gang wieder nach Kar-
nak zurückgebracht. Alle
Einzelheiten dieser Pro-
zession sind auf den
Wänden des Säulen-
ganges dargestellt, und
das heidnische Bildwerk
mag wohl in späterer
Zeit die Christen ver-
anlaßt haben, in dem
anstoßenden Säulen-
saal eine Kirche einzu-
bauen.

An der Stelle des
alten Fellachendorfes
Luxor ist durch den leb-
haften Touristenverkehr
ein ganz hübsches, mo-
dernes Städtchen mit
gut gehaltenen, rein-
lichen Straßen rings



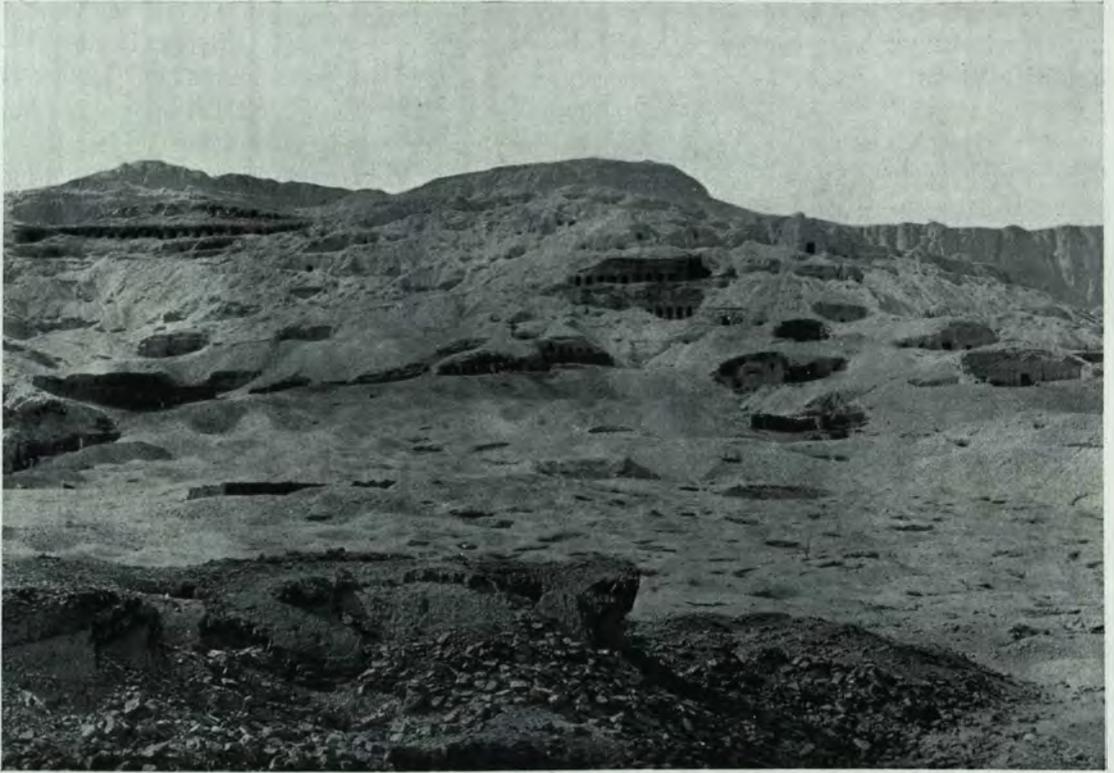
Phot. Thomas Cook & Sohn.

Abb. 75. Statue Ramses' II. im Vorhof des Luxortempels.

um den alten Ramses-
tempel entstanden, und
neben den Eselchen, die
früher das einzige Ver-
kehrsmittel der Touris-
ten bildeten, sieht man
heute elegante Equi-
pagen und Mietwagen.
Dank seinem herrlichen
Winterklima und der
Nähe so großartiger
Kulturdenkmäler ist Lux-
sor nicht nur zum Ver-
kehrsmittelpunkt von
ganz Oberägypten, son-
dern auch zu einem ganz
modernen, vielbesuch-
ten Winterkurort ge-
worden. Die früher be-
scheidenen Gasthäuser
sind zu großen Hotels
umgebaut und erwei-
tert worden. In Luxor
ist der Winter viel an-
genehmer zu verbrin-
gen als in dem großen,
lärmenden Kairo.

Die Nekropole von Theben.

Wie die Ostufer des
Nils bei Luxor von den
alten Ägyptern dem
Leben, dem Götterkul-
tus, Festlichkeiten und
Bergnügungen geweiht
waren, so galten die
Westufer dem Kultus
der Toten, und noch
heute ist auf den mit-
unter den Nilüber-
schwemmungen ausge-
setzten Ebenen und den
steilen, kahlen Felsen-
hängen der Libyschen
Wüste, die sie begren-



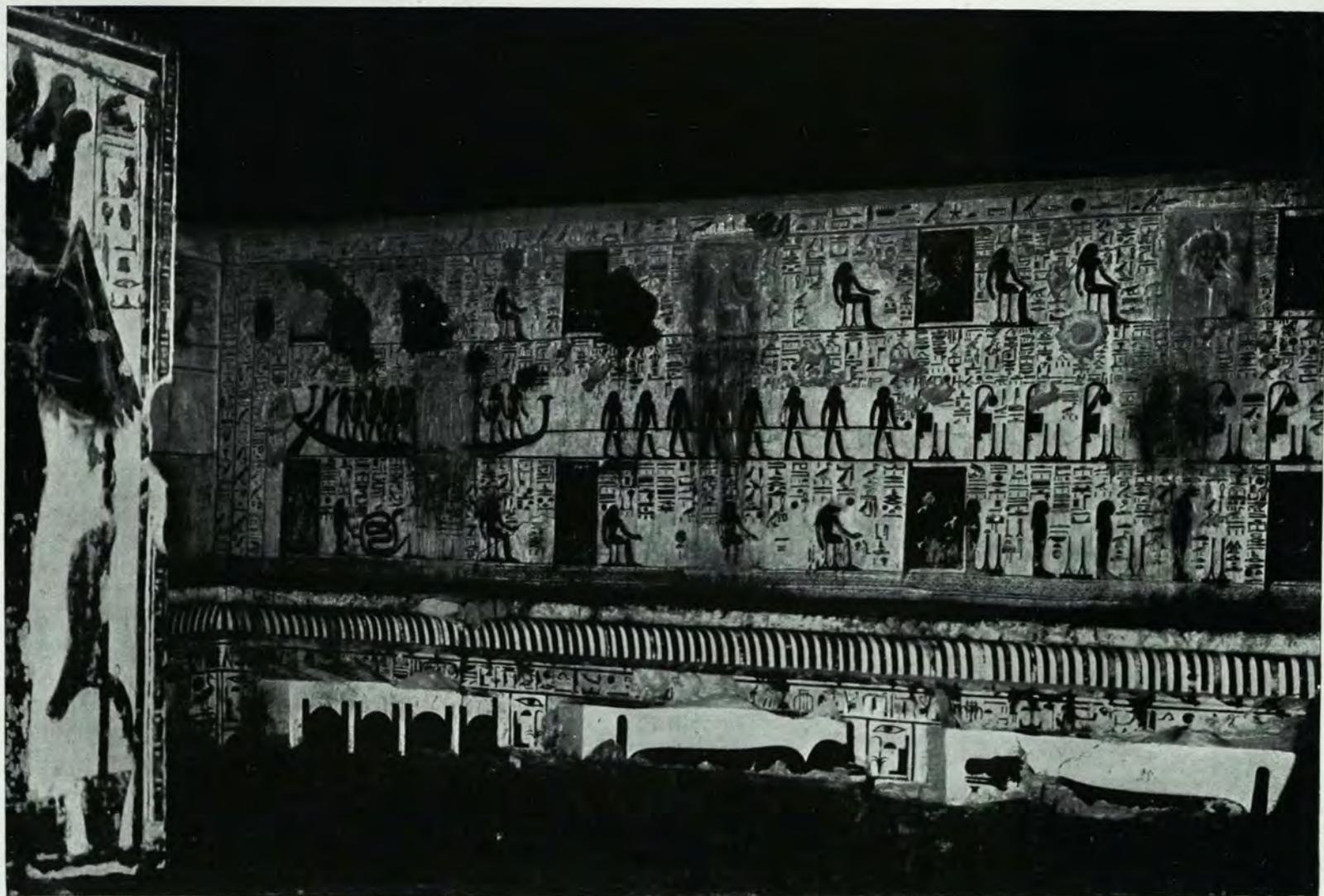
Bot. Bonfils.

Abb. 76. Die Königsgräber von Theben.

zen, nicht viel anderes zu finden. Dort zieht sich der schreckliche Biban-el-Muluk mit seinen zerklüfteten Schluchten und steinigen, jedes Grashalmes baren Tälern zum Sandmeer empor. Die Wüstensonne brennt dort mit ihren senkrechten Strahlen hernieder, erhitzt die gelben, nackten Felswände und macht alles menschliche Leben unmöglich. Schakale, Wölfe, Adler, Aasgeier, Eulen, Schlangen und Millionen von Fledermäusen sind die einzigen Bewohner. In diese der höchsten Kultur so nahe und daher um so schrecklicher wirkende Wildnis haben die alten Ägypter die Ruhestätten ihrer größten Toten verlegt und ihnen hier die wunderbarsten Tempel gebaut.

In den zerwühlten Abhängen sieht man die von Schutt umgebenen Eingänge zu den Grüften der großen Könige aus der achtzehnten, neunzehnten und zwanzigsten Dynastie (Abb. 76). Mehrere aus dem Felsen gehauene Korridore und Vorkammern führen bei jedem Grabe zu dem unterirdischen Hauptsaal, wo in einer Vertiefung der große Granit- oder Mabaisterfarg beigesetzt wurde. Die Wände sind mit eingemeißelten Bildern und Texten, manche von sehr kunstvoller Ausführung, geschmückt, gewöhnlich die Reise des verstorbenen Königs unter der Leitung des widerköpfigen Sonnengottes auf einer Barke durch die Unterwelt darstellend.

Die alten Pharaonen wurden in der größten Heimlichkeit in ihren Felsengräbern beigesetzt und die Eingänge sorgfältig unter Schutt verborgen, so daß mitunter die Pharaonen selbst die Grabstätten ihrer Vorgänger nicht kannten. Der Grund mag darin zu suchen sein, daß die Leichen der Könige und Königinnen, Minister und Großen mit kostbaren Geschmeiden geschmückt wurden, die man nicht der Gefahr der Plünderung aussetzen wollte. — Bis jetzt sind sechsundvierzig große, sehenswerte Felsengräber gefunden worden, darunter jene des ersten, dritten, vierten, sechsten,



Phot. Tittrich.

Abb. 77. Reliefs in der Gruft Setis I., des Vaters und Vorgängers von Ramses II., im Tal der Königsgräber von Theben.

neunten und elften Ramses, des ersten und dritten Thutmes und vor allem jenes von Seti oder Sethos I., das prächtigste von allen, an Feinheit und Schönheit der Reliefs (Abb. 77) nur mit jenen von Abydos vergleichbar, wo auch der wunderbare Tempel Setis I. steht.

Auch Millionen anderer Menschenleichen schlummern dort seit Jahrtausenden in Felsenhöhlen, die jetzt von Forschern durchwühlt werden, wie früher von vandalischen Leichenräubern. Die Felsen sind wie Honigwaben durchlöchert und mit Grabkammern versehen worden, die an Pracht des Wandschmuckes mit den schönsten Göttertempeln Ägyptens wetteifern. Zu Füßen des so viele Königsleichen enthaltenden Gebirgszuges liegt der Tempel von Der-el-Bachri (Abb. 78), eine der großartigsten Tempelanlagen, geschaffen von der berühmten Königin Hatschepsowet, der Schwester-Gattin und Mitregentin von Thutmes III., und gewidmet dem Andenken ihrer Eltern wie ihrem eigenen. Die schönen Säulengänge erheben sich in drei



Phot. Leo Weinthal.

Abb. 78. Der große Tempel von Hatschepsowet in Der-el-Bachri bei Theben.

hintereinander aufsteigenden Terrassen, die durch breite Rampen verbunden sind. Von der Ebene davor führte eine Sphingallee bis zum Heiligtum der Schutzgöttin der Totenstadt, Hathor. Wie in den anderen Hallen, so ist auch in diesem der Wandschmuck von ganz außerordentlicher Schönheit.

Ein Viertelstündchen Weges südlich von Der-el-Bachri und an sechzig Meter über dem Überschwemmungsgebiet des Nils liegt der versteckte Felsenspalt, der im Jahre 1881 zur Entdeckung der reichsten Mumienstätte führte. Während meines damaligen Aufenthaltes in Luxor boten mir die Eingeborenen zur Nachtzeit geheimnisvoll eine Reihe der schönsten altägyptischen Kunstwerke zum Kauf an. Ich machte davon dem in Kairo weilenden Heinrich Brugsch Pascha Mitteilung, es wurde insgeheim eine Expedition unter seiner Führung nach Luxor gesandt, und nach einigen Tagen war man im Besitz des Fundortes, eines Massengrabes von Königsmumien, dessen Eingang der erwähnte Felsenspalt war. Nicht weniger als fünftausend der kostbarsten Altertümer wurden hier ans Tageslicht gefördert, darunter die Mumien von Seti I. und Ramses II.

in ihren prächtigen Särgen, vollständig erhalten, sogar noch mit den vertrockneten Kränzen auf ihren Leibern. Heute bilden diese bei Der-el-Bachri gefundenen Schätze den größten Stolz des Museums von Gizeh.

In der Totenstadt erheben sich auch, teilweise wohl erhalten, die Riesentempel von Kurna, Asafif und das dem Ammon geweihte Rameffeum mit seinem Ramefeskoloß und seinen mächtigen Pylonen, sowie die großartigen Bauten Ramses' III. von Medinet Habu. Dort sieht man zum erstenmal uralte Bauten in ganz anderem als dem gewohnten alt-ägyptischen Stil. Statt der mächtigen Pylone stehen hier asiatische Ringmauern und krenelierte Tore aus großen Granitblöcken, die zu einem sehr interessanten Bau, dem sogenannten Pavillon Ramses' III. aus der zwanzigsten Dynastie (Abb. 79) führen. Dieser Herrscher war der letzte der großen Pharaonen im dreizehnten Jahrhundert der vorchristlichen Zeit. Damals war der Einfluß von Syrien her so stark, daß er selbst in der Architektur der großen Palastbauten zum Ausdruck kam. Die



Abb. 79. Der Pavillon Ramses' III. in Theben mit wundervollen Wandskulpturen, das ägyptische Leben in Krieg und Frieden in der Zeit der letzten Thebaner Dynastie darstellend.

Wände des Pavillons zeigen höchst lebendige Darstellungen aus den Feldzügen Ramses' III. gegen die Nubier und Libyer, Sardinier, Etrusker und Sizilier, aber die schönsten Darstellungen enthalten doch die Höfe und die großartige Säulenhalle des Totentempels von Ramses III. (Abbildung 80), der sich hinter dem Pavillon aufbaut und ganz nach dem Vorbild des Rameffeums ausgeführt ist. Man könnte diese hier angebrachten bildlichen Darstellungen eine Geschichte der Regierung und der kriegerischen Taten dieses großen Pharaos nennen.

Rameffeum. Zwischen den Tempeln von Medinet Habu und jenen von Der-el-Bachri liegt noch eine dritte großartige Anlage, das berühmte Rameffeum (Abb. 81). Es ist der einzige noch erhaltene von sechs Tempeln, die in einer Reihe nebeneinander standen und mit Ausnahme der Grundmauern vollständig verschwunden sind. In einem wurde eine große Stele des Sohnes und Nachfolgers von Ramses II., Merneptah, gefunden, jenes Pharaos, dessen Heer bei der Verfolgung der Israeliten durch das Rote Meer in den Wellen unterging. Von allen ägyptischen Inschriften enthält diese allein eine Erwähnung der Juden in Ägypten.

Das Ramejseum ist ein von Ramses dem Großen nach Beendigung des Krieges gegen die Hethiter erbauter Riesentempel, dem Ammon geweiht, mit zwei großen Vorhöfen, einem riesigen Festsaal und dem Aufbewahrungsort für die heiligen Bücher dahinter. Zum ersten Hof führt ein mächtiger Pylon, dessen äußere Seiten zum größten Teil eingestürzt sind, doch die Innenseiten sind noch erhalten und zeigen eine Reihe höchst interessanter und kunstvoller Darstellungen von Schlachten und Belagerungen. Auf seiner Ost- und Westseite zeigte der erste Hof früher lange, von Osirispilelern getragene Hallen, von denen nur noch wenige Überreste vorhanden sind. — Dem ersten Pylon gegenüber erhebt sich auf der Innenseite des ersten Hofes ein zweiter Pylon, der Zugang zum zweiten Hof, und vor diesem Pylon liegen die Trümmer eines selbst für das



Abb. 80. Der große Tempel Ramses' III. zu Theben.

Phot. Bonfil.

Land der Riesenstatuen ungewöhnlich großen Sthenitkolosses von Ramses II. (Abb. 82), der aufrecht siebzehneinhalb Meter hoch war. Die Länge des Zeigefingers beträgt ein Meter, die Länge des Nagels am Mittelfinger neunzehn Zentimeter, die Entfernung der beiden Schultern voneinander in gerader Linie gegen sieben Meter. Das Bildwerk wurde schon vor vielen Jahrhunderten durch einen Blitzschlag zerstört und nur der Kopf ist ziemlich gut erhalten. Diodor, der diesen Tempel eingehend beschrieben hat, nennt dieses Kolossalstandbild „die größte Bildsäule Agyptens“. Jenseits des mit Osirisstatuen geschmückten zweiten Hofes (Abb. 83) liegt der große Säulensaal mit ungemein lebendigen Wandreliefs, die Kriegstaten des Pharaos darstellend. Drei mit Skulpturen geschmückte Granittüren führen in diesen „Festsaal“ genannten Raum von sechzig Meter Länge und dreißig Meter Breite, der von achtundvierzig Säulen gestützt wurde. Wie im großen Säulensaal von Karnak tragen auch hier die kleineren seitlichen



Phot. Bonfils.

Abb. 81. Das Ramesseum in Theben.

Säulen eine von Fenstern durchbrochene Mauer von solcher Höhe, daß sie zugleich mit den zwei mittleren Reihen großer Säulen das Gebälk tragen konnten. Die mittleren Säulen sind noch vortrefflich erhalten. Zwischen ihnen führt der Weg zu dem kleineren, „Bibliothek“ genannten hinteren Saal, und an dessen Eingang befinden sich die Bilder der dreiundzwanzig Söhne und drei Töchter Ramses' II. Die Decke der „Bibliothek“, dieses Aufbewahrungsortes der heiligen Bücher, schmücken Sternbilder, auf die zwölf Monate des Jahres verteilt. — An das Ramesseum schließen sich hinten große Gewölbe aus Ziegeln an, die nichts anderes sind als einstige Weinkeller (Abb. 84). In ihnen wurden eine Menge Weinkrüge gefunden, die noch verkorft waren und das Siegel Ramses' II. zeigten. Name und Jahr der Weinernte waren deutlich auf den Krügen zu lesen, aber der Wein selbst war im Laufe der dreiunddreißig Jahrhunderte, die seit ihrer Füllung verflossen sind, wohl eingetrocknet. Oder sollte der Wein statt in die Krüge vor ihrer Versiegelung schon damals in durstige Röhren geflossen sein? Die Ägyptologie steht hier vor einem ungelösten Rätsel.

Die Memnonskolosse. Wie steinerne Wächter von Medinet Habu, durch ihre Größe und Masse alles überschattende Titanen, ragen turmhoch und ehrfurchterweckend aus den sie umwogenden Feldern die beiden zweiundzwanzig Schritt voneinander entfernten Memnonskolosse auf (Abb. 85). Leider wird das Land hier während der alljährlichen Nilüberschwemmung überflutet und die Statuen sind dann schwer erreichbar. Sie sind aus sehr hartem, gelbbraunem Kiesel sandstein gearbeitete Bildnisse des Königs Amenhotep III., auf würfelförmigen Thronen sitzend. Einst befanden sie sich vor einem riesenhaften, jetzt ganz verschwundenen Pylon, der zu dem Heiligtum führte. Die Kronen sind längst abgefallen, aber auch ohne sie erheben sich die Kolosse noch gegen zwanzig Meter hoch aus dem Nilschlamm, der



Phot. H. C. White Co.

Abb. 82. Gefallene Riesenstatue von Ramses II. in Theben, aus einem tausend Tonnen schweren Sphenitblock aus Assuan gehauen.

den Boden bedeckt. Neben den Beinen sind kleinere Statuen der Gattin und der Mutter des Königs zu sehen. Beide Kolosse waren aus je einem ungeheuren natürlichen Felsblock gehauen und standen wahrscheinlich mit einem dritten, jetzt vom Nilschlamm begrabenen Koloss vor dem Totentempel Amenhoteps III. Er selbst berichtet darüber: „Meine Majestät hat diese Bildwerke errichtet, die durch ihre Größe viel Aufsehen erregt haben.“ An den Seiten der Throne sind Bildnisse der Nilgötter von Ober- und Unterägypten zu sehen, welche die Vereinigung der beiden großen Provinzen dadurch symbolisch darstellen, daß sie die Stengel des Papyrus (Unterägypten) und Lotos (Oberägypten) ineinander verschlingen. Die Kolosse sind von geradezu überwältigender Wirkung.

Bei dem großen Erdbeben des Jahres 27 der vorchristlichen Zeit fiel ein großes Stück des nördlichen Kolosses herab, und die fehlenden Teile wurden vom römischen Kaiser Septimius Severus durch fünf Lagen kleinerer Sandsteinblöcke ersetzt. Sie mögen die Ursache sein, warum der Koloss bei Sonnenaufgang einen eigentümlichen Klang hören läßt, den griechische Schriftsteller in poetischer Weise als den klagenden Morgengruß Memmons an seine Mutter Gös bezeichneten. Ihre Tränen fielen dann als Morgentau auf den geliebten Sohn herab. In Wirklichkeit stellen die Kolosse, wie erwähnt, nicht Memnon, sondern Amenhotep III. dar, und das Singen entsteht durch den sanften Morgenwind, der durch die Spalten und Ritzen zwischen den Steinblöcken pfeift, oder durch das rasche Erhitzen beim Sonnenaufgang und das dadurch bewirkte Ausdehnen des Steines.

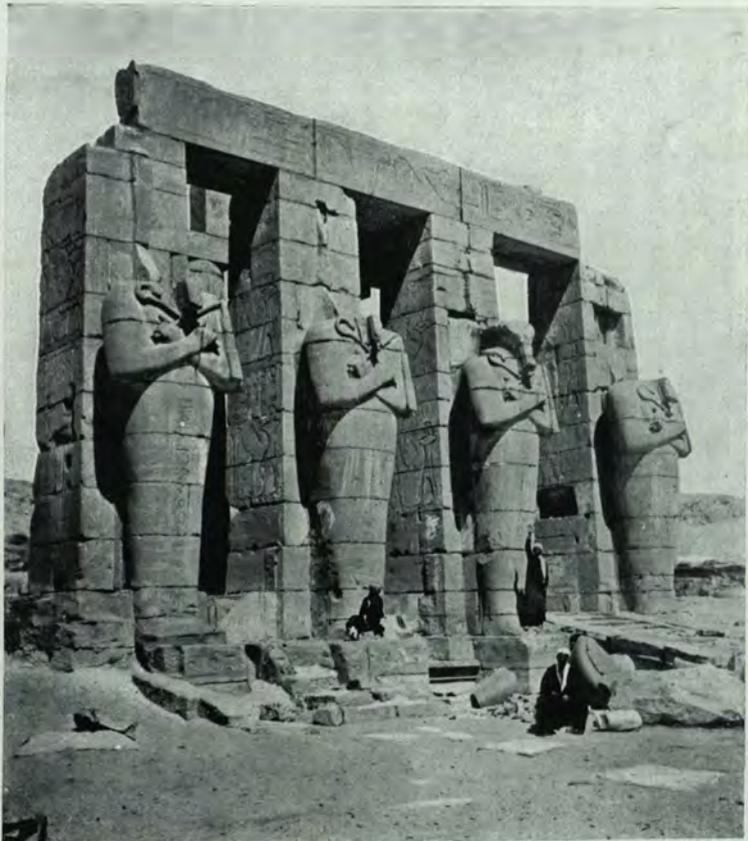
Wenn die Griechen die Kolossalstatuen Amenhoteps III. als jene des Memnon bezeichneten, so entstand das aus einer falschen Auslegung des ägyptischen Wortes Mennu, das so viel wie Ehrendenkmal bezeichnet. So sprach auch Strabo deshalb von dem schönen Tempel Setis I. in Abydos als Memnonium, das heißt Palast des Memnon, und so kam der sagenhafte Held der Griechen, der Sohn der Gös und des Lithon, nach Ägypten. Memnon war ein Bundesgenosse des Priamos von Troja und fiel von der Hand des Achilles. Deshalb die Klagen der Gös und der Morgentau ihrer Tränen.

Edfu. Wie von Kairo bis Luxor, so ist auch auf der Strecke von Luxor bis zum ersten Katarakt das Niltal auf beiden Ufern mit höchst bemerkenswerten Städteruinen und Tempelbauten besetzt. Wer statt der Eisenbahn die angenehme Flußfahrt wählt, wird sie aus den umsäumenden Felsen hervorragend sehen, manche in einsamer Majestät aus dem ewig klaren, tiefblauen Himmel in scharfen Umrißen hervortretend. Da ist vor allem der trotz seines hohen Alters wunderbar erhaltene Horustempel in Edfu mit seinen schönen Skulpturen, so zart, als wären sie erst gestern unter dem Meißel des Künstlers hervorgezaubert worden (Abb. 90); dann der schöne Tempel des Dschebel Silsile. Besonders der fast vollständig erhaltene Horustempel von Edfu bietet einen ganz wunderbaren Anblick trotz der zwei Jahrtausende, die seit seiner Erbauung an der Stelle eines noch viel älteren Tempels verfloßen sind. Sein großer Pylon zeigt den König Neos Dionysos, der einen Haufen Feinde bei den Haaren packt und zum Schlag gegen sie ausholt. Die beiden Figuren daneben sind die Göttin Hathor und der sperberköpfige Horus. Von der Höhe des Pylons sieht man die ganze Tempelanlage mit den herrlichen Säulen des Vorhofes und des großen Portals zum eigentlichen Tempel (Abb. 86). Leider wurden vor dem Altar des im Kampf gegen den bösen Set siegreichen Horus bis in die Römerzeit zahllose Menschenopfer dargebracht, und man schaudert über die Ströme von Blut, die hier geflossen sein müssen.

Südlich von dem wunderbar erhaltenen Horustempel von Edfu wird der Nil durch die Sandsteinfelsen des Dschebel Silsile, das heißt Kettenberg, stark eingeeengt. Sie bilden gewissermaßen das Eingangstor aus dem fruchtbaren, lieblichen, belebten Ägypten nach dem wüsten, heißen, wenig bevölkerten Nubien, wo die anbaufähigen Uferstreifen des Nils nur schmal, die Dörfer daher seltener und ärmlischer sind.

Tempel von Kom Ombo.

Dort, auf dem hohen östlichen Ufer, gegen fünfundzwanzig Kilometer von Silsile erhebt sich einer der merkwürdigsten Tempel des alten Ägypten, einzig in seiner Art, jener von Kom Ombo. Vor kurzem noch schien er dem völligen Untergang geweiht, denn die unterspülenden Wasser des Nils ließen die Trümmer immer tiefer sinken, der Wüstensand begrub sie immer mehr. In der letzten Zeit wurden zum Schutz des Tempels Dammbauten und Schutzmauern angeführt, und das völlig freigelegte Heiligtum des sperberköpfigen Haroeris und des krokodilköpfigen Sobk ist nun außer Gefahr.



Phot. J. C. White Co.

Abb. 83. Ostrisstatuen im Rameßeum zu Edfu.
Die letzten Reste einer Reihe von Statuen und Säulen im zweiten Hofe dieses Grabtempels.

Einzig in seiner Art ist der Tempel von Kom Ombo deshalb, weil er ein zwei Göttertriaden geweihter Doppeltempel ist, mit doppelten Eingängen vom äußeren Säulenhof bis zum Allerheiligsten. — Die Räume und Eingänge zur Linken enthalten nur Darstellungen des Sonnengottes Haroeris, des Vorgängers von Horus, jene zur Rechten nur Darstellungen des Sobk, alles mit reichem Säulen- und Skulpturenschmuck. —

Zwischen diesen ergreifenden Denkmälern der Großen aus alten Zeiten leben und weben heute die Nachkommen der Kleinen an den Ufern des Nils ganz so, wie sie es vielleicht damals schon taten; denn die menschliche Kultur richtet sich nach der Natur, und diese hat sich in dem gottbegnadeten Niltale seither kaum verändert. Da hausen in den bescheidenen,

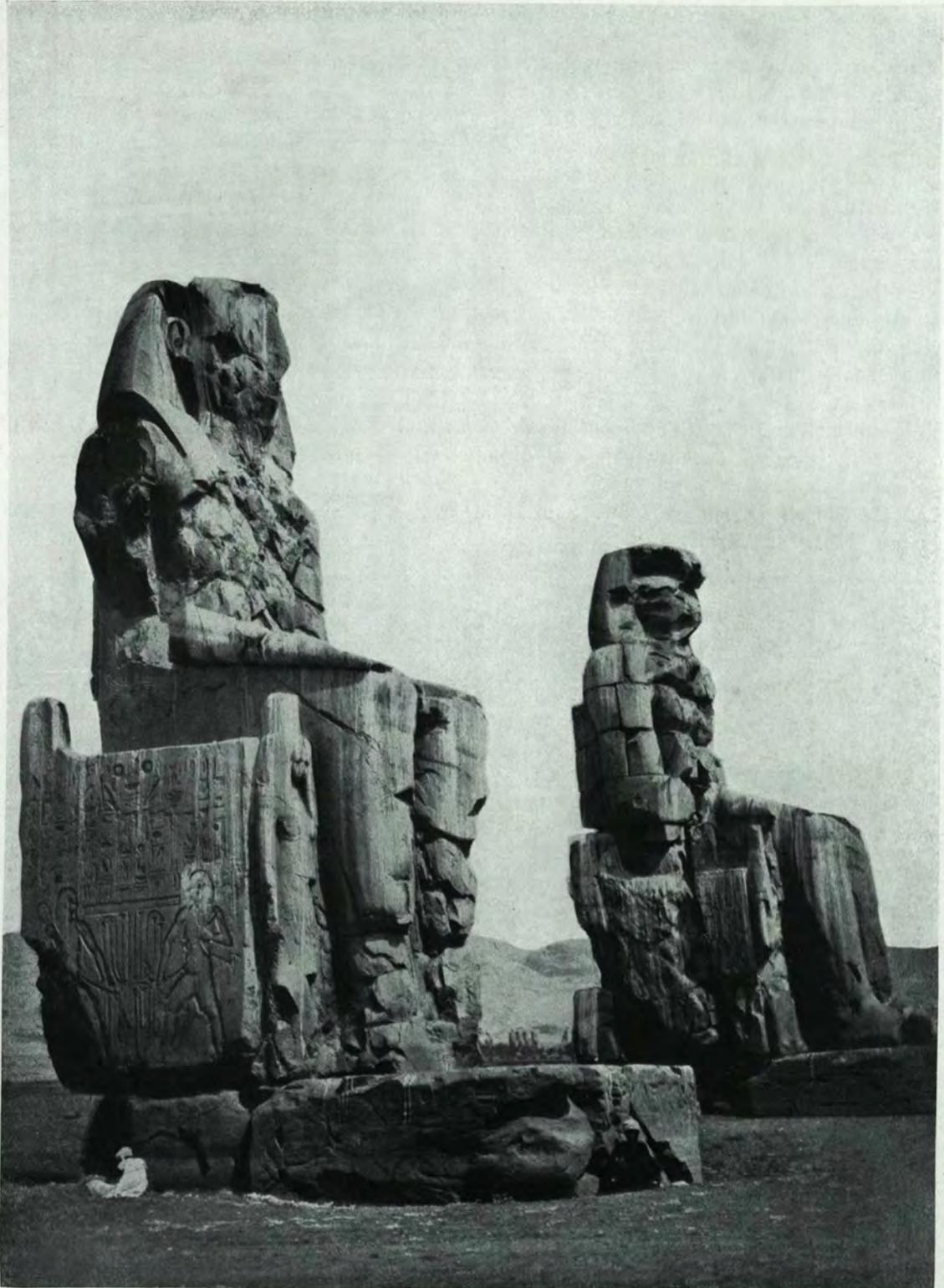


Abb. 84. Die Weinkeller Ramses' II. im Ramesseum zu Theben.

Phot. William Guttaf.

palmenumstandenen Dörfchen mit ihren Lehmhäusern die fleißigen Fellachen; da ziehen nackte Knaben emsig an den Ufern das segenspendende Nilwasser zu ihren mit Hilfe patriarchalischer Werkzeuge gut bestellten Feldern empor; da tragen altägyptische Frauengestalten in ebensolchen Gefäßen Wasser auf ihren Köpfen, weiden Knaben die Herden, reiten auf Eseln Fellachen einher, kauern alte Araber, in ihre Burnusse gehüllt, an verfallenen Moscheenmauern, ihre Tschibuks rauchend: überall malerisches, fremdartiges Leben, überall Arbeit, emsiges Schaffen.

Zu beiden Seiten des engen paradiesischen Flußtales liegen unendliche, von Gebirgen durchzogene Wüsten, die terrassenförmig zu bis zweitausend Meter über dem Meer gelegenen Hochebenen aufsteigen, nur von wenigen Oasen unterbrochen. Die alten Pharaonen haben auch dorthin, in das tote, steinige Labyrinth von Plateaus, nackten Felsen, weiten ausgetrockneten Flußläufen Expeditionen ausgesandt, und überall in den Oasen finden sich Spuren der alten Ägypter. Die Bevölkerung, die sie dort antrafen, gehörte den Ureinwohnern des nördlichen



Phot. Bonfils.

Abb. 85. Die Memnonkolosse von Theben.

Zwillingsstatuen von Amenhotep III. aus der achtzehnten Dynastie. Eine dritte Statue ist vom Nilschlamm überdeckt.

Afrika, den Berbern an, die heute noch in der ganzen Sahara, dann im Atlas bis an das Mittelmeer und den Atlantischen Ozean, teils in festen Ansiedlungen, teils als Nomaden den eigentlichen Stamm der Einwohnerschaft bilden. Westlich des Nils führten sie den Namen Libyer, und die Däsen der nach ihnen benannten Wüste enthalten im Schatten der hohen Dattelpalmen ganz ähnliche, mitunter mehrstöckige Bauten, Forts und feste Vorratshäuser von eigenartiger Architektur, aus Lehm (Abb. 87), wie jene in den Däsen des südlichen Marokko. In einer dieser Däsen, Siwah, erhob sich einst der große Tempel des Jupiter-Ammon, den Alexander der Große besucht hat.

Auch östlich des Nils steigt das trockene, aber an Vegetation viel reichere Land allmählich bis zu mächtigen Gebirgszügen von zweitausend Meter Höhe an, die gegen das Rote Meer steil abfallen. Zahlreiche, tief eingeschnittene Flußtäler und ungemein kühn geformte Felsen, steile Abstürze und öde Schluchten geben diesem Wüstengebiet einen geradezu großartigen Charakter. Alle sieben oder acht Jahre fallen in den Gebirgen heftige Regen, welche die Flüsse für einige Tage mit riesigen Wassermassen anfüllen und alle Kultur, die sich in der Zwischenzeit rings um die stellenweise zurückgebliebenen Wassertümpel angesammelt hat, mit sich fortreißen. Die Gebirge sind dort reich an Edelsteinen und Gold. Die alten Ägypter durchsuchten auch hier das Land nach solchen Schätzen, und so manche Inschriften auf den glatten Felswänden in der Nähe der Minen, wie bei jenen von Darcheib (Abb. 89), geben uns davon Kunde.



Photochrom Co. Ltd.

Abb. 86. Eingangshalle des Tempels von Edfu (Oberägypten). Erst kürzlich ausgegraben.



Phot. Underwood & Underwood.

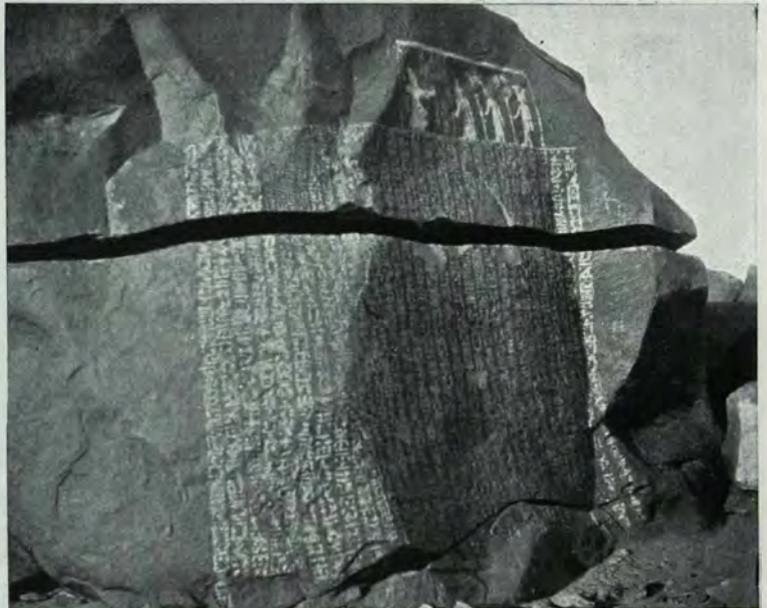
Abb. 88. Achtundzwanzig Meter langer Obelisk im Steinbruch bei Assuan, ein Kiesenblock, der zur Zeit von Senusert I. der zwölften Dynastie, vor vier Jahrtausenden, vom natürlichen Felsen losgebrochen, aber aus unbekanntem Ursachen liegen gelassen wurde.

würde es große Schwierigkeiten machen, solche Kolosse vom Steinbruch herab zum Fluß und auf diesem vielleicht tausend Kilometer weit nach den Stätten zu bringen, wo sie damals aufgestellt wurden und seither die Bewunderung aller Beschauer erwecken.

Der Staudamm bei Assuan.

Dem ägyptischen Altertum gegenüber zeichnet sich die Gegenwart durch neuartige Werke der Technik aus; eines der größten wurde gerade zu Füßen der alten Steinbrüche ausgeführt. Es ist der große Staudamm bei Assuan (Abb. 92), die größte Talsperre der Welt, von unvergleichlich größerem Wert und Nutzen für das ägyptische Volk als alle Tempel, Paläste und Grabdenkmäler der Pharaonen.

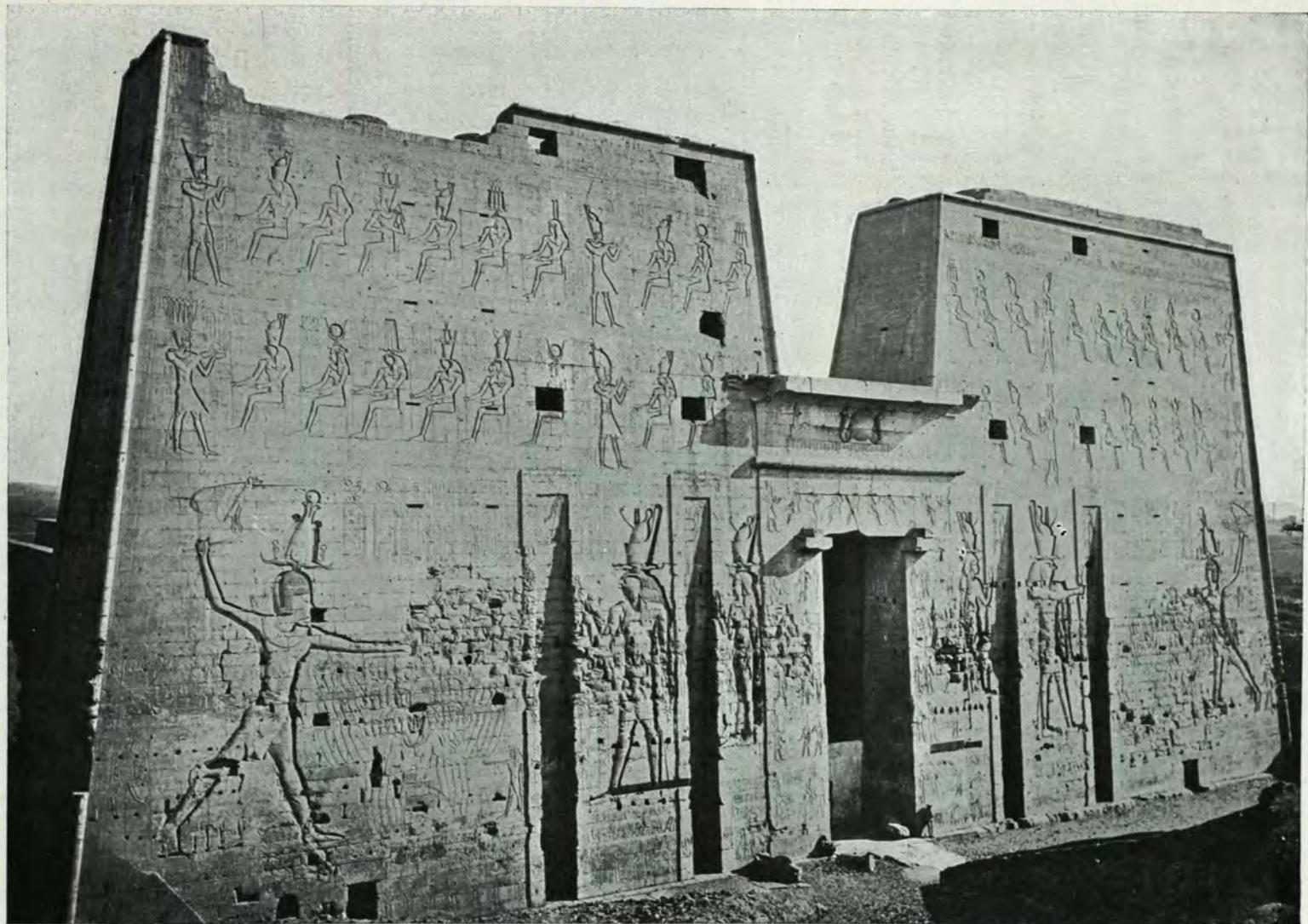
Ungeachtet der großen Dämme bei Kairo, Assiut und Esneh, die das Wasser des Nils für die trockene Zeit zurückhielten, war in den Monaten Mai und Juni



Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 89. Altägyptische Inschriften in Dartheib (Nubische Alpen). Sie beziehen sich auf die in der Nähe befindlichen Gold- und Edelsteinminen aus der Zeit der Pharaonen.

fernen Zeit, wie die Ägypter bei der Loslösung der Blöcke vorgegangen sind. Sie bohrten rings um den Block Löcher in den Felsen, trieben in diese hölzerne Keile ein und neigten sie mit Wasser. So wurde der Block abgesprengt und ihm noch in den Steinbrüchen die erforderliche Rohform gegeben. In dem Assuan näher gelegenen Steinbruch liegt noch heute losgelöst vom Felsen, halb im Schutt begraben, einer jener Kiesenblöcke, aus denen die Ägypter vor Jahrtausenden ihre Obeliske meißelten, ein Ungetüm von achtundzwanzig Meter Länge und, am unteren Ende, etwa dreieinhalb Meter Breite (Abb. 88). Auch heute, mit unseren so hochentwickeltesten Mitteln der Technik,



Phot. Bonfils.

Abb. 90. Großer Pylon des Tempels von Edfu.

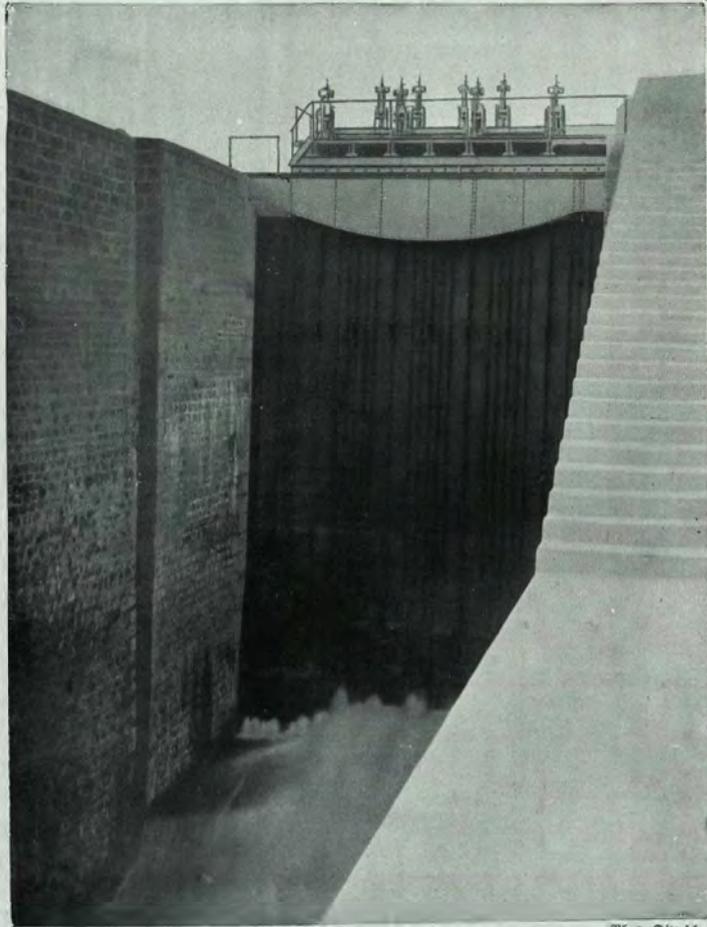
Die Wandskulpturen zeigen Ptolemäus XIII. (im ersten Jahrhundert vorchristlicher Zeit) als Sieger in einer Schlacht.

alles ausgetrocknet und kein Tropfen floß durch die Mündungen des Nils ins Meer. Das Wasser wurde völlig für die Bewässerung der vorhandenen Ackerbaudistrikte Ägyptens aufgebraucht, wodurch die Kulturmachung weiterer großer Flächen unmöglich war. Konnten aber die den Nil herabströmenden, aus dem Herzen Afrikas kommenden Fluten angesammelt werden, dann ließen sich noch weite Flächen in blühende Felder und Plantagen verwandeln und mußten überreichen Ertrag an Baumwolle, Weizen, Zucker und anderen Produkten ergeben. Das war nur möglich durch die Anlage eines großzügigen Stauwerkes in der Nähe des ersten Kataraktes, denn weiter abwärts führt das Nilwasser während der Hochflut so große Mengen von Erde und Schlamm mit sich, daß dort angelegte Stauseen innerhalb absehbarer Zeit mit solchen Ablagerungen ganz ausgefüllt würden.

So kam denn der große Nildamm zustande, der sich quer über das ganze von Granitfelsen eingegte Flußbett oberhalb Assuans legt und das Wasser des Stromes auf eine Höhe von

den Nildamm, und so mancher Block, der einst für irgendeinen Tempel von Theben bestimmt war, ruht heute auf dem Grunde des Nils, eingefügt in die zwei Kilometer lange und vierzig Meter hohe Steinwehr, die von Ufer zu Ufer reicht. Durch den oben sieben Meter, unten dreißig Meter breiten Damm führen hundertachtzig tunnelartige Schleusen zur Verteilung des Wassers, und vierzig obere Schleusen regeln den Abfluß des Hochwassers im Stausee. Mittels elektrischer Winden, die oben auf dem Damm stehen, werden die eisernen Schleusentüren je nach Bedarf geöffnet (Abb. 91).

Beginnt der Nil, gewöhnlich Anfang Juli, zu steigen, so führt er so viel Schlamm und Erde mit, daß sein Wasser zur Anfüllung des Stausees nicht verwendet werden kann, es werden



Phot. Dittrich.

Abb. 91. Schleuse des Staudammes bei Assuan, eines der vierzig oberen Schleusentore mit elektrischem Betrieb.

zwanzig Meter staut, wodurch eine Wassermenge von zwanzig Millionen Kubikmeter angesammelt wird. Mit diesem kostbaren Maß können nicht weniger als zweitausend Geviertkilometer bisher unbenutzten trockenen Bodens der Kultur zugeführt werden, was einer Erhöhung des Nationalvermögens um dreihundert Millionen Mark entspricht. Die Steinbrüche oberhalb Assuans, die vor Jahrtausenden das Material für die Bauten der Pharaonen lieferten, gaben den englischen Ingenieuren auch die Quadern für



Phot. Tutrich.

Abb. 92. Der große Staudamm bei Assuan,
die größte Talsperre der Welt, über zwei Kilometer lang, mit hundertachtzig Schleusen.
Er staut das Wasser des Nils auf zwanzig Meter Höhe und dient zur regelmäßigen Bewässerung von zweitausend Geviertkilometer Land.



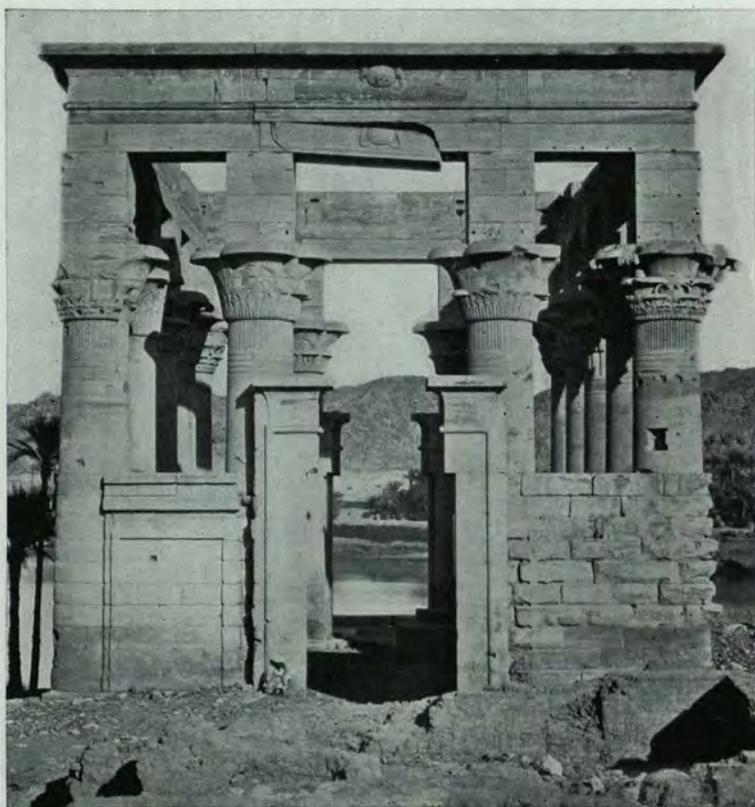
Phot. Leo Weinthal.

Abb. 93. Die Insel Philä, zum Teil unter Wasser, mit dem großen Flistempel im Vordergrund.

daher alle Schleusen weit geöffnet. Ende November wird das Wasser klarer, und dann werden die Schleusen für ungefähr drei Monate geschlossen; so lange braucht es, um den Stausee zu füllen. Anfang April tritt in der Regel allmählich Wassermangel ein; diesem ent-

sprechend werden die Schleusen langsam wieder in bestimmter Reihenfolge geöffnet. — Gegenwärtig wird an einer Erhöhung des Steindammes gearbeitet, welche die Kosten von sechzig Millionen Mark für seine Erbauung auf hundert Millionen steigert.

Der früher so malerische Nilkatarakt ist jetzt leider verschwunden, denn der Nildamm hat den Wasserstand um ungefähr



Phot. Bouffé.

Abb. 94. Der „Kiosk“ auf der Insel Philä, wie er sich vor dem Stauen des Nilwassers zeigte.

zehn Meter erhöht, und statt der rauschenden, über Felsen und durch enge Kanäle herabstürzenden, schaumgekrönten, wütenden Fluten zeigt der Nil jetzt einen ruhigen, glatten Wasserspiegel.

Assuan selbst ist eine ganz moderne, anglo-ägyptische Stadt mit europäischen Kaufläden, Buchhandlungen, Dunkellammern für Liebhaberphoto-graphen und amerikanischen

Friseursalons an der langen, von der Bahnstation bis an die Kasernen des englischen Militärs am anderen Stadtende reichenden Uferpromenade geworden; aber interessant ist es doch geblieben. Viel Schönes bietet auch der Aufenthalt auf der gegenüberliegenden Insel Elephantine, wo ein wahres Palmenparadies uns umgibt. Der alte Name dieser Insel, „Abu“, das heißt Elefant, ist möglicherweise darauf zurückzuführen, daß sie in alten Zeiten von einem Volksstamm bewohnt wurde, dessen Stammesabzeichen ein Elefant war. Während der sechsten Dynastie war Elephantine ein wichtiger Handelsplatz; hier trafen die „weißen“ Ägypter mit den dunkleren Völkern von Unternubien und den Schwarzen von Obernubien zusammen. Schon in der ersten historischen Dynastie, vier Jahrtausende vor Christus, dürften die Ägypter Elephantine in Besitz genommen und befestigt haben. Hier befindet sich auch ein berühmtes Nilometer (ein Wasserstandsmesser).

Die Insel Philä. Gerade oberhalb der gewaltigen Nilsperrre, dem Dorfe Schellal gegenüber, liegt das schönste Idyll des mehrere tausend Kilometer langen Flußtales, das berühmte Philä (Abb. 93 und farbige Kunstbeilage) mit seinem wunderbaren Isis-Tempel und dem aus der römischen Kaiserzeit stammenden Kiosk, einem der Wahrzeichen Ägyptens (Abb. 94). Nur dreihundertfünfzig Meter lang und einhundertfünfunddreißig Meter breit, ist Philä die kleinste einer Gruppe von Inseln, die das südliche Ende des ersten Nilkataraktes bilden. Warum gerade sie für die herrlichen Tempelbauten zu Ehren der Göttin Isis gewählt wurde, ist schwer zu sagen. Genug, schon in den frühesten Zeiten wurden hier Isis und neben ihr Osiris, Hathor, Nephthys sowie die beiden Götter des Nilkataraktes, Chnum und Satet, verehrt. Auf den wundervollen rosa- und orangefarbenen Granitfelsen im Nilbett oberhalb Philä ebenso wie auf der Nachbarinsel Konosso sind riesige Kartuschen von Pharaonen der elften Dynastie tief eingemeißelt, und eine Inschrift bezeugt auch den Besuch



Phot. Leo Weintal.

Abb. 95. Die Insel Philä bei hohem Wasserstand von Dezember bis Mai.

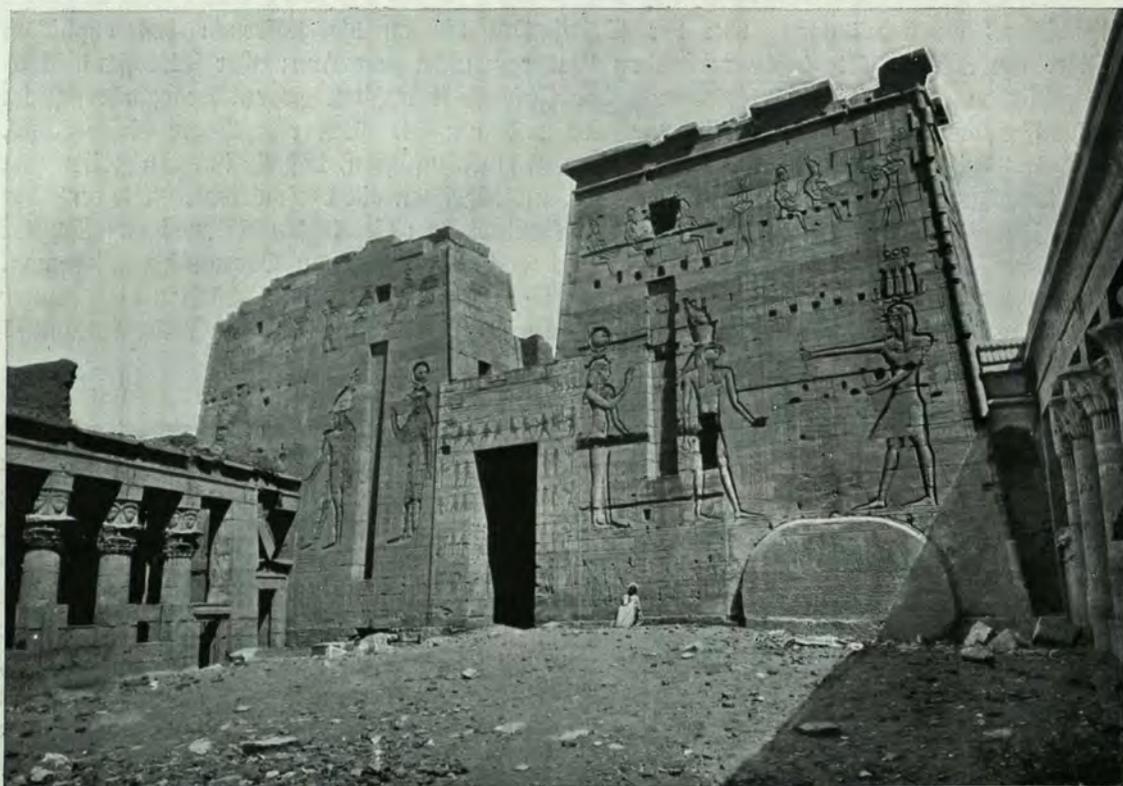
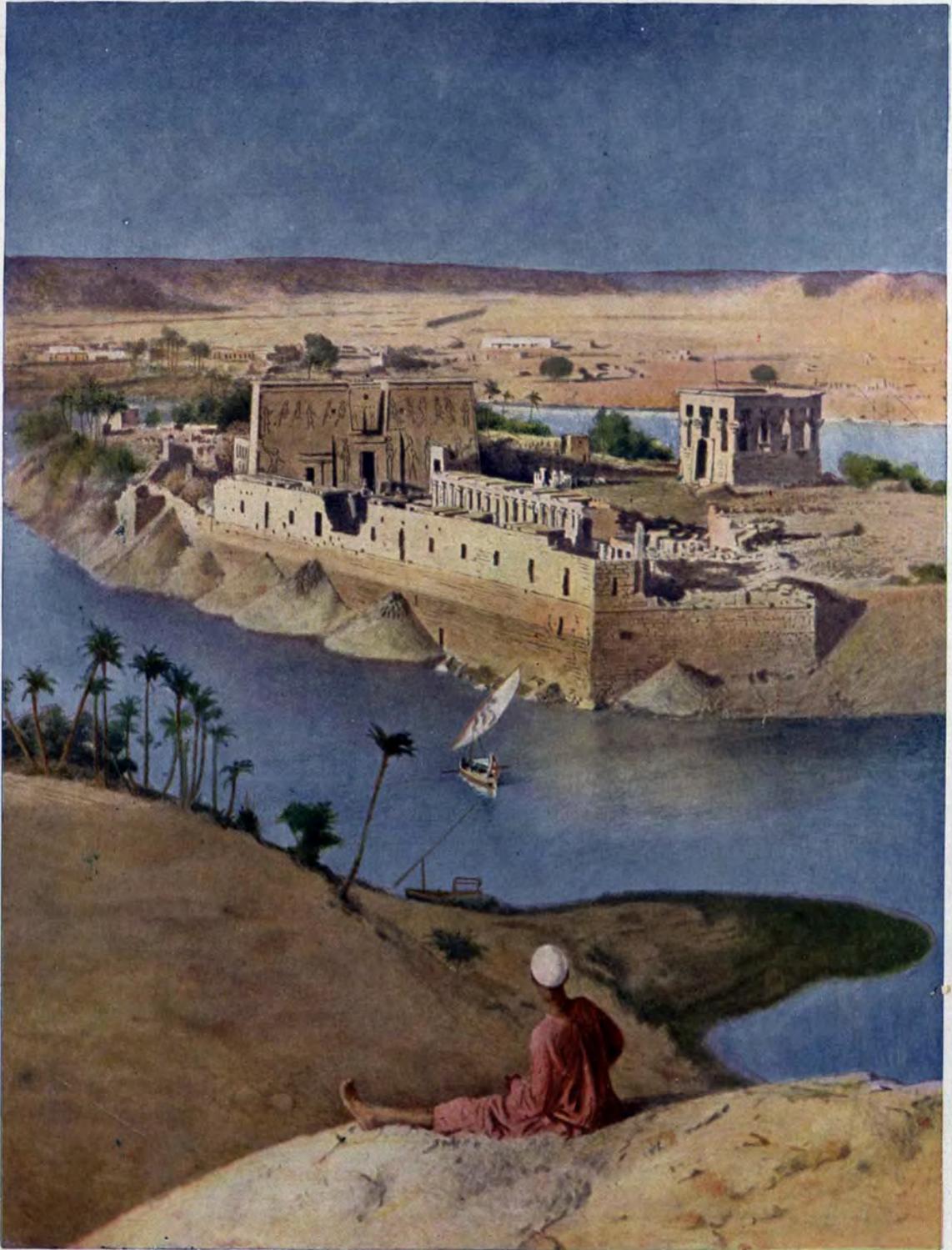


Abb. 96. Der zweite Pylon des großen Isistempels auf Philä mit dem links anschließenden „Geburtshaus“.

Thutmes' IV. in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts vor Christus. Dennoch befindet sich unter den herrlichen Denkmälern dieses Inselparadieses keines, das über die fünf- und zwanzigste Dynastie zurückreichen würde. Der älteste vorhandene Tempel wurde von einem der letzten Pharaonen, Nektanebos II., ungefähr dreieinhalb Jahrhunderte vor Christus gebaut. Doch die schönsten Tempel von Philä stammen aus der Zeit der Ptolemäer und Cäsaren bis zu Diokletian, dessen Triumphbogen durch die Erhöhung des Staudammes vollständig im Wasser verschwinden wird. Zahlreiche Inschriften besagen, daß seinerzeit griechische und römische Pilger scharenweise nach der wunderbaren Tempelinsel kamen, um der geheimnisvollen Göttin Isis zu opfern und ihre Wohltaten zu erleben. Ja selbst die räuberischen Nubier und Nennyer verehrten die Göttin von Philä; und es wurde ihren Priestern gestattet, dort neben den ägyptischen Priestern zu opfern und zu gewissen Zeiten das wundertätige Bildnis der Isis bei sich aufzubewahren. Selbst nachdem ganz Ägypten zum Christentum bekehrt war, erhielt sich der Isiskultus im benachbarten Nubien, und erst unter Kaiser Justinian im sechsten Jahrhundert gelang es, die Isisempel zu schließen.

Der großartigste Bau der zauberhaften Insel ist der Isisempel mit seinen majestätischen Pylonen. Der erste Pylon (Abb. 97) besteht aus zwei Türmen von achtzehn Meter Höhe, von denen der rechte die Kolossalfigur des Pharaos Ptolemäus XIII. Neos Dionysos zeigt, wie er seine Feinde bei den Haaren packt und eine Keule über sie schwingt. Ähnliche Darstellungen schmücken auch den linken Turm, an dessen Fuß außerdem demotische und griechische Inschriften angebracht sind. Der große Pylon des Isisempels ist ein Werk Nektanebos' II., während die westliche Kolonnade von den Cäsaren, vornehmlich Augustus, Liberius und Claudius, errichtet wurde.



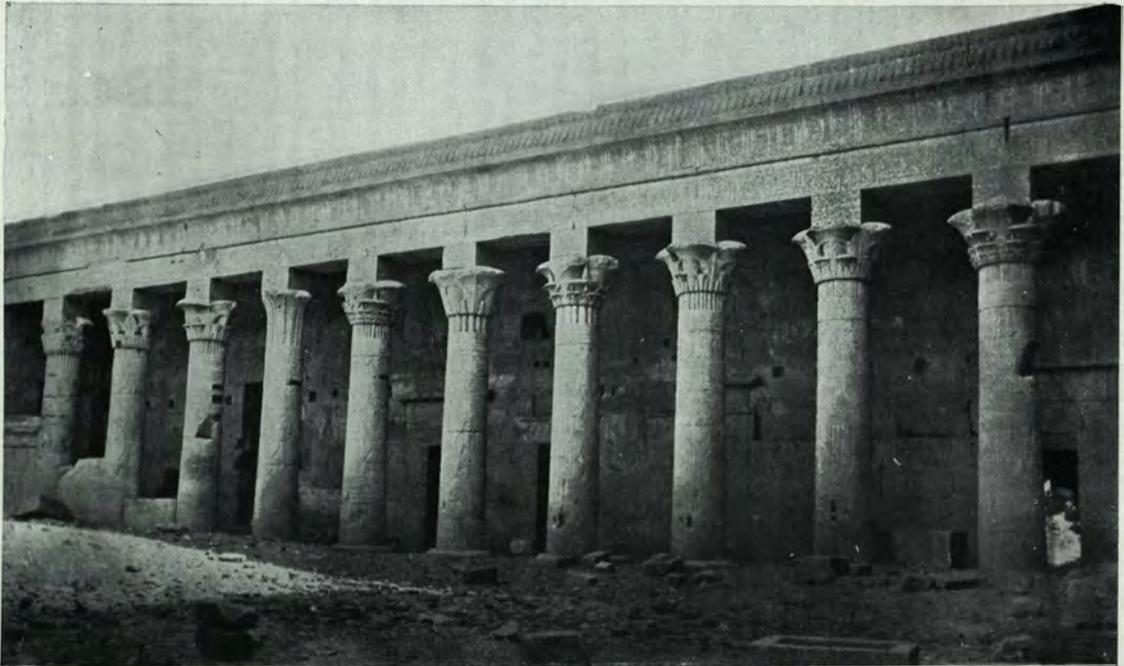
Phot. Underwood & Underwood.

Die Insel Philä,

das schönste Juwel Ägyptens, nahe dem ersten Nilatarakt. Seit der Erbauung des Nildammes von Assuan steht die Insel von Dezember bis April größtenteils unter Wasser, während der übrigen Zeit ragt sie mit ihren Tempeln vollständig über den Wasserpiegel empor.



Abb. 97. Die Säulenhalle und der große Pylon des Isis-tempels, rechts der „Kiosk“, auf der Insel Philä.



Phot. Bonfils.

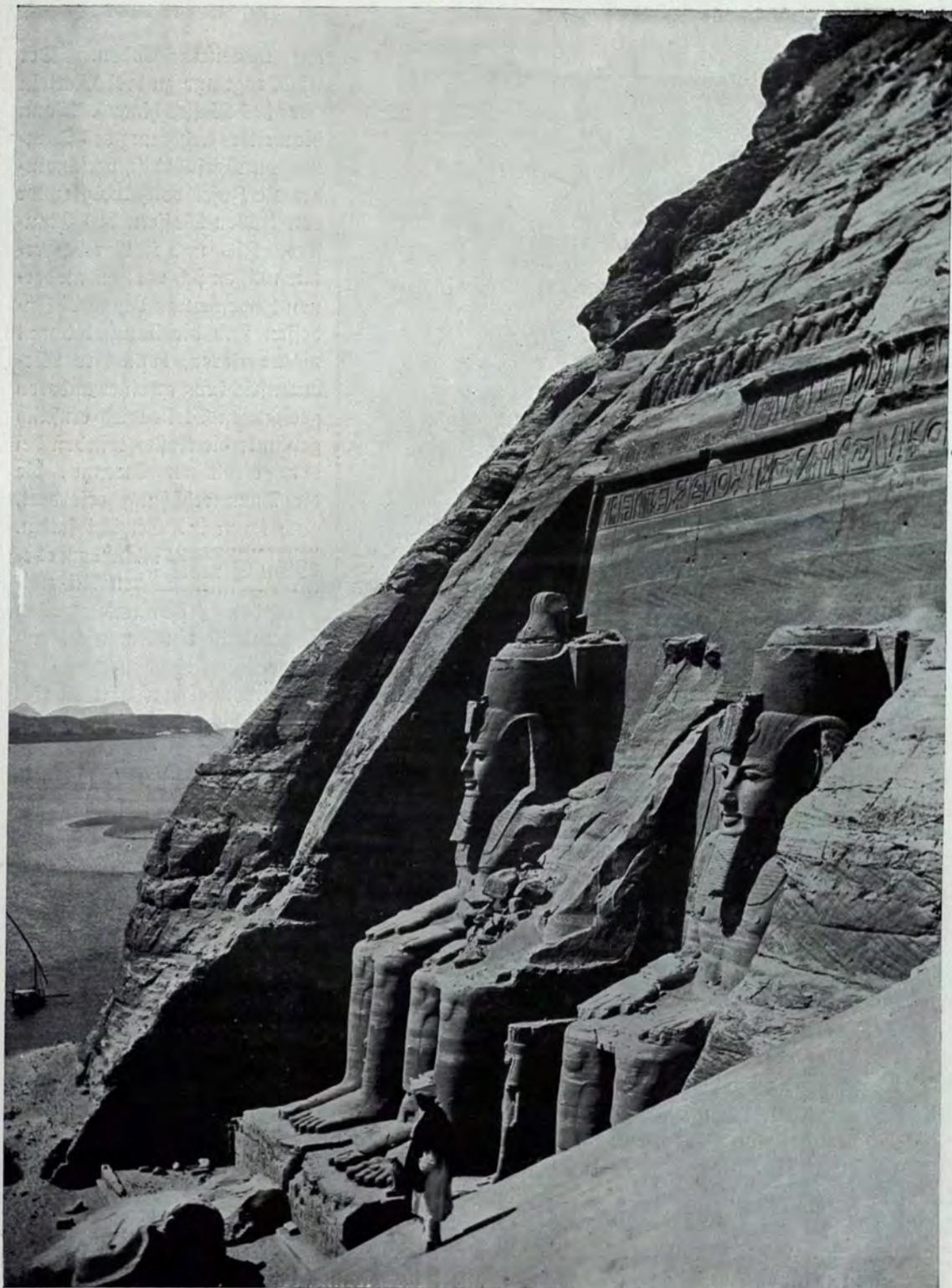
Abb. 98. Die Säulenhalle des Isistempels auf Philä, der jahrhundertlang als koptische Kirche diente.

Die Osthälfte des zweiten Pylons (Abb. 96) ist über einem in der Abbildung ersichtlichen natürlichen Granitblock gebaut, der durch Abschleifen in die Mauer eingefügt und als Stele für ein Bildnis Ptolemäus' VI. benutzt wurde, der mit seiner Königin vor den Göttern Osiris, Isis und Horus steht. Auf der Westhälfte dieses Pylons steht vor den gleichen Göttern Ptolemäus XIII. Anstoßend daran erhebt sich ein reizender Säulentempel, das sogenannte Geburtshaus, weil darauf die Geburt von Horus (in seiner Kindheit Harpokrates genannt) dargestellt ist. Leider sind viele Skulpturen später von fanatischen koptischen Christen zerstört worden, denn der Tempel der Göttin-Mutter Isis wurde jahrhundertlang als christliche Kirche benutzt (Abb. 98). Erst im zwölften Jahrhundert sandte Sultan Saladin seinen Bruder mit einer Heeresmacht nach Nubien, um dort den Islam an die Stelle des Christentums zu setzen.

Der Isistempel selbst, jenseits des zweiten Pylons gelegen, besteht aus einer Reihe von Sälen, die das Allerheiligste umgeben. Noch heute ist der Altar vorhanden, der einst die heilige Barke mit dem Bildnis der Göttin trug.

Ungefähr fünfzig Meter östlich vom Isistempel erhebt sich der Hathortempel mit entzückenden Darstellungen von Tänzern und Musikern aus der alten Zeit. Doch das reizvollste Gebäude der Insel ist der berühmte Kiosk, ein Säulentempel aus der römischen Kaiserzeit, von Cäsar Augustus begonnen und von Trajan vollendet; sein Inneres zeigt zwei interessante Bilder: auf dem einen Kaiser Trajan, wie er Isis und Horus Wein darreicht, auf dem anderen ein ähnliches Opfer an Osiris und Isis.

Leider hat der Staudamm von Assuan unter anderem auch die Insel Philä als Opfer gefordert. Jetzt schon wird der größere Teil des Eilandes in der ersten Hälfte des Jahres vom Nilwasser überflutet (Abb. 95), so daß es dann wie eine Gruppe von drei kleineren Inseln erscheint. Der herrliche Palmenschmuck ist vernichtet worden, und von den Bauten steht nur der große Tempel der Isis mit seinen riesigen Pylonen vollständig über dem Wasserspiegel



Phot. Underwood & Underwood.

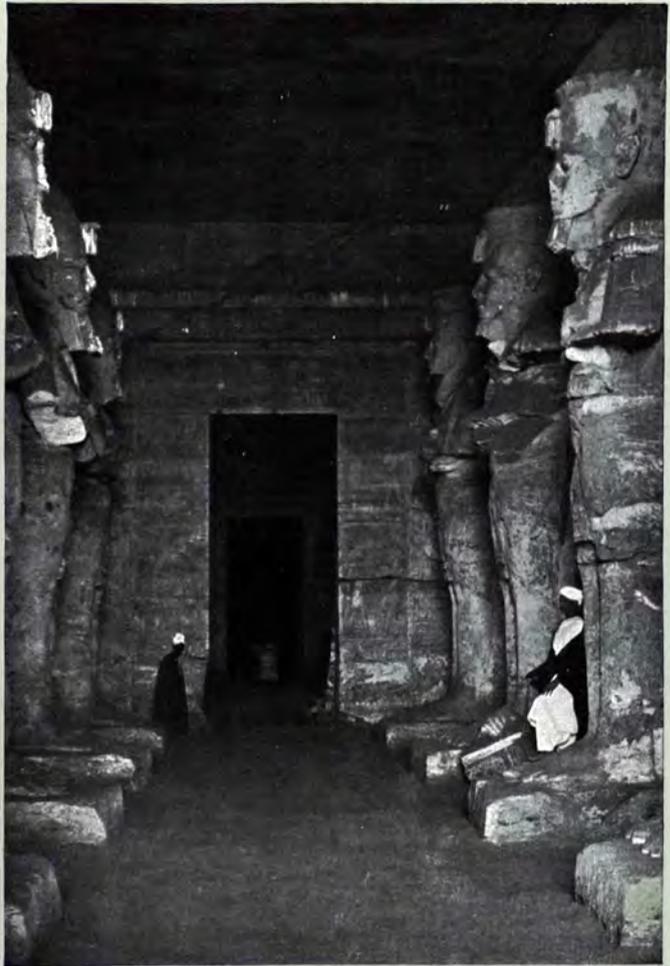
Abb. 99. Ostfront des Felsentempels von Abu Simbel (Nubien)
mit vier Riesenstatuen von Ramses II., darüber der Fries von hundetöpfigen Affen mit in Verehrung der aufgehenden Sonne
erhobenen Vorderpfoten.

der aufgehenden Sonne zugewendet; ringsum heben sich die nackten Felsen empor, auf Meilen stromauf, stromab, ohne irgendwelche Vegetation, ohne Grashalm, in schrecklicher Ode und Einsamkeit. Warum dieser großartige Fesstempel gerade hier in die steilen, den Nil begrenzenden Abhänge eingehauen worden ist?

Zwischen dem zweiten und dritten Ramseskoloß führt ein großes Tor in das Innere des Tempels, das so angeordnet ist, daß die Strahlen der aufgehenden Sonne den ganzen fünf- undfünfzig Meter tiefen Raum bis zum Allerheiligsten durchdringen. Das Tor führt zunächst in einen Saal von siebenzehneinhalb Meter Tiefe und nur um einen Meter geringerer Breite, dessen natürliche Fesstendecke von acht Riesensäulen (Abb. 101) getragen wird. Was diese Säulen auszeichnet, sind die zehn Meter hohen Kolossalstatuen ihres Erbauers Ramses, von sehr schöner und künstlerischer Ausführung. In ihren Händen befinden sich geradeso wie bei den Bildnissen des Osiris die Schlinge und die Peitsche. Die Decke ist mit Geiern und den Namen des Königs geschmückt. Von besonderem Interesse sind die Skulpturen an den Wänden mit Darstellungen aus der Regierungszeit des Pharaos.

Die Taten im Norden Agypfens sind auf der nördlichen, das heißt rechten, die Ereignisse im Süden auf der südlichen Tempelseite verewigt. Das Tor am Ende des Saales führt in einen zweiten, kleineren, und von dort in einen dritten, wo ein aus dem natürlichen Felsen gehauener Altar die heilige Barke mit den Bildnissen der beiden Götter trug. Sie sind natürlich längst verschwunden, doch die schönen Wandskulpturen besagen, daß dieser in großartiger Einsamkeit erbaute Tempel ihnen gewidmet war. Er ist nicht der einzige an dieser Stelle, denn nördlich davon ist ein zweiter Tempel in den Felsen eingehauen, den Ramses II. der Göttin Hathor und seiner Gattin, Königin Nefretete, errichtet hat. —

Vom zweiten Natarakt oder vielmehr von Halfa führt jetzt eine von der Regierung des Sudans gebaute Eisenbahn nach Khartum. Dort, wo vor noch nicht ganz drei Jahrzehnten Mohammed Ahmed, der Mahdi, sein Schreckensregiment führte und der heldenmütige General Gordon mit seinen Getreuen dem fanatischen Islam zum Opfer fiel, ist eine ganz modern angelegte Stadt entstanden, die sich über das breite Bett des Blauen Nils ausdehnt und am jenseitigen Ufer in Nord-



Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 101. Inneres des Fesstempels von Abu Simbel. Im Hintergrunde das Allerheiligste. Die Standbilder an den Seiten zeigen Ramses II. mit den Attributen des Osiris.

khartum ihre Fortsetzung findet. Selbst das Khartum gegenüber an den Ufern des Weißen Nils liegende Omdurman hat sich von den Schrecken der blutigen Mahdikriege wieder erholt, zeigt aber im Gegensatz zu Khartum noch ganz unverfälschtes afrikanisches Leben.

Von Khartum aus werden regelmäßige Dampferfahrten siebzeinhundert Kilometer weit den Weißen Nil aufwärts unterhalten durch die Urgebiete der Elefanten, Nilpferde und Krokodile, weiter aufwärts, im Albert-Nil häufig zwischen schwimmenden Inseln hindurch, bis nach dem wundervoll mitten im tropischen Uganda gelegenen Gondokoro, wo der Nil die Grenze gegen den Kongostaat bildet.

Sandstürme und Bligschläge. Westlich von Khartum dehnt sich das unendliche Sandmeer der Sahara aus, mit seinen verheerenden Stürmen, unter denen selbst Khartum nicht selten zu leiden hat. Gewöhnlich treten diese Stürme vor Regen auf und wüten dann mit furchtbarer Heftigkeit. Wo sie durch Gebiete von losem Sand kommen, wirbeln sie ihn bis zu tausend Meter hoch empor und bilden undurchdringliche Wolken, die mitunter Sonne und Sterne verdunkeln (Abb. 102 und 103). Diese Sandmassen begraben Karawanen von Menschen und Tieren, Plantagen, Städte, ja weite Landgebiete. Zuweilen fegen riesige Sandhosen, vom wütenden Sturm getrieben, über das Land, mit ihrem unteren schweifartigen Ende alles zerstörend, was auf ihrer Bahn liegt.

Noch schlimmer als diese Naturerscheinungen sind die Gewitter, die in den Äquatorialgebieten von Afrika meist als Vorboten der Regenzeit auftreten. Nach der übergroßen Hitze, unter der alles vertrocknet, ist die Luft mit Elektrizität geladen, und die Gewitter treten dann mit unglaublicher Heftigkeit auf, gewöhnlich am Nachmittag oder in der Mitte der Nacht, sehr selten des Morgens. Den heftigen Orkanen, welche Häuser niederreißen und starke Bäume entwurzeln, folgen gewaltige elektrische Entladungen (Abb. 104), die großen Schaden anrichten; was ihnen entgeht, fällt vielleicht den Wolkenbrüchen zum Opfer, die unendliche Wassermengen über die Erde schütten und verheerende Fluten zur Folge haben. Glücklicherweise kommen sie nicht häufig vor, sonst wäre jede Tätigkeit der Weißen in diesen Tropenländern an den Quellläufen des Nils und des Kongo unmöglich.



Abb. 102. Ein Sandsturm in Khartum; im Vordergrunde der Nil.

Phot. N. Whitbread.



Abb. 103. Das Nahen einer Sandwolke bei Khartum.

Mittel- und Südafrika.

Der Ruwenzori. Von Gondokoro sind es nur noch dreihundert Kilometer bis zu dem Gebiet der großen Äquatorialseen, aber die Dampfschiffahrt erreicht in Gondokoro ihr Ende, und nur noch schmale Boote können weiter stromaufwärts dringen. Der erste See, der erreicht wird, ist der Albert-Nyanza, südlich von ihm türmt sich das sagenhafte Mondgebirge auf, das schon den Alten bekannt war, doch erst in der neuesten Zeit genauer erforscht wurde. Es ist die Ruwenzorikette.

Nicht ganz einen halben Grad nördlich vom Äquator gelegen, ragt dieses imposante, von Stanley 1888 entdeckte und nach einer Bezeichnung dort hausender Volksstämme mit dem Namen Ruwenzori belegte Kettengebirge mit seinen vergletscherten Hochgipfeln und den seine sechs Hauptberggruppen verbindenden, langgestreckten Sätteln bis in die Region des ewigen Schnees hinein. Gewöhnlich in dichte Wolken gehüllt und selten ganz sichtbar (Abb. 107), hat das Ruwenzorigebirge lange seinen wahren Charakter zu verbergen gewußt. Nach dem mehr oder weniger erfolgreichen Vorarbeiten anderer Forscher, so besonders des deutschen Gelehrten Dr. Stuhlmann, der das Gebirge „Runfforo“ nannte, hat der unternehmungslustige Herzog der Abruzzen, Prinz Ludwig Amadeus von Savoyen, im Jahre 1906 zusammen mit einer Anzahl tüchtiger Gelehrter unter Ersteigung der höchsten Gipfel ihm sein Geheimnis so gründlich entrißen, daß der Ruwenzori heute zu den am besten erforschten Gebirgen außerhalb Europas gehört. Wie ein riesenhafter Eckpfeiler erhebt sich der Ruwenzori am Ostrande des großen „Zentralafrikanischen Grabens“, jener gewaltigen, das innerafrikanische Hochland von Süd nach Nord durchziehenden Bruchzone, die vom Nyassasee bis zum Nil bei Gondokoro reicht und außer dem genannten noch den Tanganjika-, Kiru-, Albert-Edward- und Albertsee umschließt. Seine sämtlichen Gewässer, mögen sie nach einer Himmelsrichtung fließen, nach welcher sie wollen, sammeln sich ohne Aus-



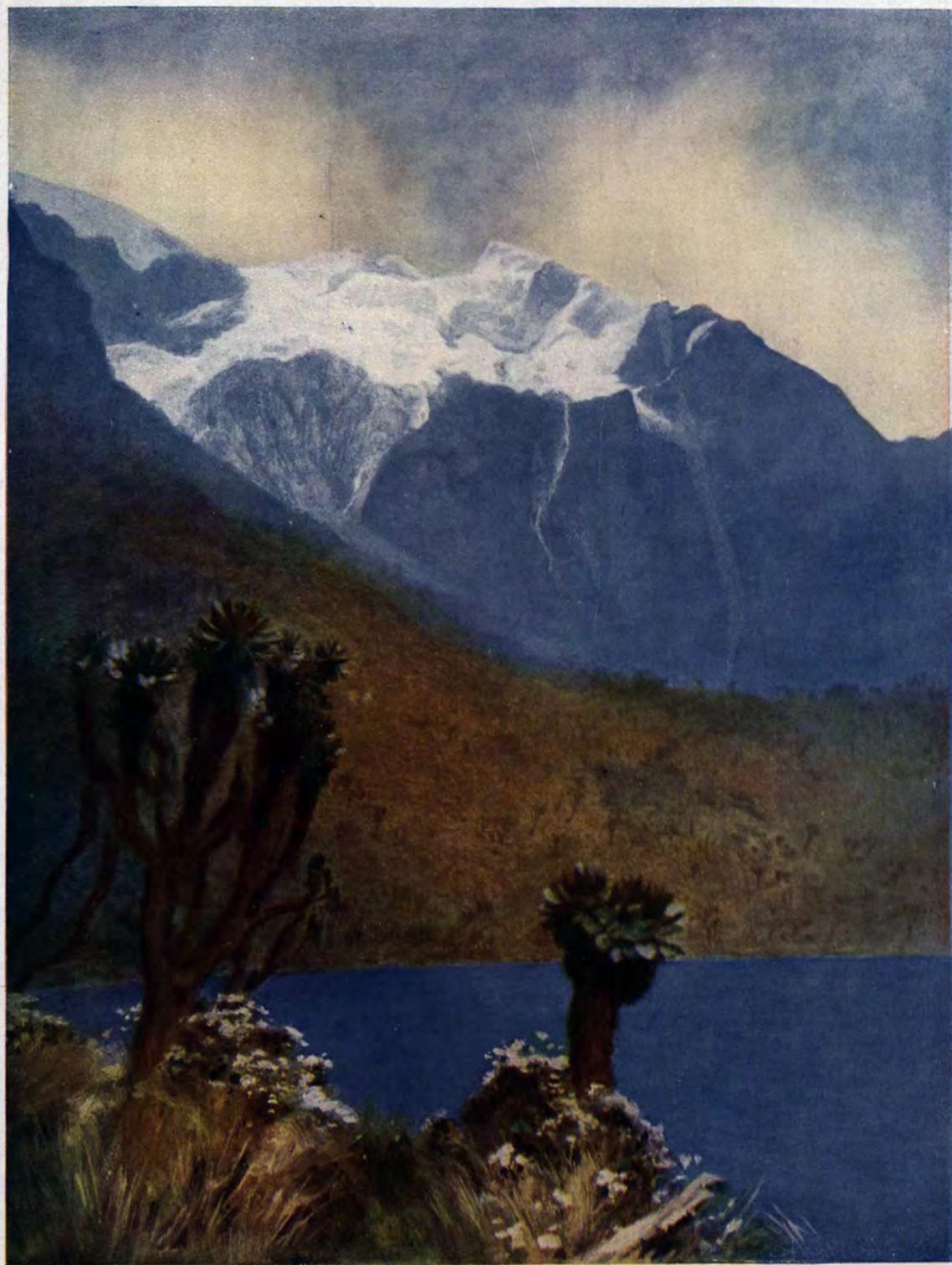
Abb. 104. Blitzschlag im nördlichen Kongogebiet.

Phot. William Forst.

nahme im Semliki, dem Abfluß des Albert-Edward-Sees, der als der westlichste Hauptquellfluß des Nils anzusehen ist, und dessen breites, von dichter Vegetation bedecktes Tal die Ruwenzorikette im Westen und Norden begrenzt, den imposantesten Blick gewährend auf die hier nicht von Vorbergen verdeckten Hochgipfel des Gebirges. Auch die in östlicher Richtung fließenden Gewässer, die ihren Ursprung in der Schnee- und Gletscherregion des Ruwenzori haben, so der Mobuku, der Msonje, der Magenda und andere, sind nicht dem Viktoriassee, beziehungsweise dem Viktorianil tributär, sondern geben, von diesem Stromsystem durch eine flache Bodenschwelle getrennt, ihr Wasser an den Albert-Edward-See ab, genauer an das mit diesem durch eine flußartige Verengung verknüpfte östliche Anhängel, den Dueru- oder Ruijambasee.

Nach den Erkundungen des prinziplichen Erforschers hat die ganze Kette, deren Haupterstreckung nord-südlich ist, die Form eines lateinischen G. Fünf von den sechs Hauptberggruppen, der Gessi-, Emin-, Speke-, Stanley- und Ludwig-von-Savoyen-Berg sind auf die Krümmung des C verteilt, nur einer, der Bakerberg, bildet den Schlußstrich des G. Die erhabenste Zinne ist der vielgipflige Stanleyberg; fünftausendeinhundertfünfundsiebzig Meter beträgt in der Margheritaspitze seine absolute Höhe, aber auch seine relative Erhebung über dem Semlikitale, etwa viertausendzweihundert Meter, ist imponierend (Abb. 105). Die übrigen Hochgipfel stehen ihm nur wenig nach.

Von allen Seiten ist das bis zu einer beträchtlichen Höhe mit dichtem, schier undurchdringlichem Urwald und kaum passierbarem Moorboden bedeckte Gebirge ungemein schwer zugänglich. Schroff fällt der wassercheidende Kamm nach Westen zum Semlikitale ab, von dem aus das malerische Butagutal einen Zugang in diese grandiose Bergwelt eröffnet; langsamer und von tief in das Gebirgsmassiv einschneidenden Tälern mit terrassenförmiger Sohle und stellenweise fast senkrecht emporragenden, himmelan strebenden Wänden durchfurcht gegen Osten, durch breit vorgelagerte Vorberge dem Blick des Wanderers entzogen, der sich dem Gebirge von Uganda her nähert. Im Hintergrunde der Täler verborgen ruhen hier und da kleine malerische



Phot. Vittorio Sella.

Der Bujumburasee und der Ruwenzori mit dem Mount Stanley und Mount Baker.

Mitten im Herzen Afrikas gelegen bietet der Bujumburasee mit den eigenartigen Senegienwäldern an seinen Ufern ein landschaftliches Bild von unvergleichlicher Schönheit.



Hochgebirgsseen, natürliche Staubecken, so der tiefblaue, von einer eigenartigen, fast grotesk anmutenden Hochgebirgsflora umgebene Bujufusee (s. farbige Kunstbeilage), in dessen klarem Wasser sich die schneegekrönten Zinnen des Stanley-, Baker- und Spekeberges spiegeln — wenn das Wetter danach ist, das heißt, wenn ausnahmsweise einmal die hier fast beständig herrschenden schweren Nebel verschwinden und die Sonne auf ein paar Stunden oder auch nur Minuten zum Durchbruch kommt.

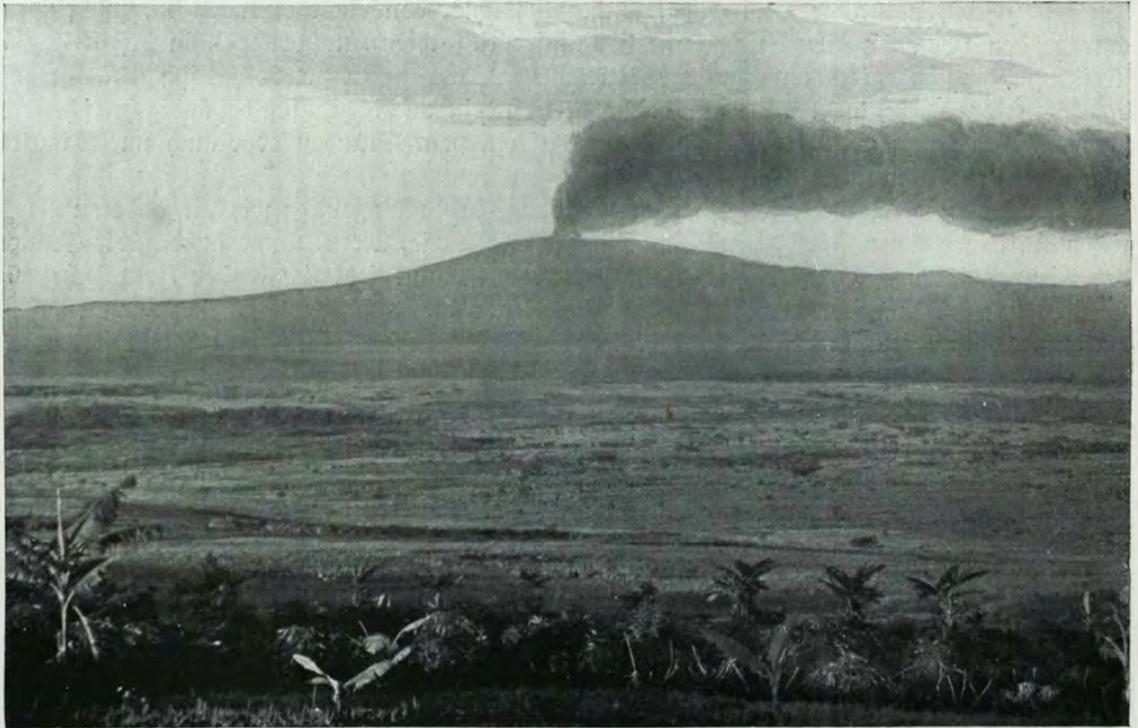
Der Ruwenzori ist nicht, wie Stanley annahm, ein Vulkangebirge wie die anderen Bergriesen des äquatorialen Afrika, der Kilimandscharo, der Kenia, Meru, Kamerunberg, die Gruppe der Virungavulkane. Er ist vielmehr ein Faltengebirge und setzt sich in der Hauptsache aus Gneisen und Glimmerschiefeln, in den höchsten Lagen auch aus Grünsteinen zusammen, sehr harten Felsarten, die der Verwitterung lange widerstehen und zusammen mit Längs- und Querbrüchen die eigenartige Gestaltung des Gebirges bedingen.

Die Gletscher des Ruwenzori, die mit ihren Zungen selten unter die zwischen viertausendvierhundertfünfzig und viertausendfünfhundert Meter liegende Schneegrenze herabreichen, sind die in raschem Rückzug begriffenen Überreste einer gewaltigen Berggletscherung während der Eiszeit. Damals müssen, nach den zahlreich nachgewiesenen alten Moränen zu schließen, die Gletscher bis nahezu fünfzehnhundert Meter über dem Meere herabgereicht haben. Übrigens hat der Ruwenzori nur eine Art Eiskappen, aus denen sich Gletscher nach allen Seiten verästeln, keine Eissammelbecken, wie sie für unsere Alpen charakteristisch sind. Riesige Schnee-



Phot. Vittorio Cesca.

Abb. 105. Das Ruwenzorigebirge.



Phot. G. Fr. Kirschstein.

Abb. 106. Der Vulkan Kirunga-Namlagira in Deutsch-Ostafrika, einer der großen Vulkane der Nsumbirogruppe.

wächten sind außerdem in seinen höchsten Lagen dem Gebirge eigen, die von ferne ganz unübersteigbar erscheinen, in Wirklichkeit aber ziemlich leicht zu nehmen sind. „Die raschen und häufigen Temperaturschwankungen von mehreren Graden über und einigen Graden unter Null“, schreibt der Herzog der Abruzzen, „bewirken einen fortwährenden Wechsel von Auftauen und Wiedergefrieren und geben dadurch Veranlassung zur Bildung einer sehr großen Anzahl von Eiszäulen unter den Wächten, die so dicht stehen und so gut untereinander verbunden sind, daß sie der eisigen Wölbung, die in der Regel schwammig und leicht ist, förmlich als stützendes Gerüst dienen. So kommt es, daß auf dem Ruwenzori die Wächten weit fester und sicherer sind, als in den Alpen, und daß trotz ihrer großen Zahl und ihrer Ausdehnung doch nirgends ein Anzeichen eines in neuerer Zeit eingetretenen Bruches beobachtet werden kann.“

Eine Schilderung des Ruwenzori würde unvollständig sein, wollte man nicht auch seiner eigenartigen Vegetation kurz gedenken. Die reichlichen Niederschläge, die er fast während des ganzen Jahres erhält — von den in den umgebenden Hochebenen scharf ausgeprägten Trockenzeiten ist hier nichts zu spüren —, bilden zusammen mit der stets hochgradig feuchten Atmosphäre die Grundbedingung für die Entfaltung eines üppigen und ganz absonderlichen Pflanzenkleides. In den höheren Regionen ist dieses allerdings infolge einer ganz unafrikanisch niedrigen Temperatur nicht wesentlich von dem unserer Hochgebirge verschieden; bis zur Höhe von dreitausend Meter aber überzieht dichter Urwald überwiegend von Eriказеен und Bambus mit Brombeerbüschen, Orchideen und Farnen, „in deren Schatten Veilchen, Ranunkeln, Geranien, Weidenrösschen, Doldengewächse und Disteln wachsen“, alle Täler und Hänge. Weiter nach oben wird die Baumvegetation ärmer an Arten, aber um so sonderbarer. Geradezu abenteuerliche Baumgestalten fesseln den Blick der Besucher dieser unwirklichen, sturmumrausten Höhen, auf denen



Abb. 107. Der Kunwenzori mit seinen hoch über die Wolken ragenden Schneegipfeln von der Ferne gesehen.

Phot. Vittorio Sella.



Abb. 108. Der Krater des Namagira.

Phot. G. Fr. Kirschstein.

das denkbar unbeständigste Wetter herrscht; vor allem sind es die eigentümlichen Baumsenezien und Stammlobelien, dazu die Baumerikazeen, deren Gattungsverwandte bei uns nur als Kräuter oder niedrige Sträucher vertreten sind. Nichts ist sonderbarer, grotesker als solch ein Senezienwald. Statt des Rasens bedecken Moosen, Bärlappe, Lebermoose, Flechten und Farne den einem vollgesogenen Schwamme gleichenden nassen, grundlosen Boden. Von dreitausend- bis fünfhundert Meter an gedeihen bis zu den Gletschern hinauf als letzte Holzgewächse neben den Senezien Helichrysen, dichtes Buschwerk bildend.

Die Mfumbirovulkane. In verhältnismäßig nur geringer Entfernung weiter südlich, von der Ruwenzorikette aus sichtbar, erheben sich zwischen dem Albert-Edward- und dem Kivusee drei Gruppen tätiger Vulkane, von weiten Lavabetten umgeben, die streckenweise noch jetzt heiß sind. Die westliche Gruppe, gerade nördlich des Kivusees, umfaßt die beiden noch tätigen Vulkane Nina-Gongo, ungefähr dreieinhalbtausend Meter hoch, und Namagira (Abb. 106 und 108) oder Namagira Tsch-Gongo; die mittlere und östliche Gruppe umfassen je drei erloschene Vulkane, von denen die höchsten mehr als viertausend Meter aufragen und den größten Teil des Jahres über auf ihren spitzen Kraterkegeln Schnee tragen. Das Innere des Nina-Gongo-Kraters hat annähernd zwölfhundertfünfzig Meter Durchmesser bei hundertfünfundfünfzig Meter Tiefe und zeigt in der Mitte des vollständig ebenen, noch rauchenden Lavabodens zwei scharf umränderte, miteinander verbundene, fast kreisrunde Auswurfslöcher mit senkrecht abfallenden Wänden (Abb. 109). Mächtige Lavaergüsse haben die Umgebung vollständig verbrannt und alle Vegetation auf weite Strecken vernichtet. Die mittlere Vulkangruppe enthält den Wiffoke und die zwei steilen, spitzen Regel des Mikeno

und Kassijimbi, die in der Form dem japanischen Fujiyama nicht unähnlich sind. Zur Ostgruppe gehört der steile, von Erosionsschluchten zerrissene Lavategel des Sabinjo, der Mgahinga und der Muhawura, mit ausgedehnten Bambuswäldern an ihren Flanken, die sich bis auf dreitausendvierhundert Meter Höhe emporziehen. Die ganze Vulkangegend wird von den Eingeborenen Mfumbiro, das heißt Kochhaus oder Küche, genannt. Sie betrachten besonders den Nina-Gongo für verhext und glauben, daß jeder, der ihn besteigt, dieses Unternehmen mit seinem Tod bezahlen muß. Die Vulkane entstanden erst in geologisch neuerer Zeit, und die Folge der damit verbundenen Erdhebung war, daß die einst unzweifelhaft vorhandene Verbindung des Albert-Edward-Sees mit dem Tanganjikasee unterbrochen wurde. Der kleine Kiwusee, auf dem erhöhten Gebiete gelegen, sendet seinen Ausfluß jetzt in den Tanganjika und dieser in den Kongo.

Termitenbauten. In dem geschilderten Gebiet wie in ganz Zentralafrika haben die höchsten und merkwürdigsten Bauten nicht die Menschen, sondern Tiere, noch dazu so kleine wie die Termiten geschaffen. Durch menschliche Kunst sind auch sonst nirgends solche Kolossalbauten errichtet worden, wie es im Verhältnis zur Größe ihrer Erbauer die bis zu einer Höhe von zwölf Meter über den Erdboden aufragenden Termitenbauten sind (Abb. 110 und 111). Besonders zwischen Englisch-Ostafrika und den Gallaländern, beispielsweise im Gebiet des Varingasees, werden sie in ihrer Höhe und turmgleichen Schlankheit zu wahren Himmelsträgern. In Senegambien und im Stromgebiet des oberen Niger könnte man diese Hügel aus der Ferne für menschliche Hütten halten; andere werden von einer Menge von schlanken Türmchen überhöht, wie der rohe Entwurf zu einer gotischen Kathedrale. Das Leben der



Abb. 109. Der innere Krater des Nina-Gongo.

Phot. G. Fr. Kirschstein.

Termiten ist bewundernswert. Ihre Hauptnahrung besteht aus faulem Holz und anderen organischen Stoffen, selbst Mattengeflechten und Papier. Sie scheuen Licht und Sonnenwärme, so daß sie für ihre Ausflüge gewöhnlich die Nachtzeit wählen, und wenn sie eine Futterstelle gefunden haben, graben sie den Weg dorthin nicht etwa unter der Erde durch, sondern sie überdecken ihn wie einen Tunnel mit Lehm. In diesem Tunnel laufen sie, von außen unsichtbar, emsig auf und nieder. Wer dem langen, dünnen Streifen von rotem Lehm folgt, gelangt sicher zu einem vermoderten Baumstamm. Die fleißigen „weißen Ameisen“, wie man die Termiten wohl auch fälschlich nennt, haben indessen viele Feinde, und die schlimmsten darunter sind die Menschen. Die Weißen vernichten sie, wo sie ihrer nur habhaft werden, denn sie sind große Zerstörer in den Häusern; den Schwarzen aber sind sie ein Lederbissen, gerade so wie die Heuschrecken. In jedem Termitenbau wird meist nur ein einziges Weibchen großgezogen und nach der Befruchtung in eine Zelle eingeschlossen. Die anderen Weibchen sind Arbeiter und Soldaten; sie haben auf ihren großen Köpfen lange, scharfe Zangen, mit denen sie ganz schmerzhaft Bisse verursachen. — Mit manchen großen Tieren leben sie anscheinend auf freundschaftlichem Fuß. Die Termitenhügel dienen beispielsweise auch Schlangen als Schlupfwinkel, die hier ihre Eier legen. Andere Tiere, wie eine Art großer Eidechsen und die nur im tropischen Afrika vorkommenden Erdschweine (*Orycteropus*), leben von Termiten und haben es daher für ihre Nahrung am bequemsten, wenn sie ebenfalls in den Termitenbauten ihre Wohnung nehmen.

Die Sambesifälle. Das bedeutendste Naturwunder der südlichen Hälfte von Afrika dürften die Fälle des Sambesistromes sein, denen die Eingeborenen den poetischen Namen Mosiwatunja, das heißt donnernder Rauch, beigelegt haben. Erst im Jahre 1854



Phot. N. P. Edwards.

Abb. 110. Termitenbau im tropischen Afrika.

Die turmartigen Hügel dieser Insekten erreichen häufig eine Höhe von zwölf Meter.

durch Livingstone entdeckt, werden die im Herzen Südafrikas gelegenen Fälle in Zukunft, wenn die den ganzen Kontinent in nordsüdlicher Richtung durchquerende Kap-Kairo-Eisenbahn vollendet sein wird, das Hauptziel der internationalen Touristenwelt auf dem Wege nach Kapstadt bilden. Der Sambesi selbst wird kaum jemals nennenswerten Verkehr aufzuweisen haben, denn sein an zweitausendzweihundert Kilometer langer Lauf ist viel zu sehr von Sandbänken, Wasser-



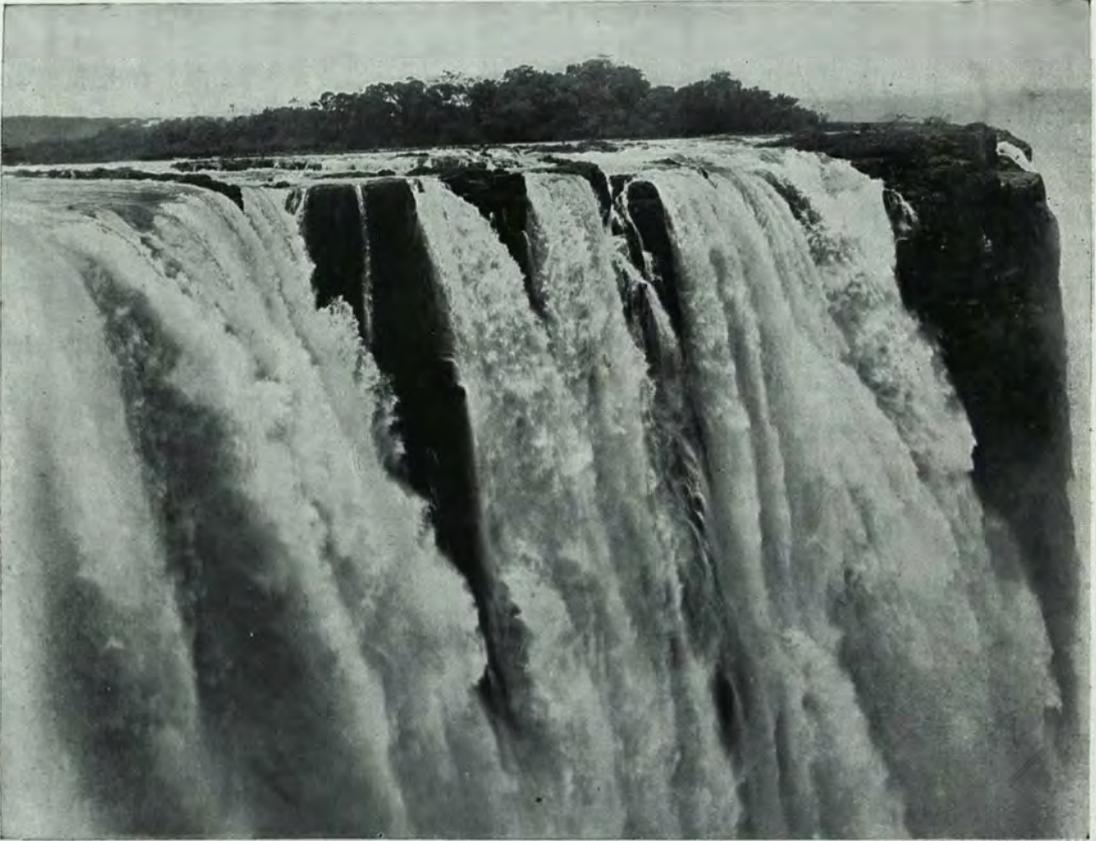
Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 111. Termitenhügel in Ziklo (Stromgebiet des mittleren Kongo).

fällen sowie von Stromschnellen unterbrochen, seine Deltamündung zu sehr versandet. Dabei ist der Strom der viertgrößte des Dunklen Erdteils. Wo er entspringt, breitet sich der weite Sumpfssee Dilolo aus, der gleichzeitig das Quellgebiet wasserreicher Zuflüsse des Kongostromes bildet. Die Wasserscheide zwischen diesen beiden Strömen ist noch nicht ausgeprägt. Je nach den in verschiedenen Jahreszeiten herrschenden Winden senden die großen See- und Sumpfsbecken ihr Überschußwasser

bald dem Sambesi, bald dem Kassai, diesem wichtigen Nebenfluß des Kongo, zu. Möglicherweise war es der Sambesi, der einst das ungeheure Süßwasserbecken von Südafrika bildete, dessen letzter vorhandener Rest der Ngamisee ist. Dieses Süßwassermeer bahnte sich endlich durch die an seiner Ostseite befindlichen Granit- und Basaltriegel einen Abfluß zum Indischen Ozean, den heutigen Sambesi. Livingstone bezeichnet das weite sumpfige Barotsetal, das der Sambesi durchfließt, als das Becken des einstigen Binnenmeeres. Seine gewaltigen Wassermengen hat der Strom indessen auch den Nebenflüssen seines Oberlaufes zu danken, vor allem dem Liba und seinem Zwillingfluß, dem Nabompo. Vor seiner Vereinigung mit dem Sambesi empfängt der Liba noch andere wichtige Nebenflüsse, die an den Grenzen der portugiesischen Kolonie Angola und im Bergland von Bihé entspringen.

Bei Gonye Falls verläßt der Sambesi das Becken des einstigen Binnenmeeres und strömt, von vielen Katarakten und Stromschnellen unterbrochen, durch Granit- und Basaltfelsen eingeeengt, dem Meere zu. Ungefähr anderthalbhundert Kilometer östlich vom Zusammenfluß des Sambesi mit dem wasserreichen Tschobe oder Kuando bildet er einen der großartigsten



Phot. British South Africa Co.

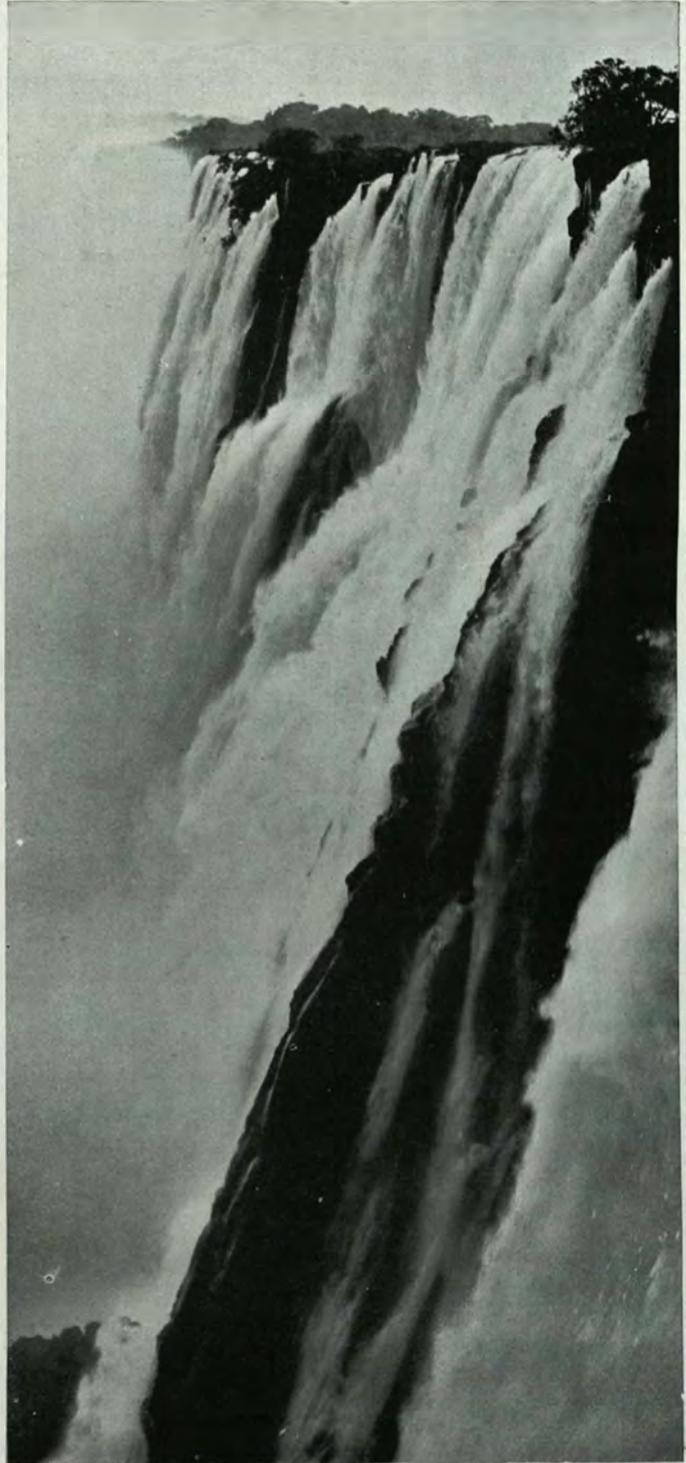
Abb. 112. Die Sambezifälle,
welche die Niagarafälle an Größe und Ausdehnung übertreffen.

und merkwürdigsten Wasserfälle der Welt, die berühmten Viktoriafälle (Abb. 112 bis 115). In ihrer Form haben sie nicht ihresgleichen. Quer über das hier kilometerbreite Bett des Stromes legt sich unvermittelt im Zickzack ein gegen hundert Meter breiter Spalt im Basaltfelsen, der hundertdreißig Meter Tiefe erreicht, und in diesen unten nur vierundvierzig, stellenweise bis hundert Meter breiten Querspalt stürzen sich die großen Wassermassen unter Entwicklung von wolkenartig aufsteigendem Sprühregen. An der äußersten Kante des Falles ragen einige große, dicht mit Bäumen überwachsene Felsen aus den rasend einherjagenden Fluten und erhöhen die großartige Schönheit des Bildes, die vielleicht sogar jene des Niagara übertrifft (Abb. 112). Die Felseninseln schaffen gewissermaßen eine Reihe nebeneinanderliegender Fälle von verschiedener Größe, Gestalt und Wassermenge, die aber alle in denselben engen, graufigen Schlund hinabstürzen (Abb. 115). Von der Südseite gesehen kommt zunächst ein dreißig Meter breiter Wasserfall, bis zu dem am Rand des Sturzes im Strombett aufragenden Boarukaeiland, und nur ein dünner Wasserschleier fließt über die ihm vorliegende Felsenbank. Jenseits des Eilands stürzen dagegen gewaltige Wassermassen in einer Breite von einem halben Kilometer in die Tiefe, nur durch einen aufragenden Felsen von einem dritten, ein Drittelkilometer breiten Fall getrennt (Abb. 113). An seinem jenseitigen Rand liegt die Garteninsel, und an diese schließt sich eine Reihe von Felsen, mit einigen zwanzig kleineren Fällen dazwischen, die sich bei Hochwasser zu einem einzigen mächtigen Fall von Kilometerbreite

vereinigen. Dann wirken sie mitunter überwältigender als die mittleren Fälle.

Die letzteren zeigen indessen das ganze Jahr über die gleiche große Wassermasse. In ihrem wilden Sturz pressen und reißen sie Luft mit sich in die Tiefe, die unten, von dem Druck befreit, wieder emporsteigt und den dichten Sprühregen, mit dem die Schlucht gefüllt ist, mitreißt in der Form weißer Wolkensäulen, die gegen hundert Meter hoch über den Fall aufstäuben und aus einer Entfernung von dreißig Kilometer sichtbar sind. Diese Wolken fallen in der Umgebung der Sambesifälle nieder. Im Verein mit dem schrecklichen Getöse haben sie den Fällen bei den Eingeborenen zu dem Namen „Mosiwatunja“ (donnernder Rauch) verholfen. Könnte man sich diesen wohlklingenden Namen ebenso leicht merken wie Niagara, er wäre gewiß nicht im Munde der Europäer durch den gebräuchlicheren Namen „Viktoriafälle“ ersetzt worden.

Der senkrechte Felsabsturz der Garteninsel, der bis auf den Grund des Schlundes reicht (Abb. 114), teilt dort die Wassermassen in zwei wilde, hochaufschäumende, in Gischt zerstückende Arme, die um eine vom Sprühregen dicht bedeckte Felsenmasse jagen und, sich im rechten Winkel wendend, in der auf einige vierzig Meter verengten Schlucht wieder vereinigen. Schon oberhalb der Fälle, über das kilometerbreite Strombett verteilt, sind die Wassermassen von beträchtlicher Tiefe. Nach ihrem Sturz sind sie in einen so engen Schlund eingezwängt und strömen dort in hochaufgepeitschten, schaumgekrönten Wellen unter furchtbarem Donnern ungefähr hundert Meter weiter, um



Phot. British South Africa Co.

Abb. 113. Der mittlere und größte der Sambesifälle, hundertzwanzig Meter hoch, oben kilometerbreit.

dann in einen ebenso engen, aber noch tieferen Schlund hinabzustürzen. Wieder stellen sich dem Strom dort mächtige, bis zweihundert Meter hohe senkrechte Felsbarrieren in den Weg, und so müssen sie im viermaligen scharfen Zickzack um diese dräuenden Felsen herum, bis die Schlucht sich endlich erweitert und dem Strom wieder Raum zu seiner Entfaltung gibt.

Baobab. Die große Kap-Kairo-Eisenbahn, die, selbst ein Wunder der Welt, in nicht zu fernher Zeit in nördlicher Richtung den ganzen Kontinent vom Kap der Guten Hoffnung bis zum Mittelmeer durchqueren wird, übersezt den Sambesi auf einer kühnen Eisenbahnbrücke gerade bei den herrlichen Fällen. Südlich des Stromes liegt die junge englische Kolonie Rhodessia, noch arm an Werken der Kultur, doch reich an Naturmerkwürdigkeiten.

Eine der größten ist der Baobab (Abb. 116), charakteristisch in der Vegetation der afrikanischen Savannen und seit undenklichen Zeiten ein Gegenstand besonderer Verehrung seitens der Eingeborenen. Den kühnen Forschungsreisenden durch den Dunkeln Erdteil war ihr Vorhandensein eine Wohltat. Die gro-



Abb. 114. Felseninsel unterhalb der Sambesifälle.

ßen, kalabassenartigen Samen kapseln enthalten eine rosa angehauchte weiße Masse von zitronenartigem Geschmack, und diese wirkt beim Kauen als ob man Limonade tränke. Der Baobab wird auch Affenbrotbaum genannt, denn die Affen zerbrechen die dünne Kalabassenschale und verzehren mit Vorliebe ihren Inhalt. Während der trockenen Jahreszeit, also im Winter, verlieren die Baobab ihr Laub, und da dann die gewöhnliche Reisezeit ist, zeigen die meisten Photographien dieser an

sich unschönen Bäume mit ihren plumpen, dicken und unförmigen Stämmen nur kahle Äste.

Mit dem ersten Regen kommen aber die hellgrünen Blätter und dann die ganz eigenartigen weißen Blüten zum Vorschein, die im Glanz der Tropensonne aussehen wie an Schnüren hängende goldene Lampen. Die Blätter sind groß, fleischig, weißlichgelb und sehen aus, als wären sie aus Filz geschnitten. Das Holz des Stammes ist so weich und schwammig, daß die Bäume häufig von den Eingeborenen zur zeitweiligen Unterkunft ausgehöhlt werden, wenn nicht, wie das bei alten, oft bis zu zehn Meter Durchmesser besitzenden Stämmen häufig der Fall, schon eine natürliche Höhlung im Stamme vorhanden ist.

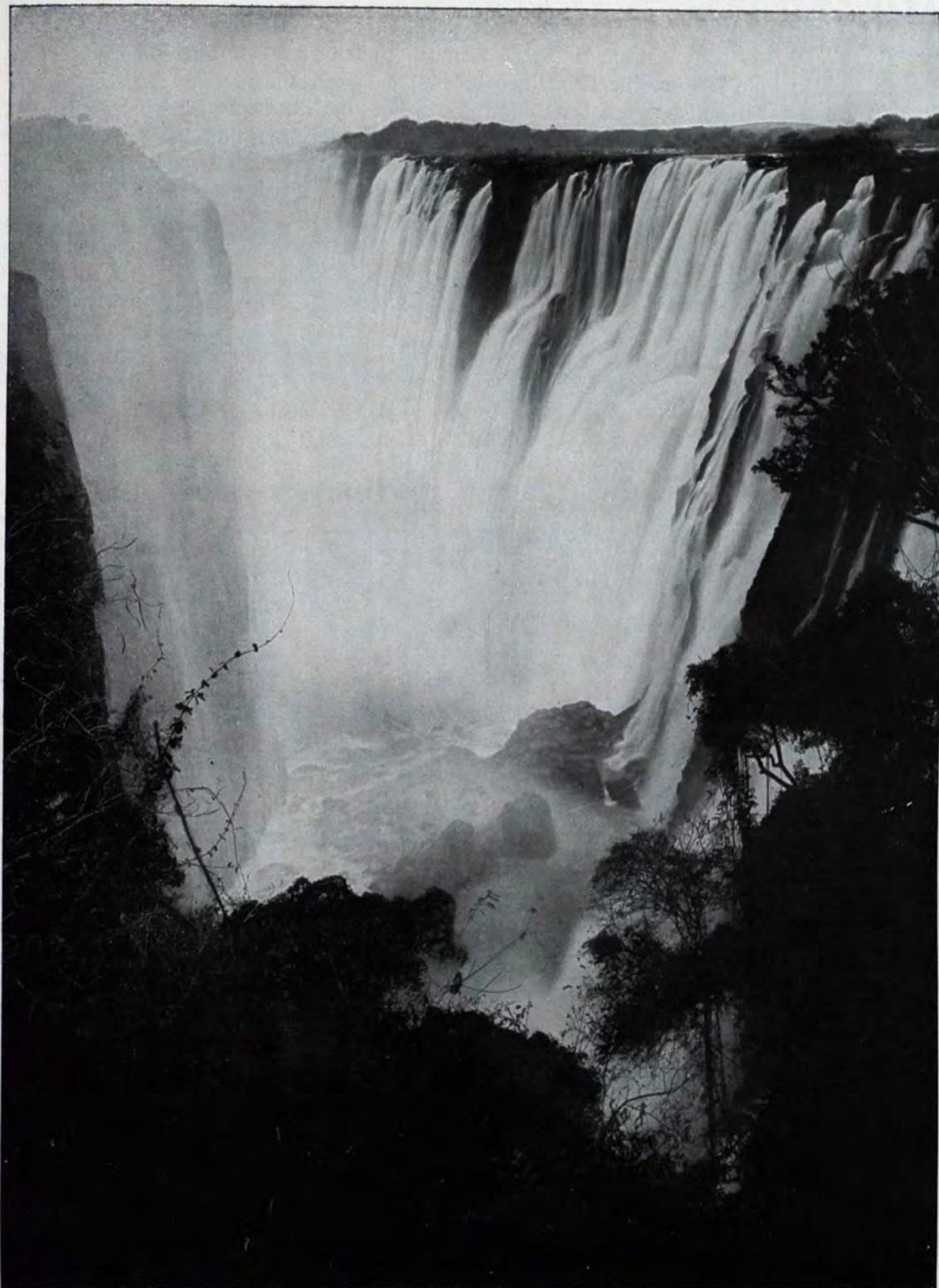


Abb. 115. Die Sambesifälle, von Westen gesehen.

Phot. British South Africa Co.

Simbabwe. Das ganze Stromgebiet des Sambesi und weiter bis zum Südfuß des afrikanischen Kontinents ist in bezug auf die Besiedlung durch die Weißen Neuland. Aber es hat schon lange vor der Umseglung Afrikas und den ersten Forschungsreisen der Portugiesen eine gewisse Kultur besessen, denn an verschiedenen Orten sind höchst merkwürdige Ruinen vorhanden, von denen jene von Simbabwe die bedeutendsten sind (Abb. 117 bis 119). Es sind steinerne Denkmäler aus längst vergangener Zeit, die als ungelöste Rätsel mitten zwischen den bescheidenen jungen Ansiedlungen der Holländer und Engländer aufragen, und keinesfalls von der schwarzen Stammbevölkerung erbaut worden sein können. Als die ersten Portugiesen im sechzehnten Jahrhundert diese Länder durchzogen, geführt von Arabern, die an der Küste wohnten, herrschte dort ein mächtiger schwarzer Kaiser, Monomotapa mit Namen, zu deutsch „Herr der Weinen“. Seine Untertanen suchten schon wohlgefügteten Quadern erbaute Mauern (Abb. 119) und Türme, Grabdenkmäler und eigenartige Tempel (Abb. 118), zu denen schon vorhandene, aufeinandergetürmte Felsblöcke verwendet wurden, und große Monolithen, mit eingemeißelten Bildern von Vögeln, Werkzeugen zum Goldgraben, Wagen und anderen Dingen, aber nirgends wurde auch nur die Spur einer Inschrift oder eines Bildes gefunden, woraus man die Geschichte dieser Städte und ihrer Erbauer hätte enträtseln können. Aus manchen Anzeichen zu schließen, sind sie nicht älter als ein Jahrtausend, stammen also aus der Zeit, als die Araber an die Küsten Südafrikas vordrangen und dort ihre Faktoreien gründeten. Auf der anderen Seite zeigen die Ruinen und ihre



Abb. 116. Ein Baobab in Rhodesia.

Bot. v. Meinerzhagen.

damals nach Edelmetall und Edelsteinen und trieben mit den Arabern Handel, doch sie wohnten nicht in den großen Steinbauten, die sich in ihrer Mitte erhoben, sondern in elenden Lehm- und Strohhütten, von den Erbauern der ersten hatten sie keine Ahnung.

Erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wurden diese alten, steinernen Ruinenstädte durchforscht und im Bilde festgehalten. Sie umfassen gewaltige, aus großen,

wohlgefügteten Quadern erbaute Mauern (Abb. 119) und Türme, Grabdenkmäler und eigenartige Tempel (Abb. 118), zu denen schon vorhandene, aufeinandergetürmte Felsblöcke verwendet wurden, und große Monolithen, mit eingemeißelten Bildern von Vögeln, Werkzeugen zum Goldgraben, Wagen und anderen Dingen, aber nirgends wurde auch nur die Spur einer Inschrift oder eines Bildes gefunden, woraus man die Geschichte dieser Städte und ihrer Erbauer hätte enträtseln können. Aus manchen Anzeichen zu schließen, sind sie nicht älter als ein Jahrtausend, stammen also aus der Zeit, als die Araber an die Küsten Südafrikas vordrangen und dort ihre Faktoreien gründeten. Auf der anderen Seite zeigen die Ruinen und ihre

Skulpturen einen von den mohammedanischen oder sonstigen Steinbauten von Afrika ganz verschiedenen Charakter. Es nehmen daher einige Forscher — ob mit Recht oder Unrecht, steht dahin — an, daß ein hochkultiviertes Negervolk sie errichtet hat, das vielleicht aus dem Norden kam. Die steinernen Vogelbilder von Simbabwe erinnern an die Kunst von Benin an der Guinea-
küste, im Distrikt von Yoruba. Aber dafür sind wieder in Yoruba keine Steinbauten zu finden, sondern nur Lehmhütten mit kegelförmigen Strohdächern, ohne Fenster und Türen, und mit unförmigen Böchern als Eingang. Und doch war Yoruba einst ein aus kleinen, miteinander verbundenen Regestaaten gebildetes Reich, dessen Hauptsitz in Oyo lag. Abenteuernde Neger und Angehörige der hamitischen und semitischen Rassen, Jäger, Schmiede, Wahrsager, Kaufleute kamen im achten oder neunten Jahrhundert auf ihren Wanderungen von Norden und Nordosten nach Yoruba und wurden dort die Gründer einer bemerkenswerten Kultur, die sich besonders in Benin, Dahomey, Aschanti weiterentwickelte. An die Stelle der Ahnenverehrung trat dann die vom Norden stammende Anbetung von Göttern, die als verkörperte Naturkräfte und in der primitiven Gedankenwelt jenes Volkes herrschende Geister dargestellt wurden. In früheren Zeiten wurden ihnen Menschenopfer dargebracht. Später, als durch die Tuareg von den Berbern des Nordens Spuren des christlichen Glaubens über die Sahara gebracht wurden, hörten die Menschenopfer auf, und solche von Tieren traten an ihre Stelle. Die Götzbilder, rohe Ton- oder Holzfiguren, wurden in den Lehmhütten aufgestellt. Die Eingeborenen bringen ihnen noch heute Opfergaben, wie Stoffe, Glasperlen, Kaurimuscheln, Palmwein und Hühner oder Ziegen, dar. Priester oder Priesterinnen dienen als Vermittler bei den Götzen. Indessen, die christliche Missionstätigkeit hat auch schon in Yoruba kräftig eingesetzt, und besonders an der Küste und im Süden des Landes geht das Fetischwesen mehr und mehr zurück.

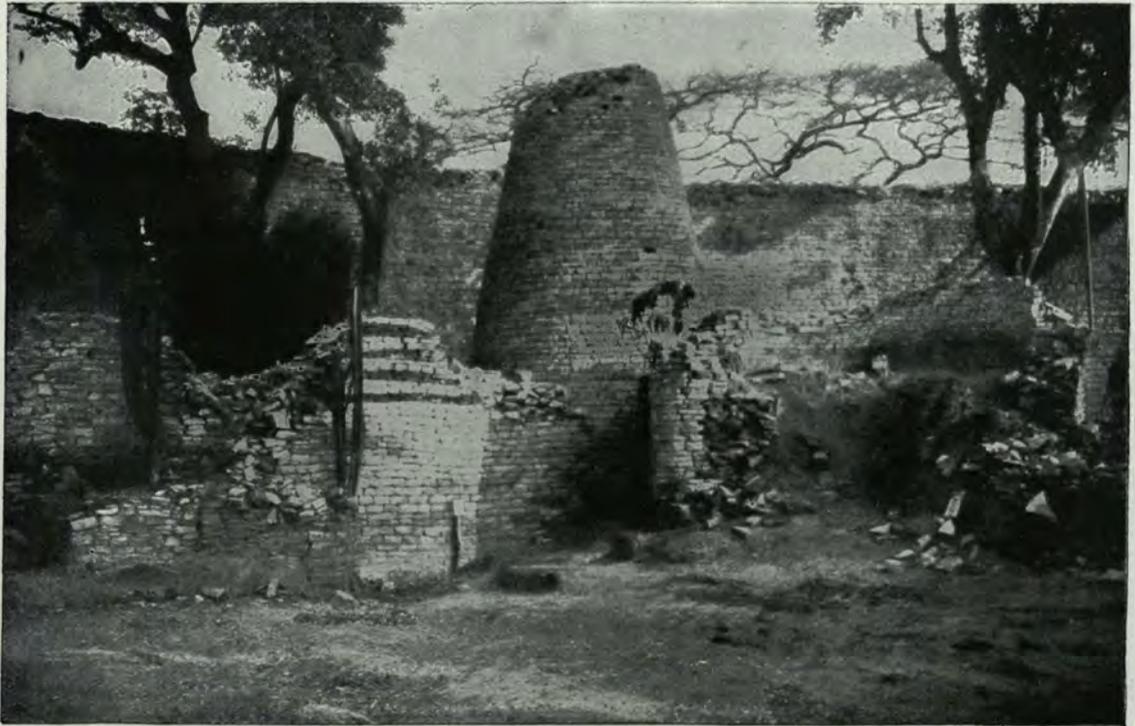
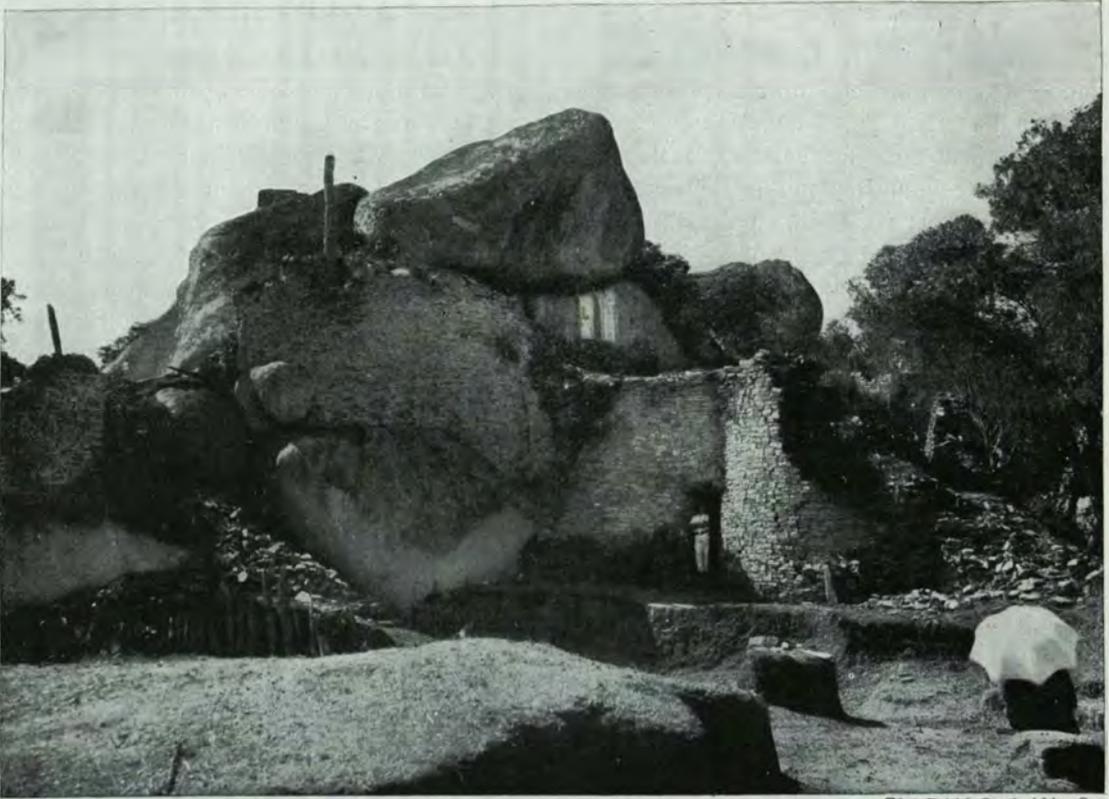


Abb. 117. Innerhalb der Mauern von Simbabwe.

Phot. British South Africa Co.



Phot. British South Africa Co.

Abb. 118. Ruinen des Felsentempels von Simbabwe.

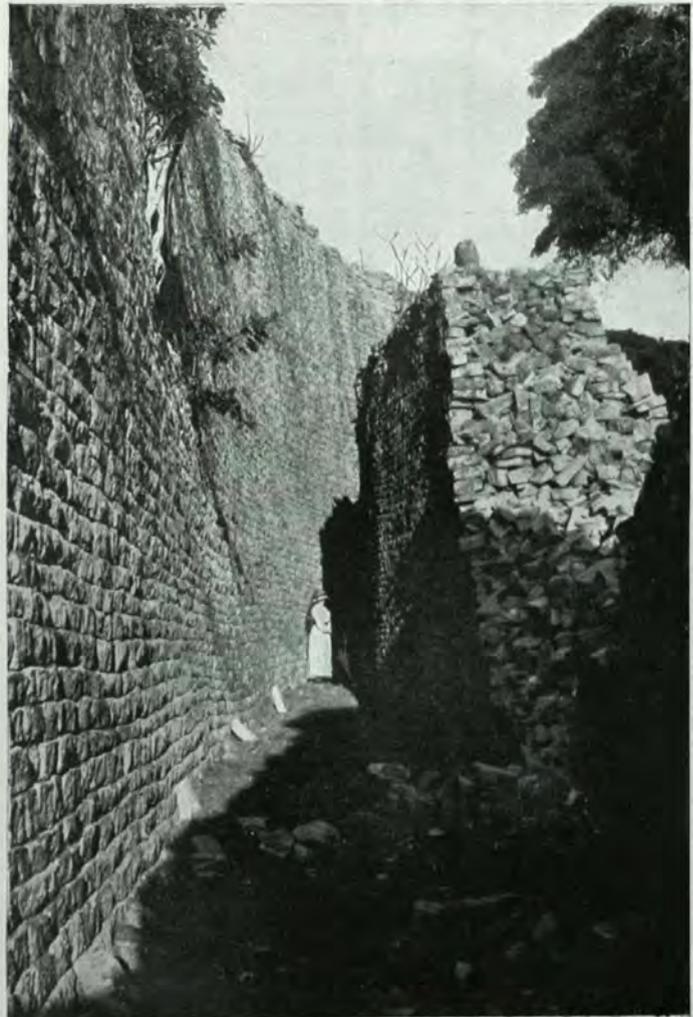
Kano. Nördlich von Yoruba, jenseits des wasserreichen Nigerstroms, im Sudan, kommen zahlreiche imposante Lehmbauten vor, die in ihrer Architektur vielfach an die ägyptischen Bauten der Pharaonenzeit erinnern. Aus demselben Material, aber in einfacheren Formen, sind sie in den Oasen der ganzen Sahara zu finden, Festungswerke, Kasars (Burgen), Vorrathshäuser und Moscheen. Die größten und merkwürdigsten dieser Lehmbauten sind wohl jene von Kano (Abb. 121) im englischen Nigerien, westlich vom Tschadsee. Einst bildete die Gegend von Kano einen der sieben ursprünglichen Staaten der Haussaconföderation, deren Einwohner, die Haussa, um das Jahr 1000 nach Christus aus den südlichen Strichen der mittleren Sahara eingewandert sind. Heute ist Kano, dank der Tätigkeit der Engländer, zum Handelsmittelpunkt nicht nur des Haussalandes, sondern von ganz Nigerien geworden, wie es in den letzten zwei Jahrzehnten auch ein Endhafen für die Schiffe der Wüste, die Kamelkarawanen, war, die von hier aus mit Tripolis und anderen Ländern jenseits der Sahara verkehrten.

Neben den altägyptischen Anklängen in der Architektur der Haussa machen sich auch maurische geltend, wie sie an dem merkwürdigen Lehmpalast der früheren Emire (Abb. 122), jetzt Wohnhaus eines englischen Beamten, erkennbar sind. Vom zehnten Jahrhundert an kamen ja die zum Islam bekehrten Berber von Nordafrika über die Wüste und brachten so manche maurische Formen mit sich, die in der Bauweise und primitiven Kunst der Haussa zur Einführung gelangten.

Die Stadt Kano, in einer weiten Ebene gelegen, wird von einer zehn Meter hohen Mauer umgeben, deren Gesamtlänge gegen zwanzig Kilometer beträgt, ein bedeutendes Werk für ein

Volk wie die Haussa. Nur ein Drittel des so umschlossenen Raums wird von dem Häusergewirre der Stadt selbst eingenommen, der Rest war für den Fall einer Belagerung für Felder und Wasserbehälter der Einwohner bestimmt. Vor der Stadtmauer ziehen sich tiefe, doppelte Gräben entlang, und die vierzehn Tore (Abb. 120) sind noch außerdem befestigt und mit Schießscharten versehen, stark genug, um dem Ansturm sudanesischer Feinde zu widerstehen. Aber damit ist es nunmehr zu Ende; der Sudan ist der Eroberung durch die Weißen zum Opfer gefallen, die Herrschaft der eingeborenen Emire vernichtet. Der europäische Kaufmann ist an ihrer Stelle zu Macht und Einfluß gelangt, gestützt nicht nur auf die Waffen seiner Nation, sondern auch auf das Dampfroß, das in die Stadt Kano seinen Einzug gehalten hat. Mit bewundernswerter Tatkraft und Kühnheit haben die Engländer den Bau einer Eisenbahn durch das Herz des Sudans geführt, sie sind den Herren der Sahara, den Franzosen, damit zuvorgekommen. Die Franzosen haben die Sahara erobert, und sie waren im Begriff, den Karawanenhandel Nordafrikas mit dem Sudan an sich zu reißen. Da legten die Engländer von dem Hafen Lagos an der Küste Guineas Schienenstränge durch das Land Yoruba, überbrückten den Nigerstrom und führten die Bahnlinie durch Sokoto bis nach dem tausend Kilometer von Lagos entfernten Kano. Damit hat der Karawanenhandel durch die Wüste einen sehr schweren Stoß erlitten. Kano wird die Rolle übernehmen, die bis jetzt Timbuktu innehatte.

Djennéh. Wohl das größte und eigenartigste Gebäude im ganzen westlichen Sudan ist die alte Moschee von Djennéh (Abb. 123). Mit ihren durch massige, senkrechte Rippen verstärkten Fassaden, den zuckerhutförmigen Türmchen und zahlreichen aufgesetzten kleinen Steilpyramiden ist sie das schönste Beispiel der sudanesischen Architektur. Wie ein altes Mauren-schloß ragt sie über die flachen Dächer der alten bedeutenden Handelsstadt empor, schon aus großer Entfernung sichtbar. Djennéh liegt ungefähr vierhundert Kilometer von Timbuktu südlich des Nigers und wetteiferte schon im achten Jahrhundert mit den anderen Märkten des weiten Nigergebiets. Die Gründer von Djennéh waren wahrscheinlich die Haussa, dieses begabte Mischvolk von Berbern und Negern, welches bis



Phot. British South Africa Co.

Abb. 119. Mauerwerk der Ruinen von Simbabwe.

zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts im Nigergebiet bis gegen Bornu seine Reiche befaß. — Damals gelang es einem anderen wichtigen Sudanvolk, den mit anderen afrikanischen Völkern vermischten, ursprünglich hamitischen Fulla, diese Reiche zu zertrümmern, und besonders in Djennéh gelangten sie unter ihrem großen Scheich Amadu zur unbestrittenen Herrschaft. Damit sank aber auch die Bedeutung Djennéh als mohammedanischer Vorort des Sudans; die Marabuts verloren ihren Einfluß, und die alte Moschee geht leider jetzt dem Verfall entgegen. In gleicher Weise wie Kano, die Hauptstadt von Sokoto, des größten Fullareiches, in die Hände der Engländer fiel, so wurde im Jahre 1893 Djennéh von den Franzosen genommen; es bildet heute den Hauptort eines französischen Verwaltungsbezirkes.



Phot. G. S. Abadie.

Abb. 120. Ein Teil der Festungsmauern von Kano.

Die zehn bis fünfzehn Meter hohen Mauern bestehen aus Lehm und sind mittels Baumstämmen verankert. Vor den Mauern liegt ein doppelter Wassergraben.

Diamantenminen von Kimberley. Hart an der Westgrenze des früheren Oranjesfreistaats liegt Kimberley, das seine Erbauung vor allem den großen Diamantenfunden zu danken hat. Hier, wie auch in den anderen Diamantensfeldern von Südafrika, liegen die kostbaren Steine im sogenannten „Blaugrund“ verborgen, einer Art hartem, blaugrünem Serpentinegestein, das auf verschiedenen Tiefen in weiten Löchern oder Taschen vorkommt und an der Oberfläche der Erde gewöhnlich durch eine Lage roten Lehms erkennbar ist. Darunter liegt eine kalkartige Schicht und danach folgt eine durchschnittlich zehn Meter dicke Lage gelbbraunen Lehms, der für das Zerlegungsprodukt der darunterliegenden „blauen Erde“ angesehen wird.

Die Minen sind in Wirklichkeit nichts weiter als senkrechte, kraterähnliche, mit dieser „blauen

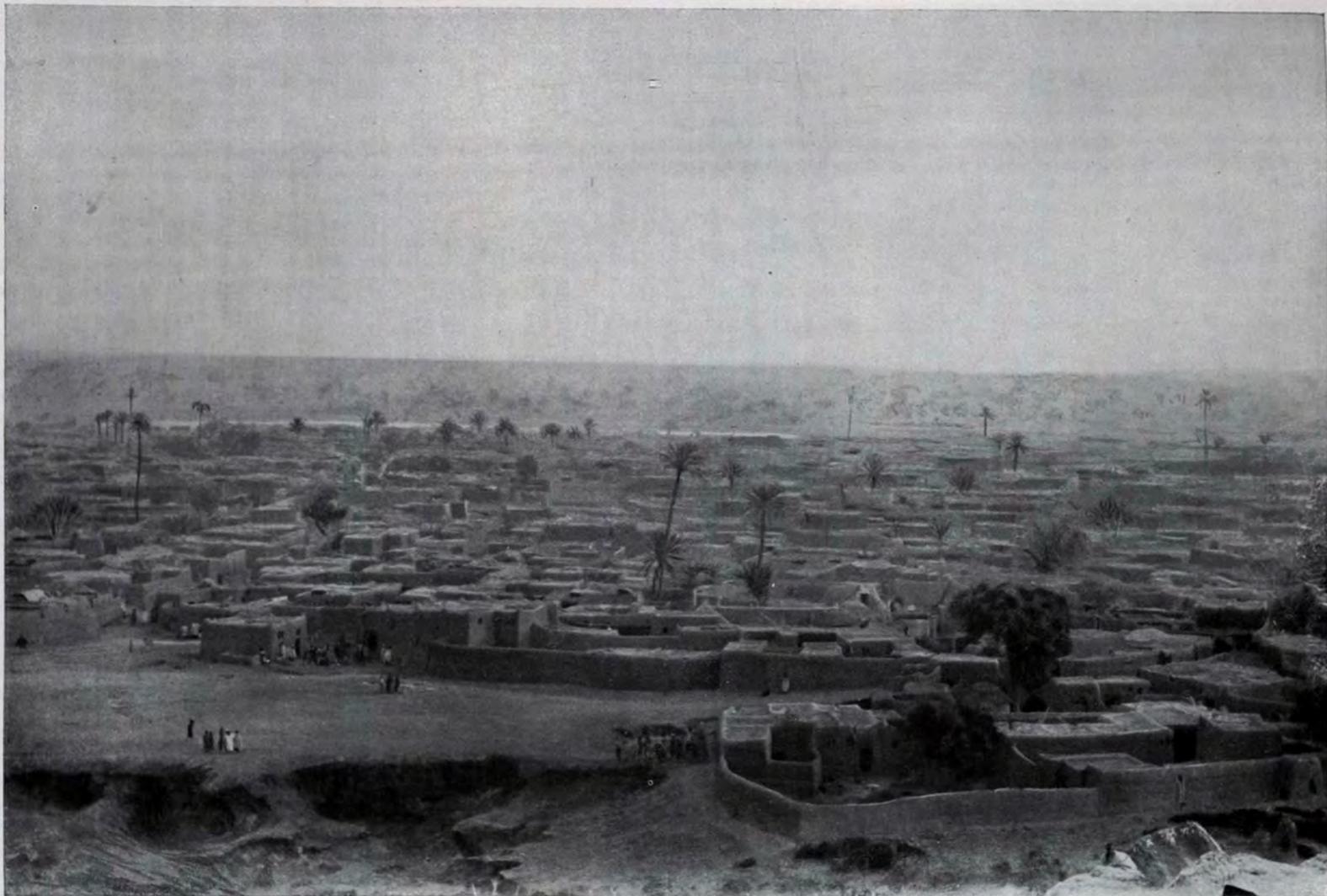


Abb. 121. Kano, die Hauptstadt des Haussalandes,
heute durch eine Eisenbahn mit Lagos an der Guineaküste verbunden.

Phot. G. S. Abadie.

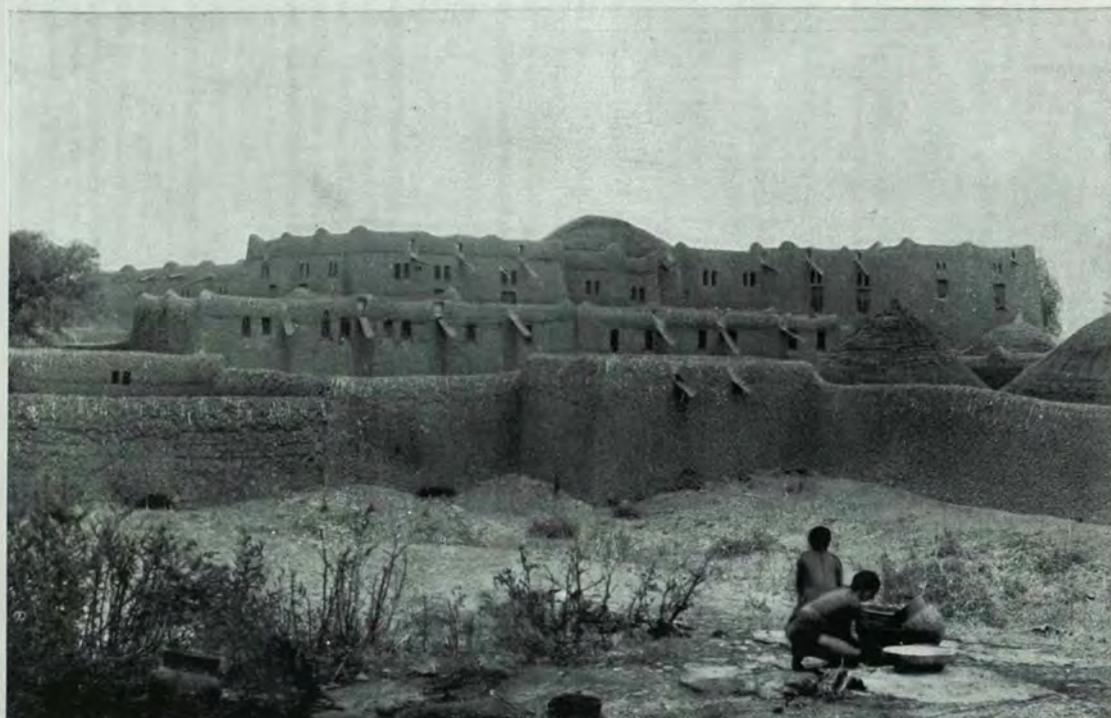


Abb. 122. Die Residenz der einstigen Emire von Kano.
Die Mauern bestehen aus Holzrahmen mit Lehmwurf.

Phot. G. S. Abadie.

Erde“ gefüllte Schächte, die in unbekannte Tiefen des Erdinneren hinabreichen. Es ist möglich, daß Kohlenteile, die darin eingeschlossen waren, durch Druck und außerordentliche Hitze zu Diamanten wurden (Abb. 125). Die schönsten und reinsten Steine werden heute immer noch in Brasilien gefunden, die größte Menge jedoch in Südafrika. Anfänglich wurden die Diamanten in dem öden, trostlosen Gebiet rings um Kimberley an der Oberfläche des „Blaugrundes“ gegraben, aber bald wurde die Suche nach den kostbaren Steinen systematisch betrieben. Man drang in die alten Krateröffnungen immer tiefer ein, und heute liegen die ergiebigsten Fundstellen auf mehr als dreihundert Meter unter der Erdoberfläche, elektrisch erleuchtet und mit allen Errungenschaften der Technik ausgestattet.

Der Ruhm der so diamantenreichen Felder von Kimberley ist zu Beginn dieses Jahrhunderts durch die etwa fünfhundert Kilometer nordöstlich davon gelegene Premierdiamantenmine im Herzen von Transvaal (Abb. 124) wettgemacht worden. Wohl ist hier „Blaugrund“ vorhanden, in dem gar keine Diamanten gefunden werden, an anderen Stellen wieder ist der Serpentinsteine so hart, daß die Ausbeutung zu kostspielig wird, dafür aber ist die Premiermine der Fundort des größten Diamanten, der überhaupt seit der Entdeckung dieser kostbaren Edelsteinart ans Tageslicht gebracht wurde. Es ist der rasch berühmt gewordene Cullinamdiamant, der in seiner ursprünglichen Form dreitausendundzwanzig Karat, also nahezu eineinviertel Pfund wog und heute die englische Krone schmückt. Die ganze Diamantenausbeute der südafrikanischen Minen belief sich bisher auf zehntausend Kilo im Wert von dreizehnhundert Millionen Mark.

Die Drakensberge. Im Gegensatz zu den kahlen Einöden, in denen die meisten Diamantfelder liegen, zeichnet sich das Land östlich von ihnen, zwischen dem einstigen Oranjerestaat und der englischen Kolonie Natal, durch außergewöhnliche landschaftliche



Abb. 123. Große Moschee in Djenné (Französischer Sudan),
eines der größten Bauwerke des Sudans, wegen seines Alters und seiner Bauart dort weithin berühmt.

Phot. Ill. London News.

Schönheit aus und ist mit Recht schon als die Schweiz von Südafrika bezeichnet worden. Wie diese enthält es die höchsten Gebirgszüge, und ebenso wird es von einem tapferen Volke bewohnt, das sich die Freiheit und Unabhängigkeit zu wahrgewußt hat. Es ist das Basutoland, und das Gebirge, das im Osten und Norden die Grenze bildet, sind die Drafsberge (Abb. 127) mit



Abb. 124. Die Premierdiamantenmine in Südransvaal, über fünfhundert Kilometer von Kimberley entfernt, der Fundort des größten bisher gefundenen Diamanten, des Cullinan.

Phot. Leo Weinhof.

ihren auf über dreitausend Meter aufsteigenden Bergriesen, den höchsten von Südafrika. Ihre kühnen Felstürme, Zacken, Spizen und Grate haben stellenweise ganz phantastische Formen. Einer der höchsten Türme bildet an der Ostseite seines Absturzes Risse und Vorsprünge, die vereint eine auffallende Ähnlichkeit mit dem früheren Präzidenten Paul Krüger besitzen.

Der Tafelberg.

Die südlichste Fortsetzung dieser längs der Küsten des Indischen Ozeans sich erhebenden Gebirgszüge ist der über tausend Meter aufsteigende Tafelberg (Abb. 126) an der Südspitze des afrikanischen Kontinents, umwoigt vom unendlichen Weltmeer,



Abb. 125. Ungeschliffene Diamanten von Kimberley.

Phot. Cape Government Railways.

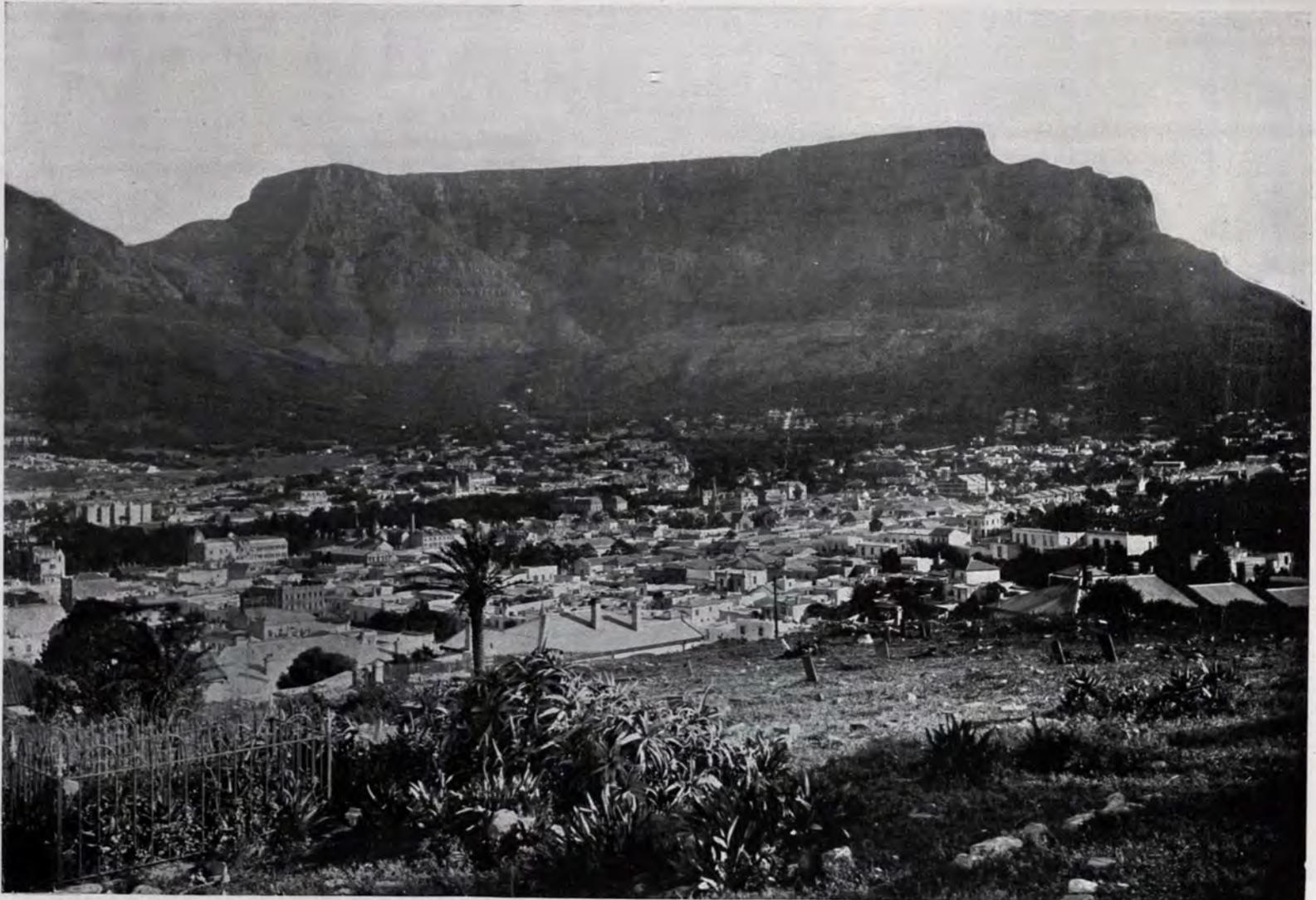
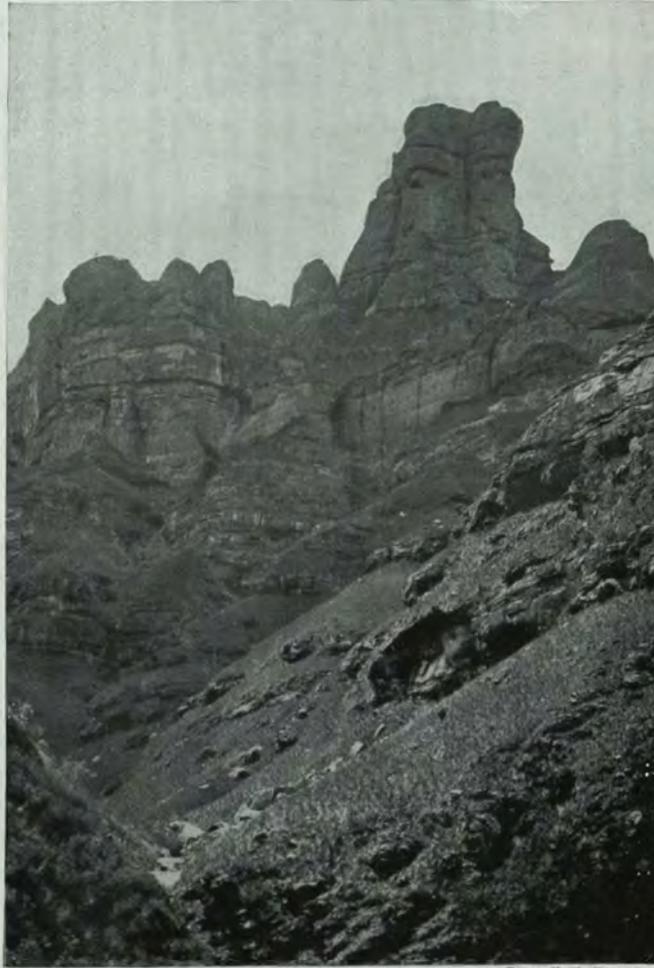


Abb. 126. Kapstadt mit dem Tafelberg im Hintergrund.

Phot. Cape Government Railways.

das Wahrzeichen Kapstadts, der großen, zu seinen Füßen sich ausbreitenden Metropole von Südafrika, schon auf viele Meilen Entfernung den einlaufenden Schiffen sichtbar. Das große wagrechte Plateau und die senkrechten Abstürze dieses eigentümlich geformten Berges haben ihm zu seinem Namen verholfen. Häufig liegen dicke weiße Wolken so über ihn gebreitet, daß er wie mit einem wolligen Tisch Tuch bedeckt aussieht. Als die Niederländische Ostindien-Gesellschaft in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts holländische Ansiedler unter der Anführung von Jan van Niebeek hierher sandte, war das



Phot. R. F. Edwards.

Abb. 127. Die Drakensberge in Südafrika

an der Grenze zwischen Natal und Transvaal. — Die höchste Spitze hat Risse und Vorsprünge, die vereint eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Gesicht des früheren Präsidenten Krüger zeigen.

erstanden die ersten Ansiedlungen der Weißen. Heute ist Kapstadt eine prächtige Stadt mit etwa achtzigtausend und unter Einrechnung der Vorstädte reichlich doppelt so vielen Einwohnern, von denen mehr als die Hälfte Weiße europäischer Abstammung sind.

Der Pik von Teneriffa. Die wichtigste Schiffahrtsstation an der afrikanischen Westküste auf dem Wege von Europa nach dem Sudan und Südafrika einerseits, wie nach Südamerika andererseits ist Teneriffa, die größte der Kanarischen Inseln. Bei dem in den dortigen Breiten gewöhnlich klaren Wetter sieht der Reisende schon aus weiter Ferne den berühmten, unmittelbar vom Meere auf dreitausendsiebenhundertdreißig Meter Höhe aufsteigenden Pik von Teneriffa (Abb. 128), sein stolzes Haupt mit Schnee bedeckt, der stellenweise das ganze Jahr über liegen bleibt. Im Winter reicht das blendende Schneekleid bis tief hinab an den Rand der dunkeln Nadelholzhaine, und dann bietet der Berg einen wunderbaren Anblick dar (Abb. 129). Die an der Nordküste der Insel gelegene schöne Stadt Drotava ist der gewöhnliche Ausgangspunkt für die ziemlich häufig unternommenen Be-

Land in der Umgebung des Tafelberges von Hottentotten bewohnt, die hier große Herden von Hornvieh weiden ließen. Sie waren selbst Fremde im Lande, die im Laufe der vorhergehenden Jahrhunderte aus dem mittleren Afrika langsam südwärts gezogen waren, indem sie den eingeborenen Buschmann vor sich hertrieben oder in ihre Mitte aufnahmen und sich mit ihm vermengten. Als die Holländer am Kap der Guten Hoffnung eintrafen, gab es noch verschiedene Stämme dieser Ureinwohner im Hinterlande. Mit Hilfe der Hottentotten wurden sie weiter ins Land getrieben, und rings um den Tafelberg



Phot. Maximilian Lohr.

Abb. 128. Der Pit von Teneriffa vom Dorfe Matanza gesehen.



Phot. Maximilian Lohr.

Abb. 129. Der Pit von Teneriffa im Winter.

steigungen des Pils, denn es gewährt einen eigenartigen Genuß, aus der Üppigkeit der Tropenvegetation, aus dem Reich der Palmen und Bananen binnen wenigen Stunden in das Reich des ewigen Schnees zu gelangen. Dem längs der Küste vorbeifahrenden Reisenden erscheint der Pico de Teyde, wie er auf der Insel selbst genannt wird, als trage er auch im Sommer Schnee auf seinen Flanken. Es sind indessen nur Felder oder Streifen von weißer Lava, die von der Sonne beschienen diesen Eindruck machen. Der Pil ist ein Vulkan, der freilich seit dem achtzehnten Jahrhundert keinen Lavaausbruch mehr hatte; aber seine Kräfte schlummern



Abb. 130. Ausbruch des Chingerosvulkans auf Teneriffa am 19. November 1910. Phot. Maximilian Lohr.

nur, erloschen sind sie nicht. Das beweist der Ausbruch seines kleineren Trabanten Chingeros (Abb. 130), der noch im November 1910 die Inselbewohner durch seine Eruption in Schrecken setzte. Auch aus den anderen Kraterlöchern wurde Rauch, Dampf und heiße Lava ausgestoßen, nur der mächtige Krater des Pico de Teyde blieb stumm. Wer weiß, wie lange es noch dauern wird, bis er selbst seine Donnerstimme wieder erhebt?



Asien





Abb. 131. Die Einfahrt in den Suezkanal bei Port Said.

Phot. Underwood & Underwood

Vorderasien.

Suezkanal.

Die Brücke vom afrikanischen zum asiatischen Kontinent wird durch den schmalen Isthmus von Suez gebildet, und dort hat moderne Ingenieurkunst ein Werk geschaffen, das alle Bauten der Pharaonen an Größe und Bedeutung weit in den Schatten stellt, ein Wunder der Gegenwart, die Verbindung des Mittelmeers mit dem Indischen Ozean durch den Kanal von Suez (Abb. 131). Freilich muß anerkannt werden, daß dieses Riesenwerk keineswegs den ersten an dieser Stelle gebauten Kanal darstellt. Die großen Könige der alten Ägypter haben nicht nur zum Ruhm ihrer Götter wie zu ihrem eigenen Kolossalbauten errichtet, zu denen die Menschheit noch heute staunend emporblickt, sie haben auch für das Wohl ihrer Völker gesorgt und Verkehrsmittel angelegt, von denen das größte die wenigstens teilweise Durchstechung der Landenge von Suez war. Den Pharaonen Seti I. und Ramses II. ist der erste Kanal zu danken, der schon vor dreiunddreißig Jahrhunderten den Nil und damit das Mittelmeer mit dem Roten Meer verband. Aber den Orientalen ist es heute noch nicht gegeben, die unter ihren Händen erstehenden, von ihnen geschaffenen Werke auf die Dauer auch zu erhalten. Der erste Kanal versandete und verschwand im Laufe der folgenden Jahrhunderte. Vor zweieinhalbtausend Jahren begann König Necho die Herstellung eines zweiten Verbindungskanals der beiden Meere auf derselben Strecke, doch erst seinem Nachfolger war es vorbehalten, ihn zu vollenden. Als Kleopatra zur Regierung kam, war auch dieser Kanal versandete. Der römische Kaiser Trajan ließ ihn mit großen Opfern wieder für den Schiffsverkehr herstellen. Trajans Kanal erlitt das gleiche Schicksal wie die früheren, und ebenso erging es dem von Amr, dem Feldherrn des Kalifen Omar, im siebenten Jahrhundert gebauten Seeweg. Erst der jetzige wird bleiben, ja der Verkehr in ihm ist derart gestiegen, daß an seiner

Die Enttäuschung, die sich des Pilgers bemächtigt, steigert sich noch, wenn er das sich zu Füßen des uralten Davidsturms wölbende Jaffator durchschritten hat und sich innerhalb der Ringmauern befindet. Schweben doch jedem Christen die Bilder vor Augen, die er als Kind aus der Bibel gewonnen hat: die eigenartigen Tempel, die merkwürdigen Straßen und Plätze gefüllt mit römischen Beamten in ihren langwallenden Togen, Kriegerern im Harnisch und mit eisernen Helmen, Lanzen und breiten Schwertern, bärtigen Männern mit Turbanen und Talaren.

Diese Bilder hat sich gewiß jeder eingepägt, mit der hehren, vom lichten Heiligenschein umflossenen Gestalt des Erlösers im Mittelpunkt. Sie sind ihm kostbare Schätze, die er in seiner Jugend mitbekommen hat auf seinem Weg durchs Leben, und er kennt sie wie das eigene Vaterhaus. Mit dem Bild seiner Eltern birgt er jenes des Heilandes in seinem Innersten, und wie ihm jeder Baum, jeder Stein der Gegend bekannt ist, die er als Kind durchstreift hat,



Abb. 133. Das Grab des Erlösers.

so hat er auch feste Begriffe von Golgatha, vom Ölberg, von der Krippe und den heiligen drei Königen mit ihren Kronen und goldstrogenden Mänteln und dem glänzenden Gefolge.

Aber wie anders findet er alles in Wirklichkeit, wenn er als gereifter Mann selbst zu den Stätten kommt, die ihm zeit lebens im Geiste vorge schwebt haben! Moderne Stadtteile und moderne Ge-

bäude, zahlreiche Wohltätigkeitsanstalten, doppelt so viele Juden wie Christen und Mohammedaner zusammengenommen, und diese Christen, am Urquell christlicher Liebe wohnend, in fortwährendem Streit miteinander! Der Ort, wo Christus sich in den Himmel erhob und angeblich einen Fußedruck im Felsen hinterließ, wird von der Himmelfahrtskapelle überwölbt, die sich im Besitz mohammedanischer Derwische befindet; im Hofraum aber besitzen Griechen, Syrier, Armenier und Kopten eigene Altäre und beten in ihrer eigenen Weise zu demselben Gottessohn, dessen Liebe sie alle ohne Unterschied umfaßt und dessen vornehmste Gebote sie an jedem Tage mit Füßen treten.

Nur in den inneren Stadtteilen, bis zum Haram-esch-Scherif, wo einst Salomos Tempel sich erhob, ist Jerusalem so geblieben, wie es vor Jahrhunderten war, nicht nur mit seinem Gewirr enger, finsterner, übelriechender Gäßchen und feuchter, schmutziger Häuser, sondern auch in seinen Menschen. Hier sieht man noch hier und da Gestalten, wie sie wohl schon zu Lebzeiten



Phot. v. Meinerzhagen.

Abb. 134. Die Klagemauer der Juden in Jerusalem,
ein Teil der alten Befestigungswerke des großen Tempels, an dem die Juden den Untergang des alten Jerusalems beklagen.

Christi vorhanden gewesen sein mögen und wie sie von den Malern der Leidensgeschichte mit Vorliebe dargestellt werden. Mitten in diesem alten, jüdisch-mohammedanischen Jerusalem liegt die Grabeskirche, der heiligste Ort der Christenheit. Auch die Mohammedaner besitzen in Jerusalem eines ihrer größten Heiligtümer, das nur von der Kaaba in Mekka übertroffen wird, den Felsen auf dem Berge Morija, von dem aus Mohammed auf seinem geflügelten Rosse Burak zum Himmel ritt. Aber während im Abendlande die Gotteshäuser auf schönen freien Plätzen stehen und im Orient die Moscheen der Moslemin sonst häufig eingeengt werden durch elende Häuserruinen, wie in Tunis, Algerien, Marokko und Ägypten, ist hier das Umgekehrte der Fall: das erhabenste Gotteshaus des Christentums steckt mitten im schmutzigsten Winkelwerk, die Moschee Mohammeds aber erhebt sich frei auf dem schönsten und größten Platze von Jerusalem, auf jener denkwürdigen Stelle, wo einst Abraham seinen Sohn Isaak zu opfern bereit war und wo sich der berühmte Tempel Salomos erhob. Heute noch sind die hundert mächtigen Steinpfeiler seines Unterbaues vorhanden, aber an der Stelle des altjüdischen Heiligtums steht jetzt der herrliche Felsendom Kubbat-es-Sachra, fälschlich Omarmoschee genannt (Abb. 135). Er ist unzweifelhaft eines der schönsten Kleinodien mohammedanisch-byzantinischer Baukunst. Kein Diamant kann schöner gefaßt sein, als der nackte, graue Felsen, der sich im Innern der Moschee, gerade unter der Kuppel befindet. Der weite Platz, auf dem der achteckige, mit den prachtvollsten



Abb. 135. Die Omarmoschee in Jerusalem,
auf dem Plage des alten Judentempels errichtet, eine der schönsten und heiligsten der mohammedanischen Welt.

Arabesken geschmückte Kuppelbau sich erhebt, ist frei von allen Kramläden und Händlern und würdig den uralten, heiligen Legenden der jüdischen wie der mohammedanischen Religion. Kein Jude darf ihn betreten, und selbst Christen erhalten nur Zutritt, wenn sie von einem Kawaffen ihres Konsulats und türkischen Soldaten begleitet werden.

Mit Ehrfurcht betritt auch der Andersgläubige das Innere des Domes mit seinen doppelten konzentrischen Säulenreihen, durchweg Monolithe aus verschiedenfarbigem Marmor, von verschiedenen Formen und Höhen, auch mit verschiedenen, zumeist byzantinischen Kapitellen. Alles ist reich mit Mojaiken und Arabesken geschmückt; das Licht der Fenster wird durch bunte



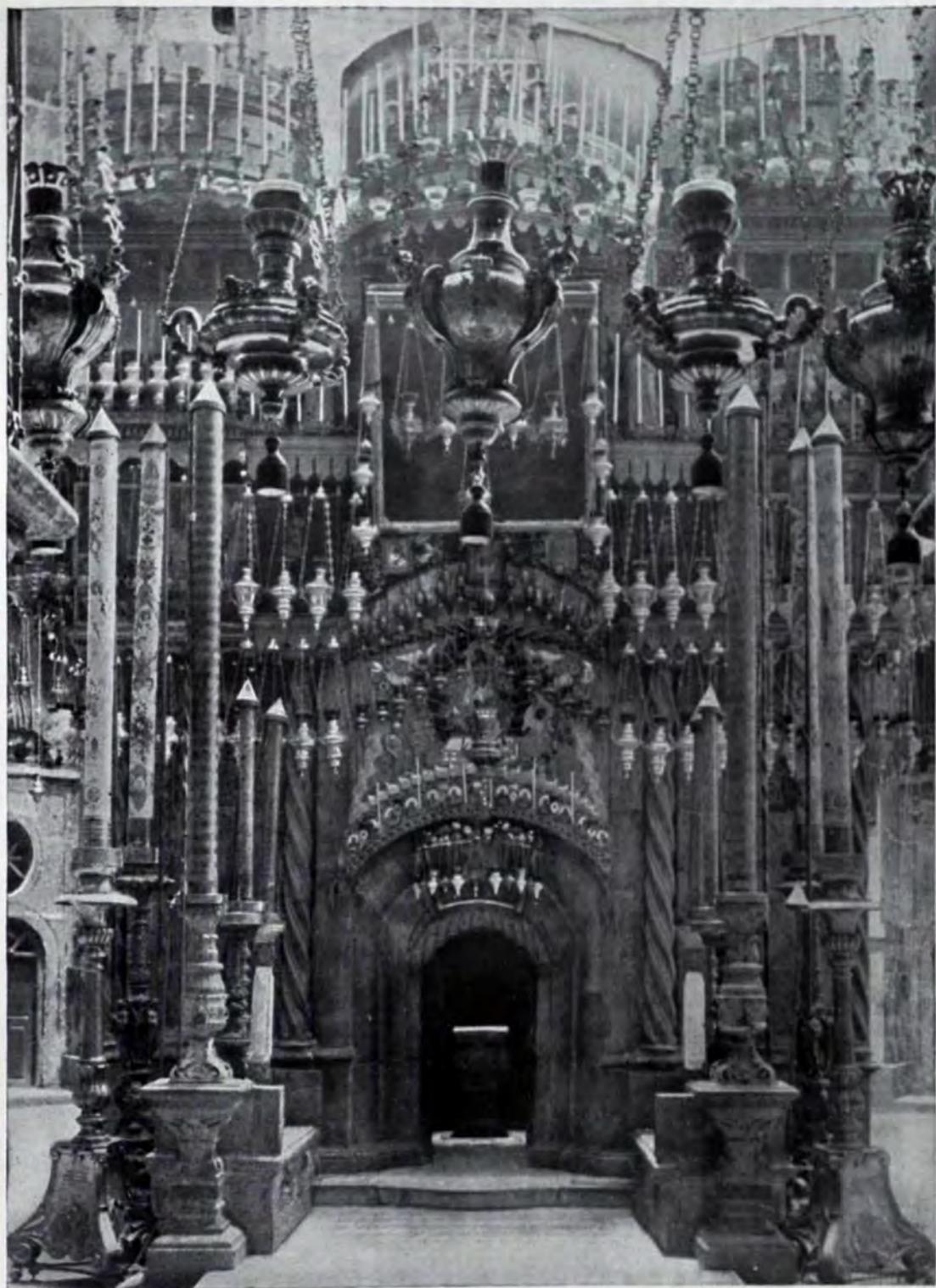
Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 136. Altes Felsengrab bei Jerusalem,
durch einen verschiebbaren Felsblock verschließbar.

Glasscheiben von wunderbarer Farbenpracht gedämpft, die in kunstvoll durchbrochene Platten eingesezt sind. Der heilige Fels selbst, von einem Holzgitter umgeben und an seiner höchsten Stelle zwei Meter über dem Marmorboden, trug zur Zeit Salomos wahrscheinlich den Brandopferaltar. Nach dem Talmud soll auf ihm die Bundeslade gestanden haben. Unter dem Felsen war bei der Zerstörung Jerusalems Jeremias verborgen, und Jesus soll auf dem Felsen den unaussprechlichen Namen Gottes, Schem, entdeckt und damit seine Wunderheilungen vollbracht haben. Nach dem Glauben der Mohammedaner wird hier am Jüngsten Gericht der erste Posaunenstoß erschallen und der Thron Gottes aufgestellt werden. Jeder Fleck der Moschee und jedes Gebäude auf dem Moscheeplatz selbst ist heilig und wird mit

irgendeinem religiösen Ereignis in Verbindung gebracht. Das Ganze ist vortrefflich erhalten und macht einen ebenso glanzvollen wie würdigen Eindruck.

Die Grabeskirche. Wie anders ist die Lage des christlichen Heiligtums, der Grabeskirche! Tiefer gelegen als das sie umgebende Labyrinth enger, krummer, schmutziger Gäßchen, von allen Seiten eingeengt durch kahle Gebäude, zeigt sie nur an ihrer Hauptfront ein kleines, freies Plätzchen, auf dem sich gerade vor christlichen Feiertagen jüdische Händler mit allerhand nichtigem Tand schreiend und feilschend herumtreiben, dazu zerlumptes und verkümmertes Bettlervolk, das die Kirchgänger belästigt und sie aus ihrer andächtigen Stimmung reißt. An den Kirchenportalen, nur wenige Meter von dem Stein, auf dem der Leichnam des Heilands gelegen hatte, kauern rauchend oder Kaffee schlürfend türkische Soldaten,



Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 137. Die Grabeskirche in Jerusalem.

Ein kleiner Marmoraltar zeigt die Stelle an, wo am Morgen der Auferstehung Christi der Engel neben dem Grabe stand und den erstaunten Frauen dies Ereignis verkündete.

Erst die Kreuzfahrer errichteten im zwölften Jahrhundert an Stelle der kleineren Bauten über den heiligen Stätten eine große Kirche im romanischen Stil, von welcher trotz späterer Zerstörungen der Rundbau über dem Heiligen Grabe noch heute erhalten ist.

Ebenso wie beim Besuch der Grabeskirche wird die andächtige Stimmung des Pilgers auch bei der Durchwanderung der inneren Stadt zerstört, dadurch, daß die lästigen und doch unentbehrlichen Fremdenführer auf jedes Quadratmeter Boden irgendein religiöses Ereignis verlegen. Hier hat dieser Apostel gegessen, dort jener gekniet, auf diesen Stein sind die Tränen des Jeremias gefallen, und die Mulde in jenem Stein rührt von dem Sitzen irgendeines anderen Heiligen her. Tausende und aber Tausende einfältiger Pilger aus aller Welt glauben daran und vergießen Tränen der Wehmut bei jedem Pflasterstein. Aber der denkende wahre Christ weiß, daß das alte Jerusalem seit Jesu Zeit stellenweise so und so viele Male zerstört worden ist, daß hohe Schichten von Schutt und Erde den einstigen geschichtlichen Boden bedecken, weshalb ihn die frommen Lügen, die ihm mitunter aufgetischt werden, gleichgültig lassen.

Dagegen ist das bedeutendste Heiligtum der Juden von Jerusalem, wahrscheinlich aus der Zeit des Herodes stammend, desto echter. Nahe der Westmauer des Haram-esh-Scherif, verborgen zwischen den elenden, halbverfallenen Häuschen der fanatischen Mogyrebiten, erhebt sich die jedem Besucher Jerusalems bekannte Klagemauer der Juden (Abb. 134). Etwa fünfzig Meter lang und gegen zwanzig Meter hoch, ist sie aus verwitterten Quadern zusammengesetzt, über deren Größe man staunen muß. Einzelne Blöcke haben zwanzig bis vierzig Kubikmeter Inhalt und lassen es erklärlich erscheinen, daß dieses Bauwerk aus uralter Zeit allen Verheerungen Widerstand geleistet hat. An diese Mauer gelehnt, sie zeitweilig küssend und ihre Stirnen daran drückend, pflegen besonders an Freitagnachmittagen zahlreiche Juden über den Untergang Jerusalems zu klagen. Es sind der Mehrzahl nach merkwürdige Gestalten, bärtige, alte Männer in Turbanen und Kaftanen, die hier in abgegriffenen hebräischen Gebetbüchern lesen oder Vitaneien herfagen oder laut klagen, und die tiefe Religiosität, die dabei zum Ausdruck kommt, hat etwas Ergreifendes. Auch Frauen finden sich mitunter ein, um, an die Mauer gelehnt, zu weinen. Dazwischen belästigen freche Bettler den Besucher dieser uralten Stätte, die sich vielleicht aus der Zeit der Könige Judäas unverändert erhalten hat. Ebenso haben sich die Gräber dieser Könige erhalten. Unweit vor dem Damaskustor führt eine breite, in den Felsen gehauene Treppe zu großen Zisternen hinab,



Hot. American Colony, Jerusalem.

Abb. 139. Das Tote Meer.

Die Schwere des Wassers macht das Untertauchen unmöglich.

und von diesen gelangt man in den ebenfalls aus dem Felsen gehauenen großen Vorhof mit dem reich ornamentierten Eingang zu den Grabstätten. Einzelne Stücke der längst zertrümmerten Sarkophage liegen mit Resten von Kapitellen und Säulen in der Vorhalle. Von dort führt ein niedriger Anstieg mit einem schiebbaren Verschlussstein in eine quadratische Vorkammer (Abb. 136), und erst aus dieser gelangt man in die Grabkammern selbst, mit wagrecht in den Felsen gehauenen Zellen zur



Phot. American Colony, Jerusalem.

Abb. 140. Salzgrotte des Dschebel Usdum (Palästina) mit Salzstalaktiten.

Aufnahme der Leichen. Der einzige, reichverzierte Steinfarkophag, der die bewegten Zeiten Jerusalems ohne Beschädigung überstanden hat, befindet sich heute im Louvre von Paris. Ob er die Leiche der Königin Helena von Syrien enthalten hat? oder wirklich die eines Königs von Judäa?

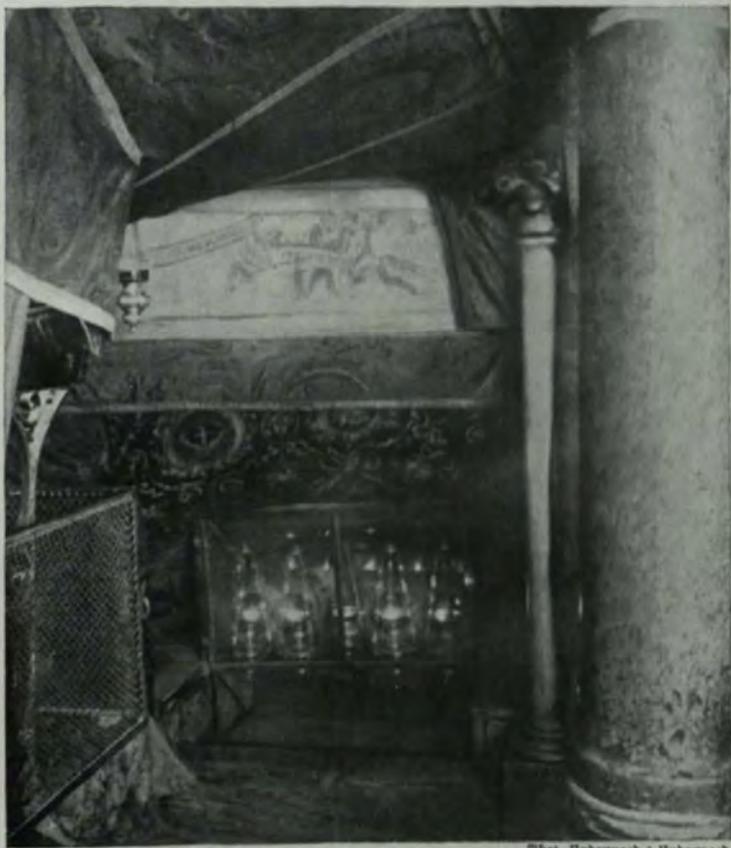
Der Ölberg. Das Schönste an Jerusalem ist das Bild, das es vom Ölberg gesehen darbietet. Von dort allein zeigt sich die Stadt so, wie sie dem christlichen Pilger von seinen ersten Schuljahren an vorgeschwebt haben mag. Von diesem in doppeltem Sinn erhaltenen Standpunkt aus sieht er nicht die Via Dolorosa mit dem Ecce-Homo-Bogen und den einzelnen Stationen des Kreuzwegs; er sieht nicht das Loch, in dem das Kreuz des Heilands aufgestellt wurde, und den Spalt im Felsen, der bei seiner Kreuzigung entstand; nicht den Stein, auf dem sein Leichnam lag, und das Grab, in das er gebettet wurde (Abb. 133). Aber er sieht das wahre Jerusalem; das vom Kidron- und vom Hinnombache umflossene, steil aufragende Plateau, auf dem sich die ganze Leidensgeschichte abgespielt hat. Dort oben auf dem von alten Öl-bäumen beschatteten Gipfel

stört nichts den Pilger in seinem andächtigen Beschauen, und hier allein kann ein wirklicher Christ vor seinen geistigen Augen die Passion vorbeiziehen lassen, wie sie sich jenseits des Kidrontales vor neunzehn Jahrhunderten abgespielt hat.

Von dem hohen Aussichtsturm des Ölberges gewinnt man einen überraschenden Blick in die ausgedehnte nord-südlich laufende Senkung des Syrischen Grabens, dessen tiefste Stelle von dem langen, tiefblauen Streifen des Toten Meeres ausgefüllt ist. Bei der wunderbaren Klarheit der Luft glaubt man die dem Genfer See an Ausdehnung etwa gleiche Wasserfläche beinahe unmittelbar unter sich, und doch erfordert es einen anstrengenden Tagesritt, um an die kahlen,

einsamen Ufer zu gelangen. Dabei liegt der Spiegel des Toten Meeres an zwölfhundert Meter unter dem Beschauer, fast vierhundert Meter unter dem Spiegel des Mittelmeeres, die tiefste Stelle der Oberfläche unserer Erde. Am Ostufer erheben sich die nackten goldbraunen Höhen der Moabiterberge und darüber hinweg die Gebirge bis tief nach Arabien hinein. Die zwei breiten Talriffe sind die der Flüsse Zerka und Arnon, die sich ins Tote Meer ergießen, während der breite grüne Streifen auf weißlichem Grund im Norden der Seefläche den Flusslauf und das Tal des Jordans bezeichnet. Überall helleuchtende Farben und scharf gezeichnete Umrisse, ein Bild großartiger Natur, aber auch tiefster Stille, Ode und Einsamkeit.

Das Tote Meer. Das Tote Meer, seines auf der Wasseroberfläche schwimmenden Asphaltwegen wegen von den Griechen und Römern Asphaltsee, in der Bibel Ostmeer oder Salzmeer genannt, ist heute nur der Überrest eines weit größeren Sees, der in der ersten Eiszeit das ganze Jordantal bis zum Tiberiassee erfüllte, und dessen Spiegel, nach den Ablagerungen zu schließen, vierhundertzwanzig Meter über dem jetzigen lag (Abb. 138). Aber selbst wenn er noch um weitere dreihundert Meter sich senkte, so würde immer noch ein ansehnliches Seebecken vorhanden sein, denn seine größte Tiefe erreicht vierhundert Meter. Unheimlich wie seine Tiefe ist auch seine tote Umgebung, deren sich die Fremdenindustrie noch nicht bemächtigt hat, sowie die Eigenart seines Wassers, das alles Leben tötet. Selbst Seefische, die doch an Salzwasser gewöhnt sind, sterben bald in dieser widerlich bitteren Salzlauge, die sich ölig ansieht und anföhlt und mit mineralischen Stoffen zu fünfundzwanzig vom Hundert gesättigt ist, darunter sind sieben vom Hundert Kochsalz, also doppelt so viel wie im Meerwasser, und bedeutende Mengen von Chlorkalzium und Chlormagnesium. Die große spezifische Schwere des Wassers gestattet es Badenden nicht, unterzutauchen, erschwert auch das Schwimmen, da die Beine des Schwimmenden an die Oberfläche gehoben werden (Abb. 139). Obwohl die Zuflüsse des Toten Meeres ihm täglich sechseinhalb Millionen Tonnen Wasser im Durchschnitt zuführen, die seinen Wasserpiegel jedes Jahr um sechs Meter heben müßten, ist er doch seit den biblischen Zeiten zurückgewichen, da die Verdunstung infolge der ausnehmenden Trockenheit der Luft und der Sonnengluten sehr



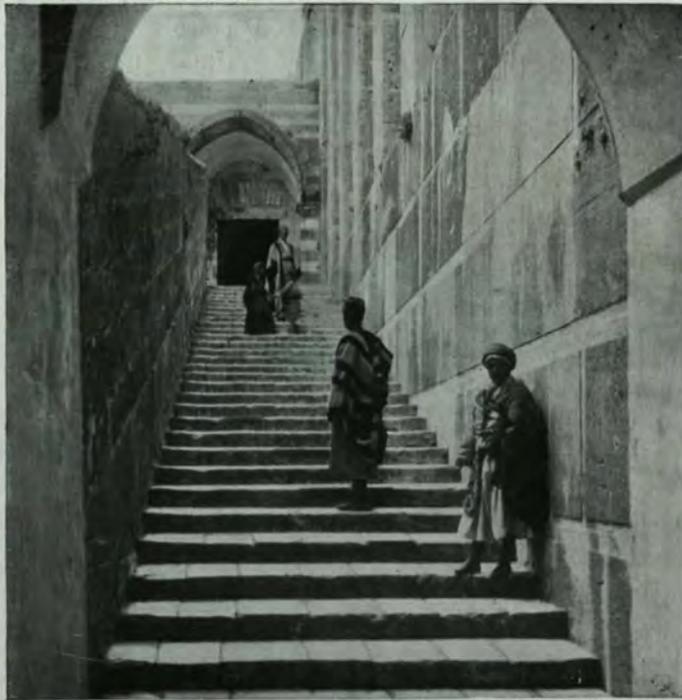
Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 141. Die Geburtstätte des Heilands in Bethlehlem mit der Nachbildung seiner Wiege, die von der Kaiserin Helena nach Rom überführt worden sein soll.

bedeutend ist. Das einzige Leben auf der tiefblauen Seefläche bringen zeitweilig Schwimmvögel. An den Ufern fehlt es vollständig an menschlichen Wohnungen, es fehlt selbst an irgendwelchen Booten, die noch zu Josephus' Zeiten, ebenso wie im Mittelalter, recht zahlreich vorhanden waren.

Die Araber nennen das Tote Meer *Bachr Lut*, das heißt „der See des Lot“, nach der Erzählung von dem Untergang Sodoms und der Errettung Lots, die sich auch im Koran findet. Sodom und Gomorra lagen ja unweit des Südwestendes des Sees. Von den beiden Städten ist nicht die geringste Spur mehr vorhanden, es sei denn der Name *Uddum*, den der riesige, elf Kilometer lange Salzberg, der sich auf nahe zweihundert Meter Höhe über den Seespiegel erhebt, heute noch

führt. Der untere Teil des *Dschebel (Berg) Uddum* besteht aus reinem Steinsalz, der obere aus Gips und kreidigen Mergeln. Die Oberfläche ist voll von Spalten und tiefen Rissen, und durch Verwitterung sind Gruppen von zahlreichen Säulen und spitzigen Nadeln entstanden, welche die Phantasie der Umwohner zu versteinerten Menschen ausgestaltete. So entstand auch die Sage von der Verwandlung von



Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 142. Das Grab von Abraham, Isaak und Jakob in Hebron. Die große Treppe, die zur Grabmoschee der drei Patriarchen emporführt.

in die Wüste Juda ist voll von Anzeichen heftiger Erdbeben und vulkanischer Tätigkeit in verhältnismäßig historischer Zeit. Zahlreiche Schwefelquellen dringen aus dem Boden hervor und überall in der Wüste ist Schwefel zu finden, Erdpech liegt am Ufer oder quillt aus Felsrissen heraus. So ist eine Katastrophe wie jene von Sodom und Gomorra immerhin im Bereich der Möglichkeiten gewesen.

Mar-Saba. In dem öden, von Tälern und tiefen Schluchten zerrissenen Felslabyrinth zwischen Jerusalem, Bethlehem und dem Toten Meer liegt eines der ältesten und berühmtesten Klöster des Orients, die *Lavra* von *Mar-Saba*. Wie Türme und Bollwerke einer Bergfestung erheben sich von der Talsohle gewaltige Strebemauern, welche kleinen Terrassen Halt geben, und auf diesen stehen hinter- und übereinander die Kirchen, Kapellen und Klostergebäude, unterbrochen von Höfen und kleinen, üppigen Gärten mit Feigenbäumen, Weinreben, ja sogar vereinzelt Palmen, von denen eine vom Gründer des Klosters, dem

Lots' Weib in eine Salzsäule, die noch zu Josephus' Zeiten vorhanden war. Von den steilen Salzklippen fallen unaufhörlich Stücke herab, die sich an ihrem Fuß anhäufen. Lange, enge, vielgewundene Höhlen durchziehen das Innere des Salzberges, und von ihren Decken hängen unzählige dünne Salzstalaktiten mitunter bis auf den Boden herab (Abb. 140). Die ganze Umgebung des Toten Meeres am Südende bis

heiligen Sabas im fünften Jahrhundert selbst gepflanzt worden sein soll. Mar-Saba ist in Wirklichkeit eine Schöpfung des heiligen Enthyimius aus dem Jahre 483, dessen Lieblings-schüler der heilige Sabas war. Er und die vielen Generationen von Mönchen, die ihm folgten, suchten die Vereinigung mit Gott und das Aufgehen in diesem in ähnlicher Weise wie heute noch die siamesischen Buddhisten durch anhaltendes Beten in kauender Stellung mit angezogenen Knien und star auf die Herzstelle gerichtetem Blick zu bewirken. Heute noch zählt Mar-Saba fünfzig solcher in Einzelzellen ihr Dasein fristender Mönche, während die kahlen Höhen rings-



Phot. Benlik.

Abb. 143. Das Kloster von Mar-Saba, im Jahre 483 vom heiligen Sabas gegründet.

um noch zahlreiche Höhlenwohnungen von Anachoreten enthalten. Der kühne Aufbau des Mar-Saba-Klosters (Abb. 143) — in mancher Hinsicht an die Residenz des Dalai-Lama in Lhasa erinnernd — ist wohl das Schönste daran. In der Mitte des Haupthofes steht die Grabkapelle des heiligen Sabas, jedoch ohne seinen Leichnam, der nach Venedig überführt worden ist. Eine Felsenhöhle dahinter enthält die Kirche des heiligen Nikolaus, mit zahlreichen Schädeln der unter Chosroes getöteten christlichen Märtyrer.

Bethlehem. Wie die Umgebung des Toten Meeres der Schauplatz eines der schrecklichsten Ereignisse der biblischen Geschichte war, so war sie auch der Schauplatz eines der segensreichsten, denn hier wurde der Erlöser geboren und Bethlehem ist so zur Wiege der Christenheit geworden. Schon der Weg von Jerusalem dorthin ist von Interesse, denn ihn wandelte auch die heilige Familie und trank aus dem beim Kloster Mar-Elias gelegenen Brunnen. Einige

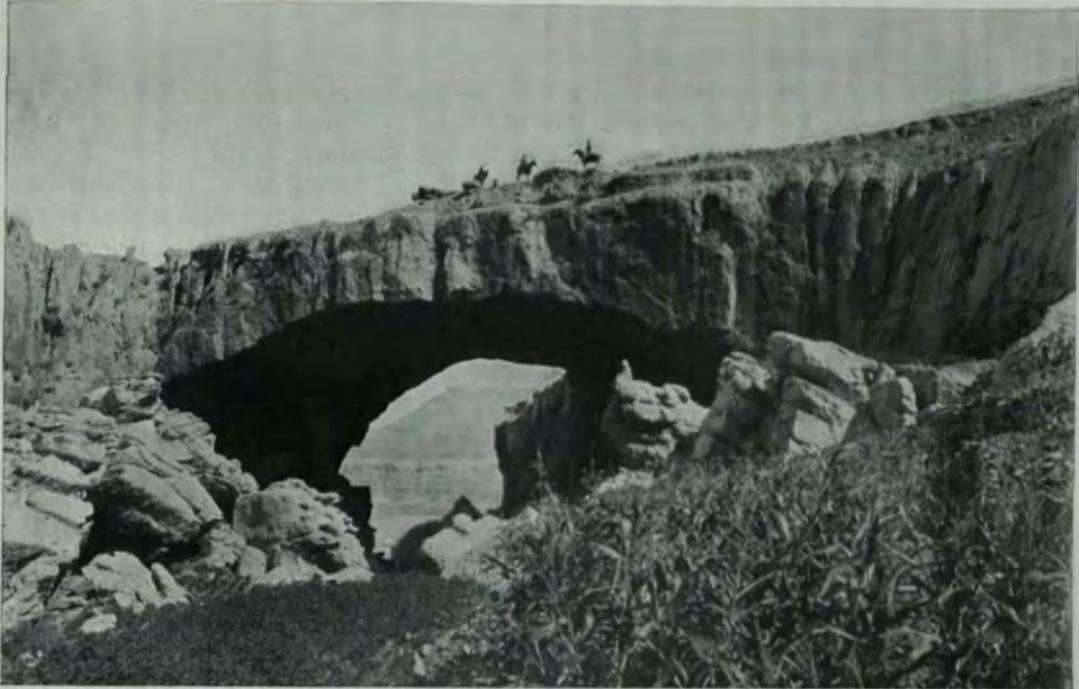


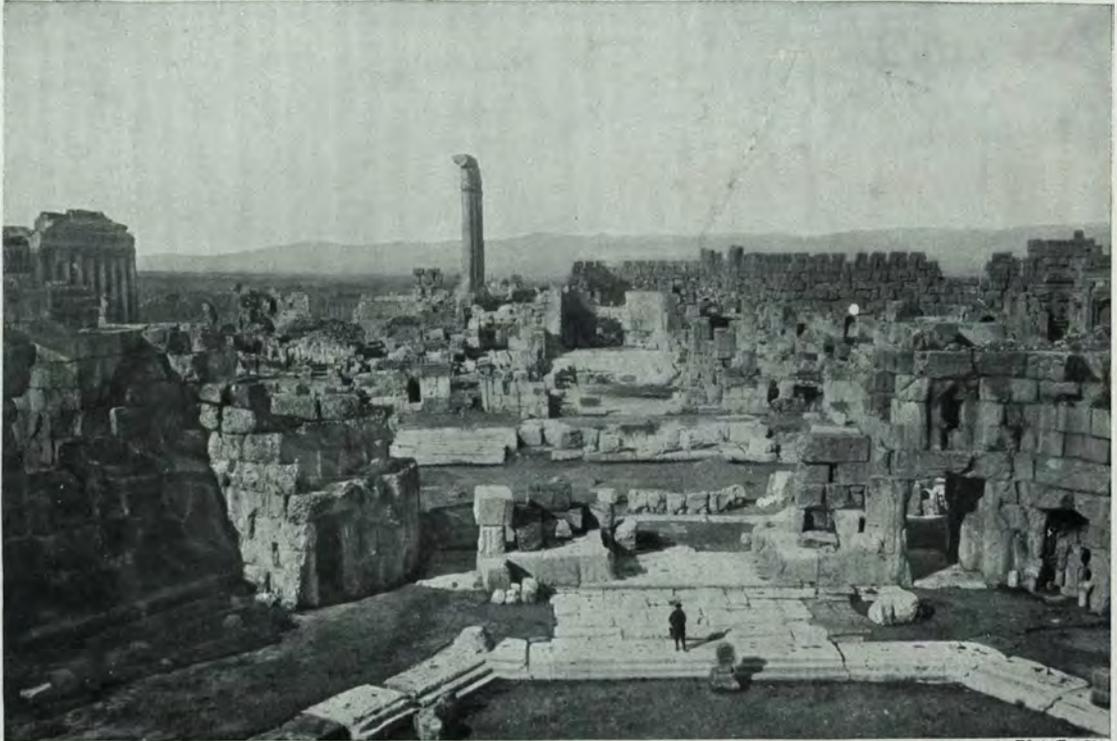
Abb. 145. Naturbrücke im Libanon.

Phot. Sarrahan Bros., Beyrout.

engen Höhle gezeigt werden, der Schauplatz des Kindermordes von Bethlehem durch Herodes, jener der Anbetung des Jesuskindeß durch die Weisen aus dem Morgenland und ähnliche, verschwinden gegenüber der geheiligten Stelle, wo Maria den Gottessohn gebar. Von geschichtlichem Interesse sind die Gräber der zwei Heiligen, welche zur Kenntnis und Verbreitung der griechischen Theologie in so hohem Maße beigetragen haben: jenes des heiligen Hieronymus, des ersten Bibelübersetzers, geboren ums Jahr 340 in Dalmatien, gestorben in Bethlehem 420, und das seines Schülers Eusebius.

Hebron. Wenige Wegstunden südlich von Bethlehem liegt in einer Talsenkung die älteste der noch vorhandenen biblischen Städte, das uralte Hebron, so weit in der Geschichte zurückreichend, daß dorthin sogar die Erschaffung des ersten Menschen verlegt worden ist. Den Büchern Moses zufolge schlug Abraham hier unter den Eichen des Amoriters Mamre sein Zelt auf. Nach dem Tode Saras kaufte der Patriarch von Ephron dem Hittiter für vierhundert Sekel Silber „das Feld von Machpela zu Hebron im Lande Kanaan“. Die Höhle, die sich dort befindet, wurde nicht nur zur Grabstätte für Sara, sondern für Abraham selbst bestimmt; doch auch die Patriarchen Jsaak und Jakob mit ihren Frauen Rebekka und Lea liegen dort begraben (Abb. 142). Von Hebron aus zog Jakob mit seinen Söhnen nach Agypten. David wurde zu Hebron als König von Juda gesalbt und wählte die Stadt zu seiner Residenz. Nach dem Exil kehrten die Juden wieder nach Hebron zurück, um hier ihre Wohnstätten aufzuschlagen, die Edomiter vertrieben sie daraus, doch Judas Makkabäus eroberte sie wieder. Die Römer zerstörten die Stadt und verkauften ihre Bewohner als Sklaven, doch diese wie auch die späteren Ereignisse konnten Hebron nicht endgültig vom Erdboden verschwinden lassen, wie so viele andere Städte jener Zeit. Von den Kreuzfahrern zum Bischofsitz erhoben, fiel die Stadt 1187 in die Hände der Mohammedaner, und diese hielten sie all die Jahrhunderte

hindurch gegen die Christen als einen ihrer Hauptsttze im Heiligen Lande. Auch heute sind die ungefhr fnfzehntausend Einwohner, mit Ausnahme einer kleinen jdischen Kolonie, durchweg Mohammedaner, zum grsten Teil fanatische Feinde der Christen, die selbst bei ihren kurzen Besuchen in der Stadt mitunter Schmähungen und ttlichen Angriffen ausgesetzt sind. Das einzige Sehenswerte in dem engen, finsternen Gewirr krummer Gassen sind die Trmmer der alten Zitadelle, die an der Stelle von Davids Burg aus ihren Steinen aufgebaut wurde, und die anstoßende, Haram genannte Moschee, frher eine christliche Basilika. Umschlossen von einer Mauer aus gewaltigen Quadern, hnlich jenen der Klagemauer von Jerusalem, erhebt sich die Moschee über der Hhle mit den Grbern der Patriarchen. Leider verwehren die Moslem



Phot. Bonfils.

Abb. 146. Die Ruinen von Baalbek in Syrien.

Das alte Heliopolis, die Stadt der Sonne, eine der merkwrdigsten Sttte des Altertums.

jedem Ungläubigen den Zugang; Christen drfen nur bis zum Eingang des inneren Moscheehofes vordringen, Juden sogar nur bis zur siebenten Stufe der zu diesem Hof emporföhrenden Steintreppe. Dort pflegen sie besonders an Freitagen, an die Steinkolosse der Harammauer gelehnt, hnlich wie in Jerusalem, zu wehklagen.

Jericho. In dem nrdlich von Jerusalem gelegenen Jericho, einst die Sttte ihres grsten Ruhmes, sind die Juden gnzlich verschwunden. Die vortreffliche Strae, die von Jerusalem am Garten von Gethsemane und an Bethanien vorbei nach Jericho fhrt, ist voll heiliger Erinnerungen — Christus ist sie wiederholt gewandelt. In dem von üppigen Feigen-, Ol- und Mandelbäumen umgebenen Bethanien weilte er viel im Hause der Martha und Maria und vollzog an deren Bruder Lazarus das Wunder seiner Wiedererweckung zum Leben. Kurz vor Bethanien steht ein uralter Baum, an dem sich Judas Ischariot erhngt haben soll. Das alte Jericho ist lngst vom Erdboden verschwunden. Zur Zeit der Knige von Kanaan war es

deren Residenz und eine große, mit Palmenhainen geschmückte Stadt, in deren Umgebung viel Hanf, Balsam, Zuckerrohr und Maulbeerbäume gepflanzt wurden. Wie die Stadt selbst, so ist auch all die frühere Üppigkeit der Pflanzungen verschwunden und Palmen gibt es hier überhaupt nicht mehr. Jericho, von den Arabern Er-Riha genannt, ist heute ein kleines mohammedanisches Dorf, eine halbe Stunde von dem alten Jericho entfernt, das noch vor wenigen Jahren unter einem gewaltigen Sand- und Schutthaufen, Tell-es-Sultan genannt, begraben war. Dank der Hilfe der österreichischen Regierung, später auch der Deutschen Orientalischen Gesellschaft sind dort erfolgreiche Ausgrabungen vorgenommen worden. Jetzt sind die gewaltige Ringmauer (Abb. 144)



Phot. Bonfils.

Abb. 147. Der Jupitertempel in Baalbek,
der aus riesigen Bausteinen und Säulenmonolithen errichtet wurde und gut erhalten ist.

und ein Teil des Inneren mit der Zitadelle an der Nordseite bloßgelegt, und man kann erkennen, daß die Juden auf die Eroberung Jerichos mit Recht stolz sein können. Freilich soll ihnen das Besaunenwunder dabei geholfen haben. Sie zerstörten die Stadt und machten die ganze Einwohnerschaft nieder. Der unterste Teil der Ringmauer ist aus dem natürlichen Felsen gehauen; darauf ruhen eine Anzahl Steinlagen von insgesamt fünf Meter Höhe; die untersten davon sind riesige Blöcke von mehreren Kubikmetern Inhalt, die oberen dagegen von geringerer Größe. Der oberste Teil der Stadtmauer war aus getrockneten Lehmziegeln hergestellt und durch eine Anzahl Türme verstärkt. Um den Angreifern die Gelegenheit zu nehmen, mit ihren Werkzeugen in den Fugen zwischen den Quadern anzusetzen, sind sie mit kleineren Steinen ausgefüllt, ähnlich wie bei den Mauern von Troja.

Nicht minder interessant ist die alte Zitadelle von Jericho, mit doppelten Ringmauern in

einem Abstand von vier Meter voneinander und zwei Türmen an den Ecken der Nordseite. Das Innere ist von einem Gewirr kleiner, ziemlich wohlhaltener Häuser gefüllt, zwischen denen nur eine einzige Straße durchführt. Sie stammen sicher aus einer viel späteren Zeit als die Ringmauern, welche die Kanaaniter zwischen dem siebzehnten und vierzehnten Jahrhundert vor Christus gebaut haben. Antonius der Triumvir, Herr der Osthälfte des römischen Reiches, schenkte in seiner wahnsinnigen Liebe Jericho und das umliegende Gebiet der Kleopatra. Sie verkaufte es an Herodes, und unter diesem König entwickelte sich die Stadt zu einer glänzenden Residenz. Das heutige Jericho entspricht in keiner Weise seinem großen geschichtlichen Namen, und statt der ihrer Üppigkeit wegen früher so berühmten Dase ist jetzt vornehmlich Dornengestrüpp vorhanden, aus dessen stacheligen Zweigen der Überlieferung nach die Dornenkrone Christi geflochten wurde. — Die interessanten Orte der biblischen Geschichte reichen nordwärts bis weit



Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 148. Der größte behauene Felsblock in der Nähe von Baalbet,
einundzwanzigeinhalb Meter lang und siebzehnhundert Tonnen schwer.



Photochrom Co. Ltd.

Abb. 149. Reste des großen Sonnentempels von Baalshem, vom römischen Kaiser Antoninus Pius an der Stelle eines früheren Baalttempels errichtet.

jenfeit des Sees von Genesareth. Cäsarea war die nördlichste Stadt, die Christus besucht hat. Von dort sieht man die mächtigen Ketten des Libanons aufragen, von einer kühnen Eisenbahn überquert, welche die uralten Städte Beirut und Damaskus miteinander verbindet. Während diese beiden Städte ihre einstige Bedeutung wiedererlangt haben, ja sie in mancher Hinsicht übertreffen, liegen in der tiefen Furche zwischen dem malerischen Libanon mit seinen hohen Zedern, seinen natürlichen Brücken (Abb. 145), seltsamen Felsformen und dem einförmigeren Antilibanon und östlich davon zwei andere Städte des Altertums, die in grauer Vorzeit

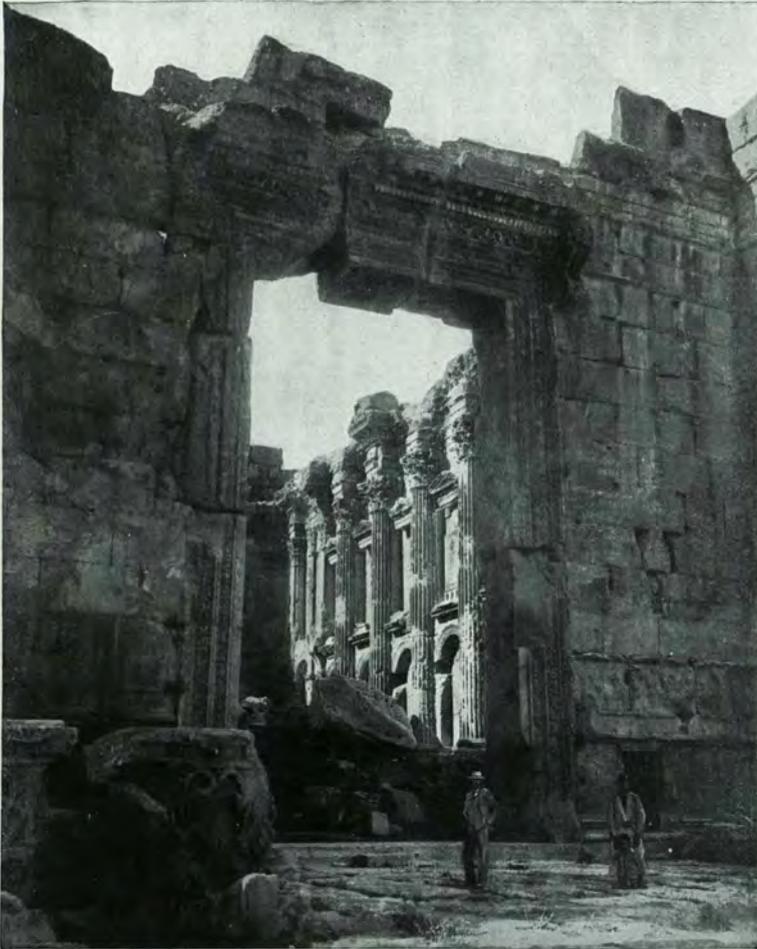


Abb. 150. Portal und Inneres des Jupitertempels in Baalbek. Phot. Bonfils.

wiederholt belagert, eingenommen, durch Erdbeben beschädigt worden sind und heute nur noch unansehnliche Ortschaften bilden. Aber ihre herrlichen antiken Bauwerke sind teilweise noch erhalten und erwecken die Bewunderung des Besuchers durch die Pracht des Materials, den künstlerischen Schmuck und ihre Größe. Es sind dies die Städte Baalbek und Palmyra.

Baalbek. Baalbek besonders ist in neuerer Zeit durch die Libanoneisenbahn zugänglich gemacht worden und wird viel besucht, denn es enthält die großartigsten und besterhaltenen alten Bauten des ganzen Landes (Abb. 146). Wohl haben die Ausgrabungen und Forschungen deutscher Archäologen manches Rätselhafte dieser merkwürdigen Stadt aufzuklären vermocht, doch noch immer liegt ihre Gründung und erste Geschichte im dunkeln. Obschon manche Bauten auf phönizische Arbeit schließen lassen, ist im Alten Testament Baalbek nirgends erwähnt. Jedenfalls war es eine uralte Kultusstätte des Sonnengottes Baal und enthielt schon zur Zeit der Ägypte: ein Bildnis von Helios, woher auch sein alter Name Heliopolis stammt. Die dort gefundenen Münzen aus dem ersten Jahrhundert nach Christi Geburt lassen darauf schließen, daß es damals eine Kolonie der Römer war, doch auch in den griechischen und römischen Schriften jener Zeit wird Baalbek seltsamerweise nicht erwähnt. Erst ein christlicher Chronist sagt: „Antoninus Pius (138 bis 161 n. Chr.) baute einen großen Tempel zu Heliopolis nahe Libanus in Phönizien, der eines der Wunder der Welt war.“

In der Tat muß dieser Tempel ein Prachtbau der größten Art gewesen sein. Von seinem

halben Hundert Säulenriesen sind nur noch sechs erhalten (Abb. 149), aber sie erwecken schon aus der Ferne das Staunen aller Besucher und bilden das Wahrzeichen der Ruinenstadt. Basis und Kapitell eingerechnet, jedoch ohne den viereindrittel Meter hohen Architrav samt Fries und Sims, erreichen sie die gewaltige Höhe von zweiundzwanzig Meter bei einem Durchmesser von zwei Meter. Auf riesigen, aus einem einzigen Block bestehenden Sockeln aufgebaut, wird jede Säule nur aus drei Stücken von ungefähr sechseinhalb Meter Höhe gebildet. Es erregt heute noch Verwunderung, wie es den Alten möglich war, diese Riesensteine zu heben und aufeinanderzusetzen. Doch sie sind nicht die größten der Ruinenstätte. Die ganze Akropolis von Baalbet, die neben dem großen Sonnentempel noch einen prachtvollen Jupitertempel enthält, steht auf



Abb. 151. Die Ruinenstätte von Palmyra in Syrien.

Phot. American Colony, Jerusalem.

Westliche Hälfte der großen Kolonnaden.

einem gewaltigen Unterbau, der eine hohe, von einer Außenmauer umgebene Terrasse bildet. Diese Mauer ist aus Steinquadern von ungewöhnlicher Größe zusammengesetzt. Bei der unteren Schichte sind sie durchschnittlich gegen zehn Meter lang, vier Meter hoch und über drei Meter breit. Die mittlere Schichte der Westseite besteht aus nur drei Steinblöcken. Jeder Block besitzt eine Länge von nahezu zwanzig Meter, vier Meter Höhe und drei Meter Breite, die größten Steine, die jemals für Bauzwecke zur Verwendung gelangten. Das wunderbarste ist dabei, daß diese je tausend Tonnen schweren, behauenen Riesen von den alten Baumeistern auf sieben Meter Höhe gehoben werden konnten. Acht von ihnen aufeinandergestellt würden die Spitze der Kölner Domtürme noch um vier Meter überragen!

Ein Viertelstündchen von Baalbet liegen die Steinbrüche, aus denen die Quader gebrochen und zur Akropolis befördert wurden. Wie das geschah, ist ein Rätsel. Noch heute schlummert



Phot. American Colony, Jerusalem.

Abb. 154. Triumphbogen in Palmyra,
zur Erinnerung an Kaiser Aurelians Sieg über die Königin Zenobia errichtet.

berühmten steinernen Adler, der in seinen Klauen einen Stab, im Schnabel lange Girlanden hält, deren Enden Genien erfassen. Gegenüber diesem Glanzstück antiker Baukunst verschwindet die aus dem Steinmaterial der Akropolis erbaute, zum größten Teil in Ruinen liegende Zitadelle der Araber nahe dem Tempel.

Palmyra. Die zweite bedeutende Ruinenstätte, Palmyra, liegt fünf Tagereisen weit östlich des Antilibanon mitten in der Syrischen Wüste und wird deshalb viel seltener besucht als Baalbek, wenn es auch ebenso hohes, wenn nicht höheres Interesse wie dieses bietet. War doch Palmyra die glänzende Residenz von Zenobia, der „Kaiserin des Ostens“, eine der größten Frauengestalten des Altertums, mit Kleopatra an Macht und Pracht wetteifernd und sogar mit Rom um die Herrschaft über die damalige Welt kämpfend. Erst durch Zenobia gelangte Palmyra zu geschichtlicher Bedeutung. Wohl wurde die Stadt unter dem Namen „Ladmor in der Wüste“ schon von Salomo als Handelsposten zwischen dem Mittelmeer und dem Persischen Golf gegründet, doch erst zur Zeit des Antonius gewinnt sie Anteil an den kriegerischen Ereignissen Roms. Im dritten Jahrhundert war das palmyrenische Reich eine Republik unter römischer Oberhoheit und leistete den Römern im Krieg gegen den Perserkönig Sapor wichtige Dienste. Ihr Führer Odenathus, der schon längst den Königstitel angenommen hatte, maßte sich nun die Kaisertürde an, und als er im Jahre 267 ermordet wurde, übernahm seine Witwe Zenobia die Herrschaft. Diese kunstsinige, feingebildete Herrscherin gestaltete Palmyra zu einer der schönsten Städte des Ostens. Von dort unternahm sie ihre erfolgreichen Eroberungszüge nach Syrien, Mesopotamien, Ägypten und stellte sich bei Antiochia und Emesa selbst dem römischen Kaiser Aurelian entgegen. Doch ihre Heere wurden

geschlagen, sie wurde gefangengenommen und beim Einzug Aurelians in Rom in seinem Gefolge mitgeführt. Der Aufstand der Bewohner Palmyras führte die Zerstörung der Stadt durch die Römer herbei. Damit war der Glanz Palmyras dahin, und heute liegt mitten in den majestätischen Ruinen nur ein kleines Araberdorf von einigen fünfzig aus antiken Steintrümmern aufgebauten Häuschen. Viele Kilometer weit ziehen sich ringsum die Reste der von Justinian später errichteten Stadtmauer bis zu den von einer türkischen Festung gekrönten Höhen hin. Mitten aus dem ungeheuren Schuttfelde ragen zwei Reihen majestätischer Säulen auf, über hundert an Zahl, mit großen Konsolen zur Aufnahme der Statuen berühmter Bürger der Stadt (Abbild. 151 u. 152). Nur ihre in den Stein gemeißelten Namen sind noch vorhanden. Die Bildwerke selbst sind verschwunden, ebenso wie die Häuser an den Straßen und Plätzen, die Tempel, Bäder und Triumphbogen. Von den

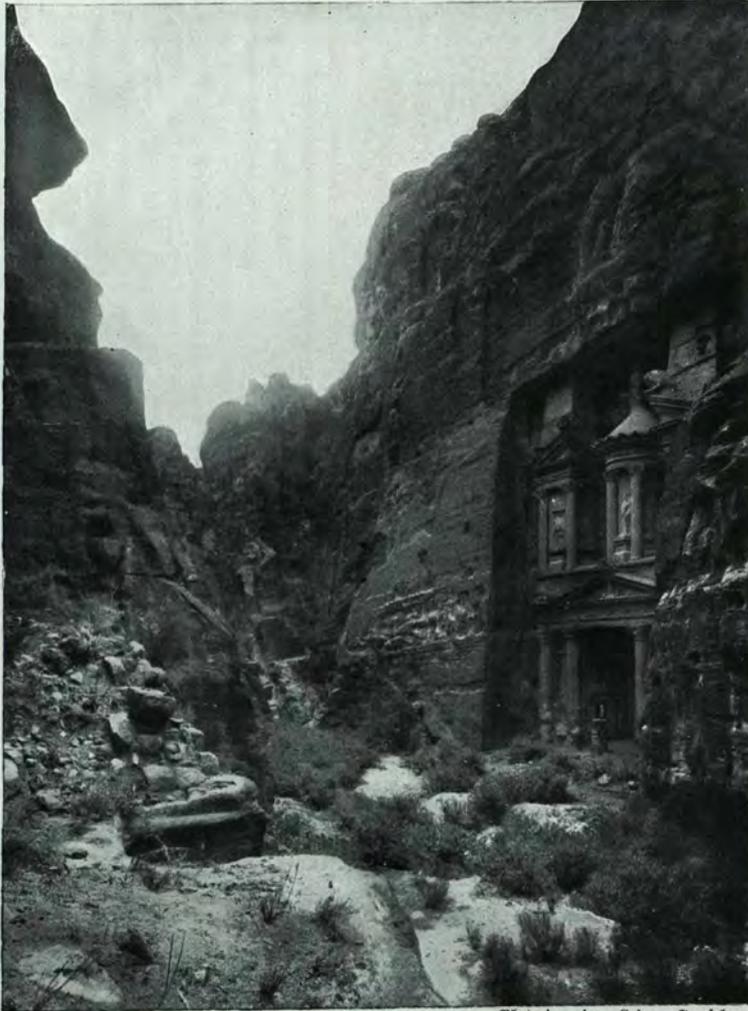


Abb. 155. Die rosenrote Schlucht von Petra im südlichen Syrien, rechts der El-Khasneh-Tempel.

ausgedehntes Reich geschaffen und dessen Hauptstadt in so herrlicher Weise ausgestaltet hat. Im südlichen Syrien, zwischen dem Mittelmeer und der Arabischen Wüste liegt eingebettet in ein Labyrinth roter Sandsteinfelsen noch eine dritte große Stadt des Altertums in Ruinen, Petra, das in seiner Art merkwürdiger ist als Baalbek und Palmyra. Es ist keine Stadt aus Quadern aufgebaut, mit mächtigen Säulen, Toren und Tempeln wie Palmyra, auch keine Akropolis auf mächtigen aufeinandergetürmten Felsblöcken stehend wie Baalbek, sondern eine Stadt aus dem lebenden Felsen herausgemeißelt oder in ihn hineingegraben, wie eine Residenz prachtliebender Troglodyten. Der Sinaihalbinsel nahe gelegen, war sie in früheren

letzteren ist nur ein einziger erhalten, gerade jener, der zum Andenken an Kaiser Aurelians Sieg über Zenobia errichtet worden ist (Abbild. 154). Das schönste Bauwerk Palmyras aus alter Zeit ist der große Sonnentempel (Abbild. 153), zwischen dessen Säulen sich Beduinen angesiedelt haben. Die große Säulenhalle mit prächtigen Kapitellen und einem ähnlichen Adler, wie jener von Baalbek, ist noch wohl erhalten, das schönste Denkmal der großen Königin, die aus eigener Kraft sich ein

Phot. American Colony, Jerusalem.

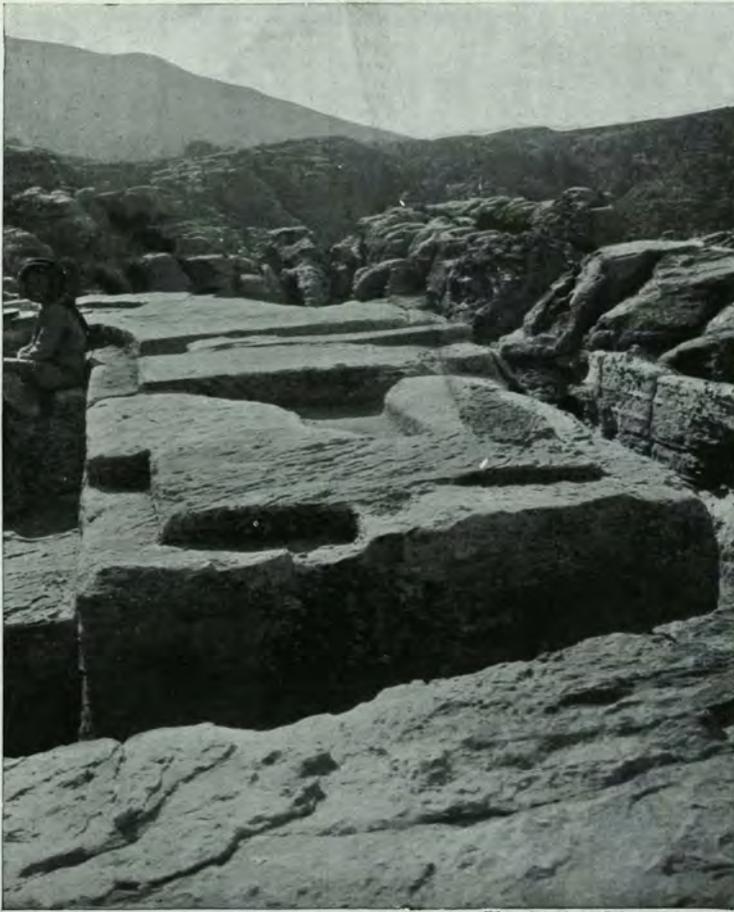


Abb. 156. Petra, die „rote Stadt“.

Phot. American Colony, Jerusalem.

Im unteren Teil durch Ausschauen zu Palästen, Tempeln, Wohnhäusern und Gräbern geformt, ragen die zerklüfteten Sandsteinfelsen hoch über die Stadt auf.

Zeiten, als es noch keine Seeschiffahrt gab und der Verkehr durch Karawanen vermittelt wurde, eine wichtige Etappe der großen Verkehrslinien zwischen Ägypten und dem Niltal einerseits und den blühenden Kulturländern Asiens, dem persischen Reiche und Indien andererseits. Kein Wunder, daß hier in jenem Teil des „großen Grabens“, der zwischen dem Roten und dem Toten Meer liegt, im Wadi el Arab, eine reiche Stadt entstehen mußte, kein Wunder auch, daß sie durch den Verkehr mit Ägypten und Indien in ihrer Anlage beeinflusst wurde. Solche Felsen-



Phot. American Colony, Jerusalem.

Abb. 157. Die Opferstätte oberhalb Petra
mit zwei Altären für die Opfer, aus dem Felsen gehauen.

im Besitz von Petra folgenden Nabatäer unterwarfen sich später den Römern, und was an größeren Bauten heute vorhanden ist, stammt zum größten Teil aus römischer Zeit, als die Reinheit des Stils bereits in der Übergangszeit des dritten Jahrhunderts untergegangen war. Die imposanten Felsengräber in den Felswänden zu beiden Seiten des wasserreichen, Petra durchfließenden Wadi Musa und seiner Nebentäler gehören zu den ältesten Bauten (Abb. 155). Manche dieser aus dem Felsen gemeißelten Grabdenkmäler haben Pyramiden-, andere Säulenform, und auch die zu ihnen hoch hinaufführenden Treppen sind in den Felsen gehauen. Oft liegen verschiedene Grabmäler, mit Säulen, Giebeln oder Pyramiden geschmückt, übereinander, selbst an senkrechten Felswänden, so daß eine andere Art des Zugangs als mit Leitern unmöglich war. Auf der Höhe der Felsen liegen einzelne Opferaltäre (Abb. 157).

städte sind in Hindostan viele zu finden, während die Bauart und Ausschmückung der Tempel von Petra wieder auf Ägypten hinweisen. Im Hauptcharakter herrscht Rom vor, wie denn auch Rom in politischer Hinsicht lange Zeit Herr von Petra und dem umgebenden Lande, Arabia Petraea, war.

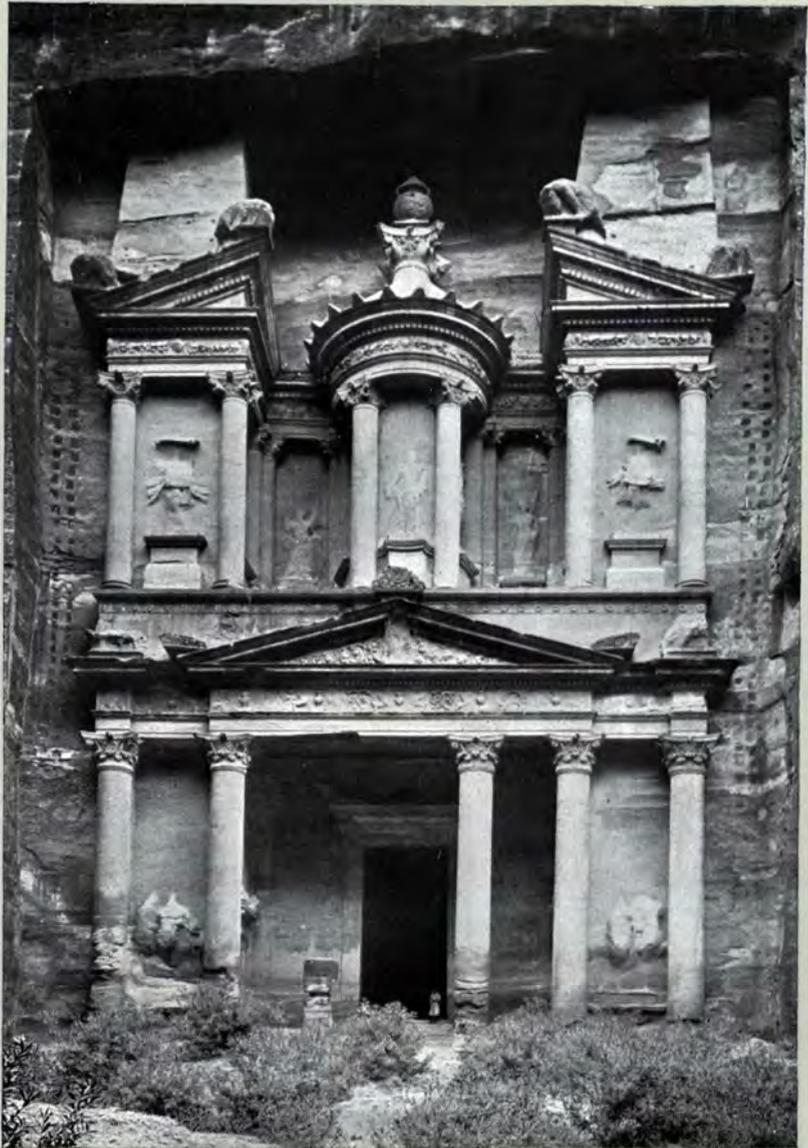
Wie Palmyra, so wird auch Petra, ein Städtewunder ganz eigener Art, von Reisenden nur selten besucht, denn es erfordert von den heiligen Stätten des Roten Meeres eine mühsame viertägige Reise, größtenteils durch brennend heißes, ausgetrocknetes Wüstenland ohne Kultur, ohne Besiedlung, ohne Sicherheit. Petra wird mit Vorliebe die „rote Stadt“ genannt, denn der anderthalb Kilometer lange, ungefähr ein halbes Kilometer breite Talkessel, in dem die alten Edomiter aus Furcht vor ihren räuberischen Nachbarn ihre Hauptstadt gebaut haben, wird rings von beinahe senkrecht abstürzenden roten Sandsteinfelsen umschlossen (Abb. 156). Die ihnen

Dort, wo sich der Wadi Musa zu einer schmalen Kluft, dem „Sif“, verengt, steht das besterhaltene Bauwerk von Petra, ein Tempel oder Felsengrab mit ungemein zierlicher Fassade, wie man selbst in Rom nur wenige findet. Kaiser Hadrian soll sie anlässlich seines Besuches von Petra im Jahre 131

gebaut haben (Abb. 158). Schlanke Säulen mit hübschen Kapitellen tragen einen fein ausgeführten Giebel mit einem römischen Adler in der Mitte. Die drei Säulenpaare des oberen Stockwerks bilden zierliche, mit Statuen geschmückte Nischen. Aus der mittleren tritt ein reizender Pavillon hervor, dessen Kuppel eine mächtige Steinurne trägt. Nach dem Glauben der Beduinen enthält sie den Schatz Pharaos, und das hat dem ganzen Bau den Namen Chasnet Firaun, das heißt Pharaos-Schatzkammer, gegeben. Die Innenräume, zu denen ein hohes, reich mit Skulpturen geschmücktes Portal führt (Abb. 159), sind leer. Das Licht dringt nur schwach hinein, und die Phantasie des Besuchers malt sich die von kahlen, rosenroten, glatten Felswänden umschlossenen Räume in der seltsamsten Weise aus.

Das größte erhaltene Bauwerk von Petra ist das Theater mit seinen dreiunddreißig halbkreisförmigen, ebenfalls aus dem Felsen gehauenen

Sitzreihen, die für dreitausend Menschen Raum bieten (Abb. 160). Über ihnen liegen in der vertikalen Felswand viereckige Kammern, wohl die Logen der vornehmen Besucher. Die Aussicht von dort in die höchst malerische Schlucht und auf die Massen von Felsengräbern mit der außerordentlichen Mannigfaltigkeit ihrer Fassaden mag die Zuschauer mitunter mehr gefesselt



Phot. American Colony, Jerusalem.

Abb. 158. Der Schatz des Pharaos, wie der El-Khasneh-Tempel bei Petra genannt wird; ein Felsentempel, wahrscheinlich unter Kaiser Hadrian im zweiten Jahrhundert aus dem natürlichen Felsen gehauen.

haben, als die Vorgänge auf der Bühne. Heute beherbergt die große Ruinenstadt keine Einwohner mehr. Einige Beduinenfamilien wohnen, eine Stunde weit entfernt, in dem Dörfchen Elbschi.

Kleinasien und Arabien.

Kleinasien ist reich an landschaftlichen Schönheiten und an Wundern der ältesten Kultur, die besonders das Interesse des Archäologen in hohem Grade erregen, doch sind die größtenteils unter dem Schutt der Jahrtausende verborgenen, erst allmählich durch Ausgrabungen in großem Stil ans Tageslicht kommenden Bauten im allgemeinen wenig eindrucksvoll. So Troja mit seinen neun übereinander gelegenen Bewohnungsschichten, deren unterste wohl auf fünf Jahrtausende zurückreicht. Die sechste und ausgedehnteste erzählt uns vom Troja Homers, die oberste von der römischen Stadt Ilium. Aber von all den Städten sind nur Trümmer erhalten. Im uralten Ephesos, einer der zwölf ionischen Städte, ist ein Bauwerk der ersten Türkenzeit, die herrliche, aus den Quadern und Säulen der antiken Bauten im vierzehnten Jahrhundert errichtete Selimmoschee das bedeutendste. Ebenso sind in Milet, aus der Geschichte des Darius und Alexanders des Großen bekannt, byzantinische und türkische Bauten aus den Trümmern der ionischen entstanden; die ausgegrabenen Reste

von Priene, nördlich von Milet, gewähren wohl ein anschauliches Bild einer kleineren Landstadt der hellenistischen Zeit, zeigen aber keine erhaltenen größeren Bauten, und auf dem einst so herrlichen Pergamon der Römer steht heute die moderne Stadt Bergama. Nur die Ruinen des griechischen Pergamon auf dem Stadtberg zeigen ein gutes Bild der Anlage, wie sie zur Zeit Xenophons gewesen sein mochte.

In dem uralten, von dem großen König der Phrygier, Midas, gegründeten Angora geht der herrliche Tempel des Augustus und der Roma gänzlichem Verfall entgegen. Dagegen hat sich das sogenannte „Grab des Midas“ vortrefflich erhalten (Abb. 161). Südlich der Anatolischen Bahn zwischen Eskishehr und dem altberühmten Konja, in der Nähe von Tongra, liegen die spärlichen Reste der Hauptstadt des altphrygischen Reiches. Dort ragt der ungeheure, an fünfundsiebenzig Meter hohe und beinahe ebenso



Phot. American Colony, Jerusalem.

Abb. 159. Die Eingangspforte zum Schatz des Pharaos bei Petra.



Abb. 163. Ewas Grab bei Dschedda in Arabien.

Phot. Bercehof London.

Wunsch jedes einzelnen ist es, einmal in seinem Leben an der Kaaba zu opfern und den heiligen Stein zu küssen.

So sind denn im Laufe der Zeiten Millionen und aber Millionen von Gläubigen nach der „Mutter der Städte“ gewandert, und in den Monaten nach dem Ramadan treffen sich in dem großen Moscheehofe von Mekka alljährlich Angehörige der verschiedensten Rassen und Völker (Abb. 164), wie kaum an irgendeinem anderen Orte der weiten Erde: schlizäugige Chinesen und bärtige Bocharen, Neger aus dem Sudan wie Hindu und Malaien, Marokkaner und Tuareg, Perser, Araber, Türken, Afghanen, Ägypter. Einer dem anderen fremd, mit anderer Sprache, anderen Sitten und Gewohnheiten, Fürsten wie Bettler, Männer, Greise, Frauen, Kinder, von den Höchsten der Erde, den Angehörigen der mannigfaltigsten Stände und Berufe bis zu den Beduinen der Wüste, sind sie vor der Kaaba einander alle gleich und brüderlich. In gleicher Pilgergewandung die gleichen Zeremonien der Anbetung vornehmend, bei den Gebeten der Imame alle gleichzeitig ihre Arme erhebend und mit der Stirn den Boden berührend, alle ohne Ausnahme von dem heiligen Wasser der Quelle Zemzem trinkend, alle im Tale von Muna ihr Lamm opfernd, daß sich Ströme von Blut darüber ergießen wie eine rote Sintflut. In früheren Zeiten kamen so viele Hunderttausende nach Mekka, daß ihre Zelte weite Strecken der Wüste rings um die Stadt bedeckten; und selbst die Sultane und Kalifen scheuten sich nicht, die beschwerliche, monatelange Reise zu unternehmen. Harun al Raschid, der Kalif von Bagdad, kam nicht weniger als achtmal nach Mekka. Die Kalifen bauten ganze Städte auf ihrem Wege und verteilten Millionen Geldes an die Bewohner von Mekka und Medina, jener Stadt, in der Mohammed begraben liegt. Im dreizehnten Jahrhundert soll die Karawane des letzten Abbasidenkultans nicht weniger als hundertzwanzigtausend Kamele umfaßt haben, mit einer ganzen Armee von Dienern,

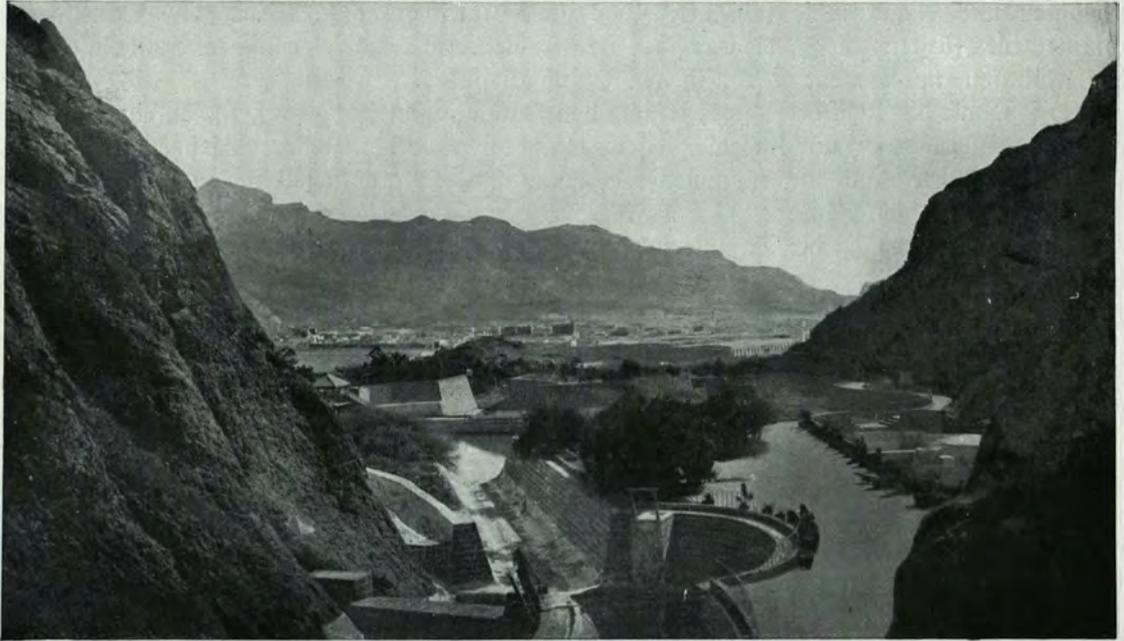


Abb. 165. Wasserreservoir bei Aden, im Hintergrund die Eingeborenenstadt.

Phot. H. Whitbread.

gegenüberliegenden Basaltklippen auf sechshundert Meter unmittelbar vom Meere aufsteigen. Nicht umsonst nennen die Engländer Aden ihr arabisches Gibraltar. Auf den Terrassen und Vorsprüngen der Klippen haben sie kanonengeschpielte Forts gebaut und auf deren höchster Spitze eine Signalstation für die einfahrenden Schiffe eingerichtet. Dabei ist Aden einer der traurigsten und ödesten Orte des Erdballs. Nirgends eine Spur von Vegetation, es sei denn die besenartigen Palmen auf dem Hauptplatz. Aden ist braun und grau, ausgedorrt, wasserlos, denn es regnet in Aden nur äußerst selten. Der für den Dampferverkehr mit Indien wie für Asien überhaupt so wichtige Hafenort ist in der Tat auf dem beinahe im Meeresniveau liegenden Kraterboden eines riesigen Vulkans erbaut, dessen dem Meer zugewandte Kraterwand durch eine Erdbebenkatastrophe eingestürzt ist. Dabei war Aden schon im ersten Jahrtausend von nicht geringer Bedeutung, denn die nach Indien, Ostafrika und dem Persischen Golf bestimmten arabischen und ägyptischen Segler pflegten hier anzulegen. Damals schon wurden für den Wasserbedarf dieser Schiffe in den Bergen hinter Aden große Talsperren zum Auffangen des Regenwassers gebaut, Werke, die fälschlich dem König Salomo zugeschrieben werden. Die Engländer vergrößerten sie und schufen ringsum hübsche Gartenanlagen, die infolge der reichen Bewässerung vortrefflich gedeihen, eine Dase inmitten des öden Landes (Abb. 165). Zu Füßen der interessanten, gemauerten Wasserbehälter liegt die alte arabische Stadt, ein Ausgangspunkt des ziemlich lebhaften Karawanenverkehrs mit Südwestarabien.

Persien und Mesopotamien.

Babylon. Nur acht Wegstunden von dem einst so prächtigen, heute verfallenen Bagdad entfernt, liegen die Ruinen einer Stadt, die Jahrtausende vor Bagdads Blütezeit die größte und reichste der ganzen damaligen Welt gewesen ist und sogar das berühmte Theben, die Hauptstadt Ägyptens, weit übertroffen hat. Nicht ohne Ergriffenheit wird man

die traurige, öde Trümmerstätte betreten, welche einst Nebukadnezar und Semiramis beherbergt hat. An beiden Ufern des Euphrats gelegen, bedeckte Babylon nach den Schilderungen Herodots einen größeren Raum als das heutige London und Paris zusammengenommen; großartig waren die Paläste, die schwebenden Gärten und die gewaltigen Ringmauern, die an hundert Meter Höhe und neunzig Kilometer Länge besaßen haben sollen. Indessen, Babylon war nicht für die Ewigkeit gebaut. Schon als Alexander der Große seinen Einzug in die Stadt hielt, war sie auf ein Fünftel ihrer einstigen Größe zusammengeschrumpft. Kriege, die Verheerungen des Flusses und vornehmlich die Rücksichtslosigkeit, mit welcher die mohammedanischen Nachfolger der einstigen Babylonier deren Bauten als Steinbruch für die ihrigen benutzten, taten das übrige, und heute würde niemand vermuten, daß hier einst ein asiatisches Theben die Bewunderung der Welt jahrtausendlang erweckte. Auf einem Hügel in der Mitte der in Trümmer gesunkenen Stadt, nahe dem armeneligen Dorfe Kuärisch, erhob sich der Palast des großen Königs Nebukadnezar, des mächtigen Herrschers über das weite Gebiet zwischen dem Mittelmeer und dem Persischen Golf. Den Forschungen und Ausgrabungen deutscher Gelehrter ist es zu danken, daß man heute wenigstens die Reste dieses Palastes, vornehmlich die Untermauern des großen Thronsaales kennt. Nicht weit davon erhob sich ein zweiter Palast des Königs, und östlich von den beiden, heute freigelegten Ruinenstätten liegen das nach der Göttin Ishtar benannte, mit Reliefsen von Tiergestalten in farbigen Glasurziegeln bekleidete Prachtthor (Abb. 166), der Tempel E-mach, endlich die Prozessionsstraße des Gottes Marduk.

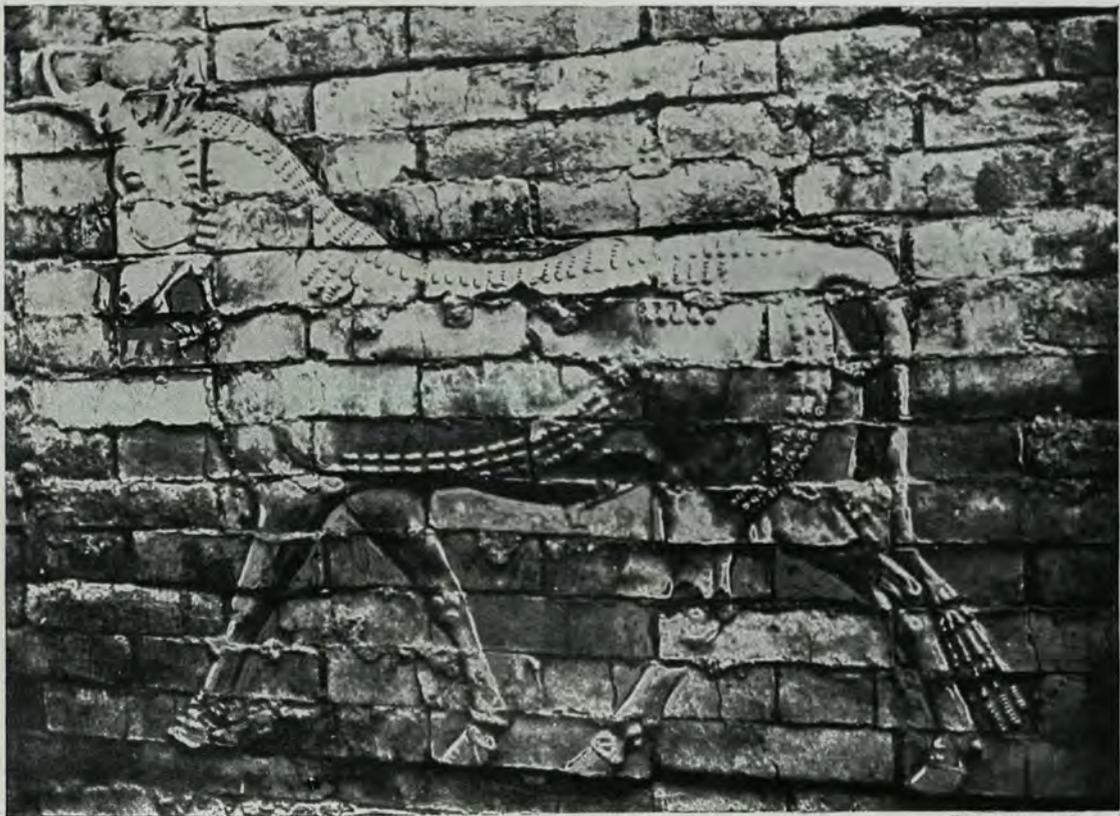


Abb. 166. Relief an dem Tor von Ishtar.

Phot. William Wilcocks.

Südlich von dieser interessanten Gruppe von Ruinen erhebt sich ein zweiter Hügel, der in seinem Innern das größte Heiligtum des babylonischen Volkes, den Tempel Esagila barg. Zu diesem gehörte einst der berühmte babylonische Turm, eine Stufenpyramide von beträchtlicher Höhe. Die schwebenden Gärten der Semiramis sind noch durch Terrassen auf einem dritten Hügel, Babil genannt, erkennbar.

Kerbela. Wenn es für die der mohammedanischen Schiitensekte angehörenden Perser ebenso leicht und bequem wäre, nach Mekka zu pilgern, wie für die Türken und Ägypter, die Algerier und Araber, dann würden sie wohl ebenfalls die große Pilgerfahrt nach

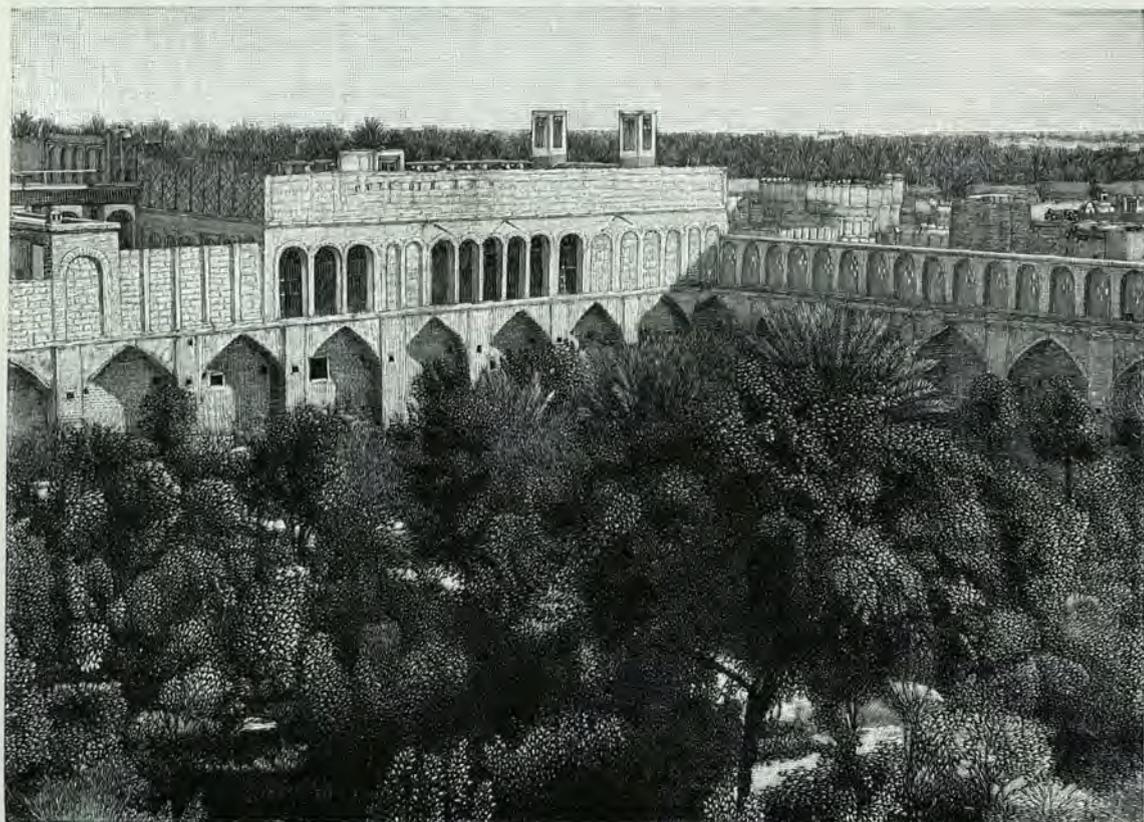


Abb. 167. Kerbela, das Mekka der mohammedanischen Schiitensekte.

der Kaaba unternemen, die Mohammed allen Gläubigen vorgeschrieben hat. Doch die Reise nach Mekka durch die arabische Wüste ist viel zu zeitraubend und wegen der räuberischen Wahabiten viel zu gefährlich. Und da im südlichen Mesopotamien die Grabstätten der schiitischen Heiligen Ali, des Neffen und Schwiegersohns Mohammeds, sowie seiner Söhne Hassan und Hosein liegen, so sind diese statt Mekka zum Hauptziel nicht nur der persischen Pilger geworden. Es kommen dahin viele Tausende von Afghanen, Beludschern, Indiern und Arabern, im ganzen alljährlich eine halbe Million Pilger, weitaus mehr als Mekka aufzuweisen hat.

Das Mekka der Schiiten ist Kerbela (Abb. 167), hundert Kilometer südlich von Bagdad, gegenüber den uralten Ruinen von Babylon, die eben wieder nach jahrtausendelangem Schlaf ausgegraben werden. Doch die Pilgermassen kümmern sich wenig um diese großen Kulturstätten des frühesten Altertums, wenn sie über den Palmenhainen der grünen Ebene von Hilla die

goldenen Kuppeln und Minarette der heiligen Stadt auftauchen sehen, denn hier wurde der beliebteste Imam der Schiiten, der unglückliche zweite Sohn Alis mit all den Seinen und außerdem einer Gefolgschaft von achtzig Freunden und Dienern von den Sunniten hingeschlachtet.

Die Stadt Kerbela verdankt ihr Bestehen einzig und allein dem Grabe Hoseins. Heute zählt sie gegen siebzigtausend Einwohner und hat sich längst von dem einst ummaurten und mit einer Zitadelle befestigten Hügel nach der Ebene zu ausgebreitet.

Die heiligste der Moscheen ist jene Hoseins. Eingeschachtelt zwischen Wohnhäusern frommer Schiiten und geschäftigen Basaren ist der Moscheenhof durch sieben monumentale, mit farbigen

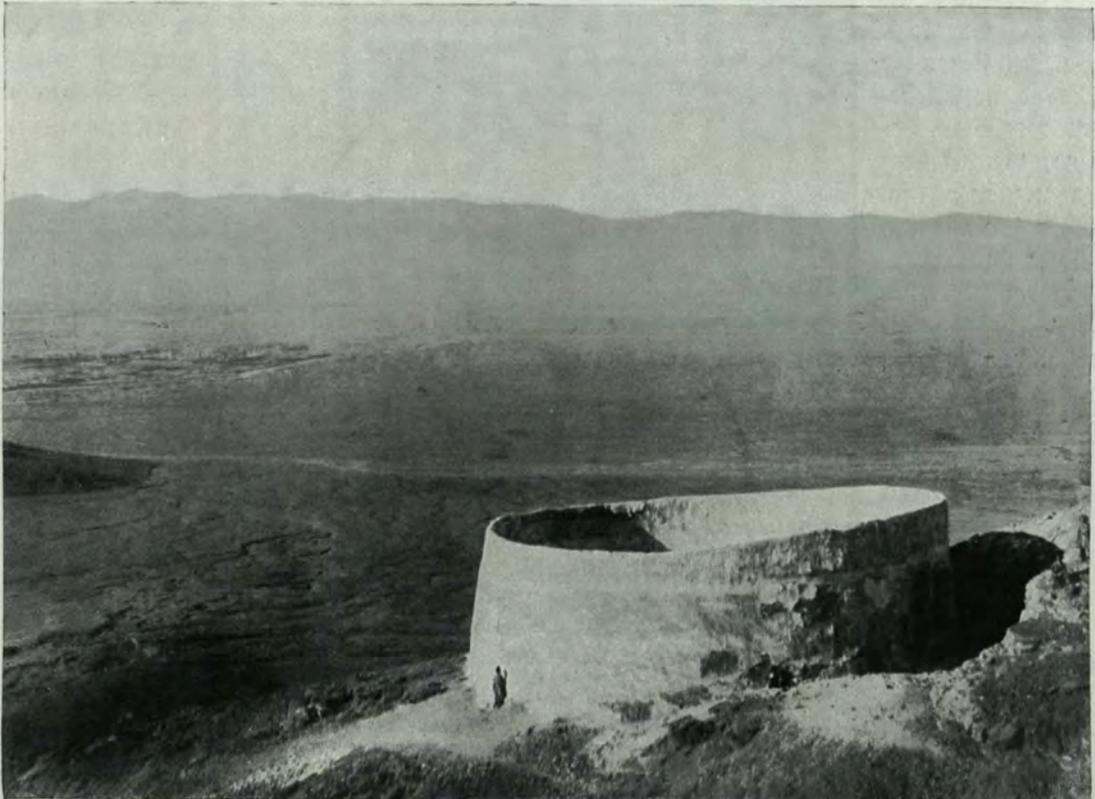


Abb. 168. Turm des Schweigens.

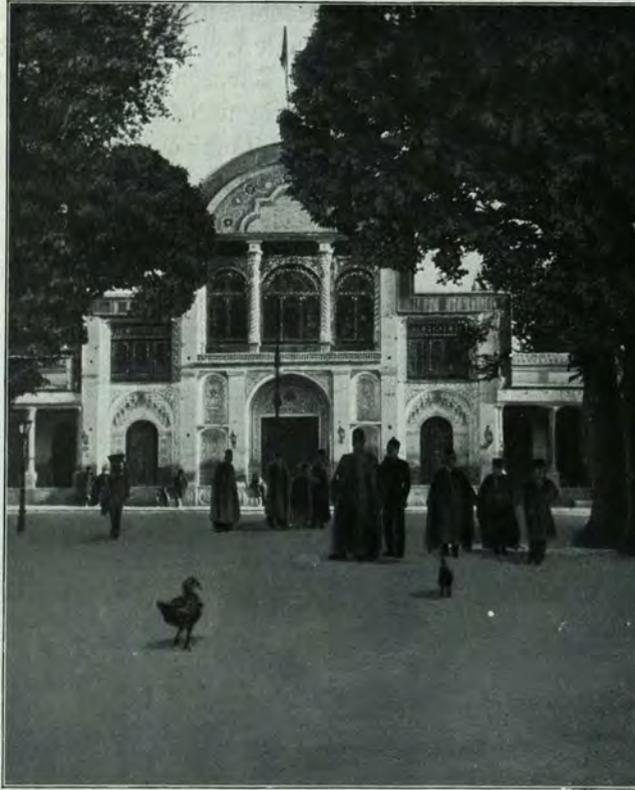
Phot. R. P. Edwards

Glasurziegeln bekleidete Pforten zugänglich, die im Laufe der Zeit vom Sultan der Türken, dem Schah von Persien und verschiedenen arabischen Scheichs errichtet worden sind. Rings um den Moscheenhof befinden sich die Gräber von Sultanen und Radschas, Großwürdenträgern und reichen Kaufleuten, die sich das Glück, in der Nähe des heiligsten und einflussreichsten Imams ihre letzte Ruhestätte zu finden, mit schweren Summen erkaufte haben.

In der Mitte des Moscheenhofes erhebt sich das große Heiligtum der Schiiten, die Grabmoschee Hoseins, mit der goldenen Kuppel, die über eine Menge anderer, kleinerer emporragt. An der Hauptfassade zieht sich eine doppelte Galerie hin, gestützt von einer mit geschliffenen Kristallen ausgelegten Säulenreihe. Zu beiden Seiten sind Minarette, die von der Galerie der Muezzine bis zur obersten Spitze mit Gold bekleidet sind. Von den sechs Türen, die ins Innere der Moschee führen, sind zwei für den ausschließlichen Gebrauch der Frauen vorbehalten.

Gerade unterhalb der goldenen Kuppel befinden sich, umgeben von einem doppelten Eisengitter, die Sarkophage Hofseins und seines Sohnes Ali Akbar aus Holz mit Elfenbein eingelegt. Ringsum liegen die Gräber verschiedener Begleiter Hofseins, die bei dem großen Gemetzel im Jahre 680 mit ihm getötet wurden.

Jeder Pilger, der Kerbela besucht, statet auch dem Grabe Allis, des ersten Imams, in Medschef seine Verehrung ab. Medschef ist kaum halb so groß wie Kerbela, dem Aus-



Phot. Gesse-Wartegg.

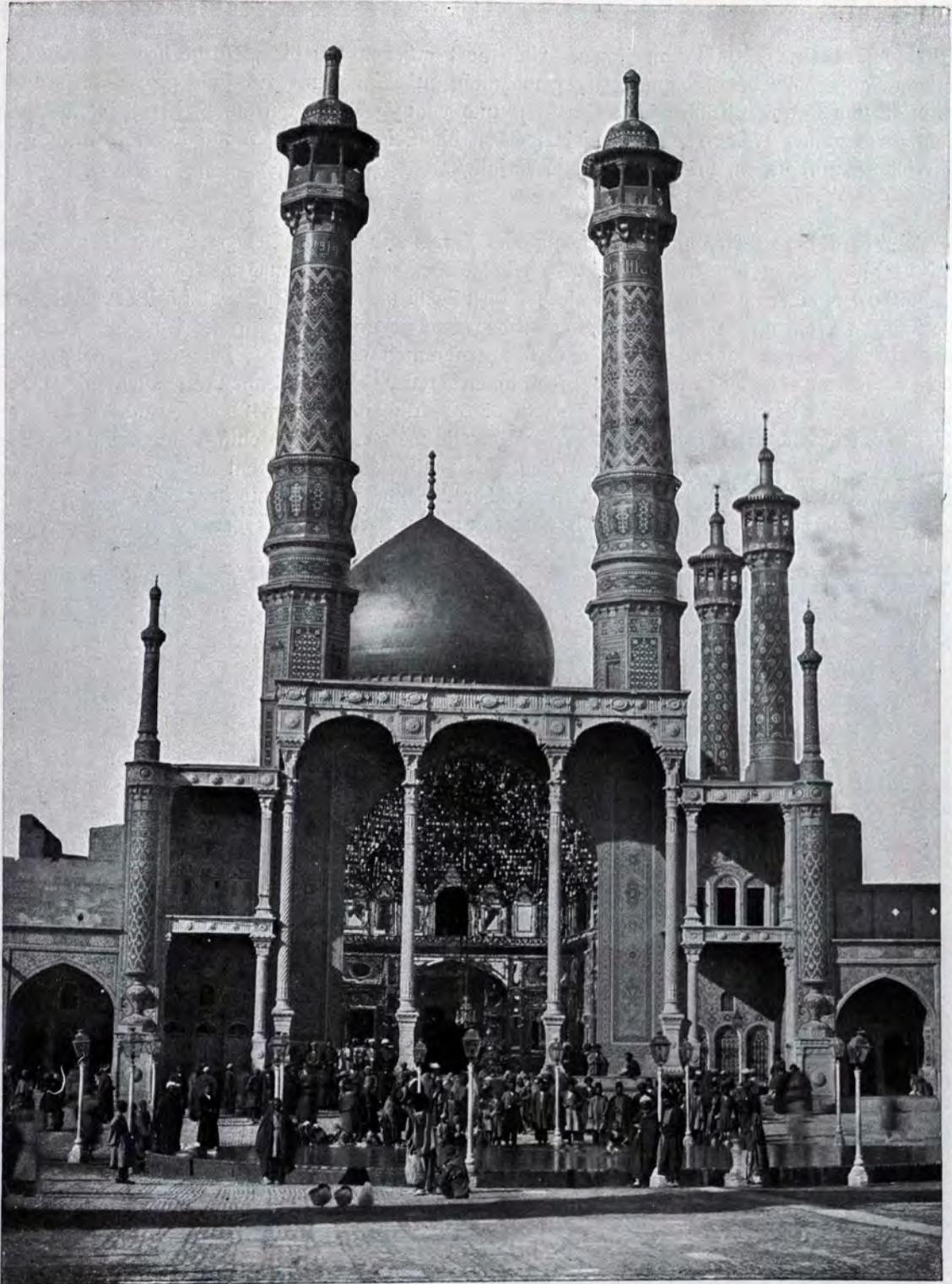
Abb. 169. Diamantentor des Königspalastes in Teheran.

sehen nach eine rein arabische Stadt, auf einer Anhöhe mitten in der Wüste gelegen und von alten Ringmauern und Türmen fest umschlossen. Außerhalb ziehen sich auf Kilometer im Umkreis weite Friedhöfe mit vielen Tausenden von Grabdenkmälern, Säulen und Arkaden aus Ziegeln gebaut, dazwischen auch kleine „Kubbas“ mit Kuppeln für die Scheichs und gelehrten Oberpriester oder Familiengräber mit eigenen Grabmoscheen, mitunter sehr hübsch mit Fayenceziegeln bekleidet. Die Fried-

höfe enthalten sicher mehr Tote als die Stadt Lebende, denn aus allen Teilen der schütlichen Welt treffen hier fortwährend Leichname frommer Gläubigen ein, die in der Nähe des ersten Imams ihre letzte Ruhestätte haben wollen.

Turm des Schweigens. Ganz anders verfahren die persischen Feueranbeter, Parsis oder Parsen genannt, mit ihren Toten. Ihnen sind Feuer, Wasser und Erde heilig. Sie verbrennen daher die Leichen nicht auf Scheiterhaufen wie die Hindu, sie dürfen sie auch nicht dem Wasser anvertrauen oder in der Erde begraben wie die Christen, sondern sie legen sie in breite, massige, nach oben offene Türme auf einen Eisenrost und überlassen sie dort sich selbst. In Bombay, wo die Parsis eine große, angesehene Kolonie bilden, erheben sich diese „Türme des Schweigens“ auf dem bewaldeten Malabarhügel in grandioser Einsamkeit, jedem Fremden unnahbar. Ringsum in dem Geäste riesiger Bäume sitzen Hunderte von grauen Nasgeiern mit kahlen Hälsen und lauern auf Beute. Kaum wird eine Leiche in den Turm gelegt, so stürzen sie krächzend und keifend auf sie zu, und binnen kurzer Frist sind nichts als abgenagte Knochen übrig. Die Sonnengluten trocknen die Gerippe, und des Abends kommen Wärter, um sie in den Schacht zu kehren, der in der Mitte des Turmes in die Tiefe führt. Der, welcher gestern vielleicht noch zu den angesehensten Mitgliedern der Kolonie gehörte, ist heute verschwunden, und nicht einmal seine Gebeine bleiben für die Angehörigen zur Bestattung zurück.

In Persien selbst, der Heimat der Anhänger der Lehre Zoroasters, sind die Parsen bis auf geringe Reste zusammengeschmolzen und nur wenige Städte enthalten noch unter ihren



Phot. Fr. Abdallah Mirza.

Abb. 170. Der berühmte Wallfahrtstempel zu Kum in Persien,
der Schwester des achten Imams, Fatime, gewidmet; die Kuppeln sind aus Kupfer, mit drei Millimeter dicken Goldplatten bekleidet.

Einwohnern eine Anzahl von ihnen. Auch dort erheben sich die „Türme des Schweigens“ einsam außerhalb der Ringmauern, gewöhnlich auf Anhöhen. Es sind große, kreisrunde Bauten von durchschnittlich acht Meter Höhe und zwanzig Meter Durchmesser, mit fensterlosem kahlem Gemäuer (Abb. 168). In diese werden die Leichen geworfen und bleiben, unsichtbar für jedermann, liegen, bis sie zu Staub zerfallen.

* * *

Wer denkt bei der Nennung Persiens nicht an Xerxes und Darius, Artaxerxes und Cyrus? Wer erinnert sich nicht an die Großtaten eines Chosroes oder den Eroberungszug des tollkühnen Nadir Schah, als er aus dem marmornen Kaiserpalast zu Delhi das wertvollste Prunkstück der Erde, den berühmten Pfauenthron, raubte? Die Pracht der alten Herrscher des persischen Reiches haben jene der jetzt regierenden Kadscharendynastie wohl übernommen, als sie ihre Residenz von Ispahan nach dem modernen Teheran verlegten, doch fehlt ihnen deren Größe. So kamen in den letzten Generationen zu den Ruinen aus alter Zeit, wie jenen des herrlichen Persepolis, das Alexander der Große zerstörte, jene aus der Gegenwart, traurige Beweise des Verfalls des einst so mächtigen Reiches.

Der Königspalast in Teheran. Teheran, die heutige Hauptstadt, hat an Weltwundern, wie sie die früheren Dynastien Persiens in verschiedenen Teilen des einstigen Weltreiches geschaffen haben, kaum viel mehr aufzuweisen als die Paläste der



Phot. Underwood & Underwood.

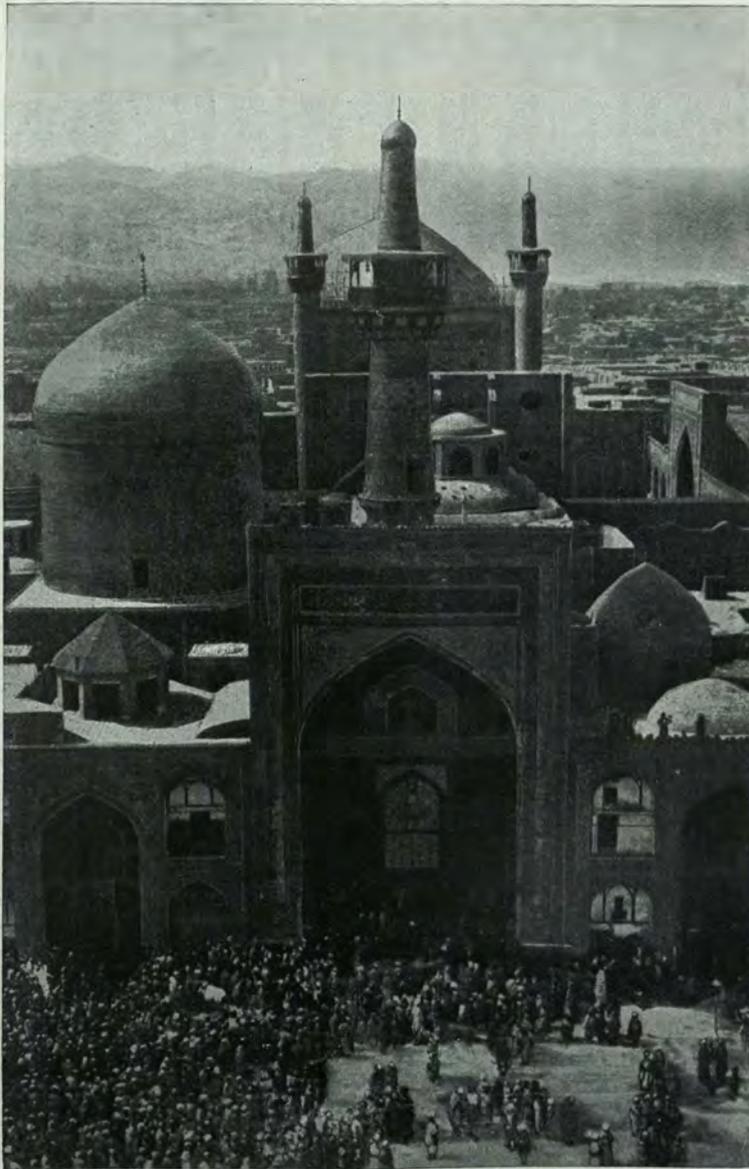
Abb. 171. Der Pfauenthron von Teheran,
das kostbarste Prunkstück der Erde, dessen Wert auf hundertzwanzig Millionen Mark geschätzt wird.



Phot. Fr. Abdolsh Mirza.

Abb. 172. Die Torsoeiler des Palaſteingangs zu Perſepolis in Perſien, von Xerxes gebaut.
1.

jekigen Radscharendynastie. Alles andere, die Moscheen, die monumentalen Stadttore, die Denkmäler sind erst im vergangenen Jahrhundert entstanden, es sind weiter nichts als traurige Nachahmungen der Werke alter Zeit. Die Königsresidenz liegt mitten in der Stadt nahe den malerischen Basaren, die noch den ganzen altorientalischen Zauber besitzen. Das gleiche kann von der Palaststadt des Schahs gesagt werden mit ihren schönen Gärten und schattigen Parken, die sich über weite Strecken ausdehnen. Monumentale Tore (Abbild. 169) führen zu den Staatsgebäuden, den Birun, an die sich, einst streng behütet von Eunuchen und unzugänglich für jeden anderen Mann als den König der Könige selbst, die Paläste und Gärten des Enderun, das heißt die Frauenresidenz, angliedern. Jen-



Phot. Major Sykes.

Abb. 173. Mesched,

das größte Heiligtum der Perfer, die Grabmoschee des achten Imams. Die Kuppel über dem Grabe ist ganz mit dünnen Goldplatten bekleidet.

seits der Hauptpforte liegt der Pracht. In einem der Empfangsäle steht umschlossen von einer Kristallglocke eines der kostbarsten Prunkstücke, die je eine Herrscherresidenz geziert haben, eine beinahe metergroße Erdkugel aus reinem Golde, den Fuß mit Diamanten besetzt. Afrika wird durch Rubine dargestellt, England und Frankreich durch Brillanten, Indien durch Amethyste, Persien durch Türkise, während sein

Gulistan, eine wahre Blumen-oase, mit riesigen Fontänen; zwischen grünen Rasenflächen sprudelt in Kanälen aus blauen Glasurziegeln das Schmelzwasser vom nahen Demavend, dem heiligen Berg der Perfer, dem höchsten des Elbursgebirges; im Schatten dunkler Zypressen, schlanker Pinien, buschiger Bambus und Krotonsträucher stolzieren bunte Pfauen, auf den Bassins und Seen gleiten Schwäne dahin. Die Lieblingswohnung der letzten Schahs seit Nassr-eddin war ein zierlicher Palast im Stil Lud-

wigs XVI. mit Gemächern von unerhörter

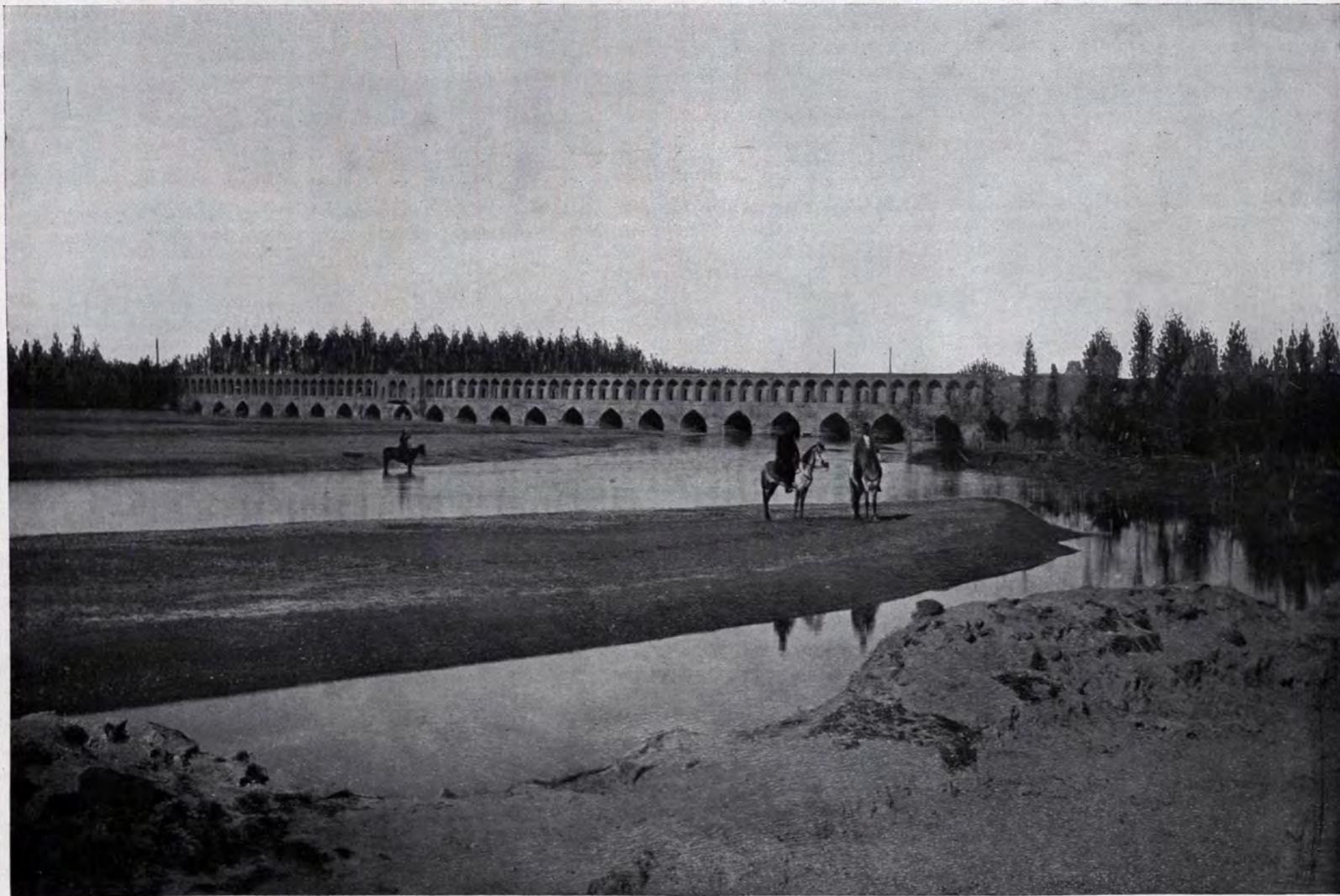


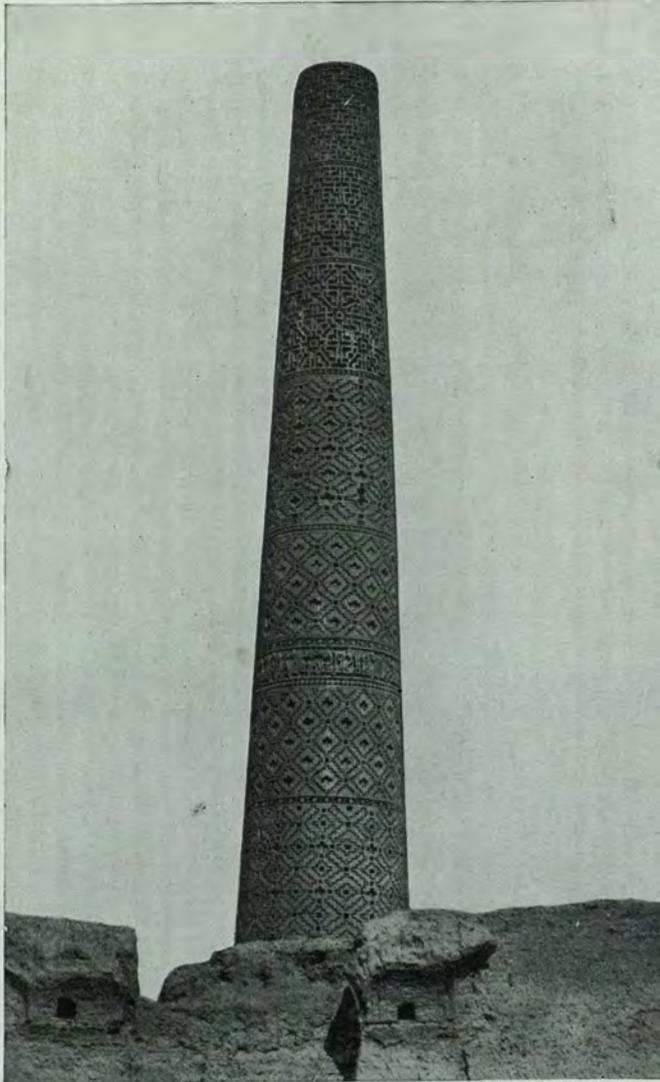
Abb. 174. Große Brücke über den Sende Rud bei Isfahan in Persien.

Phot. Fr. Abdol Wahid.

höchster Berg, der Demavend, durch einen riesigen Rubin, seine Hauptstadt durch einen ebenso großen Diamanten bezeichnet wird. Die Meeresflächen sind mit Smaragden belegt. — Der reichste aller Paläste ist der Schems-el-Emaret, das heißt „die Sonne der Paläste“, an der Ostseite des Gulistan. Dort erhebt sich in der Mitte des Thronsaales der wundervolle, von Nadir Schah geraubte Thron der Großmoguln von Indien. Ganz von Gold, ist er mit Vögeln, phantastischem Getier und Zieraten bedeckt, die aus den schönsten Rubinen, Smaragden, Saphiren, Türkisen und Perlen gebildet werden. Hoch über der juwelenstrahlenden Rückwand ist eine blizende Sonne angebracht, aus den herrlichsten Brillanten bestehend. Der Wert dieses Thrones wird auf hundertzwanzig Millionen Mark geschätzt (Abb. 171).

Die Moschee von Kum. Während am persischen Hofe der Reichtum, nicht die Kunst, die wichtigste Rolle spielt, gibt es im Lande verstreut herrliche Werke

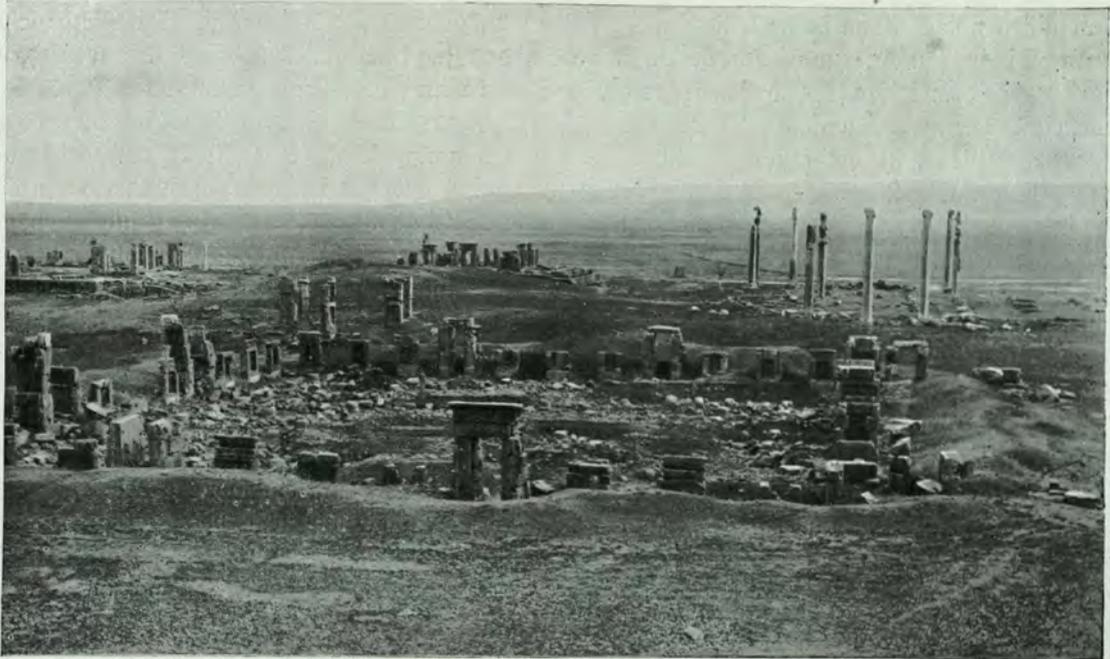
persischer Baumeister früherer Zeit. Das Teherannächstgelegene ist wohl die große Fatimamoschee in Kum, auf dem Wege nach Ispahan (Abb. 170). Nächst Mesched ist Kum die heiligste Stadt des persischen Reiches. In Mesched liegt Imam Reza, der achte im Rang der mohammedanischen Heiligen Persiens, begraben, in Kum seine Schwester Fatima-el-Masuma, das heißt die Unbefleckte. Sie starb dort auf der Flucht vor dem sunnitischen Kalifen von Bagdad und wurde von ihrem Bruder in Kum begraben, das einst eine große und reiche Stadt war. Der Verfall Persiens zeigt sich auch in dem Rückgang von Kum, dessen Einwohner-



schaft nur von den Pilgern lebt, die in großen Scharen herbeiströmen, um am Grabe der Heiligen zu beten. Besonders die Frauen wallfahrten mit Vorliebe zu der Fatimamoschee, deren Kuppeln und Minarette hoch über das graugelbe Häusermeer der Stadt aufragen. Die beiden aus Kupferplatten hergestellten Kuppeln sind mit einer mehrere Millimeter dicken Goldschicht belegt, wozu sechzig Kilogramm dieses Edelmetalls verbraucht wurden. Die fünf Minarette sind herrliche Werke persischer Kunst, bis an die Spitzen bekleidet mit den für ganz Persien charakteristischen Glasurziegeln in verschiedenen Farben und großem Glanz.

Abb. 175. Das Minarett von Damghan aus der ersten mohammedanischen Zeit in Persien.

Phot. Fr. Abdollah Mirza.



Phot. Alfred Heinitz.

Abb. 176. Die Ruinen von Persepolis.

Vorne die Reste der berühmten Halle der hundert Säulen, von Alexander dem Großen zerstört, rechts im Hintergrunde einzelne Säulen der Audienzhalle des Xerxes.

Die frommen Schiiten Persiens betrachten es als für ihr Seelenheil besonders zuträglich, wenn ihre Leichen in der Nähe der Heiligengräber beigesetzt werden. So kommen ununterbrochen Leichentransporte selbst aus den entferntesten Gegenden des Reiches hierher, und Kum ist allmählich eine Stadt der Toten, ein schiitischer Friedhof geworden. Auch die Grabstätten der gegenwärtigen Kadscharendynastie befinden sich hier. Nur wenige der Imamzadehs (Grabkapellen mit konischen Dächern, die mit Glasurziegeln bedeckt sind) befinden sich in gut erhaltenem Zustand. Die große Mehrzahl liegt in Ruinen.

Mesched. Wenn die Grabesstadt des Imam Reza, Mesched, so viel Leben, Handel und Wohlstand aufzuweisen hat, so ist dies weniger den Persern als ihren Nachbarn, den Russen und den von ihnen unterworfenen Völkern von Transkaukasien zu danken. Viel persischer Handel wird allerdings mit Türken getrieben, deren eigentliches Heimatland Persien ist und deren ertragreichste Minen zwischen Kum und Mesched liegen (Abb. 179). Schon aus der Ferne sieht man die mit Gold überzogene mächtige Kuppel glänzen, unter der nicht nur der achte Imam, sondern auch der berühmte Kalif Harun al Raschid begraben liegt (Abb. 173). Das ganze Heiligtum gehört zu den reichsten und am meisten besuchten von ganz Asien, doch nur sehr wenigen Europäern ist es im Laufe der Hedschra geglückt, ins Innere der Grabmoschee einzudringen. Die erste Schilderung ist dem spanischen Botschafter Clavijo am Hofe des Mongolenhelden Timur zu danken. Die Schwiegertochter Timurs ist in einer zweiten, nicht minder prachtvollen Moschee beerdigt. Der große Moscheehof, von zweistöckigen stattlichen Gebäuden umschlossen, ist dicht mit Gräbern vornehmer Perser bedeckt.

Das Minarett von Damghan. Moscheen und Heiligengräber sind die Bauten, die sich in Persien noch am besten erhalten haben. Alles, was von Palästen, Festungen, Burgen, Karawanseraien aus der Zeit der Achämeniden, Seleukiden,

Sassaniden und Sotiden stammt, liegt mit wenigen Ausnahmen in Trümmern. Die Mongolenstürme Dschinghischans und Tamerlans, Erdbeben, der Zahn der Zeit und nicht zum wenigsten die Apathie der Perser selbst haben sogar große Städte vom Erdboden verschwinden lassen. So war einst Damghan, zwischen Teheran und Mesched am Rande der großen Salzwüste des inneren Persiens, in der ersten Zeit der Mohammedanerherrschaft eine Stadt von größerer Bedeutung als Mesched. Durch ein Erdbeben zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts wurde sie furchtbar mitgenommen, und vierzigtausend ihrer Einwohner kamen dabei ums Leben. Die Afghanen nahmen Damghan bald darauf ein und töteten siebzigttausend Einwohner. Damit war das Schicksal der Stadt besiegelt. Sie verfiel immer mehr, und nur ein einziges Denkmal ihrer einstigen Größe hat sich erhalten, Erdbeben und Stürme überdauernd: das berühmte Minarett mit reizenden Ziegelornamenten und kunstvollen kufischen Inschriften (Abb. 175), ein Seitenstück zu dem großen Kutab-Minar auf dem Ruinenfeld der indischen Hauptstadt Delhi.

Persepolis. Persien besitzt indessen ein Ruinenfeld, das sich auch jenem Delhi zur Seite stellen kann: das Ruinenfeld seiner Hauptstadt Persepolis aus der Zeit des Darius, Xerxes, Artaxerges III. und anderer Großen der Weltgeschichte, die einst von hier die Geschicke ihres Weltreiches gelenkt haben. Schöner und großartigere Paläste wie jene von Persepolis, im Tale von Merdaschd, fünfzig Kilometer von Schiras, auf dem Wege nach Ispahan hat es in den alten Zeiten selbst in Ägypten nicht gegeben. Daß Alexander der Große sich aus Rache für die durch Xerxes erfolgte Verbrennung des Tempels von Athen verleiten ließ, die wunderbare Königsstadt Persepolis in Asche zu legen, wird für immer seinen Ruhm beschatten. Seine Bewunderer werden daher gerne der Erzählung des Diodorus Glauben schenken, daß er den Befehl zur Zerstörung so vieler Herrlichkeit bei einem Trinkgelage gab, als er seiner Sinne nicht mehr mächtig war. Desto verbrecherischer war es von seiten seines Gefolges, einem solchen

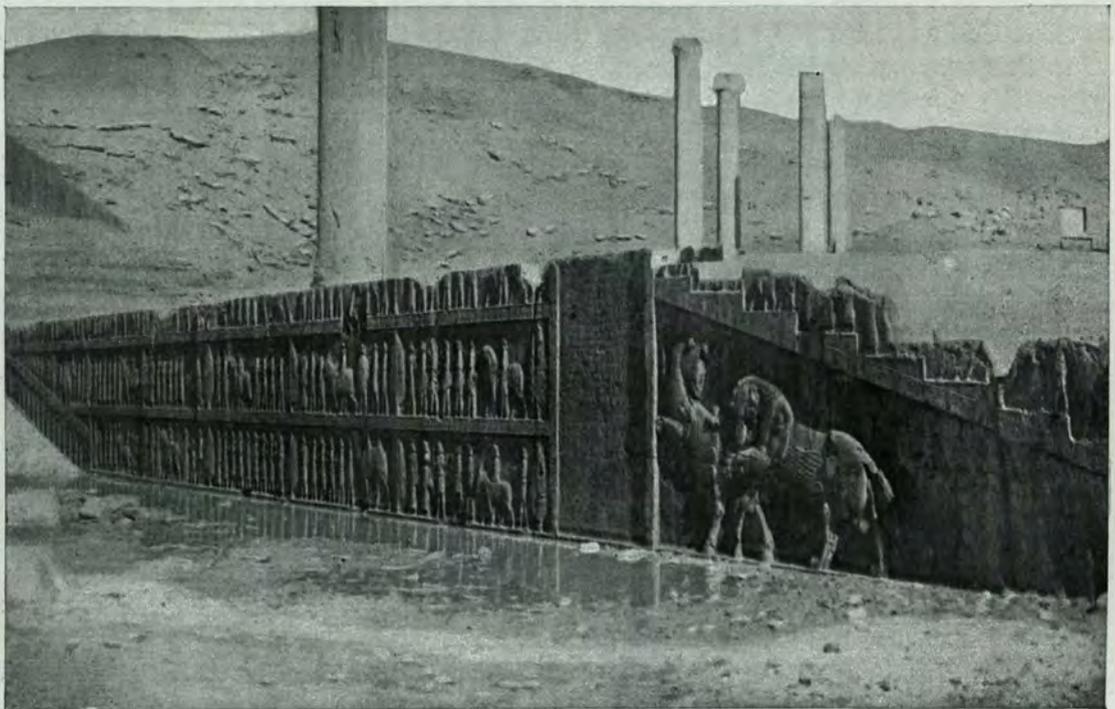
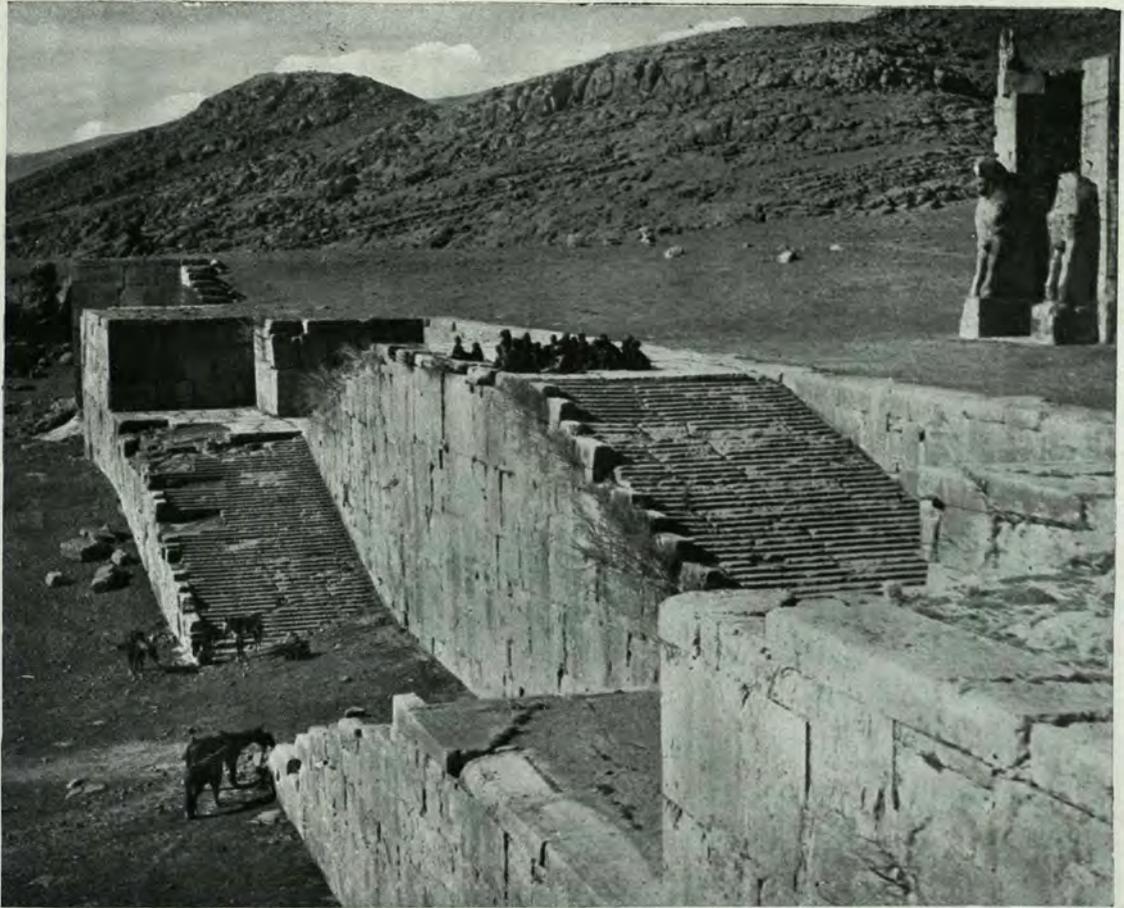


Abb. 177. Unterbau der Audienzhalle des Xerxes in Persepolis.

Phot. Alfred Seinde.



Phot. Alfred Heintze.

Abb. 178. Die große Treppe in Persepolis, die zu den Palästen des Darius und des Xerxes emporführt.

Befehle Folge zu leisten. Daß der Palast des Darius wirklich verbrannt worden ist, bewiesen zweitausendzweihundert Jahre später die Ausgrabungen (Abb. 176). Die Asche des Daches aus Zedernholz lag noch in einer dicken Schichte auf dem Steinboden. Doch die Trunkenheit Alexanders kann so groß nicht gewesen sein, denn als er seinen Soldaten erlaubte, die Stadt zu plündern, behielt er wohlweislich den Königspalast für sich. Seine Beute war ungeheuer, hat doch ihr Wert nach heutigem Gelde dreihundert Millionen Mark betragen! Wohl erstand Persepolis später wieder aus der Asche, denn Ptolemäus spricht von ihr als einer bewohnten Stadt. Auch in der Hedschra war sie nachweislich jahrhundertlang die Residenz der mohammedanischen Könige, die sich in der Nähe eine heute in Trümmern liegende Burg bauten. Erst in den letzten Jahren des zehnten Jahrhunderts wurde die Zerstörung der altperischen Bauten auf der Suche nach Schätzen systematisch betrieben, die Verstümmelung der heidnischen Denkmäler aus religiöser Unduldsamkeit mit vandalischer Wut durchgeführt. Und doch ist von Persepolis noch so viel vorhanden, daß man seine einstige Größe aus den Ruinen erkennt. Die prächtigste Residenz des Altertums erhob sich auf einer künstlich aufgeführten Terrasse, nahezu einen halben Kilometer lang, dreihundert Meter breit. Als Baumaterial dienten glänzend polierte Quadern aus dunkelgrünem Marmor von riesigen Dimensionen, ohne Mörtel so kunstvoll aneinandergesetzt, daß sie wie aus dem lebenden Felsen in

einem Stück herausgemeißelt erscheinen. Dem Boden entsprechend ist die Terrasse in drei übereinanderliegenden Teilen angelegt, von denen der oberste die Königspaläste enthielt, während der mittlere Teil ein freier Vorplatz gewesen sein dürfte. Eine wohlerhaltene doppelte Stein-
 treppe führt zur obersten Terrasse empor, von so sanfter Steigung, daß die Besucher des Ruinenfeldes hinaufreiten können (Abb. 178). Als erster Bau stellt sich ihnen das majestätische Tor des Xerxes entgegen, in seinem ruinenhaften Zustand noch ein Werk voll Kühnheit und Erhabenheit. Der obere Teil des Tores ist nicht mehr vorhanden, dagegen stehen noch die beiden Seitenwände, geschmückt mit zwei kolossalen geflügelten Stieren. Sechs Meter hoch,

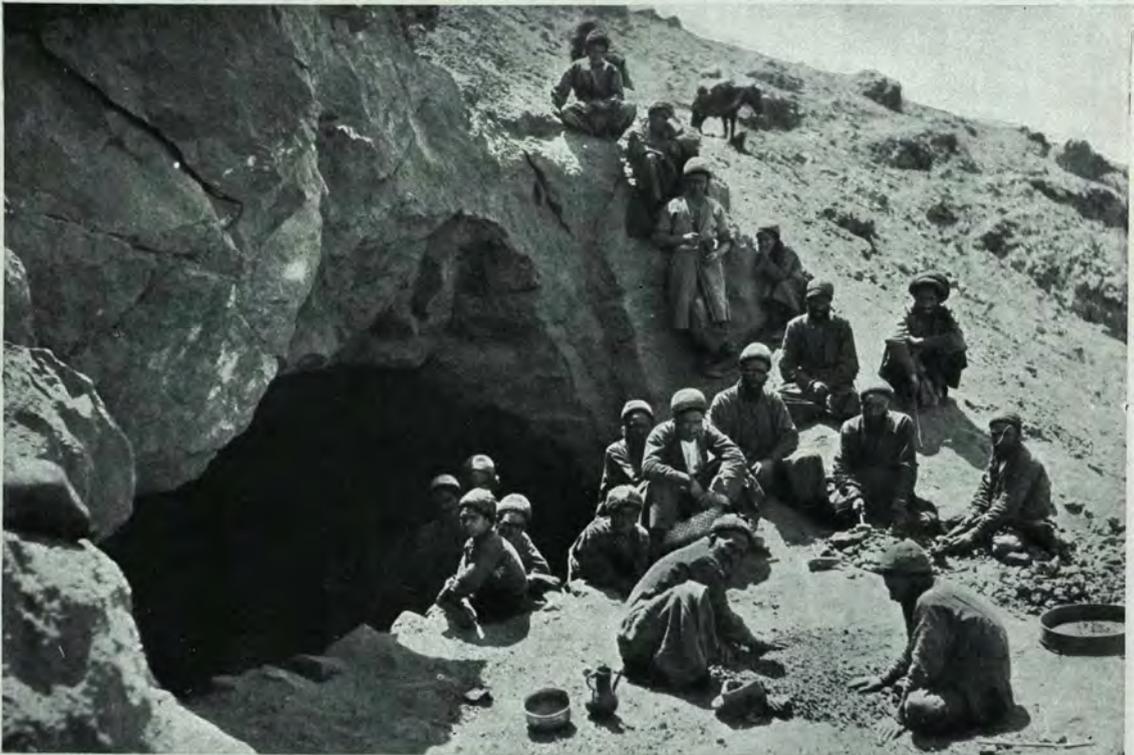


Abb. 179. Eingang in eine Türksisenmine.

Phot. Pr. Abdallah Mirza.

bewachen sie den vier Meter breiten Torweg, in dessen Seitenwände Xerxes in Keilschrift verschiedene Texte einhauen ließ (Abb. 172). Nach den Lobpreisungen des Gottes Ormuzd (Ahura-Masda) steht da für die Ewigkeit zu lesen: „Ich bin der Großkönig Xerxes, König der Könige, König der Länder mit ihren vielen Stämmen, König dieser großen Erde, Sohn des Königs Darius, des Achämeniden. Ich, der Großkönig Xerxes, habe durch die Gnade Ormuzds dieses Tor gemacht. Möge Ormuzd mich und mein Reich, und alles, was ich und was mein Vater gemacht hat, schützen!“ Aus dem weiteren Text geht unzweifelhaft hervor, daß Xerxes und Darius die Erbauer von Persepolis waren. Obschon tief religiöser Sinn aus den Inschriften spricht und der Schmuck mancher Bauten religiöse Szenen darstellt, befand sich doch kein dem Gottesdienst gewidmeter Tempel darunter.

Das nächste Gebäude jenseits des Tores war eine Audienzhalle, die, nach den vorhandenen Sockeln zu schließen, einst zweiundsiebzig mächtige Marmorsäulen enthielt, doch stehen leider nur mehr wenige aufrecht (Abb. 177). Die Torfäulen haben eine Höhe von zwanzig Meter

und tragen Kapitelle von Stierköpfen. Der Eindruck dieses Baues ist jetzt noch gewaltig, bedeckte er doch nicht weniger als fünftausend Quadratmeter Fläche.

Jenseits der Säulenhalle erhob sich der Palaß des Darius, von dem leider nur noch die steinernen Türpfosten und einzelne Eckpfeiler erhalten sind. Noch größer war jenseits der Palaß des Xerxes, doch auch von ihm ist nur wenig mehr vorhanden. Das letzte Gebäude war die Halle der hundert Säulen, die vor der Zerstörung ein Bau von erhabener Majestät



Phot. Percival London.

Abb. 180. Alte Brücke bei Schuschter in Persien,
der Überlieferung nach vom römischen Kaiser Valerian gebaut, als er Gefangener des Königs Schapur war.

gewesen sein muß, nur mit dem berühmten Säulentempel von Karnak vergleichbar. Heute ist von dem ganzen Wald von Säulen nur noch eine erhalten!

Rings um diese Königsresidenz aus der größten Zeit des persischen Reiches ist alles nackter Felsen und tiefe Einsamkeit. In einem Steinbruch liegen noch losgelöste Quadern und fertig bearbeitete Platten, alles von Riesengröße. Auch die Steintreppen der Residenz bestehen nicht aus einzelnen gemeißelten Stufen, sondern aus gewaltigen Blöcken, von denen jeder zehn bis vierzehn Stufen enthält. So haben sie die Jahrtausende überdauert und werden auch die Zukunft bis in die fernsten Zeiten überdauern, gerade so wie der Ruhm der großen Könige Persiens, die aus solchen Steinen diese Residenz und aus ihren Taten die glorreiche Geschichte des alten Persiens aufgebaut haben.

Die Karunbrücke bei Schuschter. Auch aus der Zeit ihrer sassanidischen Nachfolger auf dem persischen Königsthron sind noch einzelne Bauten erhalten, wie die mächtige Steinbrücke über den Karunfluß bei der Stadt Schuschter im

vollen Glasurziegeln bekleidet, welche die Perfer damals mit so viel Kunst herzustellen verstanden haben.

Hat sich Ispahan wirklich so verjüngt? Ist es wieder zur Blüte gekommen, wie einst zur Zeit des großen Schah Abbas, der, dem Beispiel von Darius folgend, all die Wunderbauten seiner Residenz geschaffen hat? Aber je näher man Ispahan kommt, desto deutlicher sieht man, daß die Nachfolger Abbas' alles, was aus seiner Zeit stammt, sich selbst überlassen haben, und daß alles dem Verfall entgegengeht. Die Stadt, einst eine der größten und schönsten des Erd-



Phot. Henry W. Cave.

Abb. 182. Der Tempel des heiligen Buddhazahnes zu Kandy auf Ceylon, der in sieben übereinandergestülpten edelsteinbesetzten Glocken einen angeblichen Zahn Buddhas enthält.

balls, ist ein ungeheures Ruinenfeld, in dem kaum mehr der zehnte Teil ihrer früheren Einwohnerchaft recht und schlecht das Leben fristet. Von dem Glanz und der Pracht dieses einstigen Paris von Asien ist nichts mehr übrig, nichts als die vergehenden Brunnbauten; die herrlichen Kuppeln und Minarette, die aus der Ferne wie Märchen des Morgenlandes wirken, sind gespalten, die schöne Fayenceziegelbekleidung an vielen Stellen losgelöst, die Wände altersschwach, geneigt, dem Umfallen nahe. Die hundertfünfzig Königspaläste, die Ispahan zu jener Zeit besaß, sind mit wenigen Ausnahmen melancholische Ruinen, die weiten Plätze, Straßen, Gärten sind wie ausgestorben.

Was könnten die Steine erzählen, wenn sie sprechen könnten! Einst, als sie fest aufeinandergefügt die schönsten Bauten persischer Kunst bildeten, waren sie die Bewahrer dessen,



Phot. Henry B. Gave.

Abb. 183. Die Ruwanweli-Pagode zu Anuradhapura auf Ceylon.

Eine massive Ziegelpyramide von beinahe neunzig Meter Höhe und dreihundert Meter Umfang zu Ehren Buddhas, vom größten der alten Könige von Ceylon, Datthagamini, vor zwei Jahrtausenden gebaut.

meinen Kriegern. Und da befahl ich, es solle ein allgemeines Gemetzel unter dem Volk von Ispahan angestellt werden.“

Die Krieger Timurs schnitten siebzigtausend Ispahanern die Köpfe ab und bauten Pyramiden daraus.

Hundert Jahre später wurde unter den Bewohnern Ispahans ein zweites Blutbad angerichtet. Kein Wunder, daß die Stadt zurückging, bis Schah Abbas 1586 zur Regierung gelangte, der größte Herrscher Persiens seit den Sassaniden. Er allein machte Ispahan zur schönsten Stadt der damaligen Welt, und wer die Reste von damals gesehen hat, wird das vollkommen glaubhaft finden. Einen größeren und schöneren Platz wie den „Maidan-i-Schah“, den Königsplatz, gibt es heute noch nicht, doch sind von den einstigen Palästen und Moscheen leider nur wenige erhalten. Was sie gewesen sein müssen, zeigt die überaus großartige Königsmoschee, die ohne Darstellung in ihrer Farbenpracht gar nicht wiederzugeben ist. Die majestätischen Tore und Fassaden nehmen sich darin aus, als hätten die Perser damals die Kunst verstanden, aus Fayenceziegeln die herrlichsten Teppiche zu knüpfen und mit diesen die Wände ihrer Moscheen zu bekleiden. Von den gewölbten Plafonds reichen Stalaktiten in kunstvoller Arbeit herab, und als würden sie sich in Kaskaden und diese in unzählige Wassertropfen fortsetzen, rieseln Skulpturen die Wände herab, um sich schließlich in Blumenranken zu verlieren. Und bei all der Zartheit und dem Farbenglanz der Ausführung sind die Dimensionen dieser herrlichen Moscheen majestätisch und wichtig. Die Tore sind so groß, daß man Kirchen in ihre Bogen, der Vorplatz so weit, daß man die halbe Einwohnerschaft der Stadt auf ihn stellen könnte.

Kleiner, aber dafür mit noch schönerer Ausführung der Skulpturen ist die Freitagsmoschee. Ihre Tore sind wie mit den zartesten Spitzen bekleidet, als deren Motive Koransprüche in

was jeder Perser beim Besuch der Stadt entzückt ausrief: „Ispahan nischehehan! Ispahan ist die halbe Welt!“ Jetzt sind sie die Grabsteine des einstigen Glanzes. Schon im vierzehnten Jahrhundert war Ispahan groß, als Timur, der Weltstürmer, mit seinen Mongolenhorden es einnahm. Wie er damals dort gehaust hat, erzählt er in seinen Denkwürdigkeiten selbst mit folgenden Worten: „Ich, Timur, eroberte Ispahan, und ich vertraute dem Volke und gab das Schloß in seine Hände. Sie empörten sich und töteten den Statthalter, den ich über sie gesetzt, mit dreitausend von

persischer Schrift dienten. Sie sind heute noch erhalten, aber es schmerzt den Beschauer, daran zu denken, was der Morgen bringen wird.

Die Fortsetzung des Maidan-i-Schah ist eine breite Allee, die einst so schön und belebt gewesen sein muß wie die Champs Elysées in Paris. Sie führt zum Bett des Sende Rud, auf dessen gegenüberliegenden Ufern die einst blühende Armeniervorstadt Dschulfa sich ausbreitet. Der Fluß wird durch drei gewaltige Steinbrücken, ebenfalls Werke von Schah Abbas, überspannt. Die bedeutendste darunter, dreihundert Meter lang und nahe an dreißig Meter breit, wird aus zwei übereinanderliegenden Arkadenreihen gebildet. Auch zu beiden Seiten der Brückenbahn befinden sich kleinere Arkaden, mit schönen Fayencen bekleidet, für die Fußgänger (Abb. 174).

Indien und Mittelasien.

Turkestan und Sibirien.

Timurs Grab in Samarkand. In Samarkand, der großen Hauptstadt Turkestans, des Nachbarlandes von Persien, liegt der grausame Held begraben, der so fürchterlich gewütet und seinen Namen mit bluttriefenden Fingern in das Buch der Weltgeschichte eingetragen hat, der größte Kriegsheld und gleichzeitig größte Menschenflächter, der größte Kulturzerstörer des asiatischen Kontinents. Man mag in Samarkands reichen Obstgärten und blühenden Feldern spazieren gehen, man mag sich in das malerische, seltsame Gewühle der Basare vertiefen, Moscheen und Paläste besichtigen, immer wieder wird man zu dem so friedlichen Mausoleum des Mongolen zurückkehren, wo ein einfacher dunkler Marmorblock seinen Staub bedeckt (Abb. 181). Rings um seine sterblichen Reste zeigen zahlreiche weiße Steine die Gräber seiner vielen Weiber und Verwandten an, die in seiner Nähe beigelegt sein wollten. Ein herrlicher Dom wölbt sich über dem einfachen Grab des Weltenstürmers; in den oberen Ecken drängen sich steinerne Stalaktiten zusammen, wie die Nester riesiger Wespen. Auf Manneshöhe läuft eine Bekleidung von



Abb. 184. Granitsäulen des „Ehernen Palastes“ von Anuradhapura. In vierzig Reihen stehen je vierzig Säulen.

Phot. S. C. White Co.

Jaspis rings um die Wände, mit den neunundneunzig Namen Allahs. Man könnte glauben, es seien die versteinerten Worte, die Timur selbst beim Herannahen des Todes gerufen hat, um sich die ewige Ruhe nach seinem stürmischen Leben zu ersehnen. Die Sonnenstrahlen spielen durch das offene Gitterwerk der Fenster und lassen bald dieses, bald jenes Wort aufleuchten, als würde Timurs Geist sie noch jetzt rufen — vergeblich!

Ein hohes Tor mit kunstvollen Verzierungen führt zu der Grabmoschee, die von riesigen Laubbäumen umschlossen ist und bei Sonnenschein den Schatten ihrer grünen Dämmerung empfängt. So ruht Timur hier, umgeben von den Leichen der Seinigen, und sein Mausoleum ist noch immer der schönste Bau von Samarkand.

Die Transsibirische Bahn. Wie Samarkand und sogar das noch weiter gelegene Taschkent schon seit Jahrzehnten durch eine Eisenbahnlinie mit Europa verbunden sind, so hat Rußland am Ende des neunzehnten Jahrhunderts auch eine Bahnlinie quer durch Sibirien nach dem Großen Ozean gebaut. Diese Transsibirische Bahn, das Werk Kaiser Alexanders III., kann in der Tat als ein Wunder der Welt bezeichnet werden, denn sie ist die weitaus längste Eisenbahnlinie, die je geschaffen wurde, und die durch ein einziges Reich überhaupt geführt werden kann. Bei einer Länge von sechstausendeinhundertundacht Kilometer (von Tscheljabinsk bis Wladiwostok) übertrifft sie weit jede andere Bahn der Welt. Sie ist eine Weltverkehrslinie von der größten Bedeutung, gleichzeitig ein Werk von technischer Vollendung und das wichtigste zivilisatorische Hilfsmittel für das ausgedehnteste Land des Erdballs. Das russische Reich hat annähernd zwei Milliarden Mark verausgabt, um seinen ausgedehnten asiatischen Besitz in Schienenfesseln zu legen, weniger mit dem Zweck, den Warenaustausch zu erleichtern, als Sibirien überhaupt der Kultur zu erschließen. Die Ortschaften Ostsibiriens, die früher nur durch eine Reise von der Dauer eines Vierteljahres zu erreichen waren, liegen heute im Bereich einer einwöchigen Eisenbahnfahrt. Der ferne Osten Asiens, das nordöstliche China mit seiner Hauptstadt Peking, die Mandchurei und selbst das Land der aufgehenden Sonne, Japan, die früher nur zur See, und auch das im günstigsten Falle nur durch eine sechswöchige Dampferfahrt von Europa aus, erreicht werden konnten, sind auf elf bis vierzehn Tage nahegerückt. Die Eisenbahn hat alle Strapazen und Gefahren beseitigt, und der Reisende braucht auf der Fahrt von Moskau an die Küsten des Großen Ozeans bei Wladiwostok den Wagen gar nicht zu verlassen. Kilometerlange Brücken sind über die großen Ströme Sibiriens geschlagen worden, der herrliche Baikalsee, dessen Fläche genau die Hälfte des rechtsrheinischen Bayerns erreicht, ist durch kühne Einschnitte in seine senkrechten, tausend und mehr Meter hohen Uferfelsen, sowie durch lange Tunnel umfahren worden. Auf ungefähr dreitausend Kilometer von der deutschen Grenze, bei Urjumka, wird auf der Höhe des Uralgebirges die Grenze zwischen Europa und Asien erreicht, bezeichnet durch eine hohe weiße Pyramide. Die Städte längs der Bahn entwickeln sich zusehends, das wunderbar schön gelegene Tomsk, die geistige Hauptstadt Sibiriens, ist eine Stadt von mehr als hundertfünftausend Einwohnern geworden, Irkutsk, nahe dem Baikalsee, siebentausend Kilometer von Berlin, besitzt heute etwa sechshunderttausend Einwohner, und aus Wladiwostok hat die Bahn eine große, neunzigtausend Einwohner zählende Handelsstadt mit internationalem Leben und Treiben gemacht. Es gibt heute keine Entfernungen mehr! Innerhalb eines Monats kann man von Berlin aus Peking einen mehrtägigen Besuch abstatten und wieder zurück sein. Als die jetzige Generation zur Schule ging, war es ein Wunder, die Reise um die Erde in achtzig Tagen zu machen, und Jules Verne baute darauf eine seiner interessantesten Erzählungen auf. Heute kann diese Weltumfahrung in sechshundertdreißig Tagen, noch dazu mit größerer Bequemlichkeit, gemacht werden. Die Pazifikbahnen Amerikas, einst

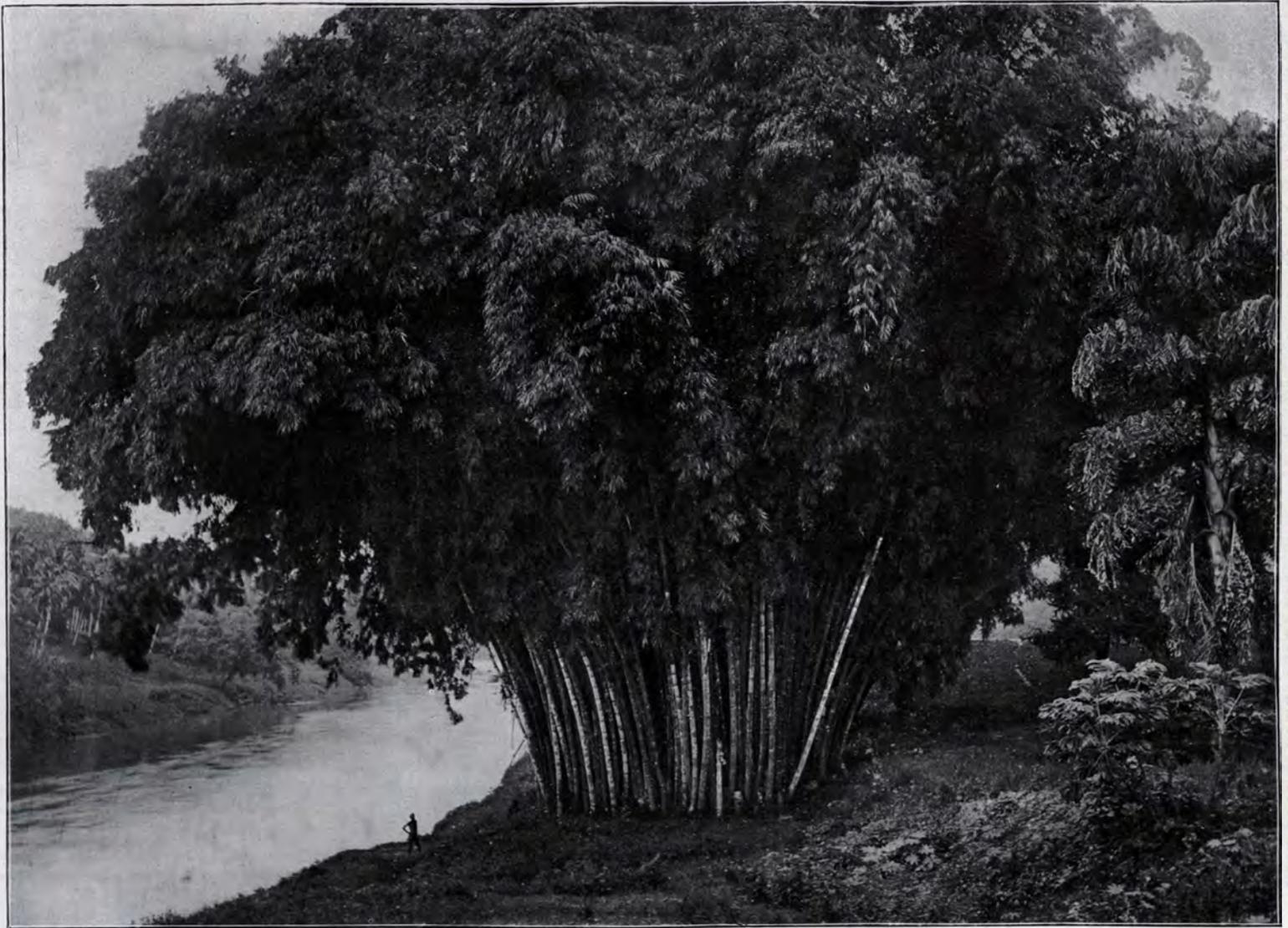


Abb. 185. Ein Riesenbambus auf Ceylon, fünfunddreißig Meter hoch, mit dreißig Meter Umfang.

Phot. F. Steen & Co.

die bedeutendsten Verkehrswunder, sind durch die Transsibirische Bahn weit in den Schatten gerückt worden, und der Eröffnungstag ist zugleich der Geburtstag des neuen Sibiriens.

Ceylon.

In seiner Gesamtheit kann Ceylon, die „Smaragdinsel“, als das herrlichste Tropenland des Erdballs bezeichnet werden. Wohl mag es sein, daß der Reisende bei seiner Landung auf Ceylon von den Gegenden, die er vorher durchfahren hat, ein wenig zugunsten Ceylons beeinflusst erscheint. Gewöhnlich wird die Reise um die Erde von Europa her in östlicher Richtung angetreten. Schon bei der Fahrt durch den Suezkanal, aber noch viel mehr im Golf von Suez, zeigen sich die Uferlandschaften in schrecklicher Kahlheit, sonnverbrannte Sandwüsten, nackte, zerrissene Felsen ohne Vegetation.

Fünf Tage Fahrt durch das Rote Meer, wenige Stunden Aufenthalt in dem sonnigen, glühenden, trockenen, kahlen Aiden, dann wieder sieben Tage Seefahrt durch den Indischen Ozean lassen den Reisenden förmlich nach etwas Vegetation, nach Leben und Bewegung lechzen. Sieht er dann die wolkenumhüllten Bergriesen von Ceylon auftauchen und fährt endlich in den bewegten, ganz in Grün gekleideten Hafen von Colombo ein, dann dünkt ihm Ceylon geradezu ein Paradies. Er sieht dort gewöhnlich zum erstenmal die fremdartige Tropenvegetation, noch dazu in einer Uppigkeit und Pracht, die auch sonst auf dem Erdball selten ist. Kommt er später vielleicht nach dem südlichen Indien, nach dem herrlichen Java oder Siam, vielleicht nach Kuba oder Brasilien, dann ist der erste Rausch des Entzückens, der ihn beim Verweilen in einem Tropenlande umfassen hat, verslogen, er urteilt kühler, und Ceylon bleibt ihm als das herrlichste von allen Tropenländern im Gedächtnis.

Kandy. Unten in Colombo wird ihm die Freude an der Pracht der Palmenwelt vielleicht durch die übergroße Tropenhitze etwas verleidet, aber fährt er mit der herrlichen Eisenbahn in die Berge hinauf, an dem einzig schönen Botanischen Garten von Paradeniya vorbei nach der alten Königsstadt Kandy, dann kann er die Pracht der Smaragdinsel in vollen Zügen und in aller Bequemlichkeit genießen. Sie bietet ihm dort nicht nur das Herrlichste, was die Pflanzenwelt in den südlichen Breiten aufzuweisen hat, sie führt ihn auch in die malerische Fremdartigkeit der singhalesischen, hindostanischen und mohammedanischen Welt ein. In der Mitte des traumhaft schönen Ortes breitet sich ein kleiner See mit kristallklarem Wasser aus, und auf einem Inselchen in der Mitte erhebt sich, beschattet von schlanken Palmen, noch der Rest eines lauschigen Pavillons, der einst den Gemahlinnen der Könige von Kandy gedient hat.

Jenseits einer weiten, sonnigen Esplanade, am anderen Ende des Sees erhebt sich eine malerische Gruppe von Tempeln, Hallen und Palästen, halb verborgen unter mächtigen Schattenbäumen. Der größte Tempel, von einer seltsamen Kuppel gekrönt, ist mit mehreren Ringmauern und einem tiefen Wassergraben umgeben, auf dessen gepflasterten Ufern Duzende riesiger Schildkröten sich träge sonnen, Duzende anderer, ihre häßlichen Köpfe über dem Wasser, schwimmen umher. Sie werden von den Tempelpriestern gefüttert, die Priester ihrerseits wieder von den vielen Pilgern, und beide, Schildkröten wie Priester, führen ein ruhiges, beschauliches Leben.

Aufregung kommt unter diese, in gelbe Tücher gehüllten bartlosen, barfüßigen Tempelwächter mit ihren wie Billardkugeln glänzenden kahrlasierten Schädeln nur, wenn europäische Touristen

Schätze der Erde eröffnet. Aber reicher und strahlender noch zeigen sich die etwa tischhohen Glocken, unter denen der Zahn aufbewahrt wird. Sieben Glocken sind hier aufeinandergeschachtelt, eine kostbarer, funkelnder als die andere, wie Kronen der Herrscher unserer größten Reiche. Unter der letzten und kostbarsten Hülle liegt eine geöffnete Lotosblume mit goldenen Blättern. Aus diesen steigt ein etwa spannenlanger goldener Stiel empor, und darauf ist das etwa daumengroße Stück gelben Elfenbeins mit zwei Klammern wagrecht befestigt. Warum der König von Kandy nicht ein kleineres, sorgfältiger bearbeitetes Stück Elefantenknochen gewählt hat? Oder soll Buddha in der Tat ein derartiges Krokodilgebiß besessen haben? Nach seinem Fußabdruck auf dem Adamspek zu schließen, muß er freilich ein Mann von etwa sechs

Meter Höhe gewesen sein, und für einen solchen Mann würde der Zahn passen. Die frommen Buddhisten, die alljährlich zu vielen Tausenden hierher wallfahrten kommen, geben sich indessen kaum derartigen Betrachtungen hin. Sie glauben einfach.

Weiter gegen die Kandy umgebenden Berge und am Abhange eines derselben erhebt sich der Palast der einstigen Könige von Kandy, ein einfacher, langgestreckter Bau, der jetzt einem englischen Beamten als Wohnsitz dient.

Sogar die einstige Thron- oder Durbarhalle mit ihren prachtvoll geschnittenen hölzernen Säulen, die unweit davon auf der Esplanade steht, dient heute als Gerichtshof. Die ganze Pracht und Herrlichkeit des Königshofes von Ceylon



Phot. F. Steen & Co.

Abb. 187. Der Gipfel des Adamspek auf Ceylon.

Unter dem Tempelchen befindet sich eine, etwa ein Quadratmeter große, flache Vertiefung im Felsen, die von den Buddhisten als Fußabdruck Buddhas, von den Mohammedanern als jener Adams angesehen wird.

ist untergegangen, und an Stelle der Majestät thront hier ein englischer Kommissar.

Anuradhapura. Dagegen sind aus der ältesten Zeit Ceylons, verborgen im Tropenschungel und davon überwuchert, im Herzen der Insel noch großartige Ruinen der einstigen Hauptstadt Anuradhapura vorhanden. Durch nahezu zwölf Jahrhunderte war sie die Residenz der alten Herrscher, von 400 vor Christus bis zum Jahre 770 nach Christus. Als bedeutendstes Bauwerk hat sich dort die „Pagode des goldenen Staubes“, Ruwanweli Dagoba, erhalten, geschaffen vor gerade zweitausend Jahren. Heute ein konischer Hügel von ungefähr neunzig Meter Höhe und hundert Meter Durchmesser, ganz aus Ziegeln aufgeführt, war er einst von zwei gemauerten kreisrunden Terrassen umgeben und von einer gewaltigen Glocke gekrönt, über die sich eine spitze Pagode erhob (Abb. 183). Die beiden Plattformen

Ausgabe dieses gewaltigen Klosterbaues, der einst neun Stockwerke hoch war und in jedem Stockwerk hundert Zellen besaß. Heute noch stehen auf der gemauerten Terrasse nicht weniger als sechzehnhundert Granitmonolithe von ungefähr vier Meter Höhe aufrecht, in vierzig parallelen Reihen angeordnet (Abb. 184). König Datthagamini, der den Palast vor zwei Jahrtausenden zur Feier seines Sieges über die Tamilen errichtete, ließ jede einzelne Säule mit getriebener Bronze belegen und das Dach aus Bronzeplatten herstellen. Die Säulen der Thronhalle in der Mitte des Gebäudes waren mit Goldplatten bekleidet.

Isuruminija. Zerstreut auf dem Ruinenfelde liegen auch unzählige Pokunas, große, mit Marmor oder Baustein bekleidete Wasserbassins, zu denen skulpturenbedeckte Treppen hinabführen. Sie waren bis vor einigen Jahrzehnten so unter haushohem, undurchdringlichem Pflanzengewucher verborgen, daß es eine schwierige Aufgabe war, wenigstens einige freizulegen. Die bedeutendste Pokuna ist jene von Isuruminija, überragt von senkrecht daraus aufsteigenden Granitfelsen, die von eigenartigen Tempeln in Glockenform gekrönt werden (Abb. 186). Buddhistenmönche haben sich neuerdings dort angesiedelt, doch das Wasserbassin haben sie den unzähligen Krokodilen überlassen, die dort von den Mönchen gefüttert werden.

Eine größere Merkwürdigkeit als diese Palast- und Tempelruinen von Anuradhapura ist indessen der heilige Bobaum. Umgeben von einer Einfassung und sorgfältig behütet von buddhistischen Mönchen, dürfte er der älteste bekannte Baum des Erdballs sein, denn er wurde der Überlieferung nach im Jahre 245 vor Christi Geburt gepflanzt, ein Heiligtum der Buddhisten.

Die feuchte Hitze in den tropischen Niederungen von Ceylon ist so unerträglich, daß jeder

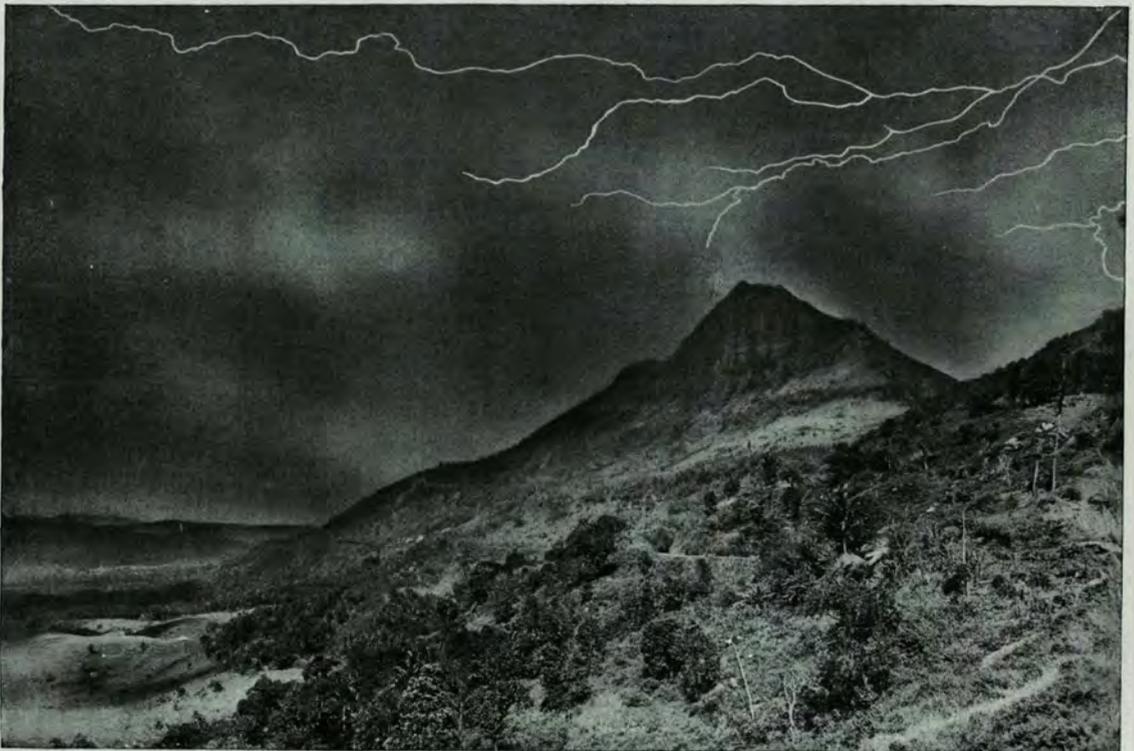
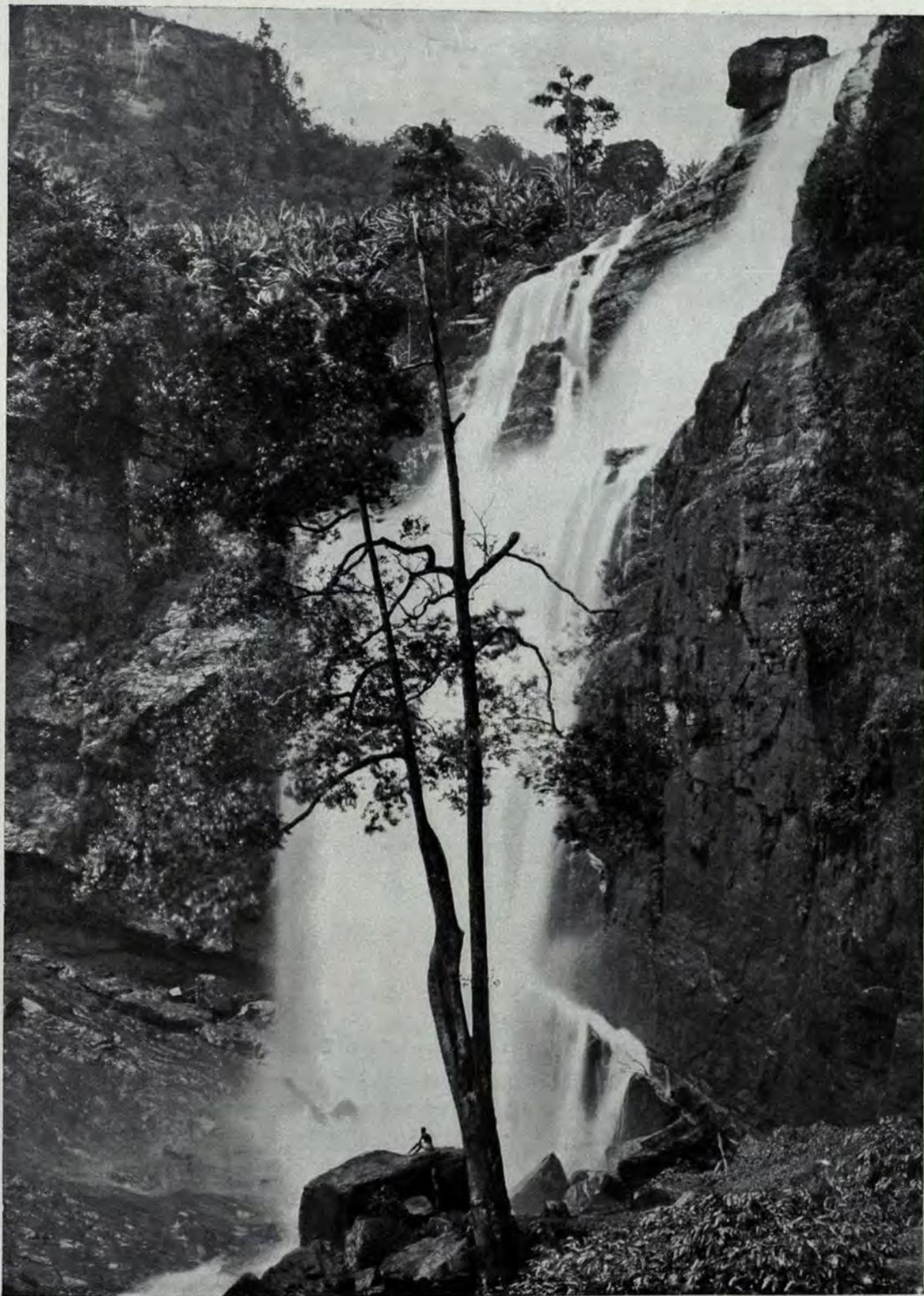


Abb. 189. Gewittersturm in den Allagallabergen auf Ceylon.

Phot. Henry W. Gaze.



Phot. Bourne & Shepherd.

Abb. 190. Der Rambodawasserfall bei Nuwara Eliya auf Ceylon,
in verschiedenen Absätzen mehrere hundert Meter abstürzend.

Besucher von Anuradhapura mit Freuden wieder in die Berge zurückkehrt, vielleicht über Kandy hinaus nach dem herrlichen Nuwara Eliya fährt, das ungefähr zweitausend Meter über dem Meerespiegel liegt. Zwischen Kandy und Nuwara Eliya erhebt sich die steile Granitpyramide des berühmten Adamspiks.

Der Adamspik.

Die Anhänger des Buddhismus in Indien, Birma, Siam und Ceylon verehren in dem Adamspik ihren heiligen Berg, denn auf der Spitze dieses steil wie eine Felsnadel aus dem Bergmassiv des mittleren Ceylons emporragenden Piks befindet sich ihrem Glauben nach der Abdruck eines Fußes des Buddha. Seltamerweise betrachten die Mohammedaner in dieser natürlichen Vertiefung auf dem Gipfel des Adamspiks den Abdruck eines Fußes unseres gemeinschaftlichen Stammvaters Adam, und Mohammedaner wie Buddhisten kommen in jedem Jahre scharenweise aus den entferntesten Gegenden, um diesem Heiligtum ihre Verehrung zu bezeigen, ähnlich wie die Japaner

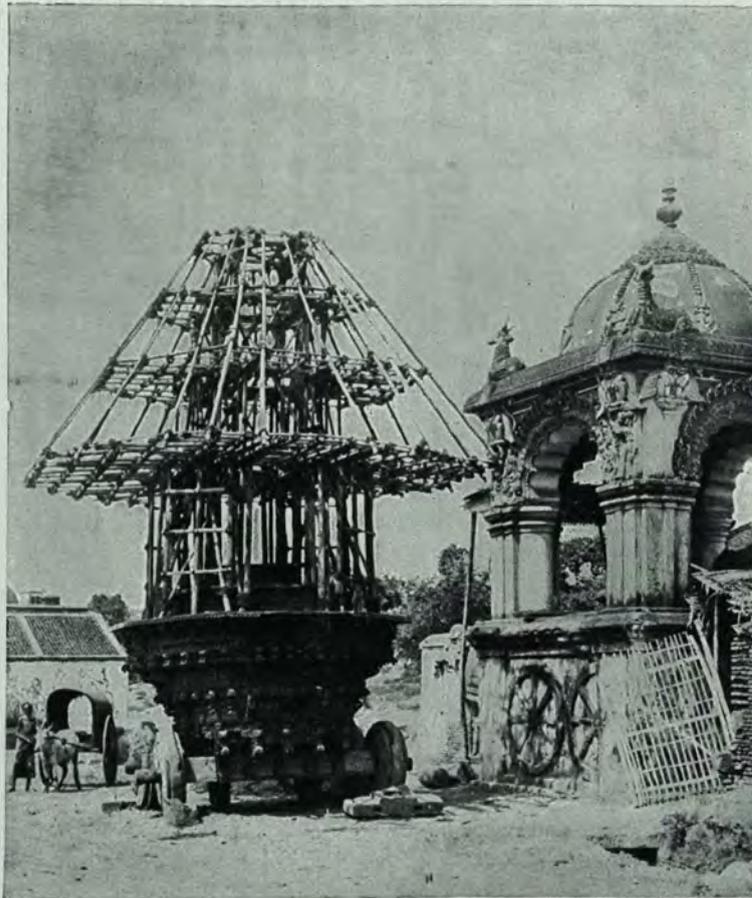


Abb. 191. Dshaggarnathwagen zu Landshore in Indien, bei festlichen Umzügen zu Ehren des Gottes Krishna benutzt.

die Europäer zu einer Berühmtheit gemacht hat. Bei Sonnenaufgang wirft nämlich der Adamspik einen ebenso tiefen wie regelmäßigen und scharf abgegrenzten Schatten, von dem in vielen Reisebeschreibungen die Rede ist und der zeitweilig sogar von Schiffen, die sich dem Hafen von Colombo nähern, auf dem Meere gesehen worden sein soll. Dies bestritten jedoch mir gegenüber die Kapitäne der Schiffe, die regelmäßig zwischen Ceylon und den Häfen des südlichen Indiens verkehren. Manche befahren diese Gewässer schon seit vielen Jahren; die nadelscharfe, steile Spitze des Berges dient ihnen sogar als Ansegelungszeichen, allein den berühmten Schatten hatte bis dahin niemand von dort aus gesehen. Ebensovienig gelang es mir, in den Photographieläden von Indien und Ceylon Ansichten des Gipfels mit dem darauf

ihren heiligen Berg Fujiyama und die Chinesen den im Herzen von Schantung gelegenen Taischan verehren.

Nachdem ich schon früher die beiden letztgenannten Berge bestiegen und photographisch aufgenommen hatte, unterzog ich mich derselben Aufgabe hinsichtlich des Adamspiks, weniger wegen des Fußabdrucks von Adam oder Buddha als wegen des ganz merkwürdigen Naturschauspiels, das jeden Berg für

Phot. Underwood & Underwood.



Phot. Gesse-Wartegg, „Indien“.

Abb. 192. Der heilige Teich von Kumbakonam in Südindien,
zwanzig Morgen groß, von schönen Pagoden umschlossen, zieht alle zwölf Jahre einmal während des Monats Februar eine halbe Million Pilger an, die darin baden.

befindlichen Tempel und dem Fußabdruck aufzutreiben, weshalb ich mich entschloß, solche Ansichten selbst aufzunehmen.

Wer die wie ein kleines indisches Matterhorn steil über das Gebirgsmassiv von Ceylon aufsteigende Felsnadel von unten aus betrachtet, stellt sich die Besteigung viel schwieriger vor, als sie in Wirklichkeit ist. Nicht nur zahlreiche Pilger erklimmen den Gipfel, auch Europäer unternehmen in jedem Jahre den Aufstieg, obschon sie sich zu einer Wiederholung wohl kaum bequemen dürften. Von Hatton, einer Station der mit großer Kühnheit erbauten Bergbahn Ceylons, führt ein bequemer Fußweg nach dem in einem Tal etwa zwanzig Kilometer vom Fuß des Adamspiks gelegenen Rasthaus Maskeliya. Von dort aus machte ich mich, begleitet von zwei Führern und Laternenträgern, um Mitternacht auf und erreichte drei Stunden später bei allmählichem Steigen den eigentlichen Pik. Das Erklettern des kahlen, steilen Granitfelsen, der eine Gesamthöhe von zweitausendzweihundertsechzig Meter besitzt, ist nur dadurch möglich, daß im oberen Teile Stufen in den nackten Felsen gehauen und eiserne Ketten angebracht sind, ähnlich wie auf dem Matterhorn.

Um sechs Uhr morgens war der Gipfel erreicht (Abb. 187). Das Plateau, das einen Umfang von hundert Schritten haben mag, wird von einer brusthohen Mauer umschlossen. Innerhalb dieser Mauer befinden sich einige niedrige Hütten für die Buddhapriester und die Pilger. Aus der Mitte des Plateaus steigt der Felsen noch um mehr als zwanzig Meter höher empor, und auf seiner Spitze steht ein kleiner, nach allen Seiten offener Tempel, in dem sich der berühmte Fußabdruck befindet. Es gehört viel Phantasie dazu, die Vertiefung für den Abdruck eines menschlichen Fußes zu halten, selbst wenn es jener Adams oder Buddhas sein sollte. Sie müßten Wesen von unglaublicher Körpergröße gewesen sein, denn die Länge des Fußabdrucks beträgt nach meiner Messung ein Meter vierzig Zentimeter und die Breite fünfundsechzig Zentimeter. Die Stelle zeigt den nackten Felsen, umschlossen von einer handhohen Lage Zement, ohne Abgrenzung der Zehen oder des Ballens. An der Südseite erhebt sich ein kleiner Altar, auf den die Priester und Pilger bei Sonnenaufgang weiße, zarte Frangipaniblüten und Reiskörner legen, worauf sie knieend, mit gefalteten Händen ihre Gebete verrichten.

Um sechs Uhr achtzehn Minuten machte mich ein Priester auf den herrlichen Sonnenball aufmerksam, der im Osten in einem Sattel des höchsten Berges von Ceylon, des Pedrotallagalla, erschien. Ihm gegenüber auf der Westseite zeigte sich der merkwürdige, scharfgeschnittene Schatten des Adamspiks. Wie eine dunkle Nebelpyramide hob er sich von dem grauen, allmählich immer heller werdenden Hintergrund ab (Abb. 188). Je höher die Sonne emporstieg, desto mehr senkte sich der Schatten, bis er schließlich horizontal auf dem Bergland tief zu unseren Füßen lag und zweieinhalb Stunden nach Sonnenaufgang verblaßte. Das Bild ist so eigenartig, daß man darüber kaum die herrliche Aussicht beachtet, die sich von diesem steilen Gipfel nach allen Seiten hin auf die so ungemein gesegnete Tropeninsel darbietet. Auffällig war es, daß sich eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang neben dem tiefen Kernschatten des Berges, noch von der Spitze ausgehend, in divergierender Richtung nach unten zwei andere, schwächere Schatten zeigten, die allmählich wieder verschwanden.

Auf dem Wege von Lagapana nach der Bahn erheben sich unmittelbar bei dem Orte in langer Reihe herrliche Bambusstauden von solcher Höhe und Masse, daß sie sogar jene des Botanischen Gartens von Paradeniya übertreffen. Man denke sich über hundert sattgrün gefärbte, buschige Straußensfedern von dreißig bis fünfunddreißig Meter Länge von Künstlerhand zu einem einzigen Strauß gebunden, dann kann man sich eine Vorstellung von der Pracht der Bambusstauden von Lagapana machen (Abb. 185).

Nuwara Eliya. Nuwara Eliya ist ein prächtiges Idyll in derselben Höhe wie St. Moritz in der Schweiz, in ähnlicher Lage und mit ähnlichen Seen. Aber während St. Moritz von schneebedeckten Bergen umgeben ist, und gewaltige Gletscher sich ins Tal hinabziehen, herrscht in dem St. Moritz von Ceylon eine außerordentliche Pracht der Vegetation. Rhododendren in vollster Blüte und von der Größe unserer Obstbäume beschatten den Weg, der nach dem Gouverneurspalast führt, und der lange Bergrücken des Pidaru Talagala (Pedro-tallagalla), der höchsten Bodenerhebung von Ceylon, ist mit ewigem Grün statt mit Schnee bedeckt. Viel majestätischer erscheint die bedeutend niedrigere Granitpyramide des Allagalla-

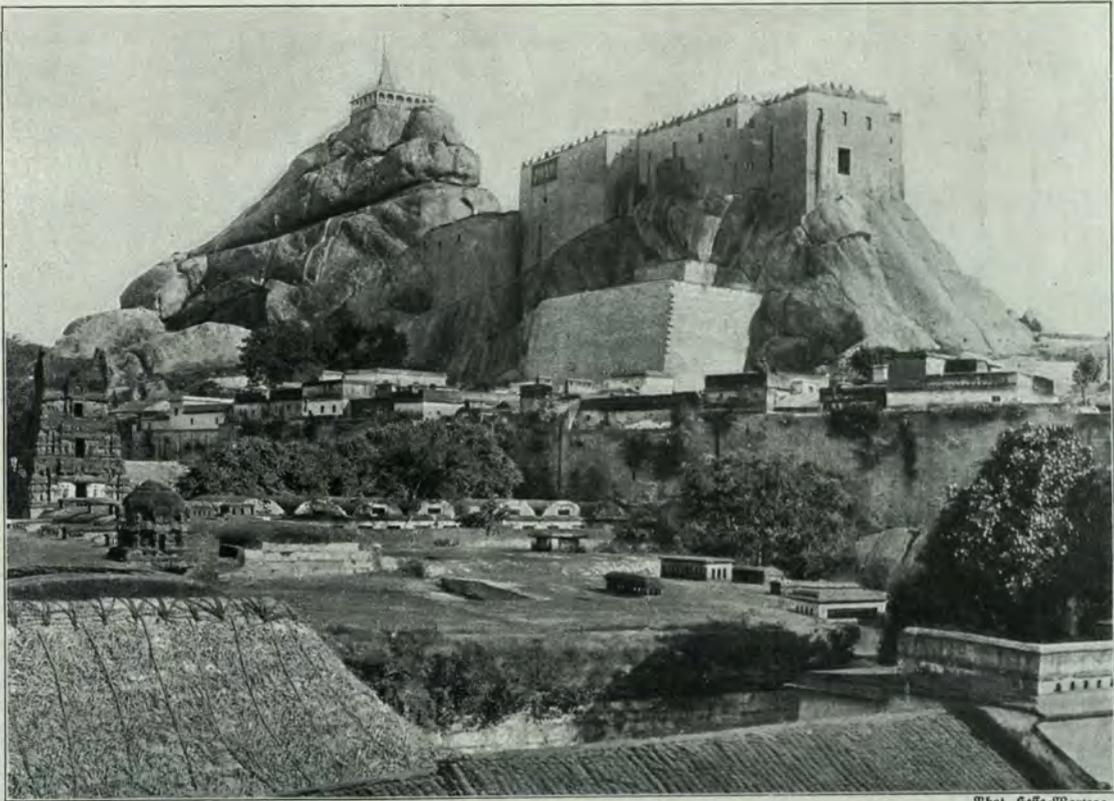


Abb. 193. Die Festung von Trichinopoly.

Phot. Gesse-Wartegg.

berges. Bis hart an die nackten Granitwände sind die Flanken mit üppigen Tee- und Reisplantagen bedeckt, und die Arbeiter daselbst sind häufig Zeugen der überwältigendsten atmosphärischen Schauspiele. Zuweilen erscheinen sie wie die Bewohner einer Felseninsel, denn das ganze Land unter ihnen ist in ein dichtes Nebelmeer gehüllt, aus dem nur die höchsten Bergspitzen wie Felseilande aufragen; dann wieder ist die Luft so unendlich scharf und klar, daß alle Einzelheiten bis auf große Entfernungen unterschieden werden können, oder es ballen sich um die Granithäupter schwarze, dichte Wolken zusammen, die Sonne verdunkelnd, so daß alles wie in Dämmerlicht verfunken erscheint. Bald bricht das Gewitter los in einer Furchtbarkeit, von der man sich in gemäßigten Zonen keine Vorstellung machen kann; Blitze zucken garbenweise über das ganze Firmament (Abb. 189), das Rollen des Donners ist entsetzlich, und wie aus geöffneten Flutschleusen strömen dann die Wassermassen herab, die Täler füllend, die Reisfelder und Teeplantagen in Seen, die Schluchten in reizende Ströme verwandelnd, die über

die Berghänge in großartigen Wasserfällen zu Tal stürzen. Dann bietet besonders der Rambodafall (Abb. 190) ein überwältigendes Schauspiel dar, mit Wassermassen, die, umrahmt von der herrlichsten Tropenvegetation, mehrere hundert Meter tief über die Felsabfänge hinabdonnern.

Vorderindien.

Ein Land unseres Planeten könnte die Bezeichnung „Wunderland“ mit größerem Rechte führen als Indien. Von seiner mitten in die üppigste Tropenwelt getauchten Südspitze bis an die von glitzernden Eisdiademen gekrönten Gebirgsmauern des Himalaja, vom Arabischen Meer bis zum Golf von Bengalen umfaßt es alle erdenklichen Landschafts- und Kulturbilder und beherbergt Völker, die an Verschiedenheit der Abstammung, an Eigentümlichkeit ihrer Sitten, Gebräuche und Religionen den interessantesten aller Erdteile beigezählt werden können. Seine großartigen Palaß- und Tempelbauten sind Meilensteine einer Geschichte, die in die frühesten Zeiten der Menschheit hinaufreicht, und seine weiten Flußtäler waren die Tummelplätze fast aller großen Völker Asiens. Manche seiner mehrtausend-

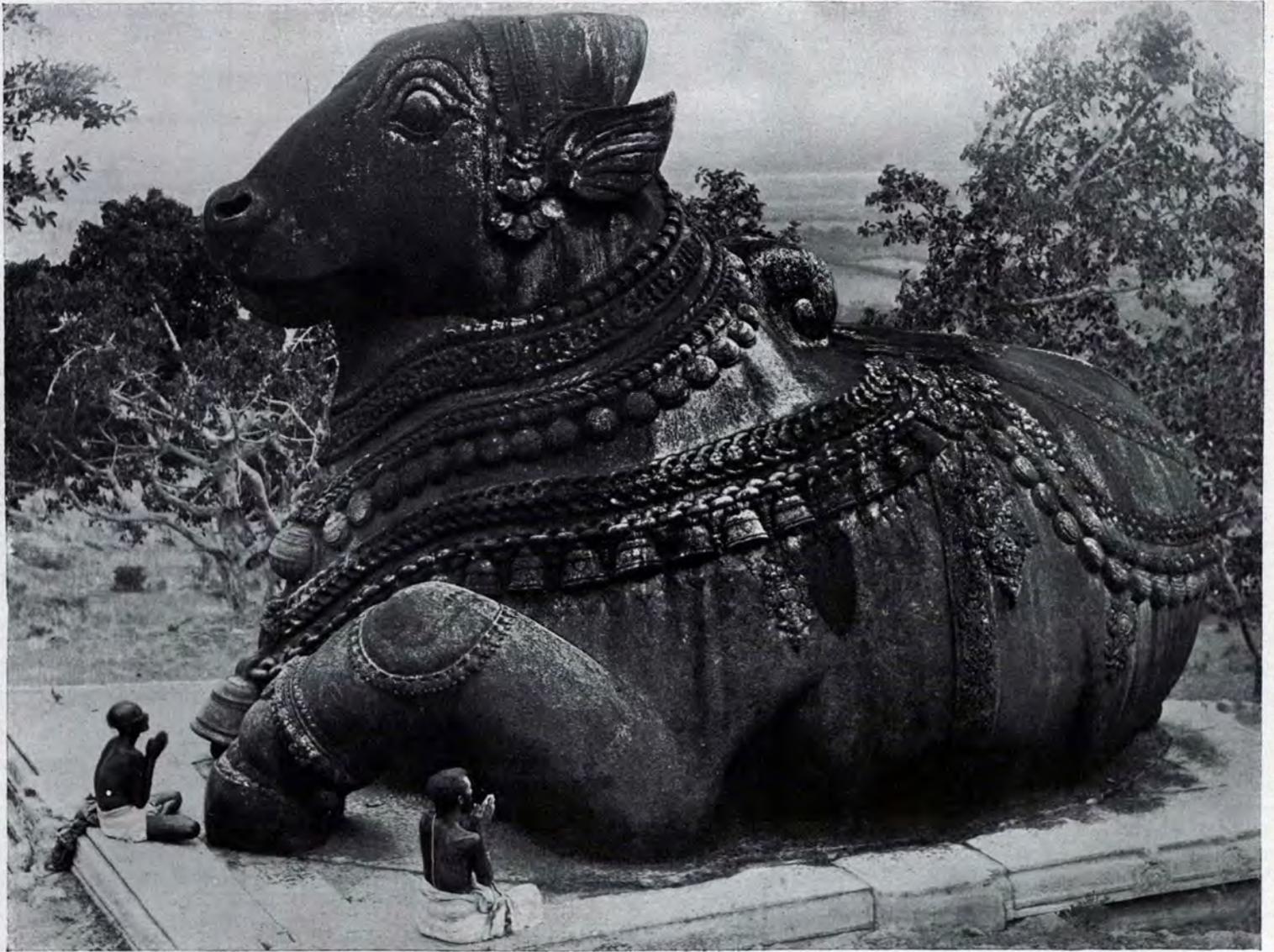
jährigen, über die Zeit der Pyramidenerbauung zurückreichenden Großstädte sind von Schlachtfeldern umgeben, auf welchen die Geschicke des halben Kontinents ihre Entscheidung gefunden haben, und sie selbst waren jahrhundertlang Residenzen der mächtigsten Herrscher ihrer Zeiten. So hat denn kein Land eine größere Anzahl von Wundern aufzuweisen, keines ist so sehr die Verwirklichung der Märchen von „Tausendundeiner Nacht“, und man müßte das ganze große, farbenprächtige Hindostan zum Vorwurf nehmen, sollte man alle Wunder schildern, die es innerhalb seiner Grenzen birgt.

Im Süden Indiens sind es neben der wunderbaren Tropenpracht, die in Travancore und Cochin womöglich noch jene Ceylons überbietet, vor allem die fremdartigen Riesentempel, welche in solcher Art auf dem Erdball nicht ihresgleichen finden.



Abb. 194. Partie des großen Tempels von Madura.

Phot. Veffe-Wartegg.



Phot. Pesse-Wartegg, „Indien“.

Abb. 195. Der heilige Stier von Mysore in Indien, aus einem einzigen Felsblock gehauen, von den Brahmanen hochverehrt.

Wer von Madras, dem großen Hafen Südindiens, mit der Eisenbahn nach Süden fährt, wird als ersten dieser in ganz Indien berühmten Tempelorte westlich von Pondicherry die Stadt Tiruvannamalai finden, zu deutsch: „der heilige rote Berg“. Aus der mit Palmen bestandenen Ebene ragt ein steiler Granitfels auf neunhundert Meter Höhe empor, mit einer natürlichen Felsnadel an seiner Spitze, die von den Brahminen als ein heiliger „Lingam“, das Abzeichen des höchsten Hindugottes Schiwa, verehrt wird. Diesem Lingam zu Ehren wurde ein großartiger Tempel zu Füßen des Felsen erbaut. In der mit prachtvollen Steinskulpturen bedeckten, von einem Dom überragten Tempelhalle steht ein Bildnis des Sohnes von Schiwa, des elefantenköpfigen Ganescha. Der Tempel mit seinem Wasserbassin, zu dem eine majestätische Treppensucht hinabführt, wird von einer Mauer eingeschlossen, über deren vier Toren sich Pyramiden erheben, die zu den höchsten Bauwerken In-



Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 196. Torpyramide des großen Hindutempels von Madurai in Südindien mit unzähligen Darstellungen des Gottes Schiwa und anderer Gottheiten bedeckt und in den schreiendsten Farben bemalt.

diens zählen. Nicht weniger als fünfzehen Stockwerke hoch sind hier mächtige Granitquader aufeinandergetürmt. Wer an einem religiösen Festtage eine dieser Pyramiden ersteigt, dem zeigt sich zu seinen Füßen ein höchst eigenartiges Bild. Der Sage nach fand hier die Versöhnung Schiwas mit seiner Gattin Parvati, der Schönheitsgöttin, statt, und er erschien ihr wieder, in gewaltige Flammen gehüllt, die aus der Spitze des Felsen hervorkamen, so der Finsternis, in welche die Erde bis dahin gehüllt war, ein Ende bereitend. Hunderttausende von Pilgern strömen zu dem Erinnerungsfest an diese Lichtwerdung in dem Tempel und am Fuße des Felsen zusammen und erwarten das heilige Feuer. Die Brah-

minen sammeln die Kampfer- und Harzmassen, welche die Pilger als Opfergaben bringen, und in der Festnacht werden diese Stoffe im Tempelhofe zu Füßen des SchiwaStandbildes plötzlich entzündet. Zu gleicher Zeit lodern auch auf der Spitze des Felsen große Flammen, von den Brahminen angefacht, viele Meter hoch empor, und dieses Riesengefeuer wird zwei Tage und zwei Nächte lang unterhalten. Die Tausende und aber Tausende von Pilgern

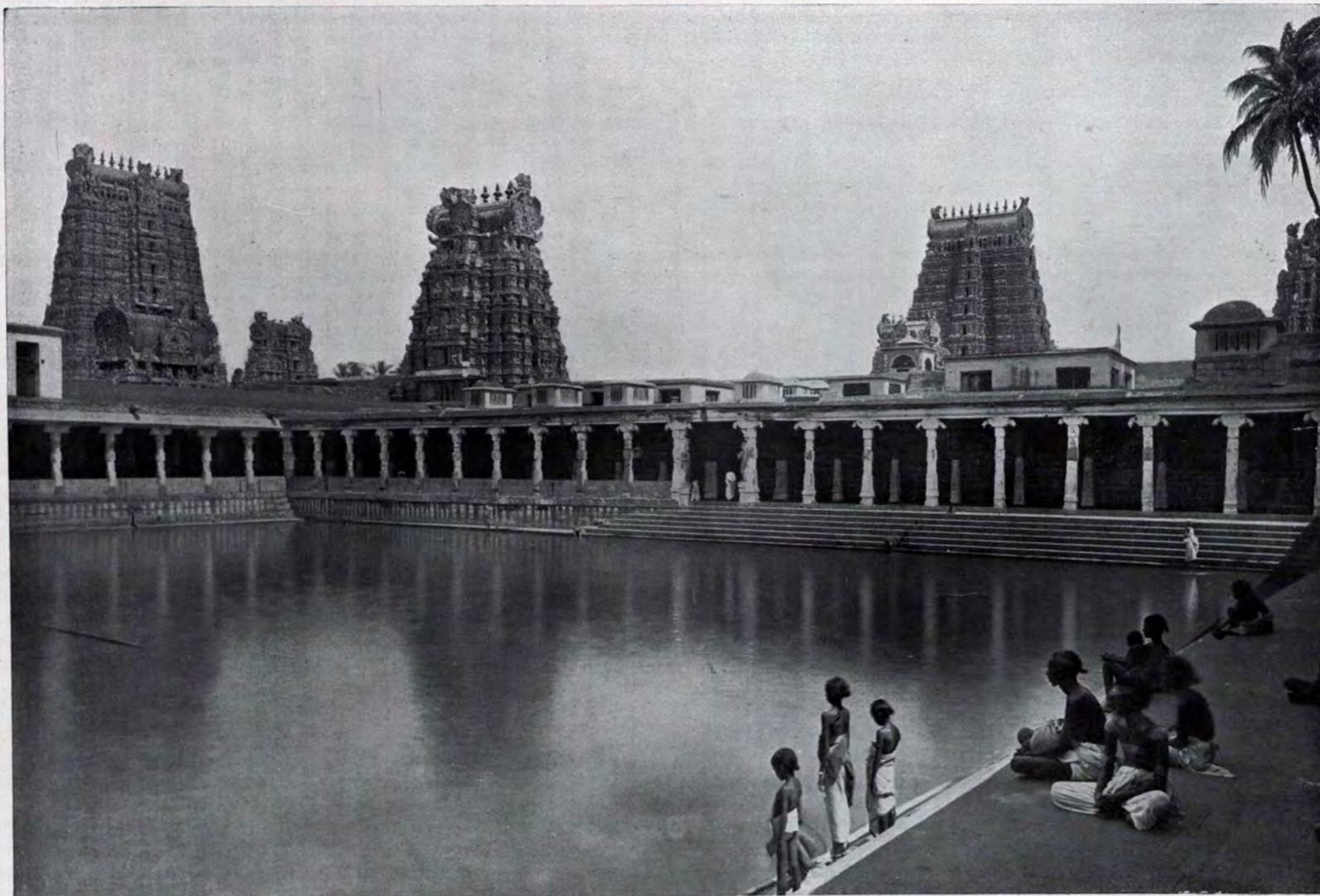


Abb. 197. Der Teich der „goldenen Lilien“ in Madura, der schönste Teil des großen Tempels, überragt von Torpyramiden.



Phot. H. G. Fium.

Abb. 198. Fresken, Hindulegenden darstellend, im großen Schiwatempel von Madura.

erwarten, im Tempelteich badend, das Erscheinen des heiligen Feuers, und sind dann ihrem Glauben nach für alle Zukunft vom Glück begünstigt.

Der heilige Teich von Kumbakonam. Noch großartiger ist der Zusammenstrom von Pilgern jeden Februar in der Tempelstadt Kumbakonam, etwa hundert Kilometer weiter südlich, wo sich nicht weniger als sechzehn Riesentempel befinden, von denen zwölf dem Gotte Schiwa, vier Wischnu geweiht sind. Die Torpyramiden, über ein Duzend an der Zahl, erreichen an Höhe und Umfang jene von Tiruvannamalai, doch sind bei jeder einzelnen Pyramide die Seiten bis zur Spitze, zusammen etwa ein halbes Hektar Flächeninhalt umfassend, über und über mit Figuren bedeckt. Nach Tausenden zählen die Bildwerke von Götzen, Menschen- und Tiergestalten an jedem dieser seltsamen Bauwerke, welche die Hindu ihren Göttern geweiht haben. Aber der heiligste Ort von Kumbakonam sind nicht die Tempel, sondern der Mahamakanteich, ein von schönen Pagoden umschlossenes, etwa zwanzig Morgen großes Bassin, zu dem ringsum steinerne Treppenfluchten hinabführen. Der Sage nach sollen alle zwölf Jahre einmal die Gewässer des heiligen Ganges durch unterirdische Zuflüsse nach diesem Teich strömen, und dann versammeln sich in Kumbakonam während des Monats Februar nicht weniger als eine halbe Million Pilger. Die Stadt enthält weit über hundert Hotels und Pilgerhallen, aber Hunderttausende finden keine Unterkunft und müssen im Freien lagern. Ein Bad im heiligen Teich reinigt von allen Sünden, und der Zufluss von Badenden ist so groß, daß mitunter die Wasserfläche gar nicht sichtbar ist (Abb. 192). Der Wasserspiegel wird durch diese Menschenmassen so gehoben, daß früher zahlreiche Badende ertranken, und die Behörden lassen daher an diesen Festtagen jetzt das Wasser bis auf ein Meter Tiefe ablaufen. Ist der Teich mit Pilgern gefüllt, dann werden von den Brahminen die Götzenbilder zur Verehrung durch die Badenden aus den Tempeln hervorgeholt. Schon einige

Tage nach Beginn der Pilgerzüge ist das Wasser im Teiche von Schmutz und Unrat so dick und trüb geworden, daß nur der eifrigste Fanatismus die Pilger bewegen kann, ihre Köpfe in diese Erbsensuppe zu stecken. Auf das Bad im heiligen Teich pflegt dann ein zweites in dem nahe vorbeiströmenden Cauveryfluß zu folgen.

Landschore. Unzweifelhaft die schönste und einheitlichste, wenn auch lange nicht großartigste Tempelanlage Südindiens ist jene in der früheren Königsstadt Tanjore (sprich Landschore), mit Nebengebäuden in entzückender Ausführung. In der großen Säulenhalle vor dem Haupttempel liegt der berühmte Nandi, Schivas heiliger Stier, aus einem einzigen Syenitblock gemeißelt und fünfundzwanzig Tonnen schwer. Dieser von den Hindu angebetete Koloß wurde vor mehreren Jahrhunderten aus einer Entfernung von sechshundert Kilometer hierhergebracht. Ein ähnlicher Steinkoloß ist der heilige Stier von Mysore, weiter nördlich, auf einem Hügel ganz im Freien liegend (Abb. 195). Noch wunderbarer ist die Krone, welche die Spitze der achtzig Meter hohen Tempelpyramide bildet. Aus einem Granitblock gemeißelt, wiegt sie nicht weniger als achtzig Tonnen, und um sie auf die Pyramide zu setzen, mußte eine hölzerne Rampe von sechs Kilometer Länge gezimmert werden. Täglich findet in dem Schiva geweihten Tempel Gottesdienst statt, zu welchem die Brahminen durch ein eigenes Musikkorps begleitet werden. Bei festlichen Gelegenheiten gehört zum Gottesdienst auch der Tanz der Nautschmädchen, von denen jeder größere Tempel des Südens eine Anzahl unterhält.

Zeitweilig werden auch festliche Prozessionen durch die Tempelgründe und die Stadt veranstaltet, bei denen die Götzenbilder aus den Tempeln in monumentalen Festwagen, den sogenannten Dschaggarnathkarren (Abb. 191), an Größe beinahe Tempeln auf Rädern gleich, unter äußerst zahlreicher Beteiligung des Volkes umhergeführt werden.



Phot. Percival Randor.

Abb. 199. Hindutempel von Nameswaram in Südindien, dem mythischen Helden Rama gewidmet. — Darstellung eines der vielen Tempelgänge.

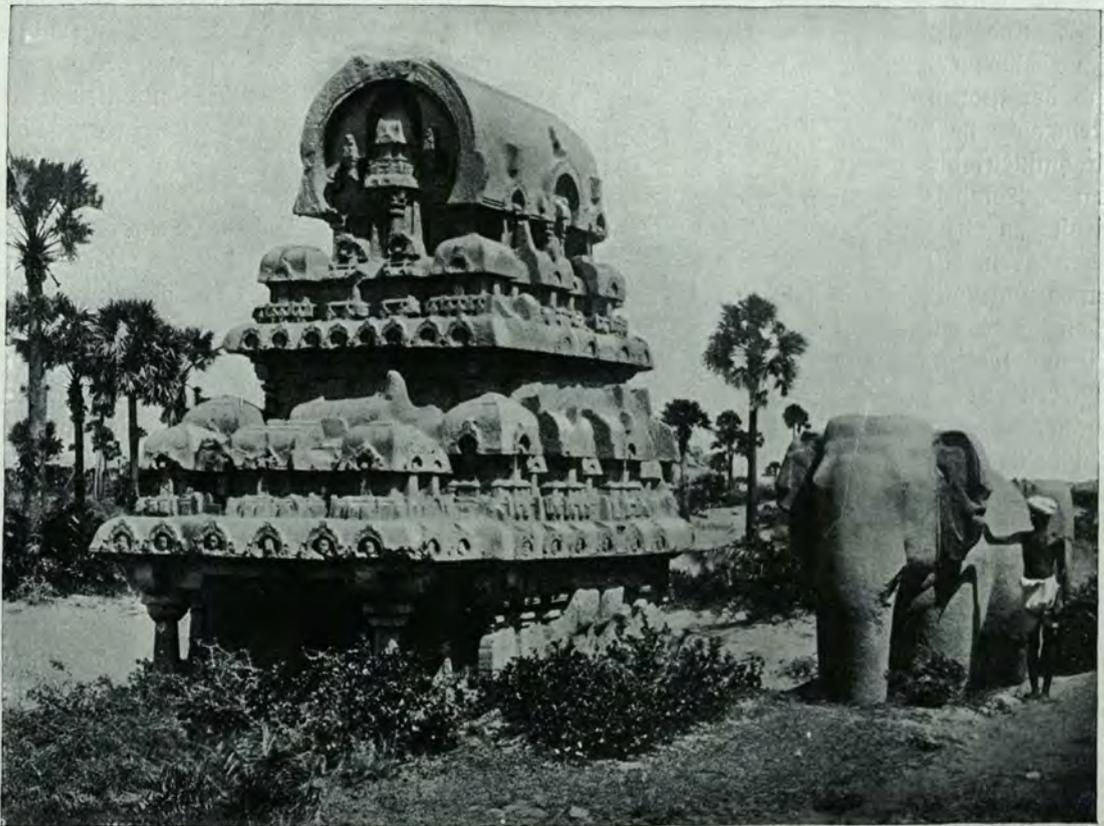
Der Srirangamtempel. Der größte Tempel Indiens, vielleicht des ganzen Erdballs, liegt etwa fünfzig Kilometer westlich von Landschore, in der Nähe der alten, aus den Kämpfen zwischen den Franzosen und Engländern bekannten Felsenfeste Trichinopoly (Abb. 193), zu deren Füßen sich auch ein heiliger Teich mit einem großen Pavillon in der Mitte befindet. Der große, dem Gotte Wischnu geweihte Tempel liegt einige Kilometer weiter auf einer Insel im Cauveryfluß, namens Srirangam. Innerhalb der äußeren Umfassungswand der Tempelstadt wohnen nicht weniger als zwanzigtausend Hindu, die durchweg Anhänger des Wischnu sind. Der Srirangamtempel ist nämlich der einzige Tempel Indiens, in dem auch die unteren Kasten wohnen dürfen.

Schon aus der Ferne wird man mit Staunen die ungeheuren, turmartigen Torpyramiden, Gopuram genannt, wahrnehmen, die sich hoch über die Palmenhaine der Ebene erheben und mit nach vielen Tausenden zählenden, bunt übermalten, lebensgroßen Menschen- und Tierfiguren bis an die Spitzen bedeckt sind. Ein Tor aus ungeheuren Granitblöcken, so groß und massig wie jene von Karnak in Ägypten, führt durch die erste und äußerste Umfassungswand, die ein Viereck von einem Quadratkilometer Fläche umschließt. Niedrige Elefanten, zum Tempeldienste gehörig, lagern an dieser Mauer, und ringsum erheben sich zahlreiche offene Säulenhallen als Rastplätze für die zeitweilig nach Tausenden zuströmenden Pilger. Von der Spitze des großen Torbaus erhält man einen Überblick über die ganze Anlage. Nicht weniger als sieben konzentrische hohe Steinmauern umschließen das Allerheiligste, einen niedrigen Tempel mit goldenem Dach, in welchem sich das Götzenbild Wischnus befindet; zu seinen Füßen sind Geschmeide, Gold- und Silbergefäße, Edelsteine und andere Opfergaben im Werte von Millionen aufgehäuft. Auf jeder der vier Seiten führen Tore durch jede der sieben Umfassungswand, jedes Tor von einer seltsamen, bis zu fünfzehn Stockwerken hohen Pyramide überhöht. Zwischen den Mauern aber wohnen die Anhänger Wischnus, zunächst jene der niederen Kasten, welche in belebten Basaren Handel treiben; der Raum zwischen der dritten und fünften Umfassungswand beherbergt Mitglieder höherer Kasten; die sechste und siebente Umfassung sind ausschließlich für die Wohnstätten der höchsten Kaste, der Brahminen, bestimmt, und kein Mitglied einer anderen Kaste, auch kein Europäer darf sie betreten. Schon die Berührung des Kleides durch Europäer oder Mitglieder einer unteren Kaste würde den Brahminen verunreinigen und ihn zwingen, sich durch allhand Bäder und Zeremonien zu reinigen, um nicht aus der Brahminenkaste ausgeschlossen zu werden.

Die Säulenhallen, die mit Skulpturen überreich bedeckten Tempelwände, die Unmenge und Eigenart der Figuren, Statuen, Säulenmonolithe und Pagoden spotten der Beschreibung. Das einfache Durchschreiten dieser phantastischen Tempelanlage erfordert Stunden; Wochen aber würde es erfordern, all die seltsamen Gebräuche der Götzenverehrung, Umzüge, Tänze, Badzeremonien kennen zu lernen, welche sich hier seit der Erbauung des Tempels im siebzehnten Jahrhundert bis auf den heutigen Tag erhalten haben und sich noch durch Jahrhunderte erhalten werden.

Madura. Ist der Tempel von Srirangam der größte Tempel Indiens, so ist jener von Madura, im äußersten Süden, der heiligste, denn hier sollen nach dem Glauben der Hindu Schiwa und seine Gattin sich zeitweilig aufhalten. Madura war seit vorchristlichen Zeiten die Hauptstadt eines großen Königreichs, und der berühmte Tempel wurde in seinen schönsten Teilen unter der Regierung des mächtigen Königs Tirumala im siebzehnten Jahrhundert erbaut. Nicht weniger als neun Pyramiden erheben sich über den Toren, alle mit den reichsten Skulpturen über und über bedeckt bis auf die höchsten Spitzen (Abb. 196). All die weitläufigen Korridore, Säulenhallen, Tempel und Pagoden sind eine einzige Masse der kunstvollsten Bildhauerarbeiten (Abb. 194). Welche Menge von kostbarem Material und Skulpturen an dem Tempel verschwendet wurde, geht schon aus der Tatsache hervor, daß die Erbauung

nicht weniger als hundert Millionen Mark verschlungen hat, eine Geldsumme, die heute im Vergleich zur damaligen Zeit und zu den billigen Arbeitsverhältnissen gewiß das Vier- bis Fünffache darstellt. Die Säulenhalle mit hundertzwanzig herrlichen, figurenbedeckten Säulenmonolithen kostete allein fünfundzwanzig Millionen Mark. Mit Staunen durchwandert man diese weiten Räume, diese Korridore, finsternen Tempelhallen, in denen unzählige Fledermäuse hausen, wo Affen ihren Schabernack treiben, wo in Käfigen schöne grüne, blaue und gelbe Papageien aufgehängt sind, und wo andächtige Hindu ihre Lieblingsgötzenbilder mit Öl und Butter einschmieren oder ihnen Blumen opfern, bevor sie in den heiligen Gewässern des



Phot. Frith & Co. Ltd.

Abb. 200. Der Saradewatempel zu Mahabalipur, einer der fünf dravidischen Tempel, die in je einem Stück aus dem natürlichen Felsen gehauen sind.

Bassins baden (Abb. 197). Mit Bewunderung betrachtet man die Tausende und aber Tausende von Steinfiguren, die grotesken Ornamente, welche auch nicht einen Fußbreit Wandfläche unbedeckt lassen (Abb. 198). Man kann nicht umhin, den Glaubenseifer und die Opferwilligkeit der Hindu zu bewundern, die besonders an Festtagen gelegentlich der großen Umzüge der Götzenbilder zum Ausdruck kommen. An gewissen Tagen im Jahre werden die Heiligtümer aus den Tempeln nach dem herrlichen Teppakolamteich außerhalb der Stadt gebracht und dort unter dem Zudrang von Zehntausenden zur Nachtzeit auf glänzend erleuchteten Flößen spazieren geführt. Nirgends in Indien, weder in Agra noch Delhi noch in Allahabad oder selbst in Benares, zeigt sich der religiöse Glaube der Hindu in solcher Absonderlichkeit und äußert sich in so großartigen Festen wie in den Tempelstädten des südlichen Indiens, nirgends haben die



Phot. Percival Sanders.

Abb. 203. Der schwarze Tempel von Kanarat,
ein prächtiges Werk der Hindubaukunst aus der frühesten Zeit.

der Paria wird zu einem menschenwürdigen Geschöpf, und nur die Mohammedaner und Christen sind von dieser Ausgleichung für immer ausgeschlossen.

Kein Wunder, daß die unteren Kasten der Bevölkerung Indiens ihren göttlichen Befreier Dschaggarnath besonders verehren und alles daran setzen, wenigstens einmal in ihrem Leben sein Bild zu sehen. Zu gewissen Jahreszeiten, hauptsächlich im Sommer, machen sich ganze Karawanen von Pilgern auf den Weg, darunter die Mehrzahl Frauen und Kinder, um unter Leitung eines Dschaggarnathführers die von der Sonne durchglühten Steppen Indiens zu durchwandern.

Tausende gehen alljährlich an Erschöpfung zugrunde, Tausende werden von Cholera, Pest und in manchen Jahren auch vom Hunger dahingerafft, und selbst die, welche die ersehnte Meeresküste von Bengalen erreichen, sind zu Tode erschöpft, mit blutenden Füßen und zeretzten

Kleidern. Vielleicht wären auch von ihnen weitere Tausende am Wege liegen geblieben, wenn nicht Glaube und Sehnsucht ihnen Kraft zum Ausharren verliehen hätten. Sehen sie endlich über dem flachen, sandigen Strande des uralten Königreichs Orissa die buntbemalten Kuppeln und Pagoden der Wohnstätte Dschaggarnaths auffragen, dann eilen sie mit Aufbieten ihrer letzten Kräfte zu den großen, ummauerten Teichen von Puri, um sich in das von Hunderttausenden getrübte, schlammige Wasser zu stürzen, ihre Wunden zu waschen, und aus ihren Reisebündeln die sorgfältig gehüteten reinen Kleider zu nehmen, in denen allein sie sich ihrem Gott nahen wollen.

Ganz Puri mit seinen dreißigtausend Einwohnern lebt ausschließlich nur von den Pilgern, deren an großen Festtagen mitunter über hunderttausend gleichzeitig hier weilen. Die niedrigen, bunten Häuser in den engen, schmutzigen, von Pilgern gedrängten Straßen dienen diesen größtenteils als Unterkunft. In den Marktläden werden neben Lebensmitteln nur religiöse Amulette, Götzenfiguren und Götzenbilder feilgeboten; sonst besitzt Puri außer den Hindutempeln an größeren Gebäuden nur eins, den Palast des Nachkömmlings der von den Engländern entthronten Könige von Orissa, Seiner Hoheit des Radschas von Khurda, der mit Stolz den Titel „Rehrichtheger der Dschaggarnathtempel“ führt.

wohl auch den Tempelpriestern einigen Zeitvertreib darbieten, ihre langsamen, rhythmischen Tänze ausführen. Bis in die nächste, dritte Halle dürfen die Pilger vordringen und von dort aus in den finsternen vierten und heiligsten Tempel blicken, in welchem sich auf einem Altar der Herr der Schöpfung, Dschaggarnath, befindet. Haben sie ihn gesehen, dann ist der Zweck ihrer Reise erfüllt und zufrieden kehren sie in ihre Heimat zurück, denn ihre Sünden sind ihnen vergeben, das bessere Jenseits ist ihnen sicher.

Was ist nun dieser allmächtige, wundertätige Herr des Weltalls? Nach brahmanischer Überlieferung soll vor neunzehnhundert Jahren einem König von Malwa die Nachricht überbracht worden sein, Wischnu, der zweite Gott der Hindudreieinigkeit, sei zur Erde herabgestiegen, um unter den Menschen zu wohnen. Der König sandte sofort Priester in alle Weltgegenden aus, um Wischnu zu suchen, und nach Ablauf einer Reihe von Jahren hörte er, Wischnu halte sich im fernen Osten, im Königreich Orissa an der Küste des Golfs von Bengalen auf. Der König von Malwa zog sofort mit großem Gefolge dorthin, um Wischnu zu huldigen und ihm einen prächtigen Tempel zu bauen. Aber wieder verstrichen Jahre, ehe der Gott ein Zeichen von sich gab. Da erschien er dem König zur Nachtzeit und sagte ihm: „Nichte morgen deine Augen nach der Seeküste; du wirst aus den Fluten einen Holzkloß, viereinhalb Fuß lang, anderthalb Fuß breit, auftauchen sehen. Darin bin ich verborgen. Bewahre ihn während einundzwanzig Tagen in einem verschlossenen Raume, und in der Form, in der du mich nachher finden wirst, bringe mich in den Tempel, um mich zu verehren.“

In der Tat fand der König den Holzkloß und ließ ihn in seinem Palast aufbewahren. Die Neugierde veranlaßte indessen die Königin, den geheimnisvollen Raum vor Ablauf der Frist zu betreten. An Stelle des einen Kloßes fand sie deren drei, welche von der Mitte aufwärts zu menschlichen Formen geschnitzt waren, aber noch keine Arme besaßen. Die himmlischen Herrgottschnitzer waren in ihrer Arbeit durch weibliche Neugierde gestört worden. Der König machte gute Miene zum bösen Spiel und ließ die drei Holzklöße in dem Tempel aufstellen. Der mittlere ist Dschaggarnath, der Herr des Weltalls, die beiden anderen sind sein Bruder und seine Schwester.

Das sind die Objekte der höchsten Verehrung der Hindu.

Im Laufe der Zeit müssen Hunderte von Millionen Hindu nach Puri gepilgert sein, alle haben den scheußlichen, mit Farben überschmierten Holzklößen Opfer dargebracht, und die Tempelpriester haben daraus ungeheure Reichtümer gezogen. Die meisten Pilger opfern weit über ihre Mittel, ja sie geben oft alles hin und müssen sich auf dem Rückweg nach ihrer Heimat in elender Weise durchbetteln.

Randschit Sing, der berühmte Maharadscha von Lahore, opferte dem Dschaggarnath den größten Diamanten der Erde, den Kohinoor, er wurde aber den Überbringern auf dem Wege nach Puri von den Engländern abgenommen; Prinzen, Nabobs und andere Gäste des Hinduereichs verleihen dem Holzkloß Paläste, Häuser, Grundstücke und ausgedehnte Ländereien, die den Tempelpriestern eine jährliche Rente von etwa einer Million Mark abwerfen. Alles nur, um sich in die Gunst des Dschaggarnath zu setzen.

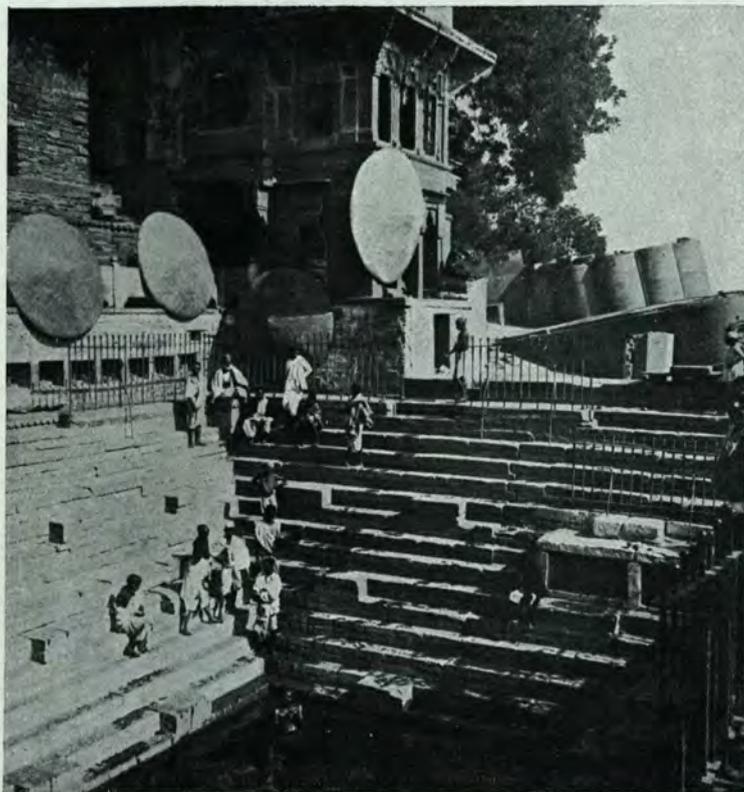
In jedem Jahr werden die drei Götzen zur Zeit des Hauptfestes einmal durch die breite Hauptstraße von Puri spazieren geführt. Auf dem großen Platz vor dem Tempelzugang erscheinen drei hausgroße Pagoden auf Rädern, die Dschaggarnathwagen, auch sonst in Indien für Hinduveste benützt. Die Räder, an jedem Wagen vierzehn, sind plumpe Holzscheiben von Manneshöhe und Manneshöhe; auf ihren Achsen steht eine etwa fünfzehn Meter hohe Pagode, mit reichen Holzschnitzereien, allerhand Götter und heilige Tiere darstellend, verziert. Das Ganze ist mit langen Stoffstreifen in buntesten Farben behängt.

Priester bringen nun die drei Holzklöße in die Pagodentarren, und so werden die Heiligtümer



Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 205. Eine Verbrennungsstätte für Hinduleichen zu Benares.
Die Leichen werden zuerst in das heilige Gangeswasser getaucht, dann auf offenen Scheiterhaufen verbrannt.



Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 206. Die heilige Wischnuquelle an den Gangesufern in Benares.

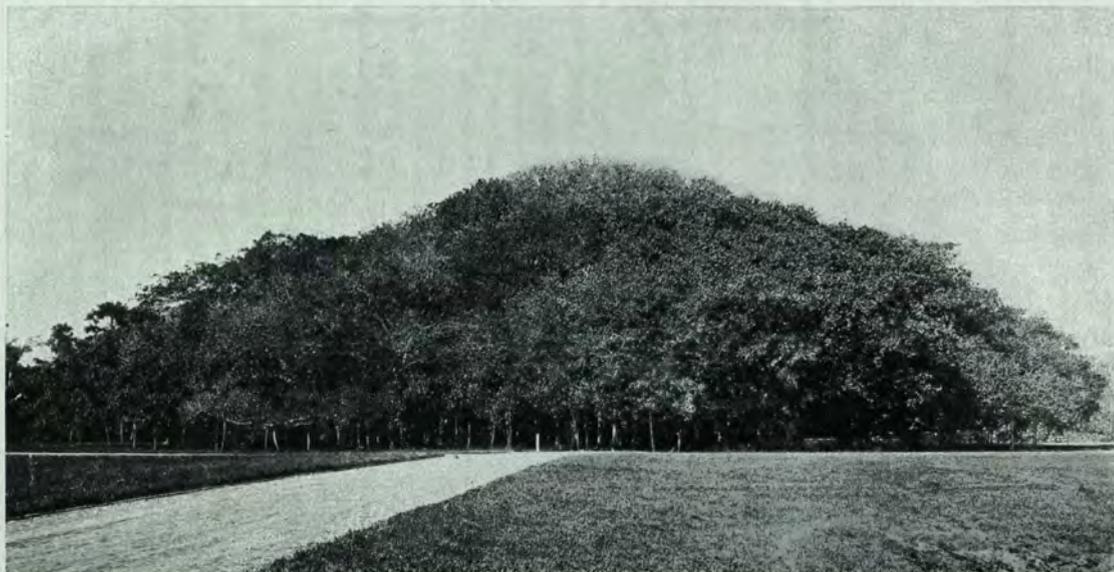
spazieren geführt, ein Bild, das an barbarischer Wildheit, an Farbenreichtum und Absonderlichkeit selbst in Indien seinesgleichen sucht. An die Achsen werden schenkeldicke, mehrere hundert Meter lange Seile gebunden. Tausende von Pilgern in buntem Gewimmel, Männer wie Frauen, schreiend, lärmend, außer Rand und Band vor freudiger Aufregung, fassen an, und die Karren setzen sich knarrend, krachend in Bewegung, umtanzt von anderen Tausenden. Manche sind in solch religiöser Verzückung, daß sie sich unter die riesigen Räder der viele Tonnen schweren Karren werfen und von ihnen zu Brei zermalmt werden. Um dies zu verhindern, werden jetzt von Polizisten zu beiden Seiten der Karren lange Leitern wagrecht getragen. Für den Tempeldienst und die Leitung der Feste sind

sechszwanzig verschiedene religiöse Orden mit einer Gesamtzahl von sechstausend Bonzen tätig. Dazu kommen Tausende sittenloser Tänzerinnen, Musiker, Köche und Diener.

Gegen dreißig Kilometer nördlich von Puri erhebt sich nahe der Küste einer der prächtigsten Tempel in reinstem Hindustil, der schwarze Tempel von Kanarak (Abb. 203 und 204). Er soll zu dem Märchen von Tausendundeiner Nacht, das von Sindbad dem Seefahrer berichtet, den Stoff gegeben haben. Bis auf den heutigen Tag liegen auf dem Boden verrostete Eisenteile, Bolzen und Schienen, die von dem Schiff des unglücklichen Seefahrers herrühren sollen.

Benares. Benares ist das Mekka, Rom und Jerusalem von Indien, die heiligste Stadt der Hindu wie auch der Buddhisten und eines der Hauptbollwerke des Mohammedanismus. Wo drei so große Religionen, wie die brahmanische, buddhistische und mohammedanische, sich in einem Ort vereinigen, wird seine Wichtigkeit begreiflich. Nach Hunderttausenden zählen die Pilgerscharen, die seit undenklichen Zeiten alljährlich aus allen Teilen Indiens, ja aus allen Teilen des großen asiatischen Kontinents nach Benares kommen, und es gibt dank diesen Pilgerzügen in ganz Asien gewiß keine Stadt, die sich an malerischer Eigenart und Großartigkeit ihres Volkslebens irgendwie mit der heiligen Stadt am Ganges messen könnte.

In einem weiten Halbkreis bespült der aus den eisgepanzerten Höhen des Himalaja kommende heilige Strom die Stadt; rasch tanzen die milchig-grünen Fluten an den großartigen Palastronten vorüber, die sich auf seinem steil emporsteigenden linken Ufer in einer Ausdehnung von etwa fünf Kilometer erheben. Fünf Kilometer von Palästen, erbaut von Kaisern und Königen, Maharadschas und Nabobs, denn wie der ärmste Paria so glaubt auch der mächtigste Fürst der



Phot. H. B. Edwards.

Abb. 208. Ein Banyan- (Gummi-) Baum in Kalkutta
mit zahllosen Luftwurzeln, die, zur Erde wachsend, selbst zu Stämmen werden.

obzöner Figuren und Körperteilen, denen dem Glauben der Hindu nach geopfert werden muß, um Vergebung für die Sünden zu erlangen. Von der überwältigenden Großartigkeit des Pilgerverkehrs, von der Eigenart des Götzendienstes, der Größe des Aberglaubens und der Absonderlichkeit der indischen Kultur im allgemeinen erhält man indessen erst eine richtige Vorstellung, wenn man die Ufer des heiligen Stromes besucht oder, noch besser, auf einem der vielen Hausboote auf dem Strom selbst die Ufer entlang fährt. Die breiten Treppen der Ghats hinauf und hinab, auf fünf Kilometer den Fluß entlang, wogen unaufhörlich Pilgerströme so farbenreich, glänzend und eigenartig, als wäre eine Anzahl von Regenbogen zu festen Massen geworden und, auf Benares fallend, zu kleinen Stücken zerscherelt, jedes Stück ein Pilger. Fürsten in Palankins, mit großem Gefolge, Haremsdamen in verdeckten Sänften mit ihren Dienerinnen, Brahminen, Wahrsager, grauenhaft aussehende, splinternackte Fakire, Kinder und gebrechliche Greise, den Tod im Antlitz, die blühendsten Mädchen ebenso wie abgezehrte Matronen, reich und arm, allen Ständen, allen Kasten angehörig, alles eilt herab zum heiligen Strom, zum Bade. Über das ganze bunte Bild der Zehntausende ein unaufhörliches Glimmern und Leuchten, denn jeder einzelne Pilger trägt ein oder zwei glänzend geschuerte Messinggefäße, auf welche die Sonne ihre Lichter aufsetzt. In diesen Gefäßen tragen die Pilger nach dem Bade Gangeswasser zu den Tempeln, um damit ihre Götzen zu begießen.

Am Ufer und im Wasser selbst ist das Menschengewoge und Gedränge noch großartiger, denn dort verharren die Pilger ein oder zwei Stunden lang, mit Baden, Beten und Opfern begriffen, die Geschlechter untereinander, die Männer nur mit Lendentüchern bekleidet, die Frauen, die im gewöhnlichen Leben sorgfältig verhüllt einhergehen, hier nur mit dünner Gaze bedeckt, aber niemand kümmert sich um ihre bloßgestellten Reize, niemand kümmert sich auch um die Todkranken, die Auswärtigen, die mit Wunden bedeckten Fakire, die mitten unter ihnen baden, oder um die halbverwesten Leichname oder halbverbrannten menschlichen Körperteile, die zeitweilig von den Fluten unter sie getragen werden, denn das Bad ist nicht ein solches für die körperliche Reinigung, sondern ein Teil ihres Gottesdienstes, eine Reinigung ihrer Seelen.

Die schrecklichste und gleichzeitig die heiligste Stelle von Benares, selbst die heiligste Stadt des Hindureiches, ist das Wasserbassin von Manikarnika Ghat. Über dieser zum Gangesufer führenden Treppe steht der schöne Tarkeschwaratempel, und unmittelbar daneben liegt der ummauerte Wassertümpel des Gottes Wischnu, mit steilen Treppen an den vier Seiten, die zu dieser schlammigen, stinkenden Schmutzpfütze hinabführen (Abb. 206). Jeder Pilger ohne Ausnahme betrachtet es als seine heiligste Pflicht, in diese Jauche Bobaumblätter, Blumen, Milch, Sandelholz, Leckereien oder Reiskörner hinabzuwerfen. Das geschieht im Jahre von Hunderttausenden, und doch wird das Wasser niemals erneuert.

In dieser faulenden Jauche zu baden verleiht dem Hindu Erlösung von allen Sünden, selbst den schrecklichsten. Der Dieb wie der Lügner und Meuchelmörder entsteigt wie neugeboren diesem Schmutzpfleck, den der Fuß des reinsten Christen im Glauben der Hindu sofort entweihen und beschmutzen würde. Auf den Treppen kauern nackte Jogin mit wirrem, von Ungeziefer strotzendem, langem Haar, den Körper ganz mit heiliger Asche beschmiert, aussäzige Kranke, die Heilung suchen, und neben ihnen edle Sanyasi, so rein, wie ihre Nachbarn ekelhaft sind, oder Frauen und jungfräuliche, schüchterne Mädchen, alle von dem Wunsch erfüllt, durch das Bad in der Jauche die Reinheit ihrer Seele zu erlangen!

Auf weit in den Fluß gebauten hölzernen Plattformen kauern Tausende in Gruppen um die Brahminen, um deren Predigten zu lauschen oder das umständliche Zeremoniell der Sonnen- und Wasseranbetung selbst durchzuführen. Auf den Treppen sind lange bunte Tücher, die Kleidungsstücke der Badenden, zum Trocknen ausgebreitet. Dazwischen wogen Menschen, wandern heilige Stiere, heilige Kühe auf und ab, suchen zahlreiche Hunde ihre Nahrung, spielen muntere wilde Affen, fliegen Papageien und Tauben umher, während über dem Flusse selbst Nasgeier auf die menschliche Beute harren, welche die Fluten stromabwärts führen. Mitten zwischen diesem lebhaftesten, buntesten Treiben liegen zwei entsetzliche Totenstätten, die Orte, wo die verstorbenen Hindu, Einwohner von Benares



Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 209. Ein Banyanbaum, an dem zu sehen ist, wie die Luftwurzeln, von den Ästen herauswachsend, zu Stämmen werden.



Phot. Fleet Agency.

Abb. 210. Heilige Höhle auf dem Observatoriumshügel von Dardschiling, die nach dem Glauben der Eingeborenen bis nach Lhasa in Tibet (eine Entfernung von fünfhundertsechzig Kilometer) führen soll. Sie wurde durch einen Blitzschlag geschaffen, auf tibetanisch Dardschi, daher der Name Dardschiling.

Badenden stromabwärts, zum Meer. Tag und Nacht schmoren die Leichname, steigen dichte Rauchwolken zum Himmel empor, und der schreckliche, ekelhafte Geruch mahnt die Lebenden in der ganzen Stadt an ihre eigene Vergänglichkeit.

Das Verbrennen der Leichen und die Übergabe der Asche an die Fluten des Ganges ist keineswegs auf Benares beschränkt. Sogar in der großen Hauptstadt und dem Regierungssitz des indischen Reiches, in Kalkutta, kann man mitten im Herzen des Häusermeeres an den Gangesufern Tag für Tag ähnliche grauenenerweckende Szenen sehen. Grauenenerweckend ist dort auch der festtägliche Gottesdienst bei der schrecklichen Göttin Kali, der Gemahlin des Gottes Schiwa, im geraden Gegensatz zu jenem der sanftesten Dschaina, der strengsten Sekte der Buddhisten. Wie diese im ganzen indischen Reich die zierlichsten Tempel besitzen, so haben sie auch in Kalkutta mitten in einem wohlgepflegten, mit Statuen, Bassins und Glorietten geschmückten Garten einen reizenden Marmortempel erbaut, den „Babri-Das“-Tempel, ihrem zehnten Papst gewidmet (Abb. 207).

Auf dem Wege zum Kalighat gelangt der Wanderer an einem Wunder der Pflanzenwelt vorbei, einem riesigen Banyanbaum (*Ficus indica*), der, obgleich nur hundert Jahre alt, mehrere hundert Luftwurzeln zählt (Abb. 208 und 209). Sie sind im Laufe der Jahre selbst zu starken Stämmen mit eigenen Wurzeln im Boden geworden und bilden gewissermaßen einen kleinen Wald, mehrere Morgen bedeckend, in welchem man den ursprünglichen Stamm suchen muß.

Der Garnath-Tope. Benares ist nicht nur die heilige Stadt der Hindu, sondern auch ein Wallfahrtsort der Buddhisten. Wie im Herzen des malerischen Gewirrs von Hindutempeln und Kapellen als mächtigstes Bauwerk der Stadt eine großartige Moschee der Mohammedaner aufragt, so steht auch in der Nachbarschaft von Benares neben Hindutempeln ein Bauwerk der Buddhisten, von ihnen hochverehrt: ein massiger Turm mit eigenartigen Spitzbögen in seinem unteren Teil, aus vorchristlicher Zeit stammend. An der Stelle, wo er sich erhebt, erklärte Buddha Gautama seinen Jüngern die neue Glaubenslehre, sie ist also in gewissem Sinn die Geburtsstätte des Buddhismus, kein Wunder, daß die Nachfolger Buddhas,

wie auch Pilger, die nur hierher gekommen sind, um zu sterben, auf offenen Scheiterhaufen verbrannt werden. Unaufhörlich wie der Strom der Lebenden zum Bade ist auch der Strom der Leichen zur Verbrennung. Nur in dünne Laken gehüllt, ohne Sarg, werden die Leichen auf offenen Bahren herabgetragen in das seichte Uferwasser, um noch ein letztes Bad zu empfangen, und dann auf die mittlerweile errichteten Scheiterhaufen gelegt, wo sie verbrannt werden (Abb. 205). Ihre Asche und die unverbrannten Körperteile werden in die heiligen Gangesfluten geworfen und schwimmen zwischen Tausenden von



Buddhist Töpe. Sarnath. Benares.

1878

Der Sarnath-Töpe bei Benares,
eines der ältesten Bauwerke Indiens, das die Stelle bezeichnet, an der Buddha seine Schüler zuerst unterrichtete.

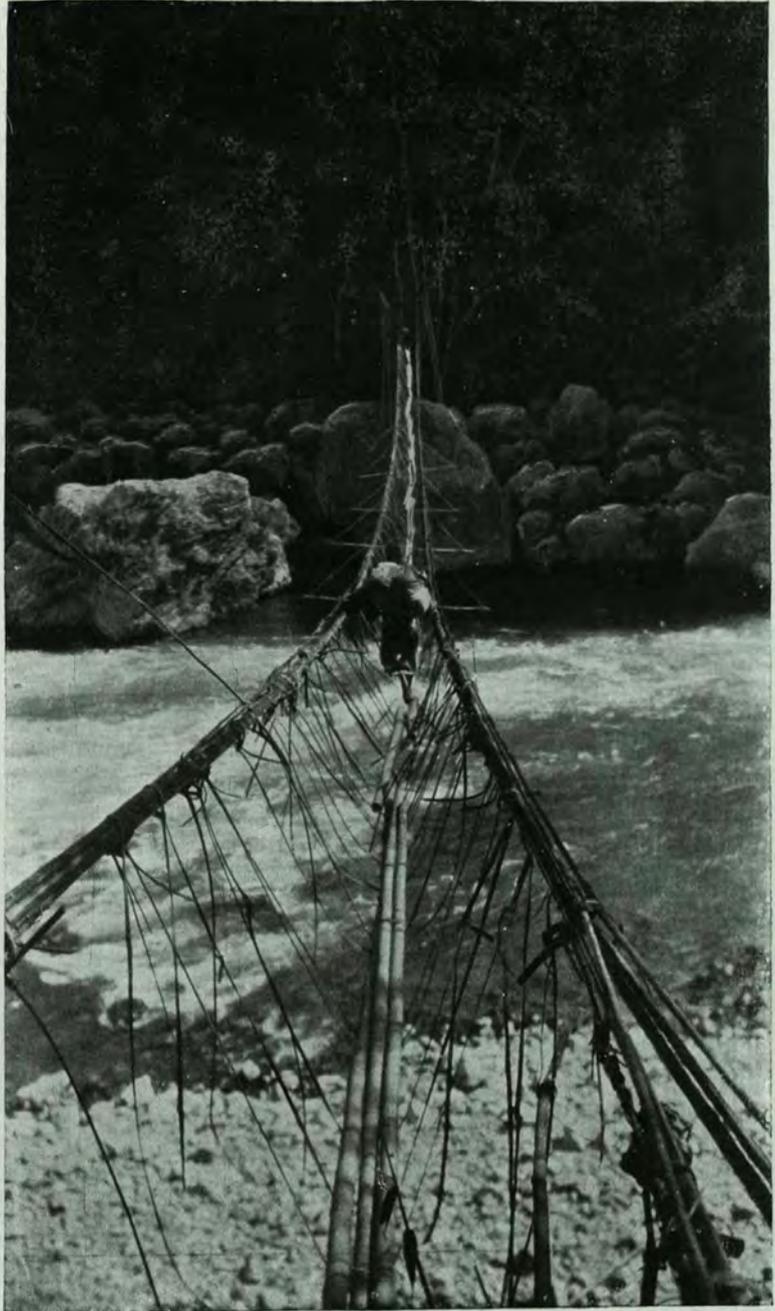


wahrscheinlich schon zur Zeit des buddhistischen Kaisers Asoka, hier zur Erinnerung dieses Bauwerk, Sarnath-Tope genannt (siehe die farbige Kunstbeilage), errichten ließen.

Dardschiling. Von Kalkutta aus ist der Himalaja, dieser mächtigste Gebirgswall der Erde, am bequemsten zu erreichen. Eine Eisenbahn fährt von den Gangesufern bis in das Herz der Vorberge hinauf auf ungefähr zweitausenddreihundert Meter Höhe, doch braucht man immerhin einen Tag, um von der dumpfen, fiebergeschwängerten und feuchten, drückend heißen Tiefebene des Ganges nach Dardschiling zu gelangen.

Dardschiling ist einer der vielen Luftkurorte, welche die Engländer am Südbhang des Himalaja auf fünfzehnhundert bis zweitausend Meter Höhe angelegt haben, ja anlegen mußten, um der unerträglichen Tropenhitze des indischen Sommers zu entgehen.

Einen großartigeren Fleck hätten sie nicht nur in Indien, sondern auch auf dem ganzen Erdball kaum finden können. Das ungeheure Bergmassiv des Himalaja sendet gegen Süden in eine Art Amphitheater einen Felsporn von dreitausend Meter Höhe mit steilen, fast senkrechten Abstürzen, den Sindschul. Nahe dem Ende dieses Sporns, fast in der Mitte des Amphitheaters, liegt Dardschiling, mit englischen Basaren und Kirchen, Villen und Klubs, so daß man sich irgendwo in England wähen könnte, wenn die buntschedige Menge von Eingeborenen aus Tibet und China, Indien, Nepal und Sikkim sich nicht in den Straßen drängen



Phot. David Fran.

Abb. 211. Hängebrücke aus Bambusrohr zu Sikkim in Nordindien.

würde. Aber so interessant diese fremdartigen Völkertypen auch sind, der erste Gang jedes Besuchers von Dardschiling gilt doch dem Observatory Hill, von wo man die ganze Himalajakette erblicken kann — wenn man Glück hat.

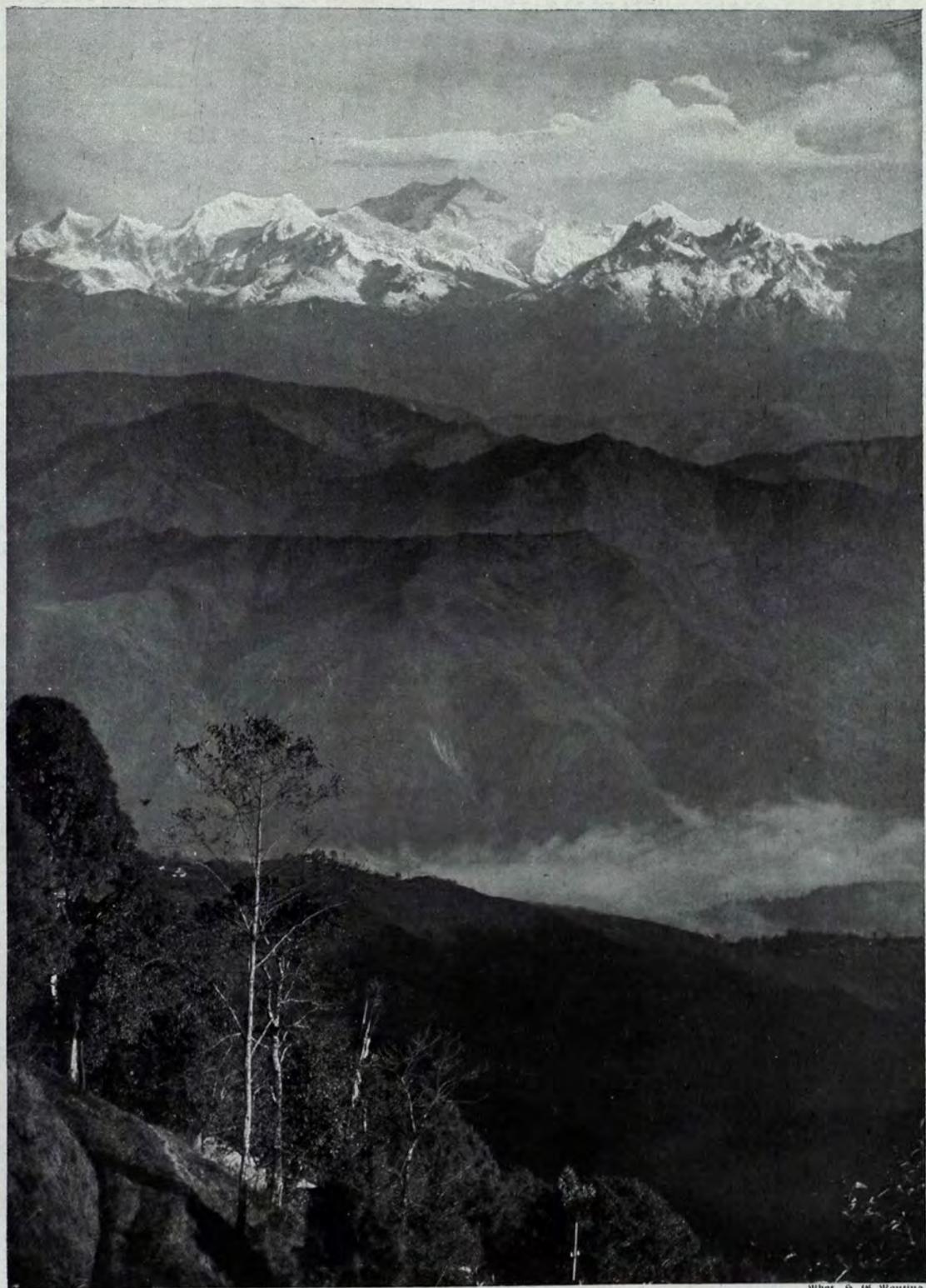
Als ich oben stand, genoß ich dieses Glück in der That, denn die Wolken hatten sich zerteilt und die höchsten Erhebungen des Erdballs lagen in unbeschreiblicher Majestät vor mir, über mir. Zwischen acht- und neuntausend Meter hoch türmten sich rings um meinen Standpunkt die gewaltigsten Felsmassen, die größten Gletscher, die dräuendsten Granitmauern auf, in der ungemein klaren, dünnen Luft in allen Einzelheiten erkennbar, obschon die Entfernung in der Luftlinie immer noch siebenzig Kilometer beträgt.

Ein Amphitheater von mehreren hundert Quadratkilometer Ausdehnung, dessen Boden, zweitausend Meter unter meinem Standpunkt, mit Urwäldern erfüllt ist, einem baumhohen, dichtgeknüpften Teppich gleich, der erst in weiter Ferne, in den gelben, sonnverbrannten Ebenen Bengalens, sein Ende findet. Aus diesem Amphitheater ragen hier und dort Berge hervor von der Höhe des Brodens, von Nebel- und Wolkenmassen umzogen, die zeitweise den ganzen Talkeffel erfüllen, und doch erschienen sie mir von meinem hohen Standpunkt nur wie kleine Hügel. Ringsum wird dieses gewaltigste Amphitheater der Welt begrenzt von den höchsten Bergriesen der Erde, nicht mit scharfen, kühnen Spitzen, wie Schreck- oder Finsteraarhorn in den Alpen, sondern wie mit mächtigen, im Aufsteigen erstarrten weißen Meereswellen. Hoch oben, man möchte meinen am Firmamente selbst, erscheinen sie wie durch unsichtbare Gewalten festgehalten, um den Himmel durch sie mit der Erde zu verbinden, eine gigantische Treppe zu bilden für die Götter, wenn sie unter die winzigen Menschenkinder hinabsteigen wollten. So dachten auch schon die Hindu in den Urzeiten ihrer Religion und gaben der höchsten dieser Himalajastufen den Namen ihrer beiden höchsten Götter, Sankara, das ist Schiwa, und Gauri, das ist die Gemahlin Sankaras, vereinigt zu Gaurisankar.

Im weiten Halbkreise stehen hier Duzende von Bergriesen in unbeschreiblicher Majestät, so hoch, wie ein halbes Hundert Kölner Domtürme aufeinandergestellt.¹ Vom Westen ausgehend, erscheint zuerst, von dem klaren Tiefblau des Firmaments sich scharf abhebend, der umgletscherte Gipfel des Dschanu, dann der Kabur, Pandim, Tschorniamo Dakscham und wie sie sonst heißen mögen, alle sieben tausend bis achttausend, ja achttausendfünfhundert Meter hoch; dann folgt eine lange Reihe noch namenloser Schneegipfel, beinahe so hoch wie eine Reihe Matterhörner auf eine zweite Reihe derselben gestellt, mit dem majestätischen Donkhia im Osten als Abschluß.

Zwischen all diesen höchsten Gipfeln und Graten des Erdballs in einer Länge von weit über dreihundert Kilometer dehnen sich in den Sätteln Schneefelder und Riesengletscher aus, kilometertief und Kilometer breit. Aus ihrer Mitte, Dardschiling am nächsten, steigt der höchste Monarch der Kette, der von einem blendenden Eisdiadem gekrönte Kingtschindschanga, empor auf eine Höhe von nahezu neuntausend Meter. Noch von keines Menschen Fuß betreten, blickt seine Spitze aus der eisigen Höhe auf all die anderen Riesen wie auf Trabanten herab, die an seinen Flanken aufragen. Durch diese, sowie durch seine Gestalt erinnerte er mich lebhaft an die Jungfrau mit ihrem Schneehorn und Silberhorn, aber mehr als zweimal so hoch, zweimal so maffig.

Lange — stundenlang blieb ich in Betrachtung dieses großartigsten und überwältigendsten Gebirgspanoramas der Erde versunken. Mit dem Glase konnte ich die Tausende von Metern hohen Felswände mit ihren Rissen, Spalten und Kaminen genau durchmustern. Besonders die gewaltigen Granitflanken des Kingtschindschanga sind in der ungemein klaren Luft deutlich in allen Einzelheiten zu erkennen; über ihnen, auf den Schultern liegen bläuliche Gletscher und unübersehbare Felder ewigen Schnees, erst aus diesen ragen die dunklen Bergspitzen in den tief-



Phot. D. W. Wonting.

Abb. 212. Der Kingtshindschanga im Himalaja,
der dritthöchste Berg der Erde, achttausendsechshundert Meter hoch, von Darbschiling aus gesehen.

blauen Himmel empor (Abb. 212). — Allmählich hoben sich nun die Wolkenmengen, die unten das weite Amphitheater erfüllten, zogen gegen die Himalajariesen, eroberten sie in schwerem Aufwärtsfluge Stück für Stück, und endlich verhüllten sie sie ganz, wie ein Vorhang, der sich vor das erhabenste Schauspiel der Erdenwelt legt. Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, ein Stück der Weltordnung mitangesehen zu haben. Dieses Wolkenchaos zu meinen Füßen erschien mir wie in einer geheimnisvollen Gärung, ein Protoplasma, aus dem sich die ungeheuren Felsmassen herauskristallisierten. Nirgends erschien mir die Gegenwart des Allmächtigen so nahe, so gegenwärtig, nirgends die eigene Ohnmacht so groß, wie hier auf diesem Vorsprung des Himalaja, auf dem sich die Pygmäen, die Menschen angesiedelt haben. Bis hierher konnten sie mit ihren Erfindungen und Hilfs-



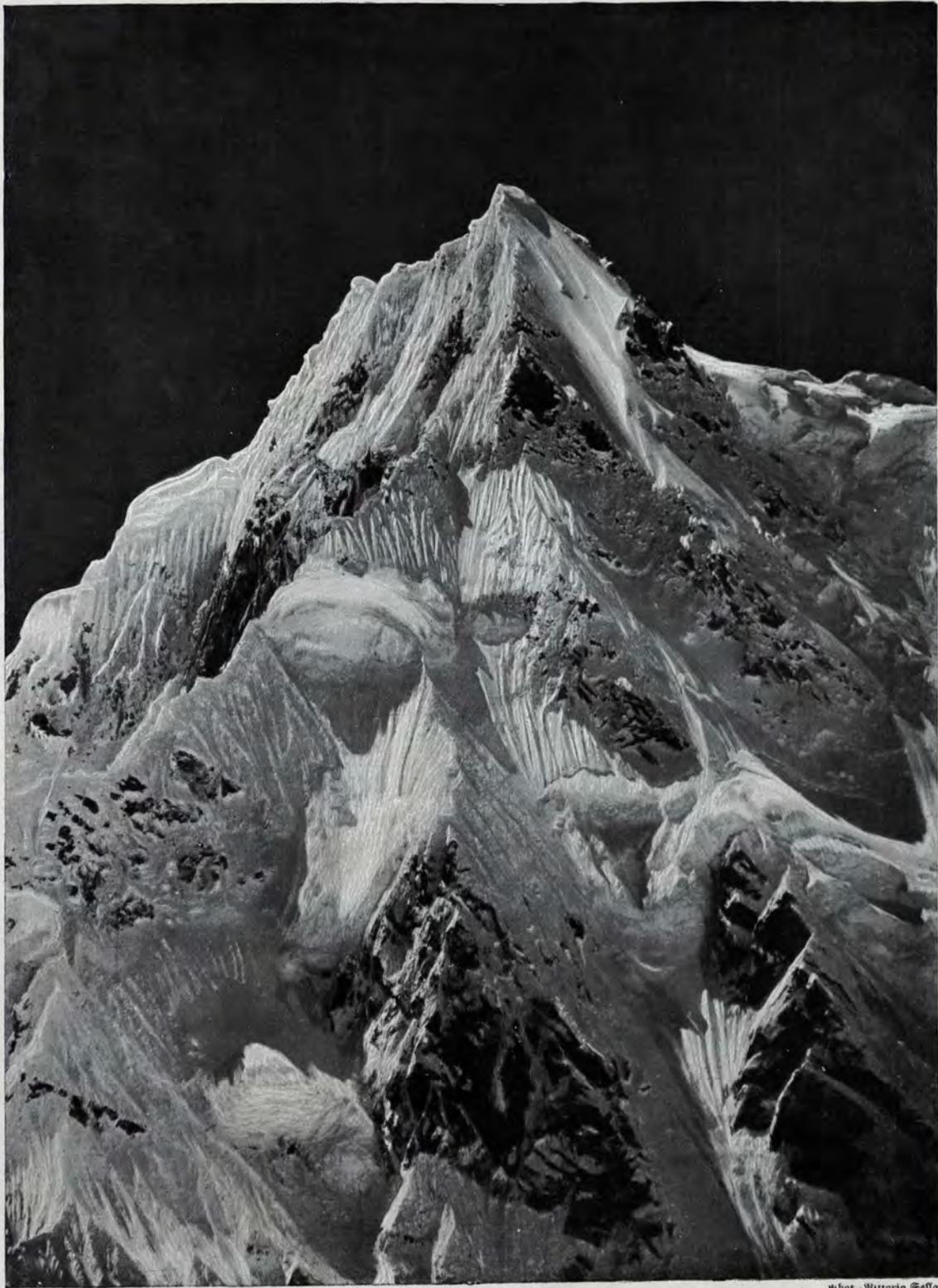
Abb. 213. Gefrorener Wasserfall im Dschumbital in Tibet, einige Kilometer südwestlich der Festung Phari.

mitteln vordringen; hier aber gebietet ihnen die allgewaltige Natur ein unüberwindliches Halt. Das Labyrinth von Schnee und Gletschern, das sich dort drüben, hoch über Dardschiling, wie am Firmament aufgehängt, ausbreitet, wird den Menschen wohl auch verschlossen bleiben. Die Ersteigung auch nur eines dieser hehren Gipfel ist noch niemals gelungen.

Dabei ist der höchste darunter, der majestätische

Gaurisankar, der, genau achttausendachtundsechszundvierzig Meter, noch um etwa dreihundert Meter über die höchste Spitze des Kingtschindschanga hinausragt, von Dardschiling aus nicht einmal zu sehen. Wie winzig sind doch alle Gebilde von Menschenhand, alle Pyramiden, Dome, Türme im Vergleich dazu. Der höchste bis jetzt geschaffene Bau, der Eiffelturm, müßte in dreißig gleich großen Nachbildungen aufeinandergestellt werden, um die Höhe des Gaurisankar zu erreichen. Um wenigstens seine höchsten Spitzen, wenn auch nicht ihn selbst zu sehen,

Phot. Johnston & Hoffmann.



Phot. Vittorio Sella.

Abb. 214. Der Sinioltschuberg in Sikkim, eine der schönsten Bergspitzen des Himalaja.

unternahm ich einen Ritt nach dem zehn Kilometer entfernten Tiger Hill, das noch um sechshundert Meter höher liegt als Dardschiling. Es war frühmorgens, als ich dort ankam, und fröstelnd drückte ich mich, in eine Wolldecke gehüllt, zwischen die beschneiten Felsblöcke auf der Höhe. Alles lag noch in Dunkelheit. Von unten drang das Rauschen des Kangmoflusses herauf, der, von schäumenden Wasserfällen unterbrochen, dem mächtigen Handschittrome zueilt. Es mochte fünf Uhr morgens sein; das Firmament begann sich gelb zu färben. Da erschien hoch oben ein schwach leuchtender, rosenroter Stern. Verwundert sah ich, daß er immer größer wurde, und kurz darauf erschienen zu seinen Seiten, ihm ganz nahe, zwei andere ähnliche Sterne von rosenroter Färbung. Mein Führer wies auf sie und murmelte: Gaurisankar!

Das war also der höchste Berg der Welt. Gespannt wartete ich, bis die aufgehende Sonne mehr von ihm enthüllen würde; rechts und links von diesen drei wie Fingerhüte geformten Eisspitzen, die an hundertsechzig Kilometer von mir entfernt sein mochten, erschienen andere. Der Rivale des Gaurisankar, der Kingtschindschanga, schälte sich in immer größerer Majestät aus den Nebeln, er wie die anderen Bergriesen wurden immer heller, immer weißer, die Sonne erleuchtete endlich viele Meilen weite Gletscher und Schneefelder, ohne daß sie selbst noch über dem Horizont erschienen war, aber die drei Fingerhüte des Gaurisankar vergrößerten sich nicht. Sie sind nur seine höchsten Spitzen; alles andere wird dem Blicke von diesem Standpunkte aus durch die vorliegenden Bergriesen verborgen. Aber doch war ich dem Schöpfer für den Anblick jener drei Spitzen dankbar, denn nur wenigen Sterblichen ist er vergönnt.

Der höchste Punkt in Dardschiling, Observatory Hill, hat noch eine andere, im Vergleich zum Himalaja höchst unseheinbare Merkwürdigkeit aufzuweisen: eine Grotte mit niedrigem Eingang, die aber bei den Tibetanern als großes Heiligtum verehrt wird (Abb. 210). Dem Glauben der Buddhisten zufolge wurde sie durch einen Blitz geschaffen, den Indra selbst auf die Erde geschleudert hat, und von dem tibetanischen Wort Dardschi für Blitz hat Dardschiling seinen Namen erhalten.

Sikkim. Wie sich in den Alpen das Matterhorn ungeachtet seiner geringeren Höhe viel majestätischer dem Beschauer zeigt als der Montblanc, so wird auch im Himalaja der Kingtschindschanga an Großartigkeit und erhabener Pracht von einem anderen, niedrigeren Bergriesen übertroffen, der, wenn einmal das Fürstentum Sikkim zugänglicher ist als jetzt, die Touristenwelt vielleicht in größerem Maße anlocken wird als Dardschiling. Schon diese Sommerfrische liegt nahe dem Märchenlande Tibet, das auf einer kurzen Strecke unmittelbar an die englischen Besitzungen in Indien grenzt. In nördlicher Richtung liegt zwischen beiden Ländern, mitten in den Hochketten des Himalaja, das halb unabhängige Sikkim. Seine Hauptstadt Gangtok ist in der Luftlinie nur sechzig Kilometer von Dardschiling entfernt, der Saumpfad dorthin hat aber die doppelte Länge und führt zweimal über hohe Gebirgsketten. Über Gangtok ragen zwei Zwillingriesen in überwältigender Majestät in die Wolken: der Simwu und der Sinioitshu. Der letztere mit seiner steilen Pyramide ist ungleich schöner (Abb. 214). Meilenweite Eis- und Schneefelder bedecken seine Abstürze, aus denen der nackte Felsen nur an wenigen senkrechten Stellen zum Vorschein kommt.

Indessen, die wenigsten Europäer bekommen dieses großartige Alpenbild zu sehen, denn es fehlt in Sikkim vorderhand noch an Verkehrsmitteln und Unterkunft. Abgesehen von den steilen Felsketten, die auf halsbrecherischen, nur für Reittiere gangbaren steinigten Pfaden überschritten werden müssen, gibt es reizende, tief in Schluchten eingebettete Flüsse zu passieren, so den wilden, wasserreichen Tista, einen Nebenfluß des Brahmaputra. Die seltenen Brücken Sikkims sind von merkwürdiger Art. Gespaltener Bambus, der in diesem Berglande in außerordentlicher Menge zu großer Höhe gedeiht, wird zu einem Seil von der erforderlichen Länge, zuweilen über hundert

Meter, aneinandergeknüpft. Mehrere solcher Seile, über einen Fluß oder eine Schlucht gespannt und auf den Ufern an Felsblöcken oder starken Bäumen befestigt, bilden die Träger der Brücke, wie die Drahtseile unserer Hängebrücken. Auf etwa ein Meter Entfernung und parallel zu dem ersten Bambusseil wird ein zweites gespannt. Beide werden durch zahlreiche Bambusstreifen der Quere nach miteinander verbunden und

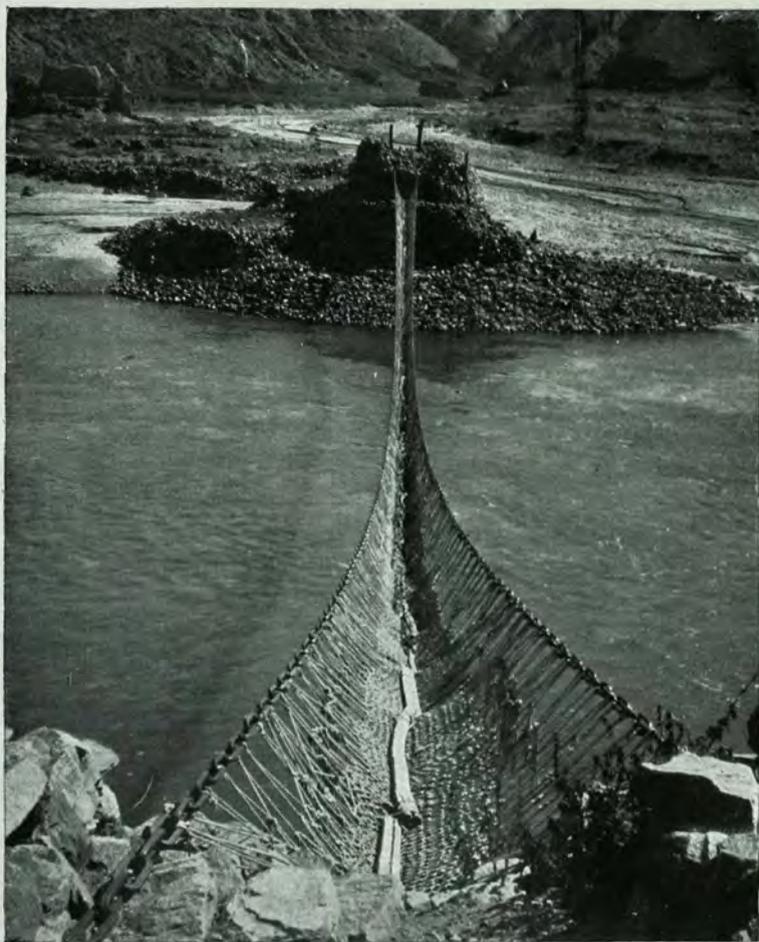


Abb. 215. Brücke über den Tsang-Po-Fluß in Tibet, auf dem Wege von Nordindien nach Chassa, aus Seilgeflecht hergestellt und an Eisenteilen hängend.

darauf werden gewöhnlich drei dicke Bambusrohre gelegt, die den Boden der Brücke bilden (Abbild. 211). Es gehört viel Übung und kaltes Blut dazu, eine solche schwankende, bei jedem einzelnen Schritt nachgebende Brücke, hoch über eine tiefe Schlucht gespannt, zu überschreiten. Wird sie nicht jedes Jahr erneuert, so kommt es nicht selten vor, daß die morsch gewordenen Träger reißen und die Brückengänger in die Tiefe stürzen.

Libet.

In ähnlicher Weise wie in Sikkim sind auch die Brücken in dem jedem Europäer so lange verschlossen gebliebenen, sagenhaften Libet hergestellt, das an das soeben geschilderte Land grenzt, ja sich mit einem Zipfel zwischen Sikkim und das Fürstentum Bhatan bis an die Nordgrenze von Britisch-Indien unweit von Dardschiling einschiebt. Die Vorstöße der Engländer nach der Hauptstadt von Libet, dem Sitz des Dalai-Lamas, sind auch von hier aus unternommen worden. Die gangbarste und doch äußerst beschwerliche Route führt von Dardschiling, dem tief eingeschnittenen Tal des wilden Listafusses aufwärts nach Gangtok, der Hauptstadt von Sikkim, dann über das Hochgebirge nach dem schon auf tibetanischem Gebiet liegenden Dschumbi. Am Nordende des langen, von wolkenüberragenden Schneegebirgen umschlossenen Dschumbitales erheben sich zwei majestätische Wächter: der eine von Menschenhand geschaffen, nämlich die aus der steinigen Ebene hochaufragende tibetanische Festung Phari mit ihren graubraunen vertikalen Mauern und Bastionen, und dahinter

in blendender Weiße die ungeheure Pyramide des siebentaufenddreihundertzwanzig Meter hohen, ganz mit Schnee und Eis bedeckten Dschumalari. Von seinen Hängen stürzen im Sommer die Schmelzwasser in überreichen Mengen ins Tal hinab, im Winter aber, vom Oktober angefangen, sind die Wasserfälle zu festen Massen gefroren, die sich dem Besucher wie senkrechte weiße Eissäulen zeigen. Der Zwischenraum zwischen den Fällen und den vollkommen kalten Felsen dahinter ist mit viele Meter langen Eisstalaktiten gefüllt, die von der inneren Seite der gefrorenen Fälle herabhängen und einen wunderbaren Anblick darbieten (Abb. 213).

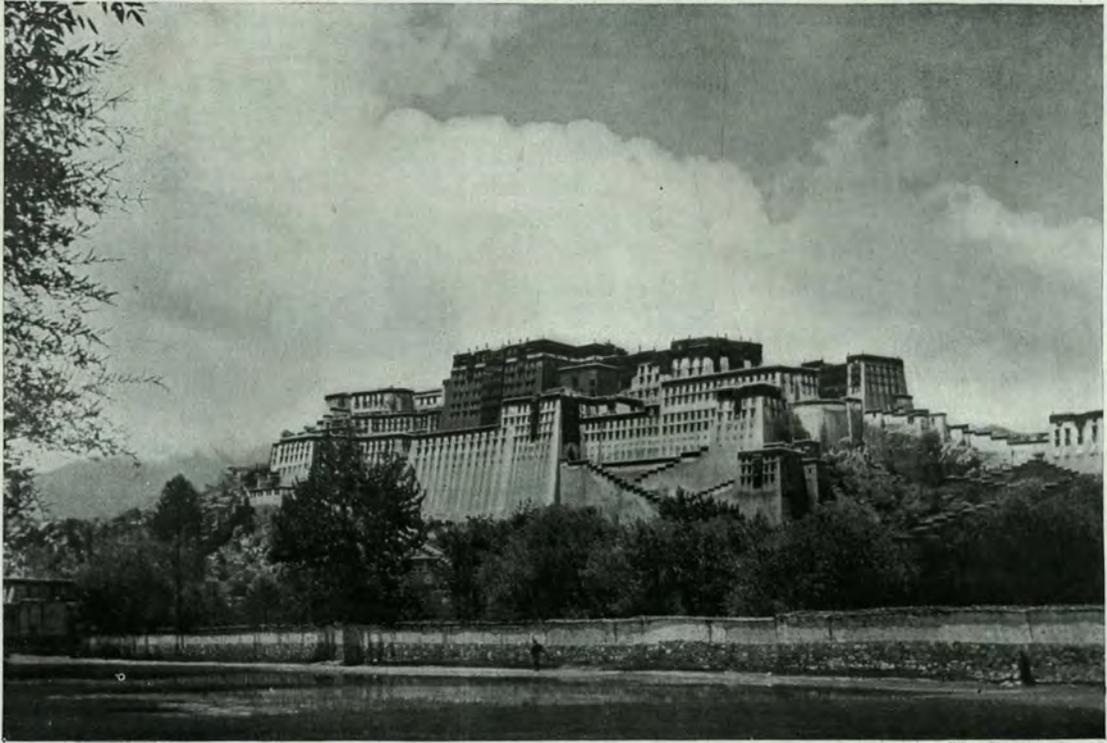
Bei der furchtbaren Winterkälte auf den drei- bis viertausend Meter hohen Ebenen von Tibet frieren natürlich auch die Flüsse und bilden zuweilen Eisbrücken, die den Tibetanern sehr willkommen sind, denn sie können dann mit ihren Yaks, den gebräuchlichen Lasttieren, die sonst brückenlosen Flüsse trockenen Fußes kreuzen (Abb. 218). Auf diesen Hochebenen vollzieht sich der Wechsel der Jahreszeiten in außerordentlich kurzer Frist. Binnen einer Woche verschwinden Schnee, Eis, furchtbare Winterstürme und dichte eisige Nebel, um der üppigsten Vegetation Raum zu geben, die sich unter den glühenden Sonnenstrahlen des Sommers in herrlicher Blumenpracht und reichem Grasswuchs äußert. Frühling und Herbst, diese beiden schönsten Jahreszeiten auf gleichen Breiten in anderen Ländern unserer Erde, sind in Tibet unbekannt.

Gegen zweihundert Kilometer nördlich des Dschumbitales, jenseits des in malerischer Alpen-



Phot. G. G. Rawling.

Abb. 216. Das Grab des ersten Taschi-Damas in der Damaßerei von Schigatse in Tibet.
Der Sarkophag ist ganz mit Edelsteinen bedeckt.



Phot. Perceval Lambton.

Abb. 217. Gesamtansicht des Dalai-Lama-Palastes zu Lhasa in Tibet, gegen dreihundert Meter lang, mehr als hundertzwanzig Meter über der Stadt gelegen.

szenerie an den Vierwaldstätter See erinnernden Yamdokfsee fließt der trübgelbe, schlammige Tsang-Bo, nach seinem Durchbruch des Himalaja Brahmaputra genannt, in östlicher Richtung durch die Hochebene. An seiner schnellsten und gleichzeitig tiefsten Stelle erhebt sich aus seinen reißenden Fluten eine steile Felseninsel, und diese war gewissermaßen den Tibetanern ein von der Natur für sie hergestellter Brückenpfeiler. Aber die Breite der beiden Flußarme war für die Herstellung von Tragsäulen für eine Hängebrücke aus Bambusstangen noch immer zu groß. So ließ denn der chinesische Prinz Tang Tong im fünfzehnten Jahrhundert vier gewaltige Ketten mit Gliedern von sechzehn Zentimeter Durchmesser, aus Eisen geschmiedet, hier über den Fluß spannen und in diese Ketten an Seilen die Brückenbahn aufhängen (Abb. 215). Das gewaltige, ein halbes Jahrtausend alte Werk chinesischer Ingenieurkunst ist heute noch vorhanden, aber während die Ketten vom Rost nur wenig angegriffen sind, zeigt sich das Netzwerk der Brückenbahn so schadhast, daß die Tibetaner die Benutzung der Brücke längst aufgegeben haben und sich zur Überquerung des Flusses zweier Fährboote bedienen. Die Ortschaft an dieser Stelle des Tsang-Bo heißt noch immer Tschak-Sam, das heißt Eisenbrücke. Obschon über alle Beschreibung verwahrlost und schmutzstarr, ist sie doch eine der wichtigsten des ganzen Landes. Sie ist die Eingangspforte nach dem nur sechzig Kilometer weiter nordwärts liegenden Lhasa, der Residenz des Dalai-Lamas, der Verkörperung Buddhas und damit der heiligsten Persönlichkeit für ein Viertel der ganzen Menschheit. Tschak-Sam ist aber auch der gewöhnliche Ausgangspunkt der Pilgerzüge nach der Residenz der zweitheiligsten Buddhaverkörperung, des Tschak-Lamas oder, wie er bei den Lama selbst heißt, des Pangtschen = Rinpotstche (Großes Lehrersjuwel). Sie liegt nahe der politischen und wirtschaftlichen Hauptstadt von Tibet, Schigatse, annähernd hundertsechzig Kilometer stromaufwärts,

und heißt Tschü-Lhumpo. In zahlreichen Tempeln und mehrstöckigen Gebäuden der Lamajerei wohnen dort nicht weniger als fünftausend Lamapriester, deren Lebensaufgabe es ist, über die Gräber der fünf letzten Tschü-Lama zu wachen. Die vergoldeten Dächer der prachttrohenden Grabtempel heben sich hoch über die Lamajereigebäude, und besonders jener des ersten Tschü-Lamas ist verschwenderisch mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Der Sarkophag zeigt einen stufenförmigen Aufbau von sechs Meter Breite, Länge und Höhe in der Mitte des Tempels. Auf seiner höchsten Stufe, dem Eingang gegenüber, ruht der goldene Sarg des Hohepriesters, über und über mit kostbaren Edelsteinen, vornehmlich Türkisen, bedeckt (Abb. 216). Auf den Stufen stehen uralte chinejische Porzellan- und Emailvasen, dazu goldene Öllampen, die immerwährend brennen. In einer Nische über dem Sarge ist eine Statue des verstorbenen Tschü-Lamas in sitzender Stellung, mit zahlreichen Perlensträngen von bedeutendem Wert um den Hals, aufgestellt. Sonderbar wirken inmitten all dieser Kostbarkeiten des Tempels fünf farbige Glaskugeln europäischer Arbeit, wie sie in unseren Gärten aufgehängt werden.

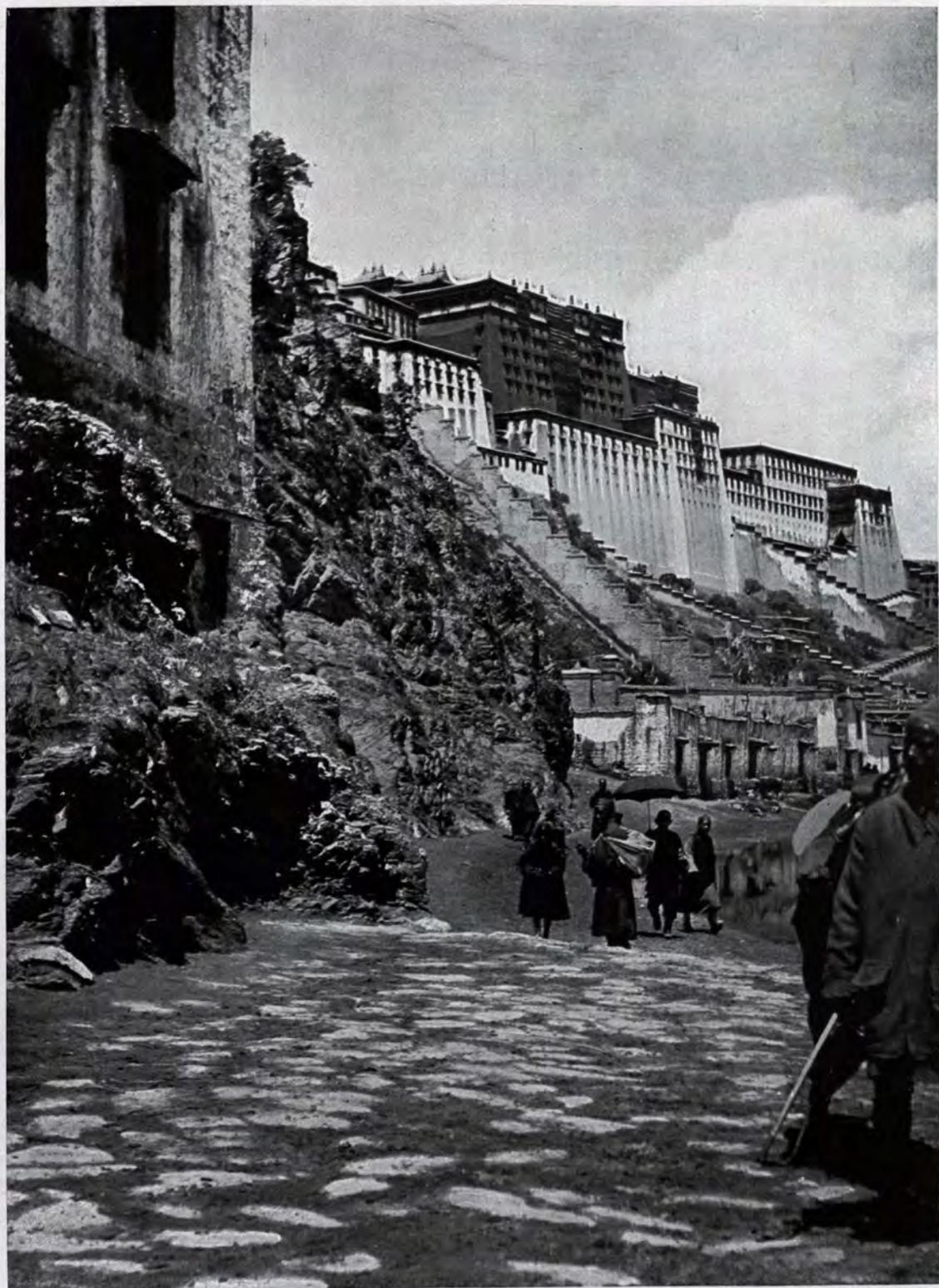
Im Vergleich zu den Dalai-Lama in ihrer an Intrigen und Mächenschaften aller Art reichen Residenz Lhasa erreichen die Tschü-Lama ein viel höheres Alter, trotz der Abgeschlossenheit und Bewegungslosigkeit, in der sie ihr Leben verbringen. Die Dalai-Lama sterben in der Regel in sehr jugendlichem Alter und, wie es heißt, keines natürlichen Todes. Ihre Heiligkeit ist so groß, daß nur die höchsten Priester sie anblicken dürfen, und wer es sonst wagen sollte, wird nach dem Glauben der Tibetaner mit Blindheit geschlagen. Einsam und stumm verträumen sie in Gottergebenheit ihr junges Leben in dem großartigsten aller Paläste der Erde. Auf steilen Felsen erheben sich seine weißen Strebemauern mit mehrstöckigen Palästen darüber, deren goldene Dächer wie der Abendgruß der untergehenden Sonne glänzen (Abb. 217). Europa hat nichts von Menschenhand aufzuweisen, das sich mit diesem gewaltigen Bau messen könnte, der eine Fassade von dreihundert Meter Länge hat und dabei so hoch ist wie unsere höchsten Türme. Unwillkürlich muß man zurückdenken an die Zeiten, als die kolossalen Tempel der alten Ägypter in Karnak noch aufrecht standen und Tausenden von Priestern für ihre Zeremonien dienten. Wie aus altägyptischer Zeit ragt diese Residenz der Verkörperung Buddhas in die Gegenwart hinein, ebenso großartig, ebenso fremd wie die Tempelruinen am Nil. Unzählige Fenster in langen Reihen übereinander unterbrechen die sich auf den Mauern aufstürmenden Fassaden mit ihren weit vorspringenden flachen Dächern. Sie zeigen die Wohnungen der Hunderte von rotgekleideten Buddhapriestern, deren Denkungsart und Leben uns ebenso fern und rätselhaft erscheint wie Lhasa selbst. Aus der Mitte der majestätischen Palastfronten steigt ein merkwürdiger sechsstöckiger Doppelbau empor, hochrot bemalt, das Allerheiligste, der Wohnsitz des Dalai-Lamas selbst. Die ganze Anlage dieser, Potala genannten majestätischen Residenz des lebenden Buddha ist dabei ein wahres Farbenchaos (Abb. 220). Rings um ihren Fuß legt sich ein dichter Kranz von Bäumen in allen Farbenabstufungen; darüber hinaus grüne Matten und noch weiter das Grau und Gelb der Hochebene; aus dem Grün steigen die kalkweißen Gemäuer des Palastlabirinthos auf, aus diesem der Purpur des Dalai-Lama-Sitzes, darüber die leuchtenden goldenen Dächer und über alles wölbt sich das Tiefblau des Himmelszeltes. Kein Wunder, daß diese Residenz den Tibetanern wie der Himmel selbst erscheint, der Inbegriff alles Schönen, Glücklichen, Erhabenen und Göttlichen, im Vergleich zu den elenden Schmutzlöchern, in denen sie selbst ihr dürftiges Dasein verbringen.

Und was birgt dieser großartige Palast? Kilometerlange Korridore und Säle, hier und dort eine Kapelle mit einem Buddhabildnis, vor welchem mit Butter gefüllte Lampen brennen. Die Wände sind schmutzig, die Schlafräume der Lamapriester öde und unheimlich. Manche Säle zeigen ansprechende Malereien und Zieraten, andere enthalten vergoldete Gräber, und was das Allerheiligste selbst enthält, ist — unbekannt!



Abb. 218. Eisbrücke in Tibet.

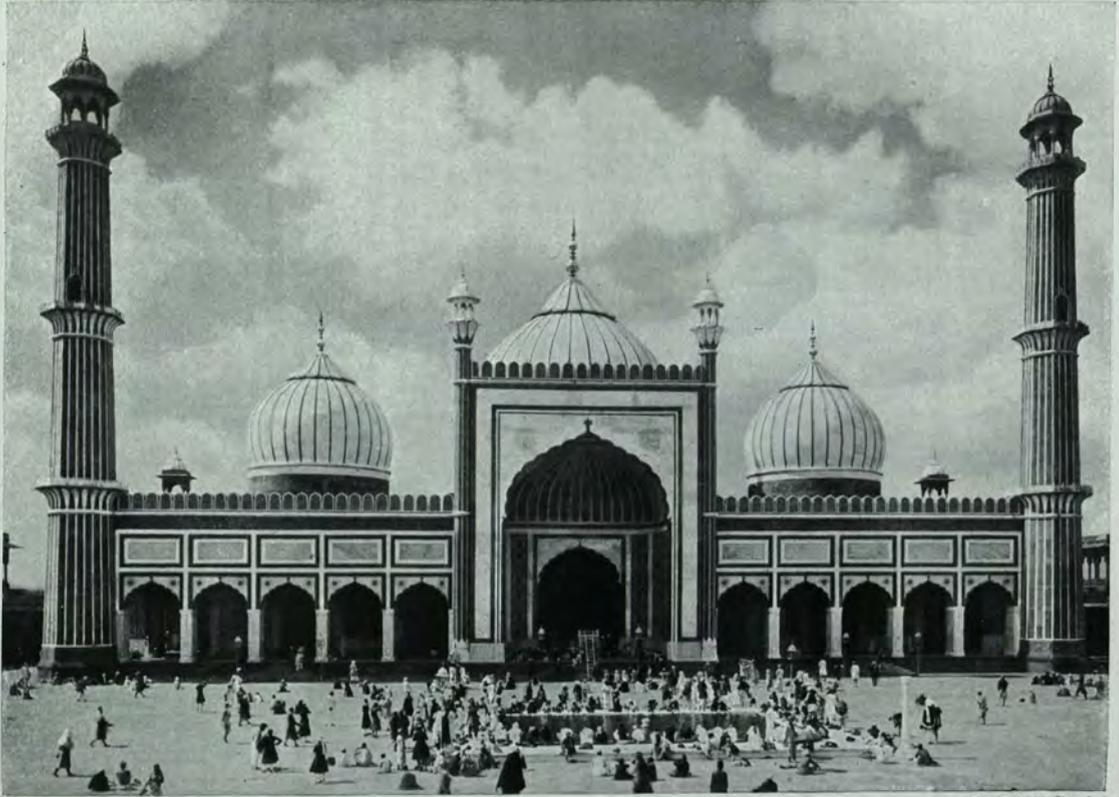
Phot. C. G. Rawling.



Phot. Percival London.

Abb. 220. Der Potalapalast in Lhasa, die Residenz des Dalai-Lamas.

gottähnlichen Religionsgründers durch die Gegenwart der verhassten Kottröcke besudeln lassen. Aus ihren Schilderungen ist es bekannt geworden, welchen Reichtum an Statuen, Butterlampen, Opfergefäßen aus massivem Golde, welche Anhäufung von Perlen, Türkisen, Smaragden und anderen Edelsteinen von außergewöhnlicher Größe die von außen so armseligen Gebäude in ihrem Innern bergen. Im letzten der drei großen, von Galerien und Säulenkolonnaden umschlossenen Höfe erhebt sich in einer fensterlosen Kapelle das goldene Riesenstandbild des Buddha, verborgen hinter mehreren Reihen von goldenen Butterlampen, deren flackernde, rauchige Lichter die Umrisse erkennen lassen. Ein indischer König hat das Bildnis gelegentlich einer feindlichen Invasion seines Reiches dem Kaiser von China nach Peking gesandt. Von dort kam es im siebenten Jahr-



Phot. v. G. Ponting.

Abb. 221. Die große Moschee von Delhi,

die größte Indiens und zweitgrößte der mohammedanischen Welt, vom Großmogul Shah Dschehan zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts erbaut.

hundert nach Thassa und hier steht es nun seit zwölf Jahrhunderten auf derselben Stelle, der Gegenstand ebenso großer Verehrung bei den Buddhisten, wie die Holzgötzen der Hindureligion in Dschaggarnath oder der Schwarze Stein in Mekka. Die Figur sitzt auf einem Thron unter einem von silbernen Drachen getragenen, edelsteinbesetzten Baldachin, Hals und Brust sind mit kostbaren Halsketten und der Kopf mit einer Krone von unschätzbarem Wert geschmückt. Ihr mittleres Blatt wird von dem größten und gleichzeitig reinsten Türkisen gebildet, dem wertvollsten, der bisher gefunden wurde, ein Stein von achtzehn Zentimeter Länge und neun Zentimeter Breite.

An der Rückwand dieses Heiligtums stehen auf Altarstufen riesige steinerne Wächter, in der Dämmerung des Raumes schwer erkennbar, ähnlich wie die steifen Statuen in den finsternen Felsentempeln der alten Ägypter, geheimnisvoll in der Erscheinung und von unbekanntem Alter,



Phot. Johnston & Hoffmann.

Abb. 222. Buddhagaya,
der älteste Tempel der Buddhistenwelt, an der Stelle erbaut, wo der große Religionsstifter Buddha Gautama
die „göttliche Erleuchtung“ empfing.

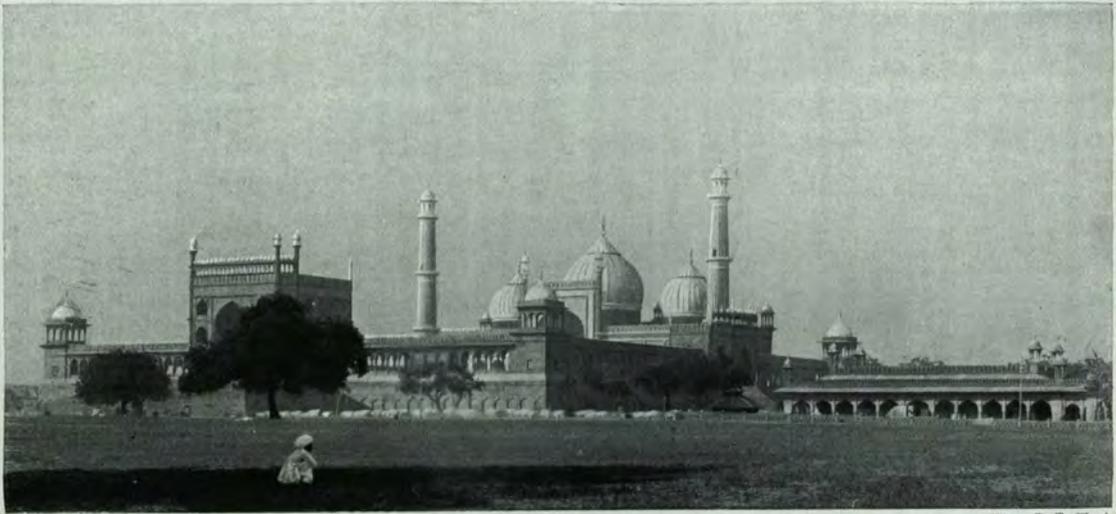


Abb. 223. Gesamtansicht der großen Moschee von Delhi.

Phot. E. G. Wood.

mit Staub und Ruß bedeckt. Die Goldstatue Buddhas strahlt in dem schwachen Licht der rauchenden Butterlampen geisterhaft und schattenlos; die Züge tragen nicht jenen Ausdruck glückseliger Auflösung, lächelnden Aufgehens in das Nichts des Nirwana, wie alle sonstigen Buddhastatuen des asiatischen Kontinents, von dem Daibutsu von Kamakura in Japan an bis zu jenen des Borobudur in Java oder in den Felsentempeln von Palitana im Westen Indiens, sie sind hier persönlicher, menschlicher, wie eben Buddha vor seiner Erleuchtung gewesen sein mochte.

Die anderen Höfe des Tempels sind ebenfalls mit mehr oder minder kostbaren Buddhastatuen, Opfergefäßen, ruhigen Butterlampen aus Gold, verschmierten Wandmalereien, düsteren Kapellen gefüllt, und immer noch werden von den Gläubigen neue Opfergaben herbeigebracht, um diesen heiligsten Tempel der Buddhistenwelt zu schmücken, im lebhaften Kontrast zu der lebenden Statue des Buddha im Potalapalast. Denn die Dalai-Lama, die in so raschem Wechsel einander folgen, so jung als die Verkörperung des Gautama auf den Thron kommen, so jung ihre Buddha-seele wieder aushauchen, sind in der Tat nichts anderes als Statuen von Fleisch und Blut.

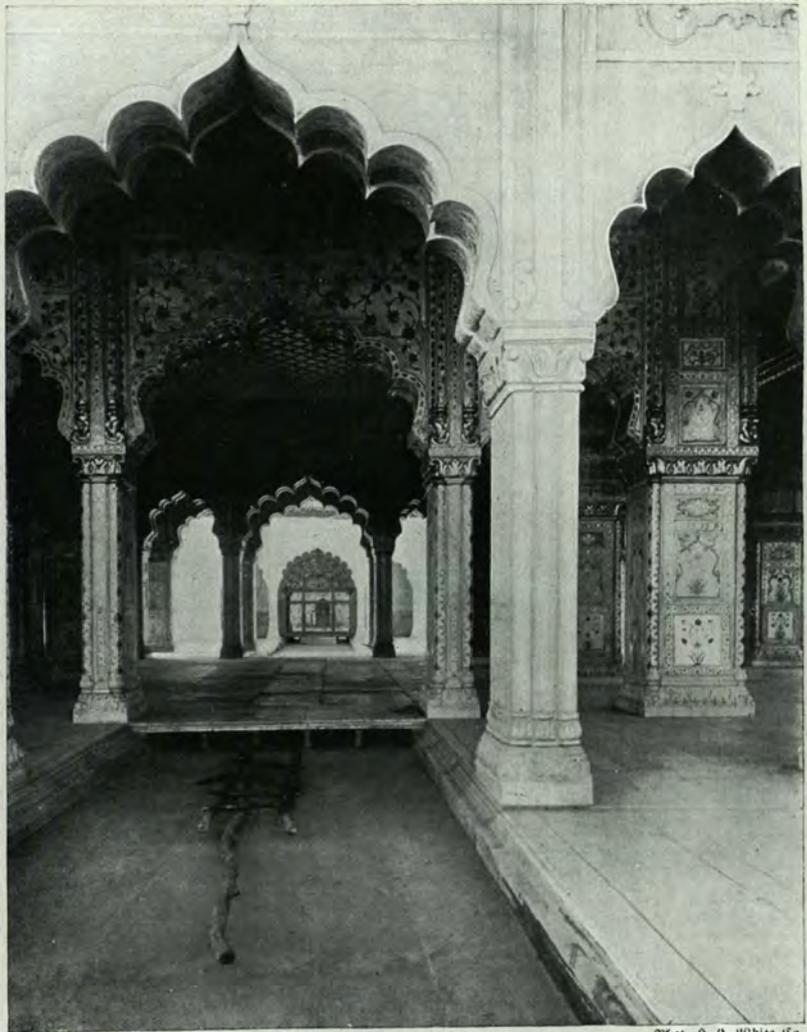
Nordindien.

Buddhagaya. Mitten im Lande der Hindu und Mohammedaner, zwischen Dardschiling und Benares, liegt unweit der modernen Opiumstadt Patna der älteste Tempel Indiens, gleichzeitig das größte Heiligtum der Buddhisten. Der Gründer ihrer Religion, der Königssohn Gautama, ist dort nach sechsjähriger Zurückgezogenheit unter einem Bobaum (*Ficus religiosa*) zur wahren Erkenntnis gekommen und hat die göttliche Eingebung gefühlt, der Menschheit fortan ein Lehrer zu sein. Die Stelle ist also gewissermaßen die geistige Geburtsstätte Buddhas, gleichzeitig jene des buddhistischen Glaubens überhaupt, und sie wird heute noch als solche aufs höchste verehrt.

In jedem Jahre pilgern an hunderttausend Buddhisten aus Siam, Tibet, China, Sikkim, Japan, Java und anderen Ländern nach Gaya, um hier zu beten und den heilig gewordenen Bobaum zu bewundern, der freilich nur mehr in neuem Ableger wieder erstanden ist. Ein Teil der Wurzel des ursprünglichen Baumes ist im Museum von Kalkutta aufbewahrt.

Schon im Jahre 543 vorchristlicher Zeit wurde an dieser heiligen Stelle ein Tempel erbaut, und dieser Tempel hat nahezu zweieinhalb Jahrtausende überstanden. Der große Herrscher Asoka, ein eifriger Förderer des Buddhismus, ließ das Heiligtum im dritten vorchristlichen Jahrhundert mit einem skulpturengeschmückten Marmorgeländer umgeben, das teilweise heute noch vorhanden ist. Auf Grund der Beschreibungen und aufgefundenen Trümmer ließ die englische Regierung den uralten Tempel ausbessern, und wenn die Farben auch ein wenig zu lebhaft wirken, man gewinnt doch ein Bild der früheren prächtigen Ausschmückung des seltsamen Baues. Kein anderes Land hat irgendein Gebäude von ähnlicher Architektur aufzuweisen, und selbst in Indien gibt es nicht viele Nachbildungen. Der Tempel bildet eine gewaltige Steilpyramide von neun Stockwerken, gekrönt von einer kunstvollen Pagode mit dem reichsten Skulpturenschmuck und flankiert von zwei kleineren Tempeln in ähnlicher Bauart (Abb. 222). Sie erheben sich auf einer dreißig Meter hohen Terrasse, und auch der heilige Bobaum steht auf einer solchen. Ein Ableger davon wurde von Sohn und Tochter Kaiser Asokas nach Ceylon mitgenommen, um dort eingepflanzt zu werden, er wächst heute noch in der Ruinenstadt Anuradhapura.

Delhi. Von den beiden prächtigen Hauptstädten des indischen Reiches unter der Herrschaft der Großmoguln, Delhi und Agra, ist Delhi weitaus die älteste und bedeutendste, es ist nicht nur für Indien, nein, für ganz Asien das, was Rom für die abendländische, die christliche Welt ist, so alt, so ereignisreich wie dieses. Die ganze große Geschichte Delhis stürmte bei meinem Besuche im Geiste an mir vorüber, ein phantastischer Walkürenritt des malerischen, märchenhaften Morgenlandes, in dem an Stelle der kalten, stolzen, germanischen Helden in langen Reihen die Kaiser und Könige, Großmoguln, Maharadscha, Großwesire, Generale und Hohenpriester traten, mit ihrem juwelenstrotzenden Gefolge, ihren phantastisch gekleideten, geharnischten



Phot. G. A. White Co.

Abb. 224. Hallen im Großmogulpalast von Delhi.

Kriegern, dazu kaleidoskopartige Bilder von glänzenden Palästen, von lieblichen Haremszonen mit den schönsten Frauen der indischen Welt, von Hesperidengärten mit traumhafter, glücklicher Liebeständelei, von blutigen Schlachten und entsetzlichen, ganze Völker umfassenden Vertilgungskämpfen.

Diese Kämpfe wurden hauptsächlich durch Habgier veranlaßt, durch das Streben, die ungeheuren Schätze zu erobern, welche in Delhi aufgehäuft waren. Nadins Wunderlampe brauchte dort nicht angesteckt zu werden, denn die schönsten Diamanten, die größten Rubine und Smaragde der Welt zierten dort, allen sichtbar, den Kaiserthron, ja die Paläste selbst waren mit kostbaren Steinen über und über bedeckt. Schon in der ältesten Zeit, vor Jahrtausenden, war Delhi unter dem Namen Indraprastha der Sitz des größten Glanzes auf dem Erdballe. Als damals die Pandu oder Sonnenkinder in Delhi herrschten, waren nach den alten Hindubüchern die Straßen mit Gold gepflastert, statt mit Wasser wurden sie mit den köstlichsten Essenzen besprengt, die Vasen waren mit den größten Kostbarkeiten gefüllt und der Palast der Pandu selbst strahlte von den schönsten Diamanten und Edelsteinen Golkondas. Nicht geringer war der Glanz des Hofes der indischen Könige, die den Pandu in langer Reihe folgten, bis im fünfundzwanzigsten Jahrhundert seines Bestandes — man denke nur: fünfundzwanzig Jahrhunderte! — die afghanischen Fürsten Delhi eroberten, die angestammten Könige mit Feuer und Schwert verjagten und sich selbst zu Herren von Indien machten. Drei Afghanendynastien folgten in den ersten dreihundert Jahren des gegenwärtigen Jahrtausends aufeinander, fortwährend bedrängt durch Hindu, Mohammedaner und Mongolen, bis der große Timur oder Tamerlan auf der Bildfläche erschien. 1398 eroberte er Delhi, plünderte die Stadt, wie es seine vielen Vorgänger getan hatten, und machte sich zum Herrscher des ganzen Reiches. Lange dauerte die Mongolenherrschaft nicht, denn nach Timurs Tode setzten sich die afghanischen Pathanenfürsten in den Besitz Delhis und lenkten die Geschichte des Reiches während eines halben Jahrhunderts. Da kamen von Norden her abermals die Mongolen, geführt von einem Nachkommen Timurs, namens Babur. Er schlug die Pathanen und wurde der erste der siebzehn Großmoguln seiner Dynastie, die von 1494 bis zum Jahre 1857 über Indien geherrscht und es zu großer Pracht und Blüte, aber auch zum Verfall und zur Fremdherrschaft geführt haben. Welche Namen ziehen in diesen vier Jahrhunderten durch die Geschichte! Humayan, Akbar der Große, Dschehan, Aurangzeb und andere bis zu dem letzten, dem unglücklichen Bahadur Schah, der von den Engländern in seinem eigenen Palaste in Ketten gelegt und zur Verbannung nach Birma verurteilt wurde.

Delhi ist also dreieinhalb Jahrtausende Kaiserstadt geblieben, als solche alle anderen Residenzen der Erde weitaus übertreffend. Heute ist es eine ganz moderne Stadt, gewöhnlicher, schmutziger als die modernen indischen Stadtviertel von Bombay oder Kalkutta. Nur die Ringmauern mit ihren festen, von Türmen flankierten Toren erinnern an die alte Zeit; die Breschen und Kugellöcher in ihnen aber an die blutigen Kämpfe der Engländer mit den Indiern, als diese sich unter dem Großmogul Bahadur Schah im Jahre 1857 zum letzten Male erhoben, um das verhaßte Fremdenjoch abzuschütteln. Damals neigte sich die Wagschale des Glückes schon bedenklich auf die Seite der Indier, und nur durch Verrat gelang es den Engländern, doch noch der Stadt und damit auch des Reiches Herr zu werden. Wie es sich heute dem Besucher zeigt, ist Delhi eine Gründung von Schah Dschehan, dem Enkel des großen Akbar, ein Kilometer weit von dem alten Delhi an den Ufern des breiten Dschamnastromes. Noch jetzt heißt die Stadt nach ihrem Gründer Schahdschehanabad, das heißt die Stadt des Schah Dschehan. Freilich hat auch dieses moderne Delhi während seines zweihundertjährigen Bestandes welterschütternde Ereignisse gesehen, und in der Silberstraße könnte jedes Haus davon erzählen.

Das weitaus bedeutendste Bauwerk des jetzigen Delhi ist die große Moschee Dschamma-Meischid,

ein Werk Schah Dschehans aus dem siebzehnten Jahrhundert (Abb. 221 und 223). Läge sie nicht auf einem ungefähr zehn Meter über dem Stadtboden erhöhten Felsplateau, umgeben von freien Plätzen, ihre geringe Höhe und Masse würde im Vergleich zu ihrer großen Ausdehnung etwas nüchtern wirken. Allerdings muß beachtet werden, daß im Gegensatz zu den Moscheen Persiens und des türkischen Reiches das Gebäude selbst geringere Bedeutung hat als der Vorplatz. Auf diesem, nicht in der Moschee selbst, versammeln sich die Gläubigen zur Andacht. Der Vorplatz der Dschamma-Meschid ist von imponierender Ausdehnung, auf drei Seiten von niedrigen Bogen-

galerien umgeben, und erst an ihren Ecken, entfernt vom eigentlichen Moscheebau, erheben sich die Minarette. Diese unschönen, nüchternen Türme, verbunden mit den langen wagrechten Linien der Galerien und den flachen Dächern der Vorbauten, nehmen den indischen Moscheen viel von ihrer sonst großen architektonischen Schönheit. Bei der Dschamma-Meschid sind die drei den Hauptbau überragenden Kuppeln auch noch in Zwiebel-

form. Erst als ich, auf dem Vorplatz daß die zahllosen Wassertropfen wie Diamanten blitzten. In den langen, einsamen Galerien schliesen einige Bettler.

Eine Stunde später zeigte sich mir ein ganz anderes Bild. Es war Freitag, der Sonntag der Mohammedaner. Die majestätische Freitreppe, die zu dem gewaltigen äußeren Hauptportal emporführt, war mit zahllosen Bettlern, Krüppeln, Kranken, Greisen, Ausfägigen besetzt, und zwischen dieser Garde des Elends wälzte sich ununterbrochen ein Strom von Muselmanen empor, alle in blendend weißer Kleidung mit weißen Turbanen. Oben an dem Eingange zum Vorhofe führte mich ein Moscheediener auf eine der den Platz umgebenden Galerien und wies mir Ungläubigem eine versteckte Nische an. Welcher Anblick bot sich mir von dort dar! Der ganze

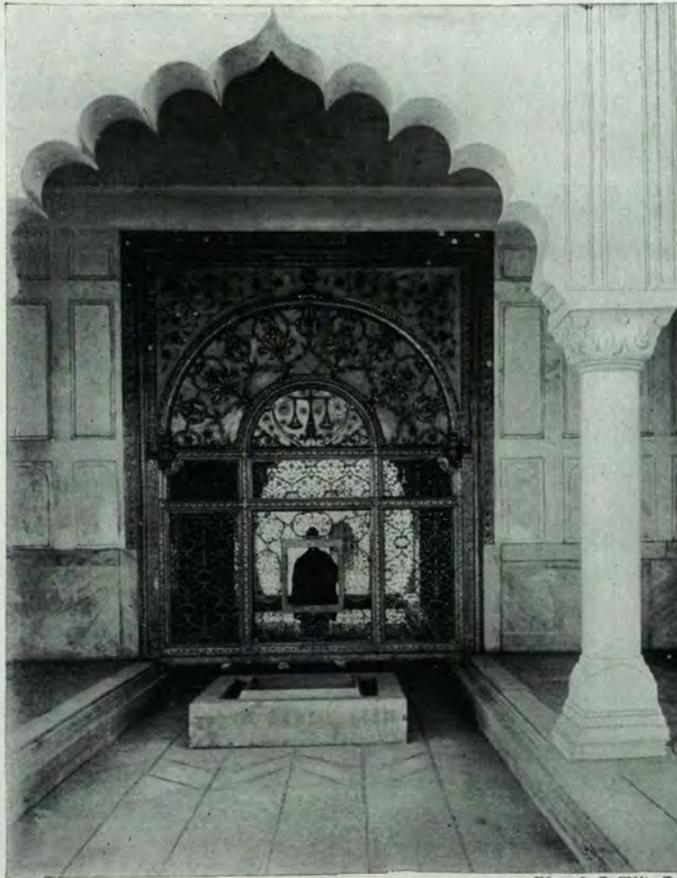


Abb. 225. Im Großmogulpalast von Delhi.
Durchbrochene Mauerwand zwischen der kaiserlichen Audienzhalle und den Privatgemächern.

stehend, die Moschee unmittelbar vor mir sah, erkannte ich das herrliche Ebenmaß des Baues mit seinem schönen Hauptportal und die Kostbarkeit des Materials — weißer und schwarzer Marmor von großer Feinheit.

Die Moschee selbst war leer, ein kahler, kalter Raum ohne den allergeringsten Schmuck, ohne Teppich und ohne Fenster. Die Sonne brannte auf die blendend weißen Marmorplatten des Vorplatzes, und ihre Strahlen durchleuchteten die sprühende Fontäne in der Mitte,

Hof war gewiß mit zehntausend Andächtigen gefüllt, ein Meer von weißen Gestalten, dicht aneinandergedrängt, daß sie kaum ihre Arme bewegen konnten; ebenso gefüllt waren die Galerien und, soweit ich es durch die hohen Torbogen wahrnehmen konnte, auch die Hallen der Moschee selbst. Und doch kamen immer noch Gläubige, die sich schließlich auf der riesigen Treppe anstauten. Alle Gesichter waren gegen die hohe Kanzel unter dem Haupteingang der Moschee gerichtet, auf der ein Imam mit lauter Stimme Gebete her sagte. So verharren diese Massen in der brennenden Sonnenglut des Mittags ohne Schutz eine ganze Stunde lang,

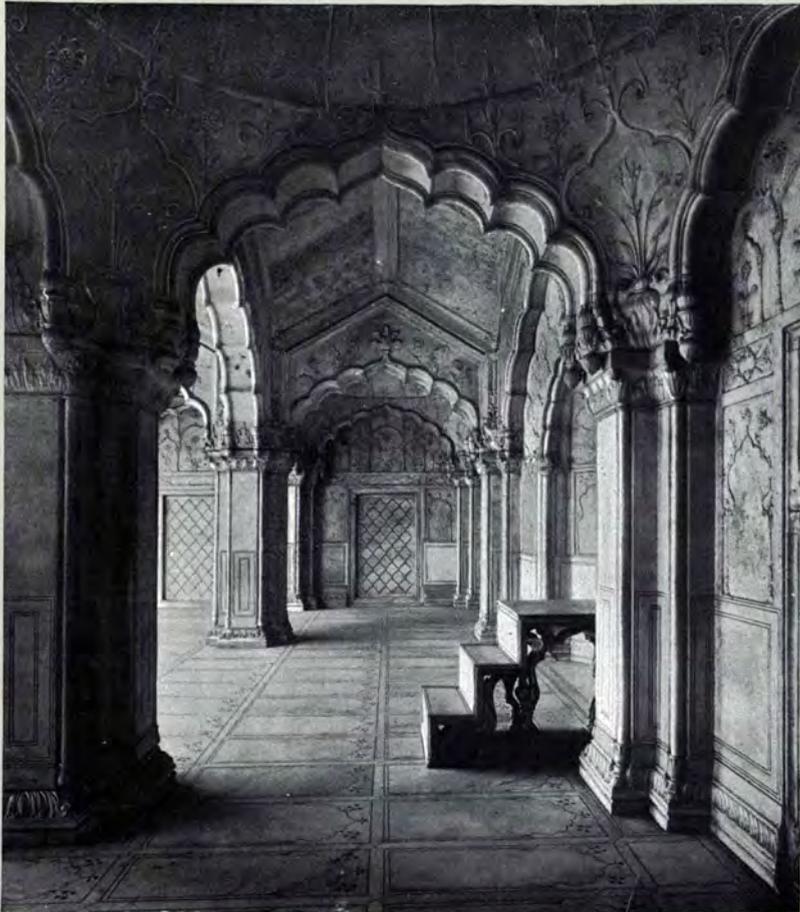


Abb. 226. Die Perlmoschee von Delhi.

Phot. G. C. White Co.

Von Großmogul Aurangzeb aus weißem Marmor gebaut und mit herrlichen Skulpturen bedeckt.

Von der geschäftigen, stets belebten modern-indischen Silberstraße nach Osten gegen den Fluß zu wandernd, sah ich vor mir eine Festung auftauchen mit so mächtigen, dräuenden Mauern, so tiefen Wallgräben, so gewaltigen, von Türmen flankierten Toren, wie sie auf dem Erdball nur selten zu finden sind, Mauern, wie beim Kreml in Moskau oder beim alten Serail in Konstantinopel, mit Torbefestigungen, die der Engelsburg in Rom ähneln, aus rotem Sandstein erbaut. Bei aller Massigkeit sind sie doch leicht und zierlich, dank der persischen Torbogen, der lustigen Säulengalerien ringsum und der aufgesetzten Pavillone und Türmchen. Wohl ein Quadratkilometer Raum wird von diesem gewaltigen Steinpanzer umschlossen, der sich viele Meter hoch über dem

zeitweilig in die Knie fallend und mit der Stirne den Boden berührend (Abb. 227).

Indessen, alles was Delhi an Moscheen und Tempeln, an Straßen, Denkmälern, Befestigungswerken aufzuweisen hat, verschwindet gegenüber einer Gruppe von Gebäuden, die sich an den Ufern des breiten Dschamnaflusses erheben: der einstigen Residenz der Großmoguln von Indien. Würde Delhi, wie bereits siebenmal in seiner mehrtausendjährigen Geschichte, wieder vom Erdboden verschwinden, würden alle Bauten der heute nahezu eine Viertelmillion Einwohner zählenden Stadt in Staub zerfallen und nur dieser Kaiserpalast zurückbleiben, Delhi bliebe doch neben Agra das Hauptziel aller nach Indien kommenden Touristen, denn dieser Palast gehört zu dem Schönsten, was Menschenhände jemals geschaffen haben.



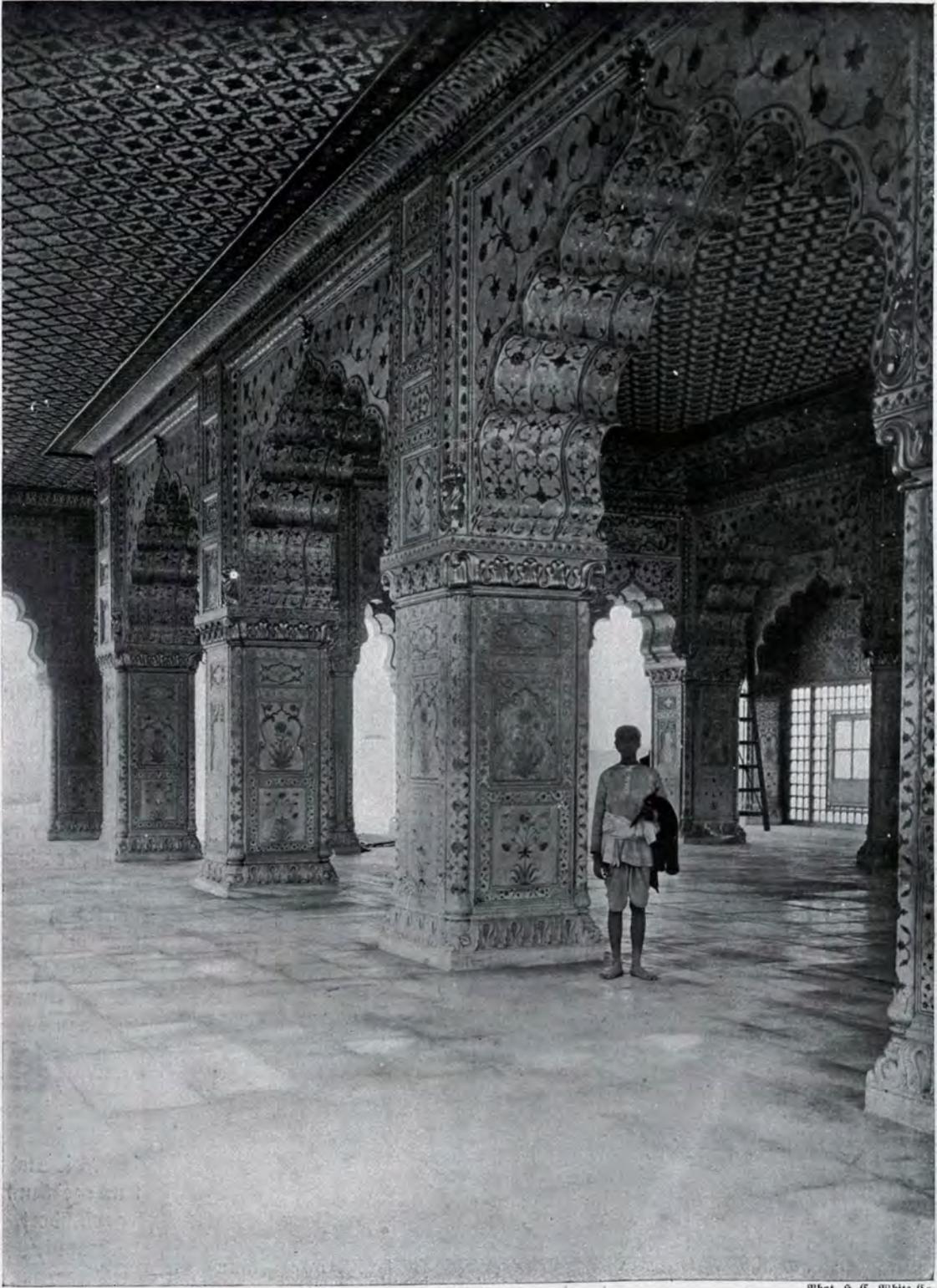
Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 227. Der Hof der großen Moschee von Delhi, gefüllt mit-Gläubigen.

Stadtboden von Delhi erhebt. Das Thor führte mich unter den Befestigungen wie durch einen langen Tunnel hindurch, sanft ansteigend mit Wendungen und flankiert von so starken, mit Schießcharten versehenen Mauern, daß die gewaltsame Erzwingung dieses Thores geradezu unmöglich erscheint. Erfüllt von der Geschichte dieser Kaiserstadt mit all den Szenen und Ereignissen am Hofe der Großmoguln, kam es mir vor, als wäre ich, einem zweiten Austin de Bordeaux gleich, auf dem Wege zum Großmogul selbst, als läge nicht ein Jahrhundert zwischen meinem Besuch und seiner damaligen Herrlichkeit. Aber die Rischen, in denen sonst die Thorwächter in eisernem Harnisch mit Morgensternen und Lanzen Wache hielten, waren leer; aus den Hunderten von Schießcharten starteten mir keine Kanonenmündungen entgegen, und als ich aus dem Tore in den inneren Festungshof trat, tönten mir englische Kommandoworte entgegen. Englische Rotröcke hielten hier Wache, der ganze weite Raum, wo einst alle Fürsten Indiens, die Abgesandten aller Höfe Asiens sich zu versammeln pflegten, um dem Großmogul auf seinem Pfauenthron ihre Ehrfurcht zu bezeigen, enthielt nun englische Kasernen, englische Munitionsmagazine, Wohnhäuschen für englische Unteroffiziere mit ihren Frauen. Jenseits dieser höchst störenden banalen Bauten liegt der Kaiserpalast.

Die Stunden, die ich dort zubrachte, gehören zu den genußvollsten meines Lebens. Ich hatte eine Art Alhambra erwartet, aber was ich dort an Kleinodien morgenländischer Baukunst zu sehen bekam, übertrifft nicht nur den Maurenpalast von Granada, es übertrifft an Ausschmückung, Kostbarkeit des Materials, Schönheit, Anmut, Zierlichkeit das meiste, was Menschenhände für Päpste, für Kaiser und Könige bisher geschaffen haben. All diese Audienzhallen, Privatgemächer, VADERäume, Wohnungen der Frauen, Moscheen sind aus blendend weißem, fleckenlosem Marmor hergestellt und in so vorzüglichem Zustande der Erhaltung, als wären sie erst gestern erbaut worden. Wahre Zauber Künstler bearbeiteten diesen Marmor wie Elfenbein mit dem zartesten Skulpturenschmuck; ja, diese wunderbaren durchbrochenen Marmorplatten betrachtend, die, kaum fingerdick, die Haremsräume von den Audienzhallen scheiden oder in die hohen Fensteröffnungen eingesetzt sind, schien es mir, als hätten die Künstler das Geheimnis gekannt, den Marmor in zarteste Fäden zu zerteilen und daraus Spitzen zu köppeln. Der spiegelblanke marmorne Fußboden wird in den meisten dieser entzückenden Räume von Kanälen durchzogen, durch die kristallklares Wasser sprudelt. Die blendend weißen Wände sind mit Halbedelsteinen, hauptsächlich Karneol, Chrysopras, Achat, Jaspis und Amethyst eingelegt, Blumen- und Blattranken in der sogenannten Pietra-Dura-Arbeit bildend, so zart wie die schönsten farbigen Stickereien. Die Privataudienzhalle der Großmoguln, der berühmte Divan-i-Khas, ist ein Traum von Schönheit und Pracht, erhaben und überirdisch (Abb. 224, 225 und 228). Zu dem blendenden Weiß des Grundmaterials kommen hier zwischen dem Farbenschmelz der Pietra-Dura noch reiche Vergoldungen, zarte Skulpturen, alles in den entzückendsten Formen, und dabei doch unähnlich allem, was das Abend- und Morgenland an Wundern der Ausschmückung aufzuweisen hat. An einem Ende dieses schönsten Raumes ähnlicher Größe, den ich auf meinen weiten Reisen gesehen habe, steht eine kniehocher Plattform, und auf dieser stand einst der berühmte Pfauenthron, das kostbarste Werk, das die Menschheit durch alle Zeitalter hindurch aufzuweisen gehabt hat. Ein zwei Meter breiter Thron aus reinstem Golde, mit Perlen und Diamanten besät. Den Rücken bildeten zwei lebensgroße Pfauen mit ausgebreiteten Schwänzen, ganz aus den herrlichsten Edelsteinen Indiens zusammengesetzt, und zwischen ihnen stand ein lebensgroßer grüner Papagei, aus einem einzigen Smaragd geschliffen. Der Wert dieses Thrones (Abb. 171), als ihn der persische König Nadir Schah raubte, wurde auf hundertzwanzig Millionen Mark geschätzt, eine Summe, die man mindestens vervierfachen müßte, um auf den heutigen Wert zu kommen.

In einer Ecke des Palastes erhebt sich die berühmte Perlmoschee, in der Tat eine Perle der



Phot. G. E. White Co.

Abb. 228. Im Großmogulpalast von Delhi.

Kaiserliche Audienzhalle aus Marmor und durchscheinendem Alabaster. Die Wände und Säulen sind mit Edelsteinen eingelegt, die Decke mit Goldplatten und Goldleisten bekleidet.

Baukunst an Stil und Ausschmückung der blendend weißen Marmorwände (Abb. 226 und farbige Kunstbeilage).

Die Schilderung all dieser traumhaft schönen Räume könnte einen Band füllen, und doch würden all die Worte, auch mit Hilfe des Zeichenstiftes und der Palette nicht hinreichen, um sie dem Leser vor Augen zu führen. So hehr, so rein geschaffen, waren sie doch der Schauplatz der blutigsten Taten, der erbärmlichsten Intrigen, der niedrigsten aller menschlichen Leidenschaften, aber man kann sich von ihnen nicht ohne tiefes Bedauern trennen, so sehr wirken sie auf das Schönheitsgefühl im Menschen ein, so stolz machen sie den Menschen darüber, daß seinesgleichen so Schönes herzustellen vermocht hat. Von den zauberhaften Buen Retiros der indischen Prinzessinnen in den marmornen Pavillonen genießt man einen weiten Ausblick auf die Ebene des Dschamnastromes, in dessen klarem Wasser riesige Schildkröten schwimmen und an dessen Ufern Krokodile schlummern. Jenseits zeigt sich das Trümmerfeld des alten Delhi mit seinen nach Hunderten zählenden Moscheen, Tempeln und Mausoleen, überragt in weiter Ferne von dem herrlichen Turme des Kutab-Minar, einem der schönsten Baudenkmäler der Erde.

Das Ruinenfeld von Delhi. Jenseits von Delhi, der Stadt der Lebenden, liegt in der weiten Ebene des Dschamnastromes Delhi, die Stadt der Toten, die in Stein gehauene Geschichte Indiens seit vier Jahrtausenden.

Bei den fortwährenden Kriegen, Einfällen fremder Völker, Aufständen, Kämpfen um die Herrschaft über Indien, die bis in die graue Vorzeit zurückreichen, wurde natürlich die Hauptstadt zuerst in Mitleidenschaft gezogen, und das heutige Delhi ist bereits das achte seit seiner Gründung. Jede Dynastie baute sich eine andere Residenz. Die Bewohner der bisherigen Stadt verließen ihre Häuser bis auf den letzten Mann, um sich am glänzenden Hoflager des Kaisers neue Wohnungen zu

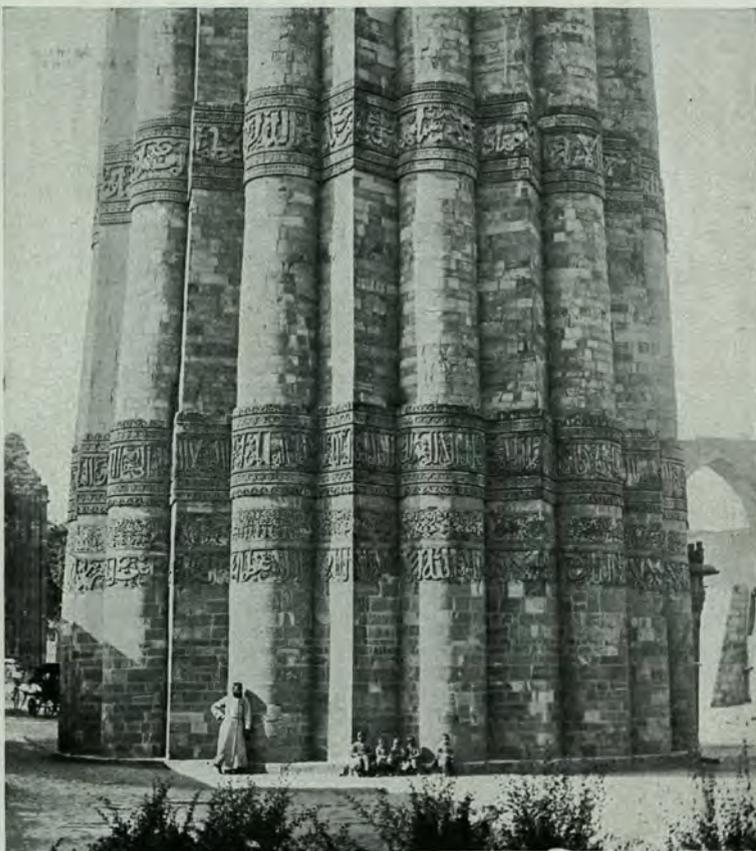
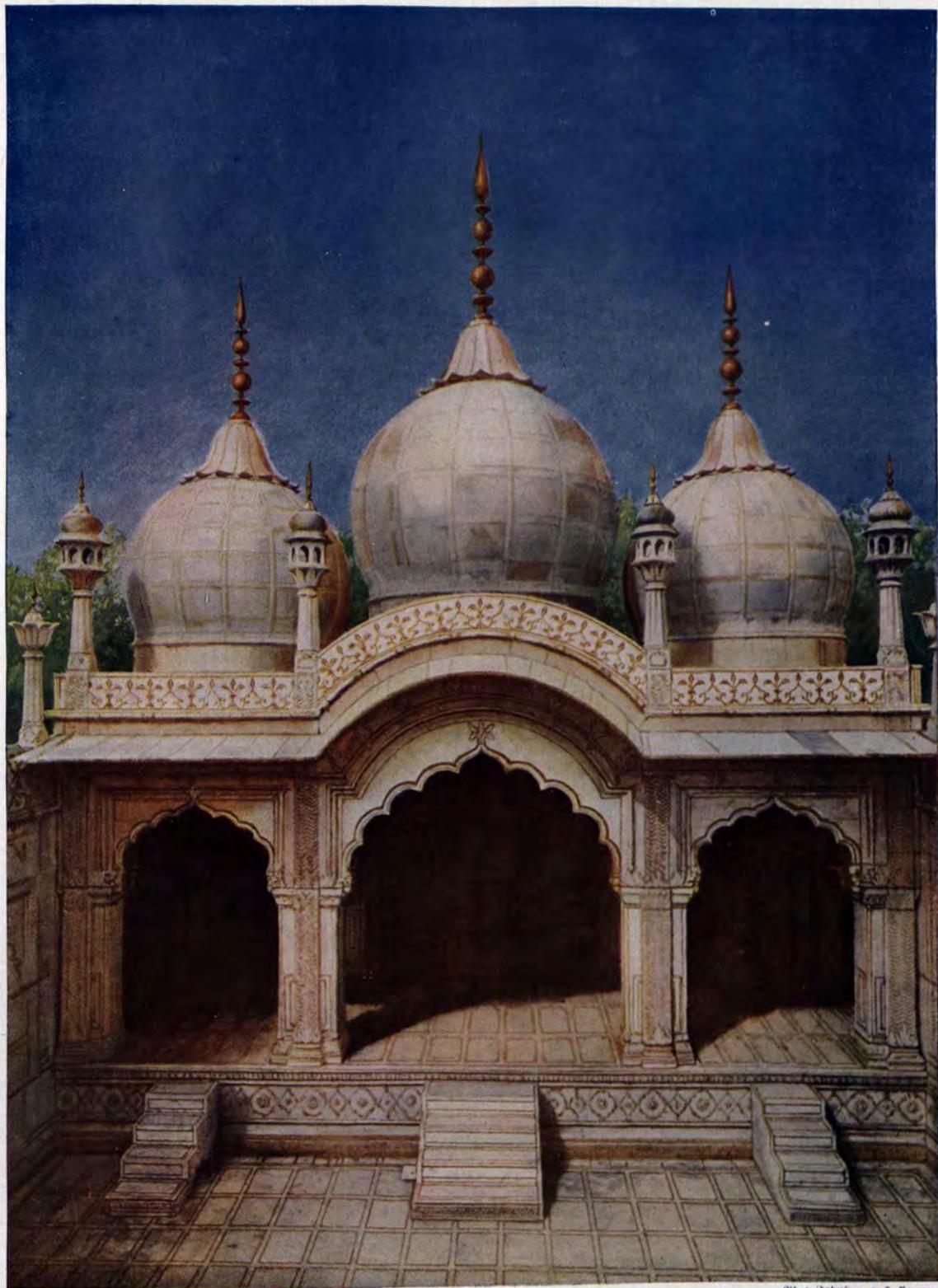


Abb. 229. Der Kutab-Minar in Delhi, das höchste Minarett der Welt, ums Jahr 1200 errichtet. Unterer Teil.

bauen. Wechselten die Dynastien, so waren die Ursache dieses Wechsels doch gewöhnlich nur Kriege und Eroberungen durch fremde Heerführer oder durch einheimische Usurpatoren. In jenen fernen Zeiten, als über Nacht Sklaven zu Kaisern und Kaiser zu Sklaven werden konnten, litt darunter in erster Linie das Volk. Die Stadt wurde gestürmt, geplündert, verbrannt, und die Sieger mußten sich not-



Phot. Johnson & Hoffmann.

Die Perlmoschee zu Delhi in Indien.

Vom Großmogul Aurangzeb aus weißem Marmor erbaut und mit herrlichen Skulpturen im Innern geschmückt.

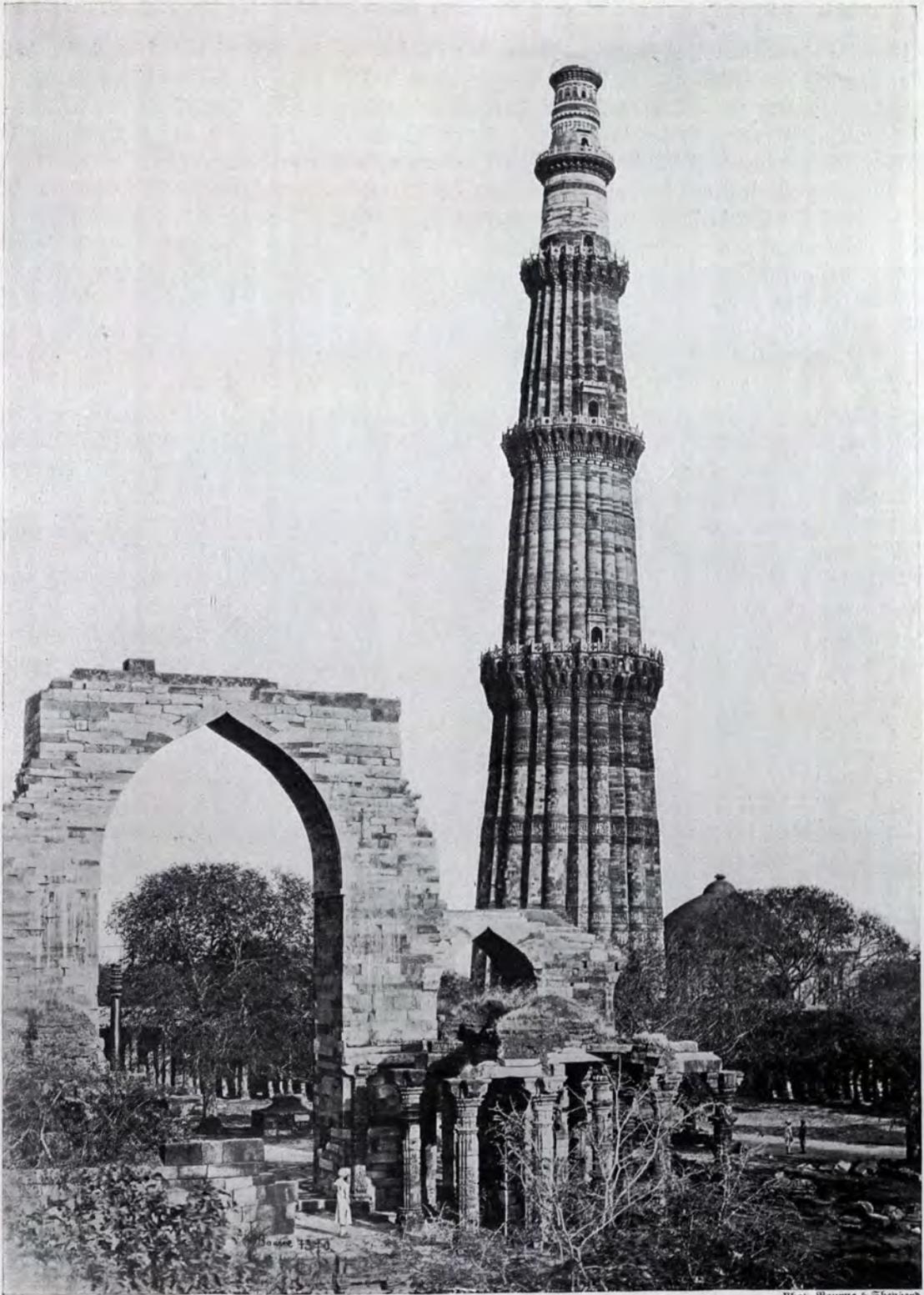


Abb. 230. Der Kutab-Minar auf dem großen Ruinenfeld von Delhi.

und neu, während ringsum alles andere in Trümmern liegt, selbst die zyklopischen Ringmauern von Tuglakabad nicht ausgeschlossen, dieser von dem Wüterich Tuglak nahebei erbauten Stadt. Wohin ich auf meinen tagelangen Wanderungen auch kommen mochte, überall die großartigsten Kuppelmoscheen von ähnlicher Größe und Höhe wie unsere größten Gotteshäuser, alle aus dem kostbarsten Material, mit den schönsten, zartesten Skulpturen, die Kuppeln aus weißem Marmor oder aus rotem Sandstein, mit bunten Glasurziegeln bekleidet, aber alle verlassen, höchstens daß irgend ein alter Mann, auf den Backsteinisch der Besucher lauend, dort Wache hält. Das Innere dieser Mausoleen ist kahl und leer. Auf den weißen Marmorplatten des Fußbodens erhebt sich in der Mitte ein Sarkophag aus demselben Material, mit herrlichen Skulpturen bedeckt, aber gewöhnlich ohne Inschrift. In den Nebenräumen liegen vielleicht noch andere derartige Sarkophage. Unter ihnen sind die Kaiser und Kö-

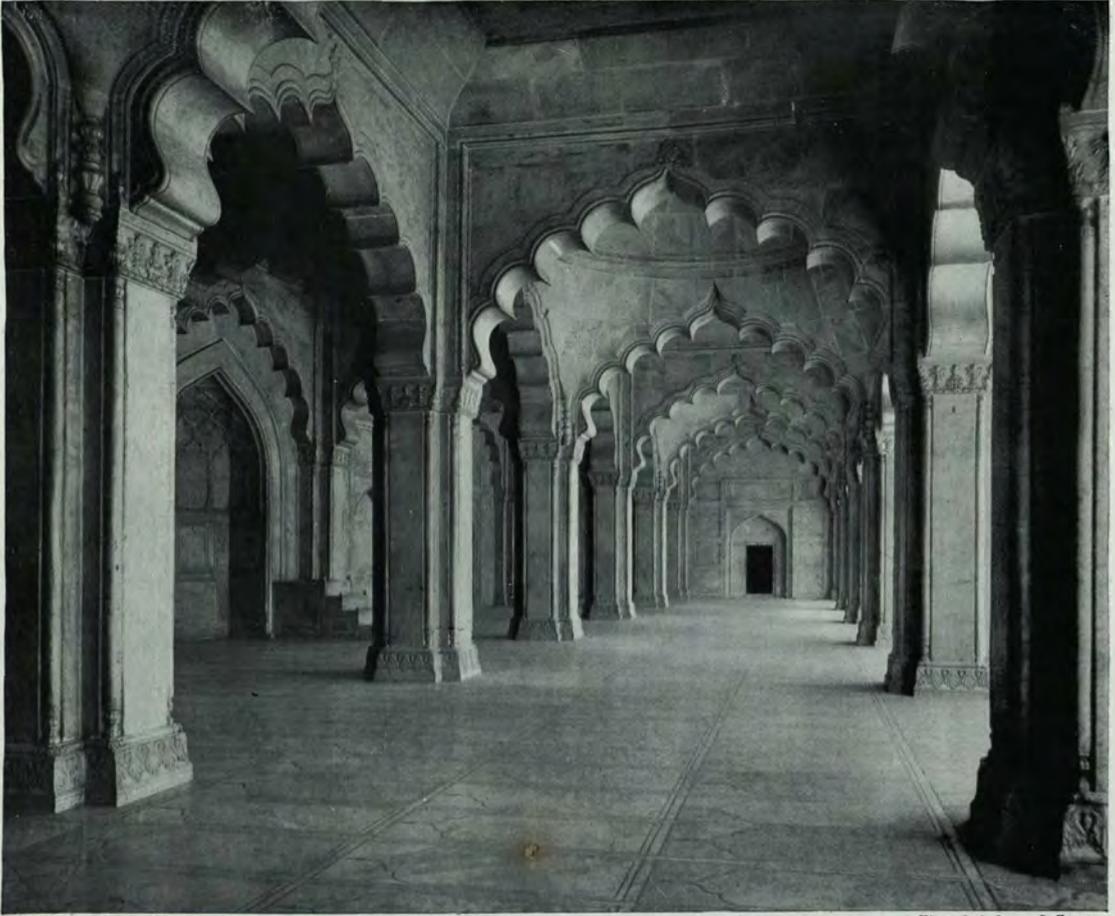


Abb. 232. Der heilige Teich bei Delhi, in den die Hindu gegen kleine Entschädigung aus großer Höhe zu springen pflegen.

nige, ihre Gemahlinnen und Haremsdamen bestattet; vielleicht auch Minister, Großwesire, Feldherren aus vergangener Zeit, von denen man nicht einmal den Namen mehr kennt. In den Bäumen ringsum treiben wilde Affen ihren Schabernack, auf den einsamen Feldern stolzieren Hunderte und aber Hunderte von Pfauen mit herrlichem Gefieder, auf den Trümmerhaufen dieses größten Ruinenfeldes der Erde springen hier und dort halbverwilderte Ziegen umher und des Nachts haufen hier Pan-

ther und Schakale. Nur der Mensch fehlt, und das ist es vor allem, was dieses mit so wunderbaren Bauten erfüllte alte Delhi gar so traurig macht.

In der Nähe des Kutab-Minar, dieses merkwürdigen, einsam aus dem Schuttfelde aufragenden Turmes, dessen Bild jedem, der ihn einmal gesehen, immer wieder in unsagbarer Majestät erscheint, steht noch ein anderes Objekt, viel kleiner, aber ungleich merkwürdiger, rätselhafter. Im Hofe der Moschee, vor ihrem auch im ruinenhaften Zustand immer noch herrlichen Eingangstor, erhebt



Phot. Johnston & Hoffmann.

Abb. 233. Die Perlmoschee von Agra,
aus blendend weißem Marmor errichtet, eines der schönsten Bauwerke Indiens.

sich auf steinernem Sockel ein zwölf Meter hoher Obelisk, der etwa vierzig Zentimeter im Durchmesser hat. Dieser Obelisk ist aus einem einzigen Stück Eisen geschmiedet. Eine Inschrift besagt, daß er von Radscha Dhava im dritten Jahrhundert vor Christus errichtet worden ist. Wir staunen heute, im Zeitalter der Dampfhämmer und anderer zyklopischer Hilfsmittel der Eisenindustrie, über die mächtigen Panzerplatten, Schiffswellen und Riesengeschütze der Gegenwart, und hier auf dem Trümmerfeld von Delhi steht eine derartige Schiffswelle schon seit zweiundzwanzig hundert Jahren! In Indien wird sie die Asofasäule genannt, denn sie wurde unter der Herrschaft dieses Monarchen, dessen Reich das ganze nördliche Indien umfaßte, hergestellt (Abb. 231).

Einzelne Plätzchen gibt es in dem Trümmerfelde doch, die auch von Menschen bewohnt sind: die Gräber der Heiligen, mitunter verbunden mit Wasserbassin, in die nackte Jungen für einige Kupfermünzen von der Höhe der Grabkapellen herabspringen, wie das Grab von Mizamed-din aus dem vierzehnten Jahrhundert (Abb. 232). Jenseits des Tores bot sich mir ein ungemein malerisches Bild. Im Schatten riesiger Trauerweiden erhebt sich, von Gräbern umgeben, eine entzückende kleine Grabmoschee aus weißem Marmor. Die Kuppel ist mit vergoldeten Kupferplatten gedeckt, mit Blumengirlanden in buntem Email; die Säulen zeigen die zartesten Ornamente und der unter der Kuppel liegende Sarkophag wird von quadratmetergroßen und

doch kaum fingerdicken Marmorplatten umschlossen. Die Zeichnung der durchbrochenen Arbeit ist von einer Zartheit, wie sie bei uns kaum in Elfenbein ausgeführt werden kann. Ein schwerer, mit Goldstickereien bedeckter Teppich war über das Grab gebreitet, auf die schneeigen Marmorplatten davor waren frische Blumen gestreut, und die Zwischenräume der Säulenkolonnaden waren mit bunten Teppichen verhängt, vor denen sich oben eine Girlande aus Straußeneiern hinzog. Hier und dort lagen ein paar betende Gestalten auf den Knien, und ihre bunte Kleidung erhöhte den Farbenreiz des Bildes. Ringsum an den Mauern des weiten Hofes, dem die Strahlen der Abendsonne noch stellenweise warme Lichter aufsetzten, liegen andere Gräber, alle mit ähnlich herrlichen, durchbrochenen Marmorplatten umgeben, die sich wie weiße Spitzenvorhänge ausnehmen. Unter den Bäumen lagerten Gruppen von Männern und Frauen; die einen lauschten rauchend den Worten eines Erzählers, andere spielten, Mädchen flochten aus den vor ihnen liegenden Blumenhaufen mit geschickter Hand Ketten zur Ausschmückung des Grabes. Und während ich entzückt vor diesem unverfälschten Bilde des fernen Orients da stand, kam ein junges Mädchen mit elastischem Schritt in den Hof, gefolgt von einer älteren Frau und zwei Männern. Die letzteren machten es sich mit untergeschlagenen Beinen unter einem Baum bequem, während das Mädchen aus einem Bündel bunte, mit Gold und Silber reich gestickte Kleider hervorzog und unbekümmert um die Anwesenden ihren geschmeidigen braunen Körper damit umhüllte. Dann begannen ihre Begleiter zu musizieren, der eine auf einer Art Violine, der zweite auf einer Schalmel, und nach ihren Klängen tanzte das Mädchen auf dem blanken Marmorboden vor dem Grabe des Heiligen. Tanzte, wie nur die Nautschmädchen Indiens tanzen können, nicht mit

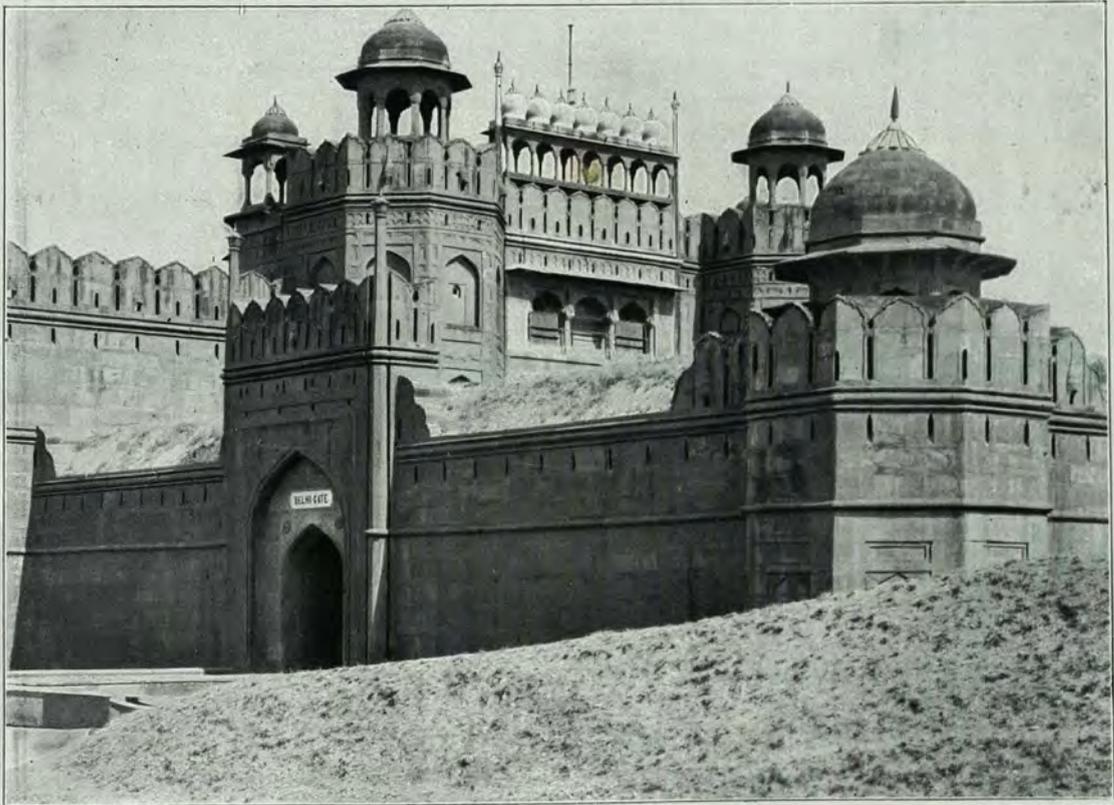


Abb. 234. Torbau der Palastmauer von Agra.

Phot. Seife-Wartegg.

den Beinen, sondern mit ihrem schlangengleichen Körper, ihren Armen und Händen, so süß und verführerisch, wie man es sich in den heimlichen Räumen eines Harems vorstellt, aber nicht vor einem Grabe unter fremden Menschen. Dann trat sie zögernd in die Säulenhalle, legte Blumen als Opfer vor das Grab, warf sich auf die Knie und betete. Sie hatte als Opfergabe Schöneres als diese Blumen, sie hatte ihre Kunst, ihren schönsten Tanz dargebracht. Und welcher große Heilige liegt hier, daß man ihm solche Verehrung zollt? Sein Name ist Nizam-ed-din. Er war vor sechshundert Jahren einer der Generale des Sultans Ala-ed-din und soll auf dessen Anstiften den Kaiser Tuglak ermordet haben.

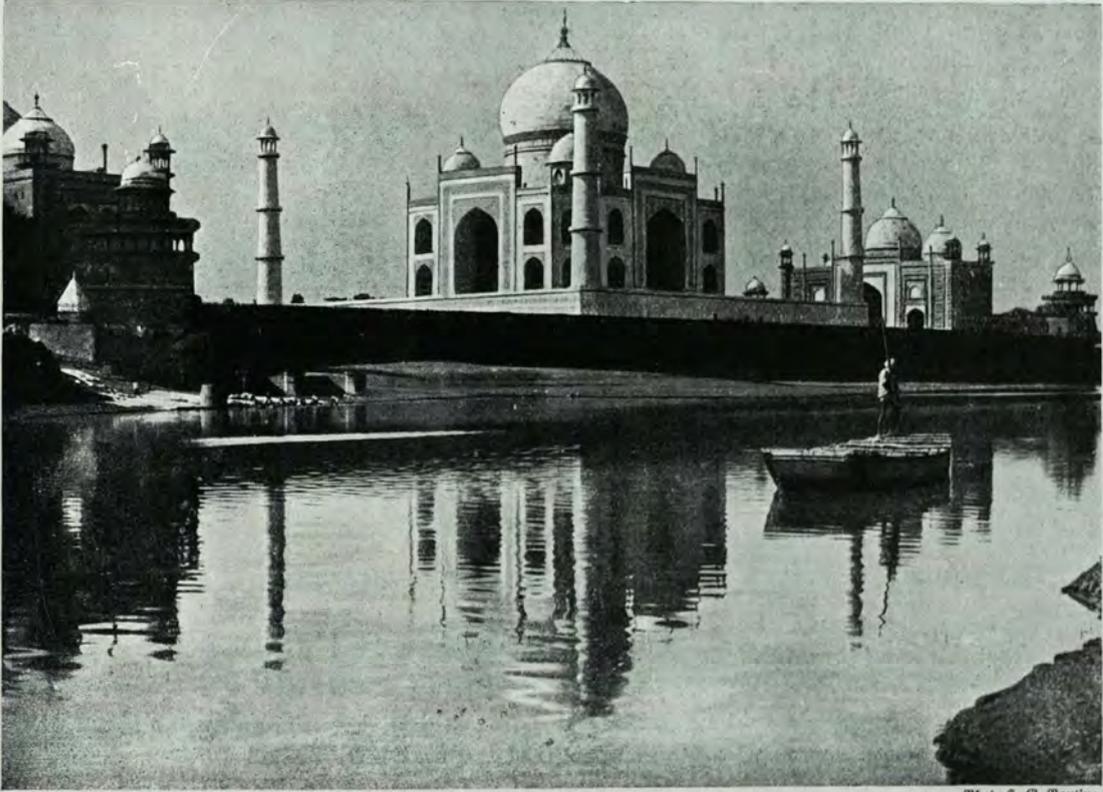
In den weißen Marmornischen, verborgen hinter den so bewundernswert zarten durchbrochenen Platten aus gleichem Material, die nun schon seit Jahrhunderten unter freiem Himmel stehen und doch so neu aussehen, kann man wie durch einen Spitzenschleier die steinernen Sarkophage einer ganzen Menge vornehmer Herrschaften sehen. Hier das Grab der unglücklichen indischen Majestät Mohammed Schah, jenes Großmoguls, den der Perserkönig Nadir Schah seines Pfauenthrones und anderer Schätze im Werte von Milliarden beraubte. Dort ein Sohn und eine Nichte Akbars II., weiter ein Sohn des Schah Alam, und endlich, der Grabmoschee Nizams gegenüber, das einfache Grab der Tochter des berühmten Kaisers Dschehan, mit dem schönen Namen Dschehanara. Sie ist eine der entzückendsten und erhabensten Frauengestalten der indischen Geschichte. Von blendender Schönheit und als Kaisertochter viel umworben, zog es Dschehanara Begam (Prinzessin) doch vor, ihrem Vater in die Gefangenschaft zu folgen, als ihr Bruder, der spätere Großmogul Aurangzeb, ihn vom Throne stieß und in dem Kaiserpalast von Agra einsperren ließ. Nach dem Tode ihres Vaters führte sie ein so gottgefälliges Leben und übte so große Barmherzigkeit, daß sie sich der höchsten Verehrung seitens der Indier erfreute und jetzt unter die mohammedanischen Heiligen gerechnet wird. So zeigt denn auch heute noch die Nische, in der sie ruht, einen weißen Sarkophag, der oben eine Grabbede trägt. Welcher Unterschied zwischen diesem einfachen Grabe und jenem ihrer Mutter, der Kaiser Dschehan in Agra das schönste Denkmal der Erde, den Tadsch-Mahal, errichten ließ!

Erst als ich mich dem Ausgang wieder zuwandte, entdeckte ich das Grab des Dichters Kufrau, das die eigentliche Veranlassung zu meinem Besuch dieses so versteckt in den Ruinen Delhis gelegenen Plätzchens war. Ein einfacher Stein bezeichnet die Stelle, wo einer der größten Poeten Indiens ruht. Seine Lieder werden heute noch gesungen, obschon er vor sechshundert Jahren, im Jahre 1315, in Delhi das Zeitliche segnete. Er war der Poeta laureatus des Kaisers Tuglak und erfreute sich schon zu seinen Lebzeiten so großer Berühmtheit, daß der nicht minder berühmte persische Dichter Sa'adi eigens nach Indien pilgerte, um ihn kennen zu lernen. Boccaccio und Dante waren seine Zeitgenossen.

Die geschilderten Denkmäler sind nur einige von dem großen Friedhof des alten Indiens, der davon mehr aufzuweisen hat als Rom, Damaskus, Alexandrien, Persopolis zusammen genommen. Die Wohnungen der Millionen und Millionen von Menschen, die hier gelebt haben, sind zu Staub geworden, aber die ungeheuren Ringmauern und Festungen, die herrlichen Moscheen und Tempel von Ferrozabad, Indrapat, Tuglakabad, Adilabad und wie sonst die früheren Delhi alle geheißten haben, sind geblieben, steinerne Mausoleen der Weltgeschichte und ihrer Lenker, die hier als Könige und Kaiser eines der größten Reiche des Erdballes beherrscht haben.

Agra. Nirgends zeigt sich die frühere Pracht und Macht, Reichtum und Üppigkeit der Großen des hindostanischen Reiches in so überwältigender Weise wie in Agra, das ja abwechselnd mit Delhi die Hauptstadt Hindostans, die Residenz seiner Großmoguln war. England hat ihrer Herrschaft vor fünf Jahrzehnten ein gewaltames Ende bereitet, und selbst die herrliche Residenz dieser Kaiser, das unbeschreiblich schöne Agra, sollte vernichtet werden. Mitten in den

weiten, von traumhaften Marmorpalästen und Moscheen umgebenen Palasthöfen wurden gewöhnliche Ziegelbaracken für englische Soldateska gebaut, englische Geschützflugeln durchbohrten und zertrümmerten Teile der herrlichen Kaiserwohnungen, englische Touristen, Beamte, Soldaten trugen den Gold- und Edelsteinschmuck von den Palastwänden, und ein englischer Gouverneur, der Marquis von Hastings, entblödete sich nicht, einen der köstlichsten Bauten aus grünem Marmor abzutragen, mit der Absicht, ihn als Badepavillon für den König Georg IV. nach England zu schicken. Jahrelang lagen die Trümmer dieses Prachtbaues an der Stelle, wo er sich früher erhob, bis sie für eine geringe Summe an irgendeinen Bauunternehmer verkauft wurden.



Phot. H. G. Pomting.

Abb. 235. Der Tadsch-Mahal.

Ansicht vom gegenüberliegenden Ufer des Dschamunastromes.

Ja sogar das hehrste, edelste Denkmal indischer Baukunst, eines der schönsten und kostbarsten der Erde, der berühmte Tadsch-Mahal, sollte von dem englischen Kommandanten von Agra, Lord William Bentinck, für dreißigtausend Pfund an einen reichen Hindu verkauft werden! Erst einer der letzten Vizekönige Indiens, Lord Northbrook, machte dieser unjännigen Zerstörungswut ein Ende.

Agra ist eine Gründung der mohammedanischen Großmoguln, deren mongolische Vorfahren allerdings in furchtbarer Weise in Indien gehaust haben. An der Spitze barbarischer Reiterheeren unterwarfen sie, das Schwert in der Faust, die Fürsten von Indien, zerstörten und plünderten, wo sie nur konnten. Ihr Nachkomme in der sechsten Generation, Zehir-ed-din Mohammed, genannt Baber, das heißt der Tiger, wurde vor vierhundert Jahren, im Jahre 1494, der erste Großmogul von Indien, und 1525 fiel Agra, damals die Hauptstadt einer kleinen indischen

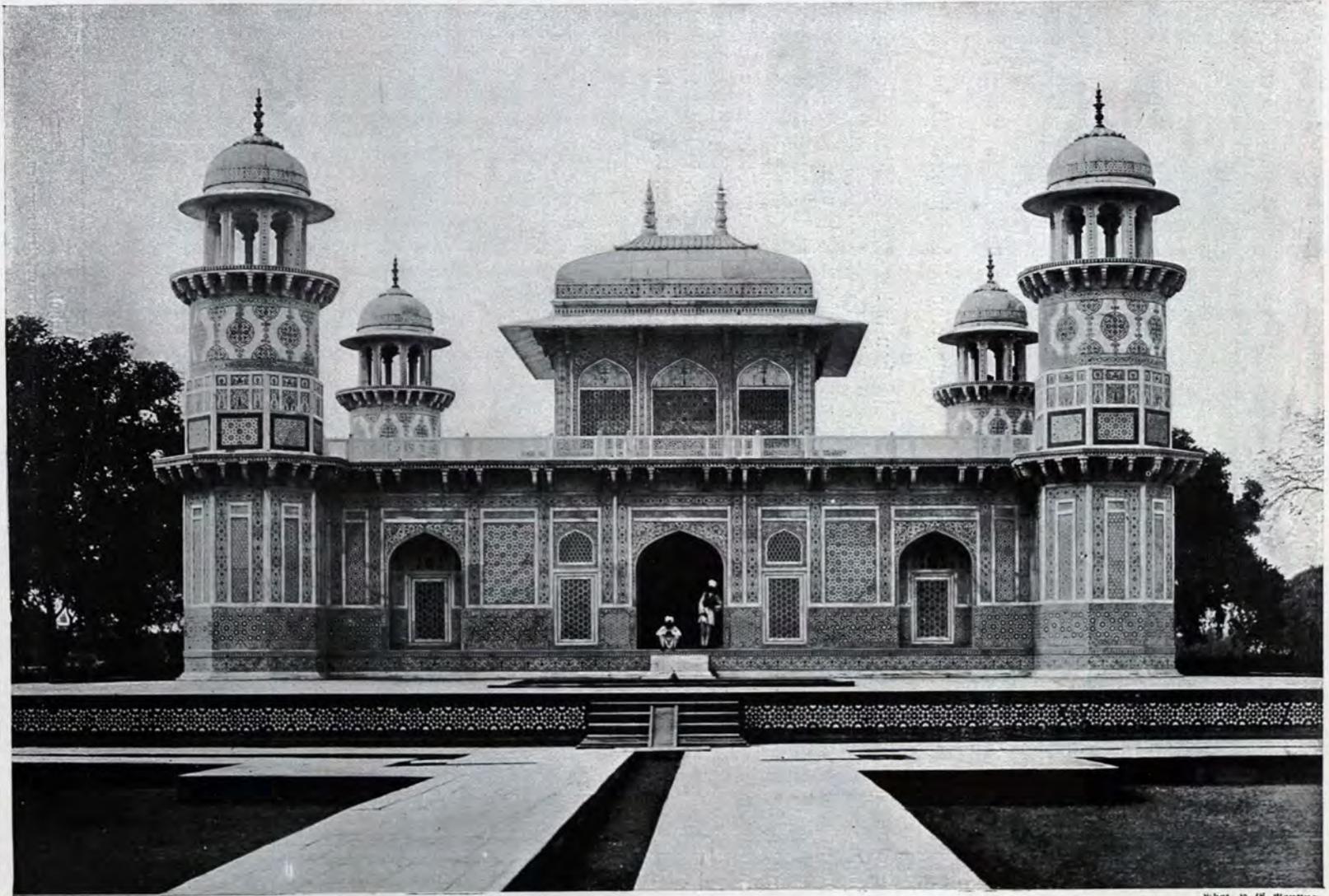


Abb. 237. Das Grabmal des Itimad-ed-Daulah in Agra,

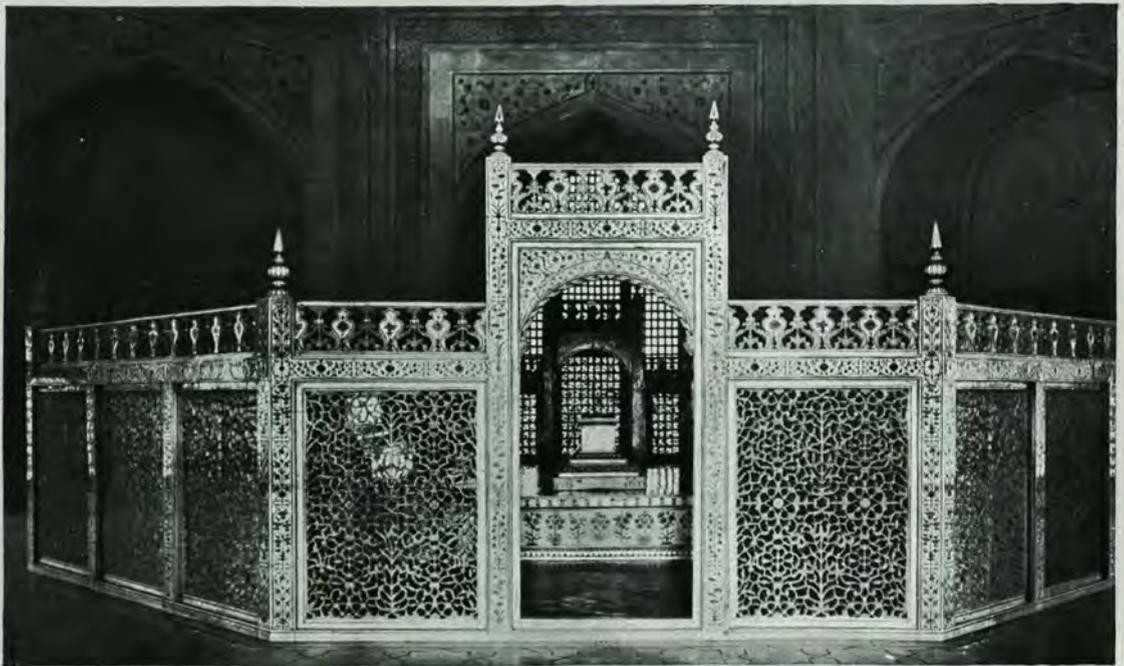
nach jenem seiner Enkelin, dem Tadsch-Mahal, das schönste Marmorgrabmal Asiens, mit wunderbaren Wandskulpturen, im Jahre 1628 ausgeführt.

Phot. v. G. Pentz.

sind, lustig und duftig und leicht, als wäre hier der Wohnsitz irgendeiner olympischen Göttin der Jugend und Schönheit, die in ewigem Frühling mit zarten Spielgenossinnen ihr Leben verbringt und nichts von der rauhen Außenwelt kennt, keine Sorgen, kein Glend. Ein Tempel der Freude und Wonne und Behaglichkeit, wo unsichtbare Geister die leisesten Wünsche der phäakischen Bewohner erfüllen, die selbst in ewiger Jugend und Sorglosigkeit ihre halb göttliche, halb irdische Laufbahn durchträumen, abgeschlossen in diesem mit Hesperidengärten geschmückten Paradies, zufrieden mit den plätschernden Fontänen, in denen sie ihre zarten Glieder baden, und mit dem Gesang der Vögel, dem munteren Spiel der buntfarbigen Papageien, welche die Luft erfüllen. Weit weg, tief unten ist die irdische Welt, der sie in diesem Olymp entrückt sind und auf die sie, in den herrlichsten weißen Marmorglorietten ruhend, hinablicken, das grüne Band des heiligen Flusses zu ihren Füßen, jenseits davon Gärten, Felder, Häuser der Erdenmenschen, deren Arbeit und Kummer und Alter sie nicht kennen.

Und darüber wölbt sich in ewiger Klarheit das tiefblaue, olympische Himmelszelt, dem dieses irdische Paradies scheinbar so nahe ist.

So bauten sich die Großmoguln, vor allen Schah Dschehan in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ihre Paläste. Den größten Teil ihrer Zeit im Felde draußen, auf Kriegs- und Eroberungszügen, voll von rauhem Leben, Entbehrungen, Gefahren, schufen sie sich in Agra, ebenso wie in Delhi, ein Buen Retiro, wo sie sich in stiller Behaglichkeit mit ihren Frauen erholen, ausruhen, vergnügen konnten. Wie ihre wilden Vorfahren, die Mongolenfürsten, an das Zeltleben gewöhnt, bauten sie sich auch ihre Paläste, als wären es nur Zelte aus Stein, ohne Fenster, ohne Türen oder Skulpturenschmuck, direkt auf den Erdboden, die Plafonds als gerippte Dome, wie die aus Stoff bestehende Zeltdecke, getragen von Pfeilern und Säulen, so leicht wie Zeltstangen, und wie sie ihre Zeltwände nur mit geblühten Stoffen oder Spitzen behängen konnten,



Phot. G. G. Pentz.

Abb. 238. Das Grab im Tadsch-Mahal,
von einem weißen, zart durchbrochenen, edelsteingeschmückten Marmorschirm umgeben.

so ist auch die Aus schmückung ihrer Paläste mit Mosaik, Pietra-Dura-Einlagen aus Edelstein und künstlerisch durchbrochenen Marmorplatten gewissermaßen nur eine Nachbildung der ersteren. Ebenso wenig wie in ihren Zelten besaßen sie auch in ihren Palästen Einrichtungsstücke — keine Stühle, Tische,



Phot. Newton & Co.

Abb. 239. Die Grabsteine von Itimad-ed-Daulah und seiner Gattin in einer Halle aus herrlich ornamentierten gelben Marmorplatten.

Perlmoschee mit ihren drei Kuppeln, Moti-Muschid, vielleicht die edelste, formenreinste, die je gebaut wurde, ganz aus blendend weißem, fleckenlosem Marmor, der, wie überhaupt das Material für die unzähligen anderen Gebäude, auf Kamelrücken oder in Zebufarren aus dem fernen Dschaiपुर herbeigebracht werden mußte (Abb. 233). Anschließend daran breitet sich ein großer umschlossener Platz aus, an dessen Ostseite sich der Divan-i-Aen erhebt, eine herrliche Säulenhalle mit einem Steinthron in der Mitte der Langseite. Hier erteilten die Kaiser öffentliche Audienzen, während ihre Frauen durch die im Hintergrunde aufgestellten Marmorgitter, selbst unsichtbar, zusehen konnten. In der Mitte des Platzes erhebt sich das Grabmal eines —

Betten, Divane, sondern belegten den Steinboden mit Teppichen. Ähnlich machten es auch die Sarazenen-sultane in der Alhambra, und in der Tat, daß Großmogul-schloß von Agra erschien mir wie diese, nur in ein Gewand von weißen Spitzen gekleidet.

Der erste Bau, der auffällt, ist die prachtvolle



Phot. Newton & Co.

Abb. 240. Der Torbau zum Grabmal des Itimad-ed-Daulah, des Großvaters der Kaiserin Ardshamand, der Gemahlin des Großmoguls Schah Dschehan.

Engländer, der ungenannt bleiben soll. Welche Geschmacklosigkeit, an der Stelle, wo Akbar der Große, Schah Dschehan und Dschehandschir gehaust haben!

Die wenigen Stufen hinter dem steinernen Kaiserthron führen zum Matschi-Bhanan oder Fischplatz, der zur Kaiserzeit mit Wasser gefüllt war. Ein niedriger Steinthron bezeichnet die Stelle, wo Schah Dschehan in seinen Mußestunden die Angel auswarf, um zu fischen. Das kennzeichnet diesen großen Herrscher. Er, der Ungezüme, der auf seinen geschichtlichen Kriegszügen als Sieger so vieler Schlachten Königreiche eroberte, der in Bergen von Juwelen wühlen konnte, das größte Reich der damaligen Zeit mit vielen Millionen Menschen beherrschte, freute

sich wie ein Kind, wenn ein Fischlein an seiner Angel zappelte. Und damit es ihm in seinem feenhaften Buen Retiro nicht an zarter Abwechslung fehlte, baute er auf der gleichen Terrasse ein marmornes Prachtgebäude für seine Frauen. Unweit davon besaßen diese ihre eigene Moschee, Nadschima-Muschid, von Schah Dschehan gebaut, der wohl kaum ahnen mochte, daß sein eigener Sohn und Nachfolger, der wilde Großmogul Aurangzeb, ihn sieben Jahre in diesem Gebäude gefangen halten würde.

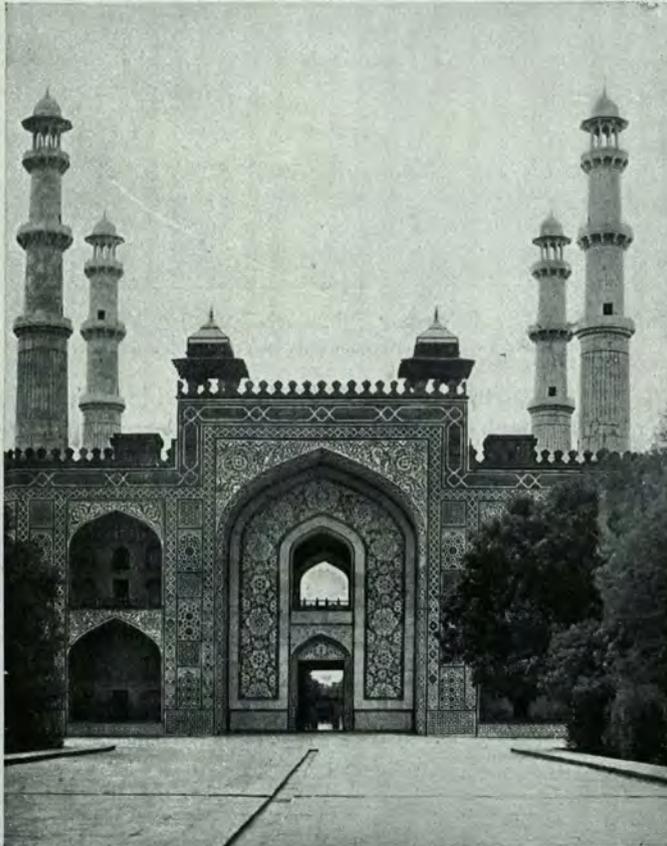
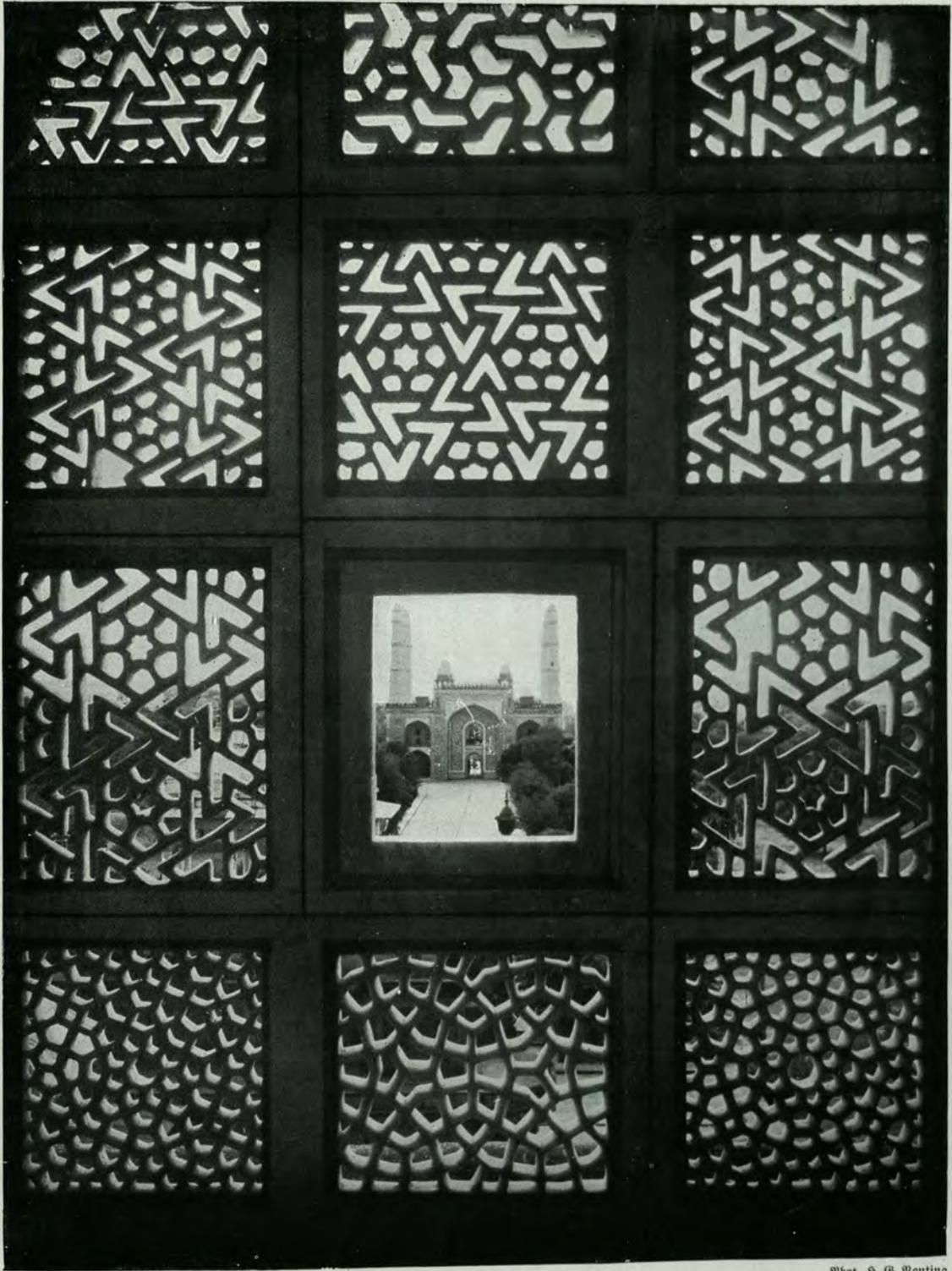


Abb. 241. Das Eingangstor zum Park in Agra, in dem die Grabmoschee Akbars des Großen liegt.

Phot. v. G. Bonting.

Weiterschreitend auf den blendend weißen Marmorplatten, geschaffen für die unbekleideten Füße der Fürsten und ihrer Damen, bei denen auch heute noch keine Beschuhung üblich ist, gelangte ich auf eine kleinere Terrasse mit einem schwarzen Steinthron, von wo die Kaiser, geschützt durch eine Mauer, den blutigen Tiger- und Elefantenkämpfen zusahen. An der Südseite dieser Terrasse erhebt sich ein Gebäude, das mir trotz all des Schönen, das ich bisher gesehen, doch wieder neue Begeisterung

erweckte, der Divan-i-Khas, das heißt die Halle der Auserlesenen, die Privataudienzhalle der Kaiser (Abb. 236). Ein Wunder von Schönheit mit ihren Säulenreihen, ihrem herrlichen Wand-schmuck von Pietra-Dura-Arbeit, aus Edelsteinen zusammengesetzt, ihren wunderbaren Skulpturen, wie in Elfenbein geschnitzt. Und nun folgten bei jedem meiner Schritte Wunder auf Wunder: der unbeschreiblich schöne Jasminurm, ein Juwelenkästchen, das der vornehmsten der Sultanninnen als Wohnsitz diente, mit eingelegten Edelsteinen, Karneolen, Achaten, Jaspis, Malachit und Lapislazuli, aber auch mit Rubinen, Smaragden, ja selbst Diamanten. Oder das Schisch-Mahal, ein Baderaum, mitten von klarem Wasser durchflossen, das über einige Marmorstufen herabströmte, die Wände und Decke ganz bedeckt mit unzähligen Spiegeln; der Boden ist von reichornamentierten Bassins und Fontänen eingenommen; oder die Reihe von Privatgemächern,

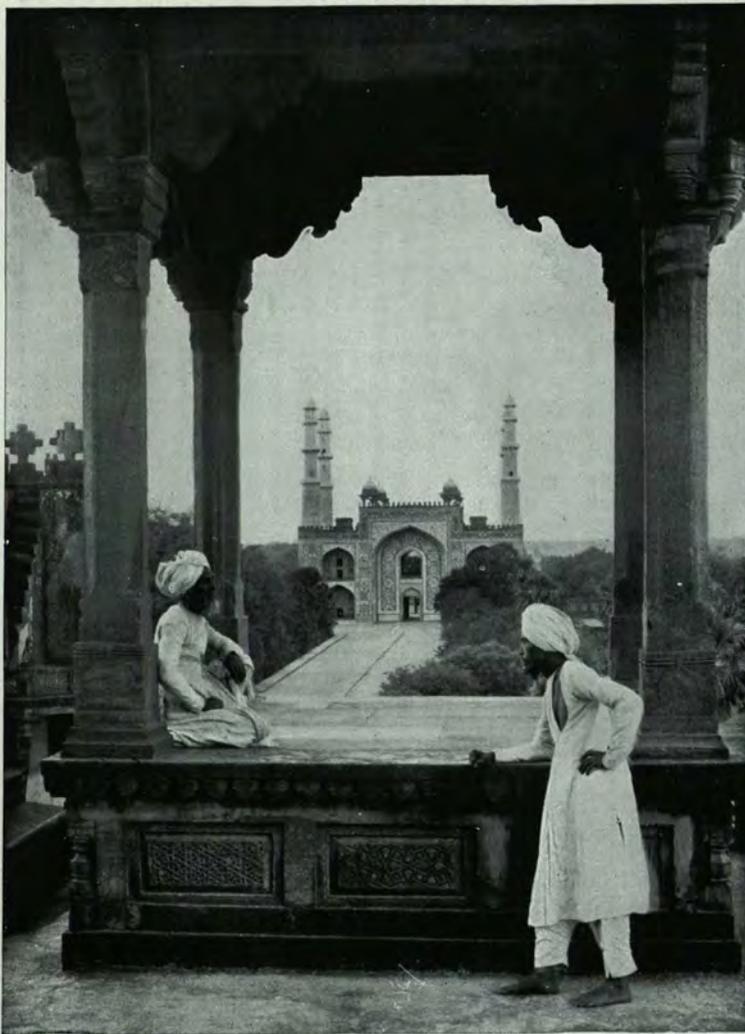


Phot. S. G. Penting.

Abb. 242. Durchbrochene Steinplatten im Eingangstor zu Albars Grab.

ausgestattet mit einem unbeschreiblichen Reichtum an Gold, Edelsteinen, Mosaik, Steinschnitzereien; oder das Schachbrett auf dem Boden, wo die Kaiser mit ihren Günstlingen Patschisi, ein dem Schach ähnliches Spiel, mit lebenden Figuren, den schönsten Jungfrauen Indiens, gespielt haben. Wer von den Spielern eine Figur nahm, durfte sie behalten. Oder die Gärten, die — was soll ich noch aufzählen von der Fülle des Schönen, dessen Beschreibung Bände füllen würde? Alles, alles ist, wie gesagt, nur der Freude des Lebens, der Wonne, dem Zeitvertreib gewidmet, und doch befinden sich unterhalb dieses Palastes Katafomben, weite Hallen, wo mit den Geschöpfen, die sich die Gunst der Kaiser verschertzt hatten, kurzer Prozeß gemacht wurde. Ihre enthaupteten Körper fielen in ein Verlies und wurden von dort in den Dschamnafluß gespült.

Der Tadsch-Mahal. Doch noch herrlicher als die Paläste, in denen die Großmoguln und ihre Frauen gewohnt haben, sind die Grabmoscheen, die sie ihren Toten errichteten. So ist von all den Wundern Hindostans keines feenhafter, edler, reiner, keines hinterläßt auf den Beschauer einen tieferen Eindruck als das berühmte Grabmal der Sultantin

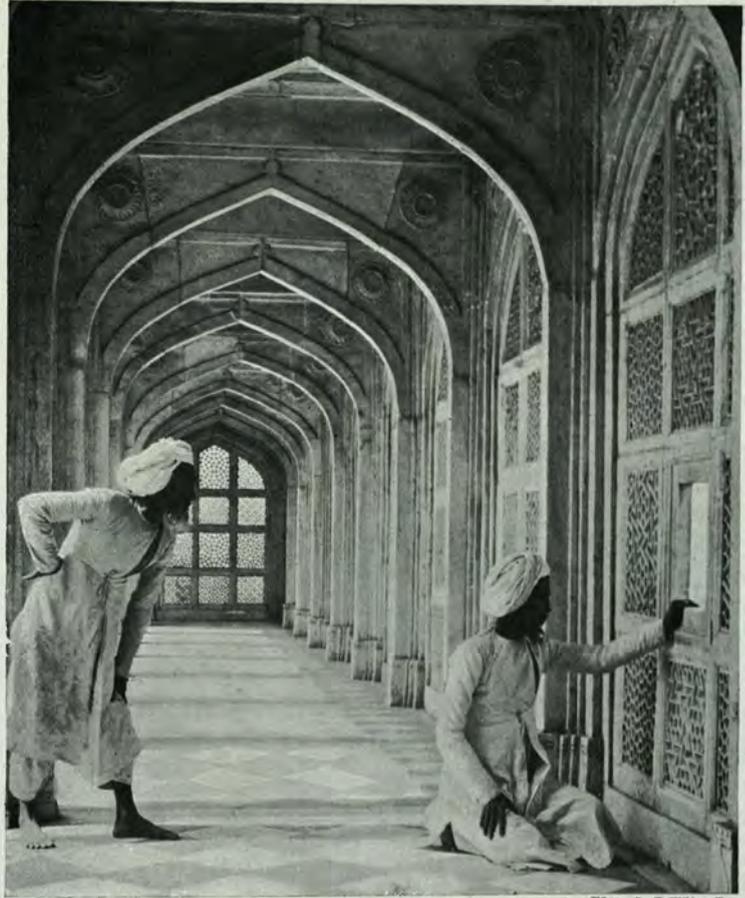


Phot. S. G. Vonting.

Abb. 243. Die Grabmoschee Akbars des Großen.

Ardschamand Banu Begam, der Gemahlin des Großmoguls Schah Dschehan (Abb. 235 und farbige Kunstbeilage). Sie war die Enkelin eines Persers namens Mirza Chinaz, der von Teheran an den glänzenden Hof der indischen Kaiser gekommen war, um hier sein Glück zu suchen. Durch die Vermählung seiner Enkelin mit dem mächtigen Großmogul wurde er selbst zu einem berühmten und einflussreichen Mann, dem nach seinem Tode eine der schönsten Grabmoscheen Indiens errichtet wurde. Der mächtige Kaiser, den das rauhe Kriegshandwerk einen großen Teil seiner Zeit im Felde hielt, der Königreiche eroberte, zahlreiche Fürsten unterwarf und ganz Indien unter sein Zepter brachte, wurde zum Sklaven der kleinen, lieblichen Sultantin, an deren Seite er das Glück seines Lebens fand. Der Herrscher umgab sie mit allen Herrlichkeiten der damaligen Zeit und zauberte ihr, zwei Kilometer außerhalb Agra, an den Ufern des Dschamna aus dem Wüstenboden einen Garten, der an lausiger Schönheit in Indien

seinesgleichen sucht. Hier wurden die seltensten Tropenbäume gepflanzt, die schönsten Blumenbeete angelegt, marmorne Bassins, zahlreiche Fontänen geschaffen und die wohlbeschatteten Wege mit weißen Marmorplatten belegt, um die nackten Füßchen der zarten Prinzessin zu schonen, wenn sie mit ihren Damen hier lustwandelte. Der Garten, von einer hohen Mauer umschlossen, wurde zu ihrem Lieblingsaufenthalt, und als sie, nachdem sie ihrem geliebten Kaiser sieben Kinder geschenkt, bei der Geburt des achten im fernen Süden Indiens starb, ließ der Kaiser ihre Leiche nach Agra bringen und in diesem Hesperidengarten beisetzen. Dann beschloß er, ihr dort ein Grabmal zu errichten, wie es die Welt noch nicht gesehen. Die ersten Baumeister Hindostans wurden damit beauftragt und fremde Künstler, wie Austin von Bordeaux, Geronimo Berroneo aus Venedig sowie ein byzantinischer Meister, herbeigerufen, um



Phot. J. C. White Co.

Abb. 244. Galerie aus weißem Marmor auf der obersten Terrasse von Akbars Grab.

an dem Bau mitzuwirken. Kamel- und Karrenkarawanen schleppten jahrelang den kostbaren, fleckenlosen weißen Marmor aus Dschaiapur herbei, der Großmogul öffnete seine Schatzkammern, um den Bau mit Edelsteinen zu schmücken, die Radscha und Nabobs Indiens steuerten Gaben dazu bei, zwanzigtausend Arbeiter waren siebenzehn Jahre beim Bau beschäftigt, und er verschlang die damals ungeheure Summe von ungefähr fünfzig Millionen Mark.

Als das köstliche Werk aber vollendet da stand, besaß die Welt ein Wunder mehr, und Indien hatte seine Krone. Der Gesamteindruck dieses Baues ist einfach bezaubernd. Ist es die Schönheit und das Ebenmaß seiner Formen? Ist es die blendende, schneeige, unschuldsvolle Weiße seines Marmors? Ist es die stille Erhabenheit seiner Umgebung, dieser großartige, alte Park mit seinen hohen, dunkelgrünen Bäumen, seinen Blumen und das Tiefblau des Himmels, in den seine schön geschwungenen Kuppeln, seine stolzen, hohen Minarette hineinragen? Und dazu die Einsamkeit, der berauschte Duft von Rosen, Orangenblüten und Jasmin, der stets hier herrscht. Ich weiß nur, daß dem Zauber, der mich angesichts dieses Wunderwerkes umfing, größtenteils ein tief menschliches Gefühl zugrunde lag. Denn dieses Grabmal ist gleichzeitig ein Denkmal einer mächtigen, selbst über das Grab hinausreichenden Liebe zweier Menschenherzen, zweier Gatten. Der ergreifende Ausdruck hingebungsvoller Dankbarkeit eines Kaisers

für die Mutter seiner Kinder. Eine Erinnerung an sie, die ihm das Leben verschönt hat und die er ehren wollte.

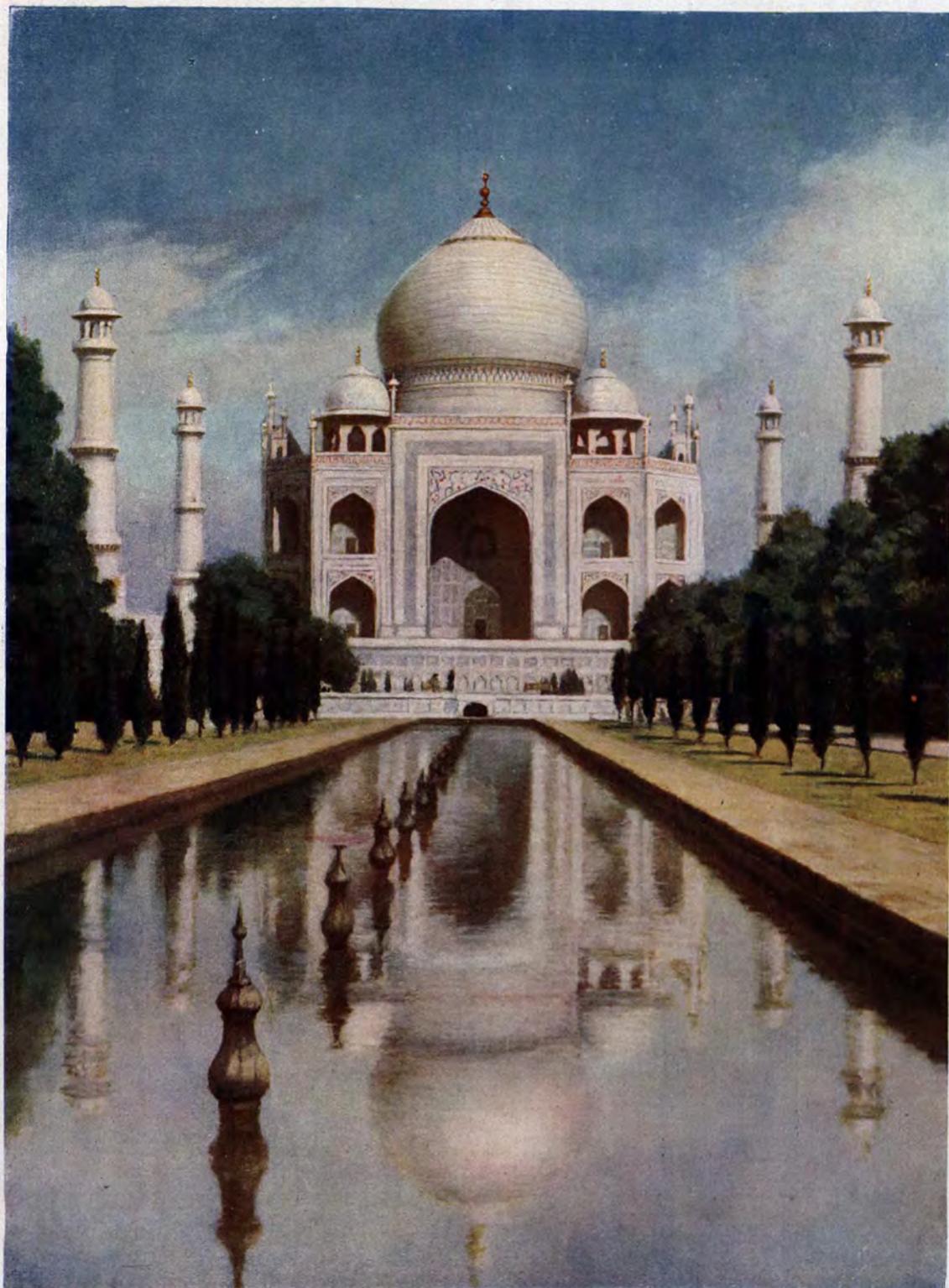
Jenseits eines monumentalen Torbaues ragen in schnurgeraden Alleen riesige Zypressen auf; zwischen dem dunklen Grün glühen Orangen, reifen Bananen; unter schlanken Palmenkronen sah ich Pomalos, Dattelbüschel, Kokosnüsse, in den Blumenbeeten ein buntes Gewirr der verschiedensten Blüten, deren Wohlgeruch die Luft erfüllte. Vom Torbau zieht eine Allee von der Breite eines Boulevards bis zum entgegengesetzten Ende in schnurgerader Linie, ganz mit blendenden Marmorplatten belegt, in der Mitte durchrieselt von kristallklarem Wasser, aus dem zwei Duzend Fontänen ihre Strahlen emporsenden. Ihr Regen beneßt lange Reihen von ornamentierten Blumenbeeten und schmalen Rasenflächen, die sich zu beiden Seiten des Kanals entlang ziehen. An ihrem Ende erhebt sich der zauberhafte Bau des Tadsch-Mahal wie eine Fata Morgana, aus Himmelhöhen widergespiegelt.

Endlich stand ich vor der an hundert Meter breiten, sechs Meter hohen Terrasse, auf der sich, wie ein Altar, der Tadsch-Mahal aufbaut. Aufbaut, sage ich, und doch schien es mir, als wäre dieser Tadsch nicht von der Erde aus allmählich aufgebaut worden, er steht da, als wäre er fertig aus höheren Regionen zur Erde herabgesenkt worden, die weiße Marmorkrone von Indien, von ganz Asien, denn in ihm verkörpert sich das Schönste, Edelste dieses größten Kontinents der Erde.

An die achtzig Meter hoch ragt die blendende Marmorkuppel empor, trotz der Schwere des Materials luftig und leicht, umgeben von kleineren entzückenden Trabanten, und ringsherum reihen sich, auf dem Rand des flachen Daches aufgesetzt, zahlreiche kleine schlanke Türmchen, deren kupferne Spitzen im Sonnenlichte glänzen. An den Ecken der Plattform, an zwanzig Meter von der Grabmoschee entfernt, erheben sich vier schlanke runde Minarette.

Die Riesenfenster des majestätischen Tores erscheinen wie mit weißen zarten Spitzen verhängt, in Wirklichkeit sind es fingerdicke Marmorplatten, in so kunstvollen Mustern durchbrochen, daß man in der Tat an zu Stein gewordene Spitzen denken könnte. Sie gewähren nur gedämpftem Licht den Eintritt in das Innere, dessen Wände den schönsten Triumph der musivischen Kunst darbieten, der irgendwo zu finden ist; denn selbst in Italien wird man vergebens nach so wunderbar ausgeführtem Mosaik suchen, wie jenes, das diesen Tempel ziert. Alle möglichen Blumen, Tulpen, Oleander, Lilien, mit Blüten und Blättern, dazu Arabesken und andere Ornamente sind hier in die spiegelglatten Marmorwände eingelegt. Das Material dafür bilden buntfarbige Edel- und Halbedelsteine. Acht Korridore führen aus dem mittleren Hauptraume nach einfacheren Seitenkapellen von der gleichen Zahl. Altäre, Kanzeln, Bilder, Statuen, Lüster, Sitze, Teppiche fehlen vollständig, alles ist Marmor und Edelstein, und doch machen diese Räume nicht den Eindruck der Leere. Weilt doch hier der Geist einer Frau, die an Unmut, echter Weiblichkeit und Seelengröße hervorragend gewesen sein muß, wenn sie einen Kaiser wie den großen Schah Dschehan zu ihrem Sklaven machen konnte. Ihre irdische Hülle ruht an der Seite jener ihres Gatten in einer Gruft unter der Mittelhalle. Gerade über diesen kleinen, einfachen Sarkophagen stehen in der Halle selbst zwei andere, leere; der Kaiser hat jenem seiner geliebten Gattin den Ehrenplatz im Mittelpunkte angewiesen. Der seine, etwas länger und um eine Spanne höher, liegt daneben. Rings um diese beiden Sarkophage zieht sich auf Manneshöhe eine Wand von Fingerdicke, aus riesigen Marmorplatten bestehend und doch anscheinend so leicht wie Spinnwebgewebe, denn sie sind in der kunstvollsten Weise wie Elfenbeinschnitzerei ornamentiert und durchbrochen worden. Die Pfeiler zwischen ihnen sind mit kostbaren Edelsteinen eingelegt (Abb. 238).

Die Grabmäler des Itimad-ed-Daulah und Akbars des Großen. Neben dem Tadsch-Mahal besitzt Agra noch zwei andere Grabdenkmäler oder vielmehr Grabmoscheen, die selbst von jenem der Sultanin



Phot. v. G. Ponting.

Der Tadsch-Mahal zu Agra in Indien,
das Grabdenkmal des Großmoguls Schah Dschehan und seiner Gemahlin, aus weißem Marmor, eine der schönsten
Bauten der Welt, innen mit Edelsteinen eingelegt.

nicht überschattet werden können, nämlich das Grabmal des berühmtesten aller Großmoguln, Akbars des Großen (Abb. 241 bis 244) und das des Großvaters der Sultandin von Schah Dschehan, des vorne erwähnten Mirza Chihas, der in Indien unter dem Namen Itimad-ed-Daulah bekannt ist (Abb. 237, 239 und 240). Akbars Moschee erhebt sich nahe Sikandra, von Agra ungefähr acht Kilometer entfernt. In fünf zurücktretenden Stockwerken, wie eine Stufenpyramide baut sie sich auf, ein majestätischer, ernster Bau mit zahlreichen Terrassen, Säulenhallen, Türmen, Galerien, Kiosken und Pavillonen. Die vier unteren Stockwerke sind aus rotem Sandstein, die darauf

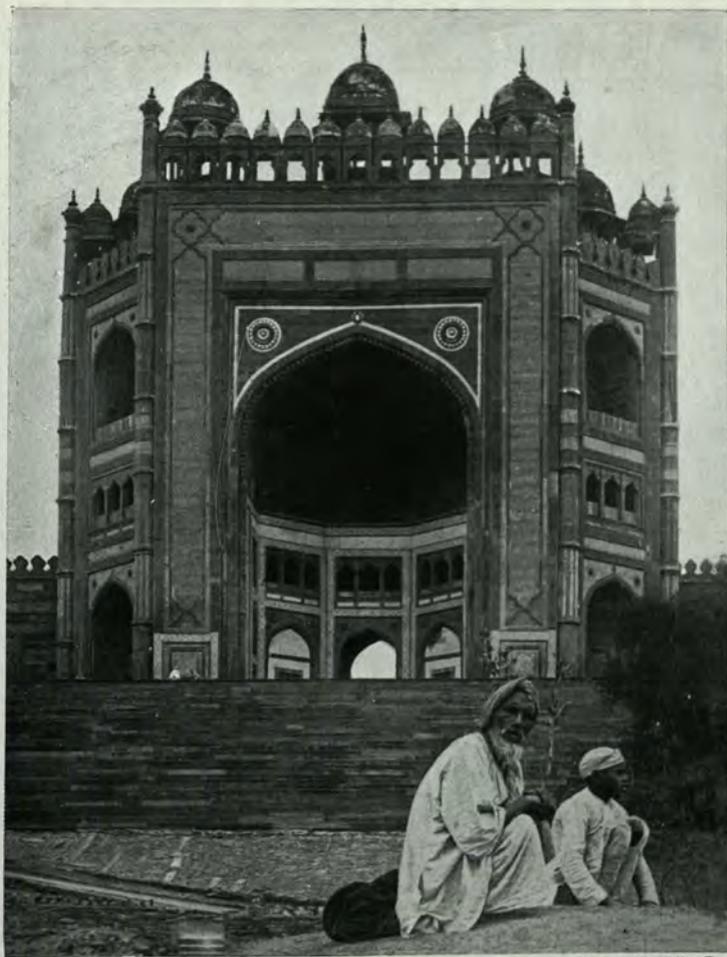


Abb. 245. Akbars Triumphbogen vor der großen Moschee der verlassenen Dornröschentadt Fajtipur-Sikri bei Agra.

ler, der einst den sagenumwobenen Kohinur, zu deutsch: „Berg des Lichtes“, den größten Diamanten der Welt, trug.

In der Nähe von Agra hat sich Akbar der Große, der bedeutendste in der langen Reihe der Großmoguln, noch eine zweite Residenz gebaut. Von seinem Vater Humayan erbt er ein kleines Königreich rings um Agra und Delhi, und als er nach halbhundertjähriger Regierung starb, umfaßte sein nach langen Kriegen geschaffenes Reich das ganze Hindostan, vom Dekkan bis zum

Fajtipur-Sikri.

Wer Akbar in seiner Häuslichkeit kennen lernen will, kann dies am besten in der einige Wegstunden weiter westlich liegenden Dornröschentadt Fajtipur-Sikri tun, die seine ureigenste Schöpfung ist, ein hindostanisches Versailles, eine Romanze in Stein, ein Märchen vergangener Zeiten.

Nach dreistündiger Fahrt sah ich vor mir auf einem sanften Höhenrücken die verzauberte Stadt auftauchen; sie ist jedoch keine Stadt mit Wohnhäusern und Hütten, Märkten und Tempeln

für gewöhnliche Sterbliche, sondern eine Stadt von Palästen und Riesentoren, Minaretten und massiven Türmen, die den ganzen Höhenzug bedeckte, eine Stadt für Könige, aus weißem Marmor und rotem Sandstein, die sich von dem Azur des Himmels und dem Grün des umgebenden Landes zauberhaft abhob. Je näher ich kam, desto mehr überwältigten mich die riesigen Verhältnisse der Bauten — ein Königsschloß, größer, massiger, fremdartiger als Versailles oder Windsor, Kuppeln von Moscheen, die mich an die persischen erinnerten, dazwischen die zierlichsten Pagoden und mehrstöckige Galerien, mit Säulen, so leicht und elegant, als wären sie aus Stahl gebaut. Ringsum keine Menschenseele. Ich fuhr durch ein mächtiges Tor, durch sonnige, mit Mosaik und Steinplatten belegte Straßen, an zauberhaften, ganz mit Skulpturen überdeckten Gebäuden, an Marmorbassins und herrlichen Grabdenkmälern vorbei, durch Moscheehöfe und verwüstete Gärten; nirgends ein menschliches Wesen. Und doch war die Mehrzahl dieser merkwürdigen Gebäude, in einer sehr gelungenen Verbindung von persischem und Hindu-Stil erbaut, mit all den Schönheiten des einen und Seltsamkeiten des anderen, so Held über dem Eingang anbringen ließ: „Jsa (Jesus), mit dem Friede sei, sagte: Die Welt ist eine Brücke. Überschreite sie. Baue kein Haus darauf . . . Die Welt dauert nur eine Stunde; bringe sie in Andacht zu . . .“

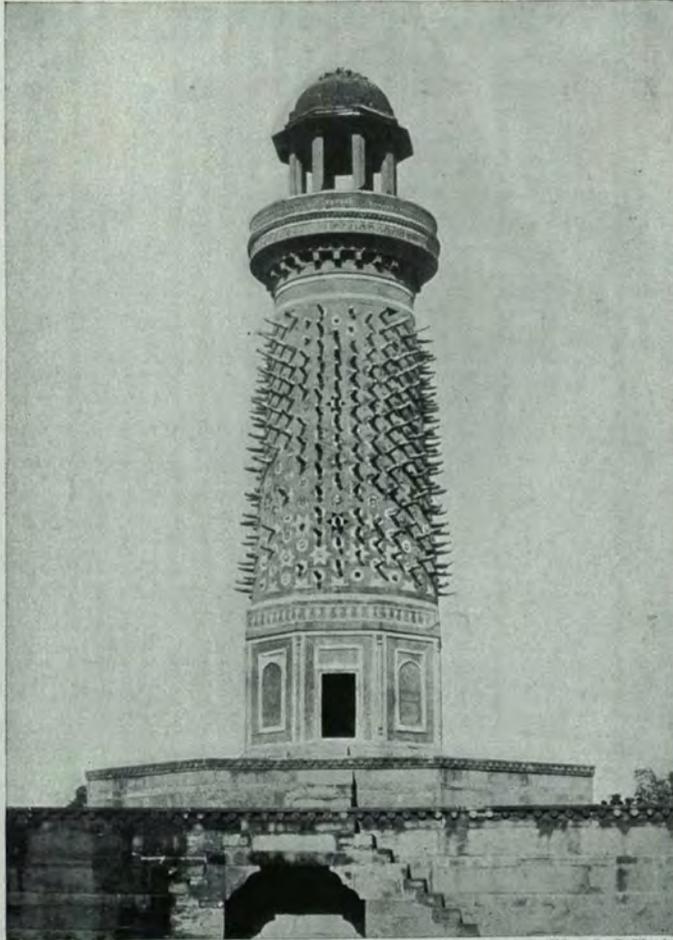


Abb. 246. Der Giran-Minar (Hirchsturm) in der Nähe von Sivas, für Akbar den Großen als Jagdturm gebaut.

wohlerhalten, daß sie einem ganzen Duzend von Königen und Königinnen mit ihren Hofstaaten heute noch als Residenz dienen könnten. Manche Torbauten allein, die hier zu Moscheen und Palästen führen, würden anderswo selbst als herrliche Moscheen und Paläste gelten. So beispielsweise das Buland Darwaza (hohes Tor) vor der großen Moschee, eigentlich ein gewaltiger Triumphbogen von fünfzig Meter Höhe, zur Erinnerung an einen von Akbars Eroberungszügen errichtet (Abb. 245). Bemerkenswert ist eine der Inschriften, die dieser mohammedanische

Auf der Westseite von Sivas, außerhalb der Ringmauern, erhebt sich einer der seltsamsten Türme der Erde, der Giran-Minar oder Hirchsturm. Auch er ist ein Grabmal, aber ein solches, das Akbar über dem Leichnam seines Lieblingselefanten errichten ließ! Ein runder Turm von zwanzig Meter Höhe, über und über mit aus Stein gemeißelten, weit

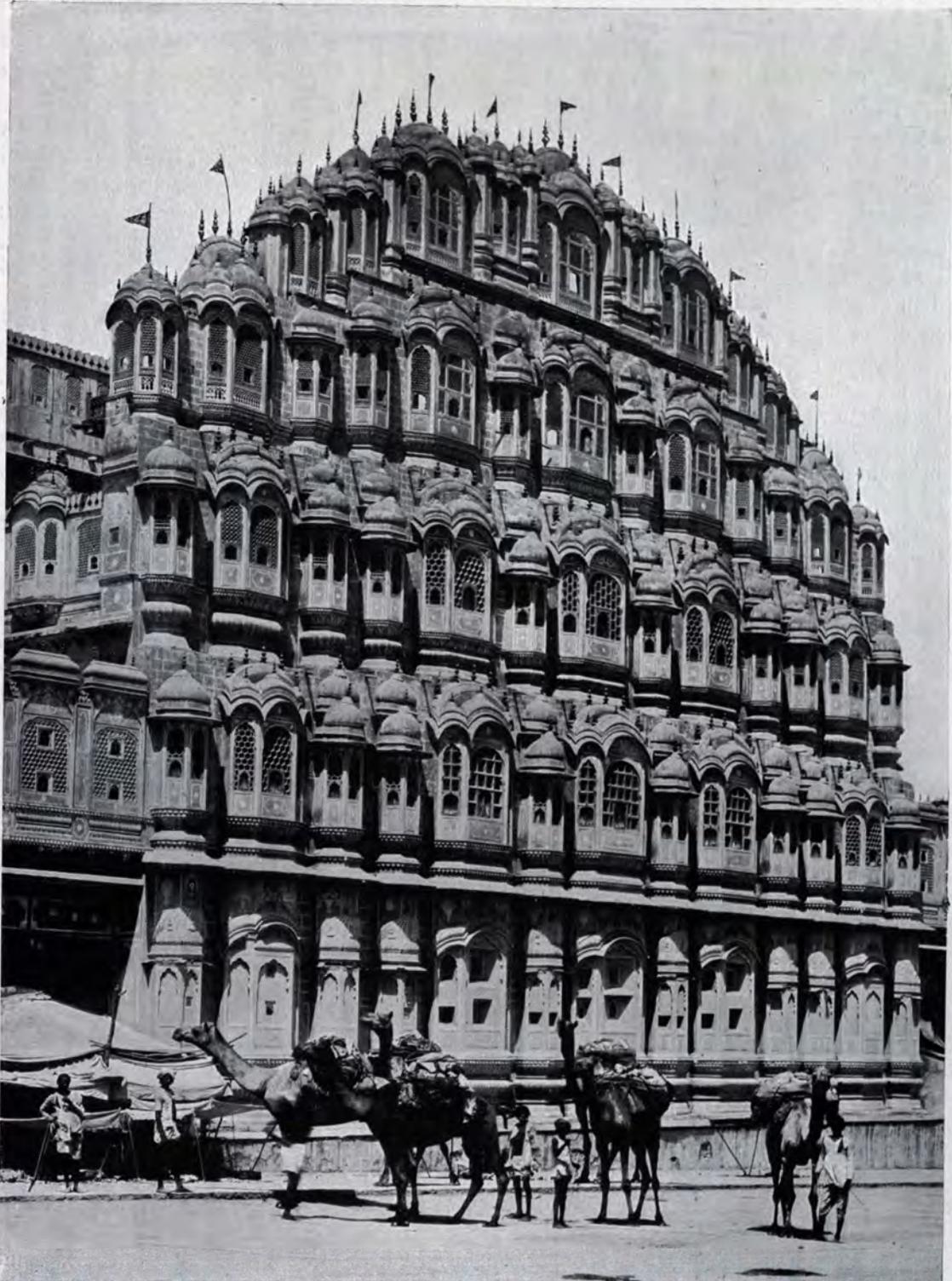


Abb. 247. Die „Halle der Winde“ in Dschaipur,
zum Harem des Maharadschas gehörig.

Phot. Johnston & Hoffmann.

vorspringenden Elefantenzähnen besetzt. Akbar pflegte von der Spitze des Turmes die Hirsche zu schießen, die an seinem Standpunkt vorbeigetrieben wurden. Daher auch der Name Hirschturm (Abb. 246).

So gibt es noch eine Menge von Merkwürdigkeiten in dieser Dornröschenstadt, und es ist nur zu verwundern, daß kein Mensch mehr in ihr weilt. Warum ist sie verlassen, warum überhaupt gebaut worden?

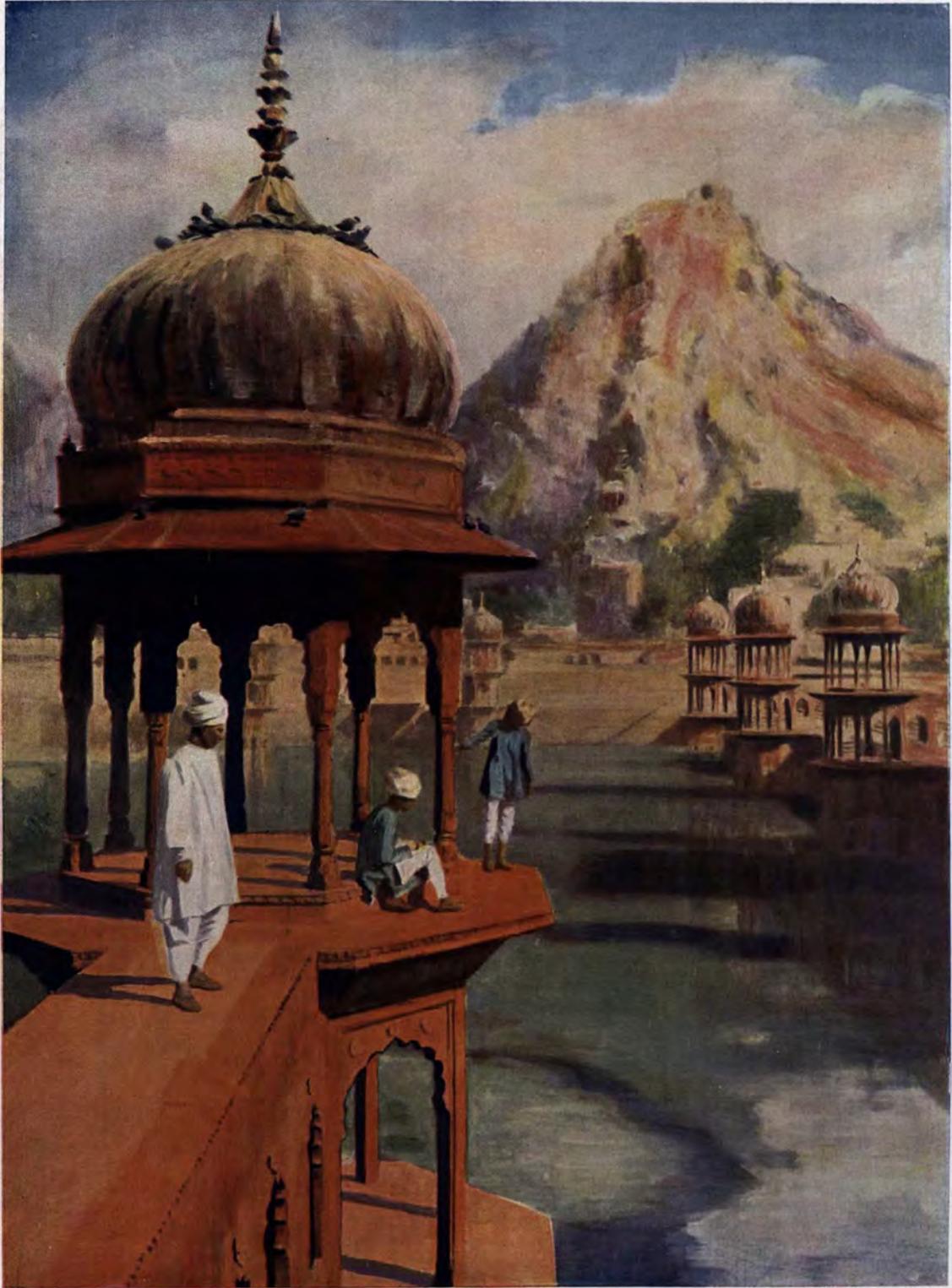
Ursprung und Geschichte von Fahtipur-Sikri lesen sich wie ein morgenländisches Märchen; man müßte sie auch dafür halten, wäre diese Königstadt nicht in Wirklichkeit vorhanden. Akbar besaß keinen Sohn. Die Fürbitte eines heiligen Einsiedlers von Sikri soll ihm dazu verholfen haben. Akbar lud den Fakir ein, ihm als Ratgeber an seinen Hof nach Agra zu folgen, und als dieser seine einsame Felsenwohnung in Sikri nicht verlassen wollte, baute sich Akbar dort die feenhafteste Stadt Fahtipur, das heißt die Stadt der Siege. Im Jahre 1570 wurde mit diesem riesenhaften Werke begonnen, und es erforderte jahrzehntelange Arbeit von vielen Tausenden, dazu viele Millionen Geldes, um auf dem nackten Felsboden Paläste, Gärten, Regierungsgebäude, Moscheen, Bäder und Wasserbassins herzustellen. Nicht genug damit. In der Ebene unten wurde ein großer künstlicher See, dreißig Kilometer im Umfang, gegraben, und die ganze Stadt, über zehn Kilometer im Durchmesser, mit starken Festungsmauern, Türmen und Bastionen umgeben.

Akbar selbst leitete die Arbeiten, während er gleichzeitig von Fahtipur aus, wo auch seine Minister und sein ganzer ungeheurer Hofstaat wohnten, das hindostanische Reich regierte.

Je größer die Stadt wurde, je mehr Fürsten und Feldherren, Staatsmänner und Volk an den Kaiserhof kamen, desto unbehaglicher fühlte sich der heilige Fakir. Gestört in seinen Gebeten, ließ er eines Tages Akbar zu sich kommen und sagte ihm, einer von beiden, er oder der Kaiser, müßten Fahtipur verlassen, ein Zusammenleben wäre ihm ferner unmöglich. Man würde es kaum für glaubhaft halten: Der Großmogul, der mächtigste Herrscher seiner Zeit, überließ seine feenhafteste Stadt dem Fakir und zog mit seinem ganzen Regierungsapparat nach Agra!

Als der verrückte Heilige starb, wurde seine Leiche im Mittelpunkte eines großen, von Säulengängen umgebenen Hofes beigesetzt, und über seine Asche erhebt sich heute ein Grabdenkmal, wie es im ganzen Osten des Erdballs nur wenige gibt, ein Reliquienkästchen von der entzückendsten Filigranarbeit in weißem Marmor, mit perlmutterbesetzter Ebenholztüre und dem schönsten eingelegten Wandschmuck. Es erscheint gar nicht wie ein Werk von Menschenhand. Wäre es nicht im tropisch-heißen Indien, sondern irgendwo im kalten Norden, man könnte glauben, ein Winterfrost habe es aus Tau über Nacht hervorgezaubert, ebenso wie er die schönsten, feinsten Eisblumen auf Glasscheiben zaubert — man fürchtet sich beinahe, es könnte im warmen Sonnenschein schmelzen, in Nichts vergehen. — Die indischen Großmoguln entwarfen ihre Bauten wie Titanen und führten sie wie Elfenbeinschnitzer aus.

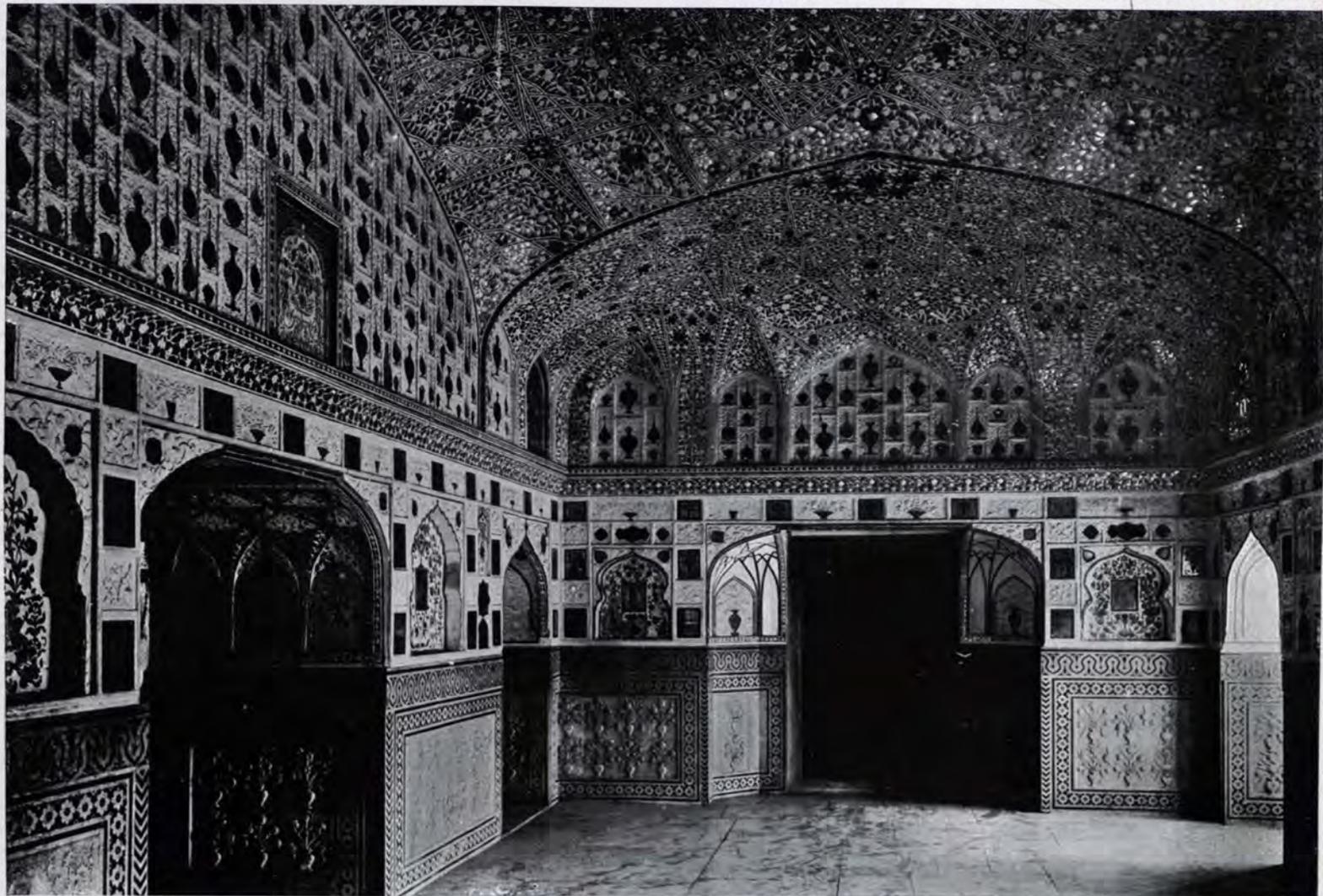
Indische Fürstenresidenzen. Neben den ausgedehnten englischen Besitzungen in Indien, die gegen drei Millionen Quadratkilometer mit zweihundertdreißig Millionen Einwohnern umfassen, gibt es noch mehrere hundert größere und kleinere Staaten, von eingeborenen Fürsten regiert, die zusammen eindreiviertel Millionen Quadratkilometer groß sind und deren Einwohnerzahl sich auf sechzig bis fünfundsechzig Millionen beläuft. Besonders Radschputana, zwischen Indus und Ganges gelegen, das Land der schönen, stolzen, tapferen Radschputen, zu deutsch Königshöhne, ist, mit Ausnahme der auswärtigen Beziehungen, von England noch ganz unabhängig. Die größten und mächtigsten dieser Radschputstaaten sind Gwalior, Dschampur, Udaipur, Dschodhpur, Indur, Bhartpur, Dholpur und Alwar. Mag auch das englische Indien, das diese Staaten auf allen Seiten umgibt, eine Menge Sehenswürdigkeiten aus altindischer Zeit aufzuweisen haben, Paläste, Tempel und Ruinen, die den schönsten



Phot. G. G. Vonting.

Der heilige Teich in Alwar.

Der heilige Teich in Alwar ist einer der hübschesten Plätze in ganz Indien. Das Grab des eingeborenen Fürsten Bahadur Singh, der 1815 starb, steht auf der einen und die dem Vishnu geweihten Tempel auf der andern Seite. Der Ort gilt für so heilig, daß Besucher sich nur ohne Schuhe nähern dürfen.



Phot. Johnston & Hoffmann.

Abb. 248. Palasthalle in Amber bei Dschaipur,
der vortrefflich erhaltenen, seit dem achtzehnten Jahrhundert vollständig verlassenen Residenzstadt der alten Maharadscha von Dschaipur.

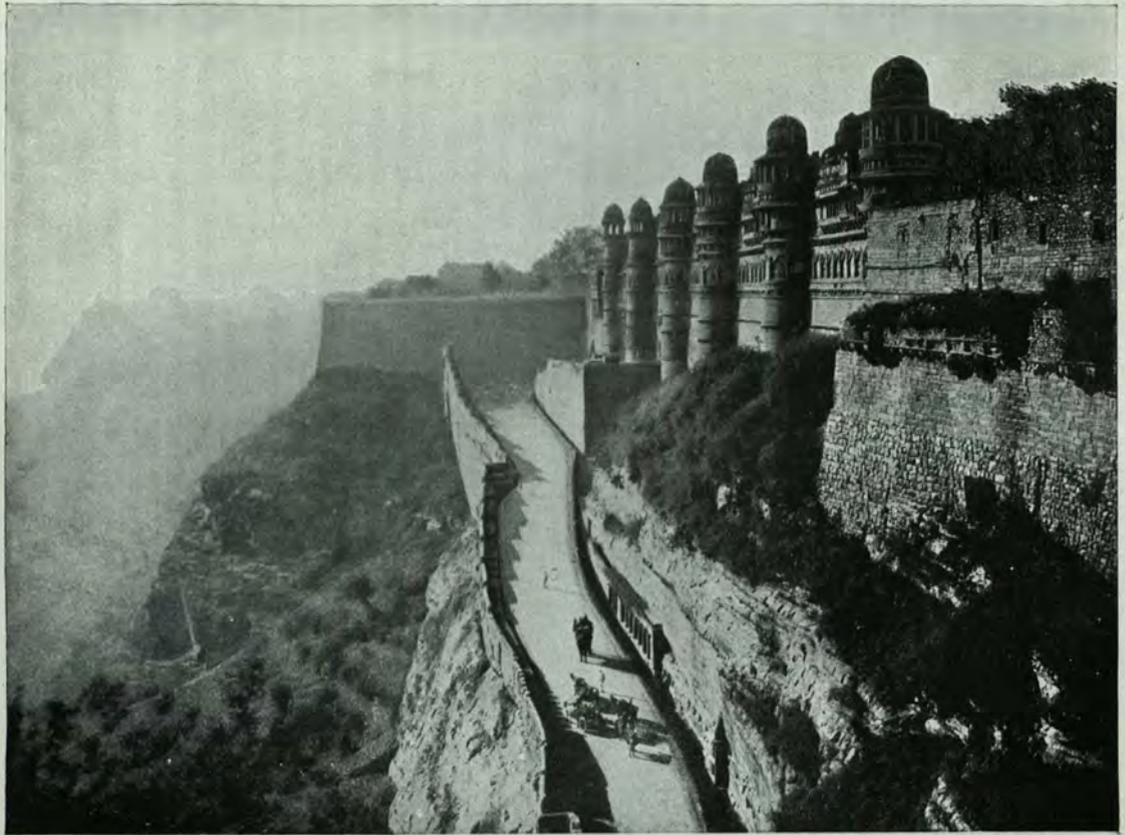


Abb. 249. Die uralte Festung von Gwalior
mit schönen Palästen früherer Maharadscha, heute vollständig verlassen.

Phot. R. B. Edwards.

des Erdballs beigezählt werden müssen, so kommt in den Radschputstaaten dazu noch der malerische Glanz der Fürstenthöfe, die Eigenart der inneren Verwaltung, die Absonderlichkeit altindischen Wesens, das von den Fluten moderner, alles nivellierender abendländischer Kultur noch nicht verschlungen worden ist. Ein Beispiel davon bietet das uralte Land von Alwar, südlich von Delhi, der einstigen Hauptstadt Indiens.

Alwar. Der Maharadscha von Alwar residirt in der gleichnamigen Hauptstadt seines Staates, die so voll ist von Interessantem und Sehenswertem, daß man nur ein Dach über die Stadt zu bauen brauchte, um ein großartiges Museum daraus zu machen. In der Mitte der Residenz liegt einer der schönsten und an Kostbarkeiten reichsten Paläste Indiens. Vor den Fenstern der Thronhalle sah ich ein weites, seeartiges Bassin, das sich bis zum Fuß eines steilen, vierhundert Meter hohen Felsen hinzieht. Er wird von einer uralten starken Festung mit gewaltigen Ringmauern gekrönt, und in ihrem Innern liegt der Sommerpalast des Fürsten mit prächtig ausgestatteten Räumen. Das frische, klare Wasser im Bassin zu Füßen des Felsen, anschließend an den weißmarmornen Stadtpalast, würde im Sommer köstliche Badegelegenheit darbieten, doch niemand anderes als der Brahmine darf sich den Marmorstufen nähern, die zum Bassin hinabführen (siehe farbige Kunstbeilage). Ringsum erheben sich Reihen von herrlichen, offenen Pavillonen aus weißem Marmor, und auf der dem Palast entgegengesetzten Seite stehen, dicht an die Felswand angebaut, ein ganzes Duzend der schönsten Hindutempel, den Göttern Schiwa und Wischnu geweiht, ein höchst eigenartiger Anblick.

Dschaiapur. Einige Eisenbahnstunden von Alwar entfernt liegt die malerische Hauptstadt des Königreichs Dschaiapur, eine Stadt in Rosenrot, denn von den hohen Ringmauern und befestigten Toren straßenauß und ab bis zu den großartigen Palastgebäuden des Maharadschas prangen die Fassaden all der Tausende von Häusern, Tempeln, Palästen in rosenroter Farbe. Die Laune eines Fürsten, des Maharadschas Dschai Sing hat sie im Jahre 1728 geschaffen, ein einziger Kopf sie ausgedacht, eine einzige Hand die Pläne entworfen, alles wurde in einheitlicher Farbe ausgeführt. Doch ist nirgends eine Spur von Einförmigkeit; jedes Haus hat sein eigenes, malerisches Gepräge.

Der merkwürdigste Bau der Stadt ist die Zenana, zu deutsch der „Palast der Frauen“ des Maharadschas, mit einer Fassade dicht an der Straße — aber welche Fassade! Durch fünf Stockwerke, fast die Höhe der gewaltigen Türme der Palaststadt erreichend, ist jedem Fenster dieses grotesken Giebelbaues ein schmucker Erker vorgelegt, jeder Erker überhöht von zwei oder drei kleinen Kuppeln, jeder eingeteilt in drei bis fünf kleinere Fenster, jedes Fenster umrahmt von Arabesken und bekleidet mit rei-



Phot. G. W. Wood.

Abb. 250. Dschainastatue im Kanaradistrict.

zendstem steinernen Gitterwerk von verschiedener Zeichnung. Es ist die berühmte Hava-Mahal, zudeutsch „Halle der Winde“ (Abbild. 247). Hinter den Gitterfenstern verborgen mögen Hunderte von Palastdamen auf das bunte, bewegte Leben in den Straßen herabblicken, das einzige, was die Frauen der Hindu Fürsten von der Außenwelt sehen.

Ein größeres Wunder als das farbenprächtige, eigenartige, belebte und bewegte Dschaiapur, wo sich zwischen den Menschen in den Straßen zahllose Affen tummeln oder in den Bäumen und auf den Häusern ihr munteres Wesen treiben, wo in den Seen und Tümpeln zahlreiche Krokodile hausen, Elefanten das beliebteste Beförderungsmittel sind — ein größeres Wunder als diese Stadt des Lebens ist das benachbarte Amber, die Stadt des Todes.

Amber. Amber ist ebenso großartig, auch ebenso verlassen und einsam wie Fajtipur-Sitri, die Stadt Akbars bei Agra. Nur liegt es zum Teil in Ruinen. Es erinnerte mich an das unglückliche Messina nach seiner Zerstörung. Als hätte auch hier ein furchtbares Erdbeben gewütet und die Menschen unter den Trümmern begraben, so zeigen sich einige Straßen, während andere mit den Häusern zu beiden Seiten vollkommen erhalten sind. Und gerade diese machen

noch einen viel trostloseren Eindruck. Sie ziehen sich die steilen Abhänge am Ende eines kahlen Felsentales empor zu dem majestätischen Palast der langen Reihe von Maharadscha, die hier seit undenklichen Zeiten residiert haben. Kleinere Schlösser krönen verschiedene Felsvorsprünge, und ganz oben auf dem höchsten Punkt beherrscht eine Festung, mit langen, starken Ringmauern umschlossen, das ganze Tal. Zu Füßen des Palastes breitet sich ein stiller, träumerischer See aus und spiegelt das Bild des herrlich schönen Gartens an seinen Ufern wieder.

Herrlich schön — doch nur von außen. Welche Enttäuschung, wenn man auf seinen geborstenen Terrassen, seinen überwucherten Pfaden sich den Weg zu den lauschigen und doch so traurigen Pavillonen und Glorietten bahnen muß, wo Dornröschen zu schlafen scheint. Auch die Insel im See ist mit dichtem Dschungel bewachsen, und Krokodile sind seine einzigen Bewohner.

Noch weit trauriger ist der Eindruck, den der ausgedehnte Palastkomplex der Maharadscha auf den Besucher macht. Er ist einer der schönsten Asiens, und der Erfindungsgeist der größten



Phot. C. G. Wood.

Abb. 251. Der Santschi-Toppe, das älteste Denkmal in Indien.

Architekten um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts, die Kunst der besten Bildhauer, Vergolder, Mosaikleger, die Millionenbeiträge aller Untertanen, die Arbeit vieler Tausender ist daran verschwendet worden. Fest und stolz ragen die Außenmauern der Residenz über Stadt und See empor. Nicht viel weniger als einen Kilometer lang, umschließen sie eine Gruppe der entzückendsten Gebäude, Säulenhallen, Pavillone, Torbogen, alles aus Marmor und Sandstein von prächtiger Farbenwirkung und reichster Ausschmückung. Der großartigste Raum ist die Siegeshalle, ganz mit Marmorplatten belegt, geschmückt mit buntem Mosaik, das Vögel, Blumen, Ornamente der verschiedensten Art darstellt, und überwölbt von einer Decke, die aus Spitzen geflochten zu sein scheint, bestickt mit glitzernden, bunten Arabesken (Abb. 248). Von dort führen reichornamentierte Tore nach marmornen Badekammern, Gemächern, deren Wände mit farbenprächtigen indischen Gemälden bedeckt sind oder ganz in schimmernden Mica Scheiben prangen. Es folgen die kostigen Frauengemächer der Zenana, der Dschas Mandir oder die „Lichthalle“, die Mardana oder Herrenräume, und so geht es weiter durch ein glänzendes, farbenreiches Labyrinth anderer Säle und Kammern — aber alles leer. Eines schönen Tages fiel es dem mächtigen Herrscher von



Abb. 252.

Phot. E. G. Wood.



Abb. 253.

Phot. E. G. Wood.

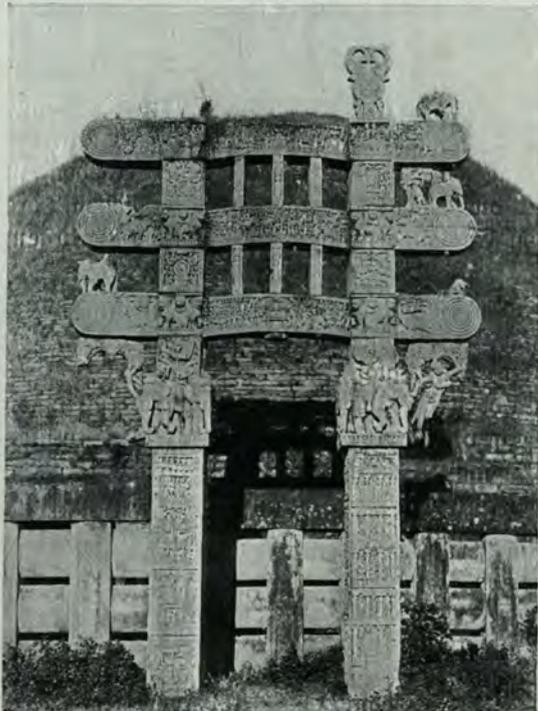


Abb. 254.

Phot. E. G. Wood.

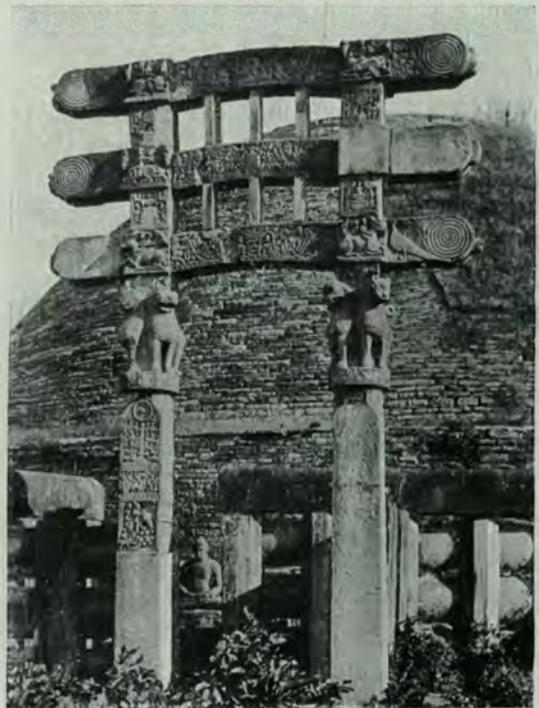


Abb. 255.

Phot. E. G. Wood.

Abb. 252 bis 255. Die vier Tore des Santschi-Töpe, mit fein ausgeführten Skulpturen bedeckt.

Dschaiपुर ein, unten in der Ebene eine neue Residenz zu bauen, eben das rosenrote Dschaiपुर. Mit ihm und seinem Hofe zog die gesamte Einwohnerschaft des uralten, schon von Ptolemäus geschilderten Amber fort, und — kehrte nicht wieder. So fällt Amber allmählich in Ruinen.

Gwalior. Ganz so wie in Dschaiपुर ist es auch in einem anderen großen Königreich, jenem von Gwalior gegangen, südlich von Agra. Auch dort haben die Maharadscha die alte Stadt dieses Namens verlassen und eine neue, Laschar, gebaut. Das alte Gwalior ist ausgestorben, mit langen Straßen und Plätzen und Hunderten von Häusern, in denen kein Mensch wohnt, während Laschar voll strotzenden Lebens und Glanzes ist, denn die berühmte Königsfamilie der Sindhia ist eine der reichsten Indiens und führt einen glänzenden Hof.

Jenseits des Pompeji von Gwalior ragen die gewaltigen Festungswerke empor, die den einzigen Zugang zu der weit über hundert Meter hoch fast senkrecht aus der Ebene aufsteigenden Felsenfeste beschützen (Abb. 249). Soldaten in malerischen, aber zerlumpten Uniformen stehen an den mehrfachen Loreingängen und präsentierten ihre Gewehre, als ich an ihnen vorbei in den ersten Hof fuhr. Von dort führt eine Straße den steilen Felsen entlang, so steil, daß es unmöglich ist, im Wagen hinaufzukommen; aber der gastfreie Maharadscha sorgte für alles. Kaum war ich aus dem Wagen, da kam auch schon gravitatisch einer seiner Elefanten, von einem Kornaß gelenkt, heran, um mich auf die Höhe zu bringen. Wir kletterten in das Häuschen auf seinem breiten Rücken, und eine Stunde später hatten wir die sieben gewaltigen Tore mit den dräuenden Bastionen an ihren Flanken, die vielen aus dem Sandsteinfelsen in einem Stück herausgehauenen Schiwatempel, Figuren und Denkmäler passiert und befanden uns auf der Höhe. Die mit unglaublicher Kühnheit und Stärke aufgeführten Ringmauern — Steinmassen, die mich an jene der großen chinesischen Mauer erinnerten — umschließen, am Rande des Felsen erbaut, ein ebenes Plateau von mehreren Quadratkilometer Fläche, der Schauplatz eines guten Teils der Geschichte Indiens seit Jahrtausenden. Indische und englische Geschichtschreiber bezeichnen das Jahr 3101 vor Christi Geburt als das Gründungsjahr von Gwalior, und während ihres fast genau fünftausendjährigen Bestandes hat die Festung unzählige Belagerungen erlebt, zuletzt im Jahre 1858 durch die Engländer. Die turmhohen Mauern der Umwallung zu stürmen oder auch nur den Felsen zu erklettern, auf dem sie sich erheben, ist eine physische Unmöglichkeit. Die Festung war nur durch das Zertrümmern ihrer sieben Tore zu nehmen, und auf diese Art gelang es auch den Engländern unter furchtbaren Verlusten, sich zu Herren der Festung zu machen.

Noch steht eine ganze Reihe der Paläste, die sich die indischen Großmoguln im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert hier oben im nördlichen Teile des langgestreckten Felsen geschaffen haben. Der schönste und größte ist der berühmte Man-Sing-Palast, in den Jahren 1486 bis 1516 vom Schah Man Sing erbaut, wie jener von Amber einer der schönsten und großartigsten Paläste Indiens. Gewaltige Rundtürme, gekrönt von offenen Säulenkuppeln und mit bunten Glasurziegeln bedeckt, stützen die Steinmassen des Palastes auf dem steil abfallenden Felsen, und die hundert Meter lange Fassade wird durch die reizendsten Marmorbalkone, Erker, Pfeiler in malerischer Weise unterbrochen. Das Innere enthält die zierlichsten Höfe, Tore, Säulenhallen in dem eigentümlichen Hindustil, mit Marmorskulpturen, so zart und fein, daß sie wie Spitzengewebe aussehen.

Das ganze weite Plateau der in die graue Vorzeit zurückreichenden Festung ist mit uralten, seltsamen Hindu- und Dschaina-(Zain-)Tempeln bedeckt; absonderliche Bauten, mehrere Stockwerke hoch und mit Skulpturen überladen, die von den mohammedanischen Eroberern größtenteils verstümmelt worden sind. Zwischen diesen aus dem zehnten bis vierzehnten Jahrhundert stammenden Tempeln liegen eine Menge kahler, moderner Bauten, Kasernen, Munitionsmagazine,

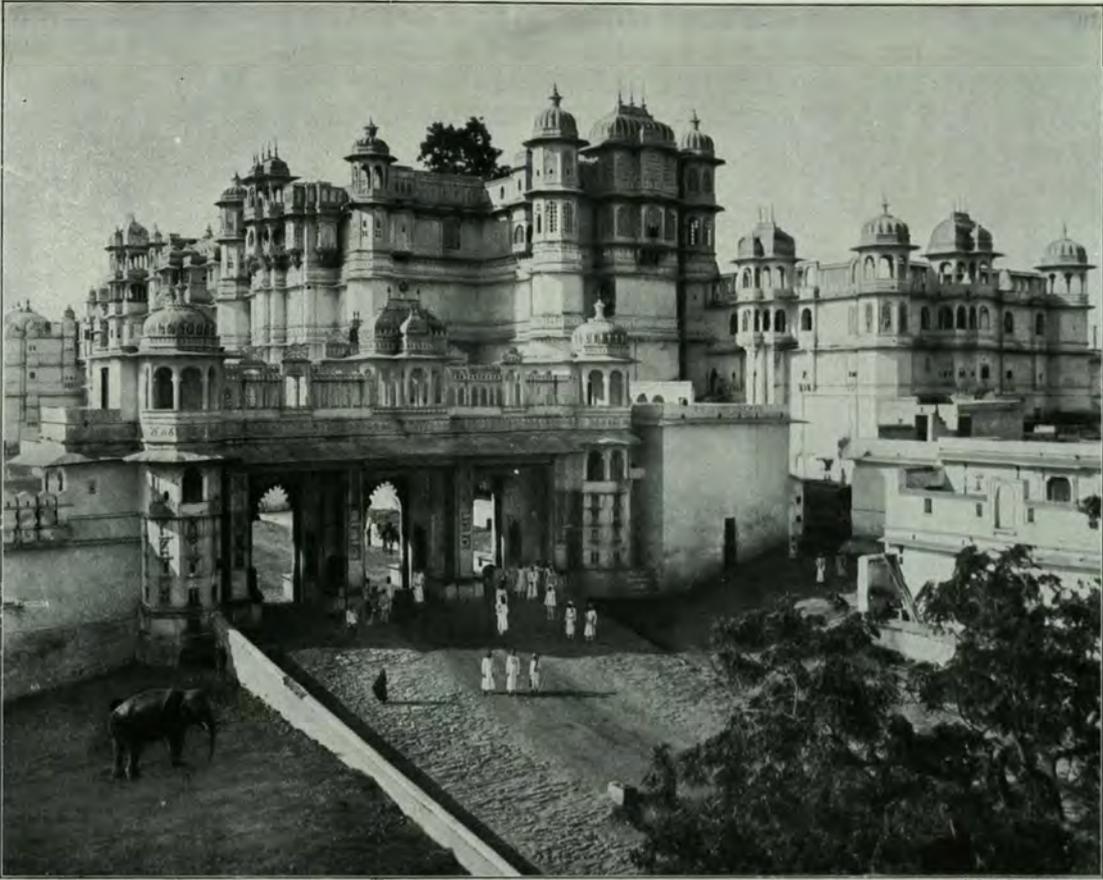


Abb. 256. Palast in Udaipur.

Phot. Geff-Wartegg.

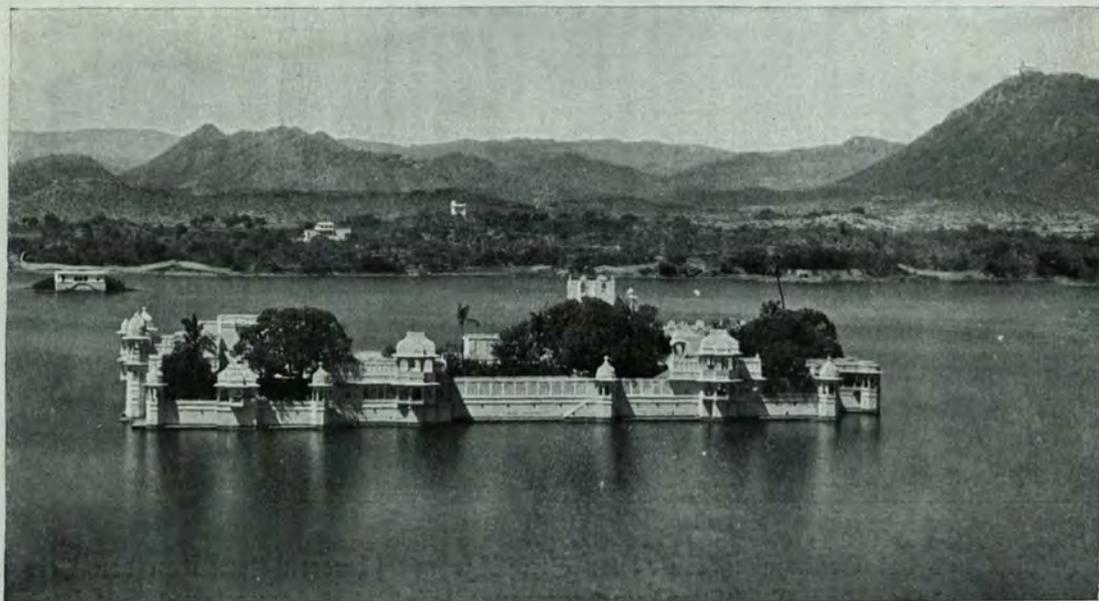
ein Hospital und das Gefängnis. Die vielen Sträflinge mit schweren Ketten an den Beinen arbeiteten gerade an dem Zuschütten eines großen Bassins, das, umgeben von reizenden Säulenpavillonen aus weißem Marmor, früher bei Hindufestlichkeiten von Tausenden zum Baden benutzt wurde, jetzt aber keinen Zweck mehr hat. Interessanter noch als die alten Bauten auf dem Plateau der Festung sind die massenhaften Götzenfiguren, die von den Dschaina, den Vorfahren der Buddhisten, rings um das Fort aus den steilen Felswänden herausgemeißelt worden sind. Nach Hunderten zählen diese nackten, von den feindlichen Mohammedanern arg zugerichteten Figuren, besonders in der tief eingeschnittenen Urwahischlucht, durch die ich wieder nach der Ebene hinabstieg. Zu beiden Seiten sind die senkrecht abstürzenden Felsmauern mit diesen Skulpturen ganz bedeckt, von zierlichen Medaillons mit handgroßen Figürchen bis zu Riesengestalten von der Größe der Memnonskolosse bei Theben in Ägypten. — Ähnliche Kolosse, aus dem Felsen gehauen, finden sich auch in Kanara (Abb. 250) und Gomateswara, nahe von Serigapatam, der alten Hauptstadt von Maisur, im südlichen Indien.

Der Santschi-Lope. Diese Werke der Dschaina, wie der Buddhisten überhaupt, gehören zu den ältesten Indiens. Südlich von Gwalior, im Königreich Bhopal, liegt das älteste und gleichzeitig rätselhafteste der ganzen buddhistischen Welt. In der Nähe der Hauptstadt dieses Staates, die stets von einer Fürstin, der Begam, beherrscht wird, errichteten die Buddhisten in der Zeit des großen buddhistischen Kaisers Asoka, also im dritten Jahr-

hundert vorchristlicher Zeit, eine Anzahl halbkugelförmiger Dome oder Bauten von verschiedener Größe. Sie dienten als Gräber von Heiligen ihres Glaubens, auch als Denkmäler oder Aufbewahrungsorte von Reliquien des großen Buddha selbst.

Jeder dieser Hügel, *Tope* genannt, war von marmornen Balustraden mit Toren umschlossen, von denen sich eine Anzahl durch die Jahrtausende erhalten haben. Ihnen ist ein großer Teil unserer Kenntnis der altindischen Ereignisse zu danken, denn sie sind mit ungemein lebendigen Reliefdarstellungen bedeckt, in ähnlicher Weise wie jene in den Tempeln und Gräbern der alten Ägypter.

Die Bestimmung des größten und schönsten dieser *Tope* ist unbekannt. Nach dem Dorfe *Santschi* bei *Bhilsa*, wo er sich erhebt, führt er den Namen *Santschi-Tope*. — Sein Unterbau ist eine vier Meter hohe, kreisrunde Terrasse von ungefähr vierzig Meter Durchmesser (Abb. 251).



Phot. G. G. Bonting.

Abb. 257. Die Insel Dshag Mandir im See von Udaipur, dem Lago Maggiore von Indien, mit Palästen und Galerien aus weißem Marmor.

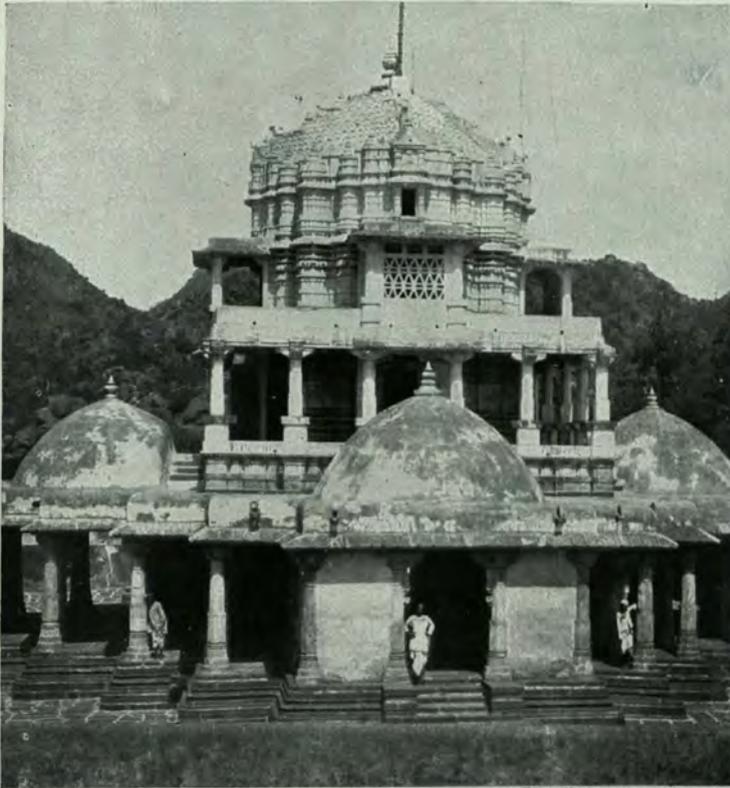
Der aus Backsteinen aufgebaute *Tope* selbst hat dreißig Meter Durchmesser bei vierzehn Meter Höhe. Zur oberen Plattform, auf der eine Steinurne mit einer heiligen Reliquie stand, führten zwei Steintreppen. Sie sind verschwunden. Dagegen ist die Steinbalustrade, die den Fuß des *Tope* umgibt, vollständig erhalten, ebenso wie die vier merkwürdigen Steintore, die in ihrer Form an die buddhistischen *Tori* (*Opfertore*) in Japan lebhaft erinnern (Abb. 252 bis 255). Sie sowohl wie die Balustrade zeigen den prächtigsten Skulpturenschmuck in lebenswahrer Ausführung.

Udaipur. Im westlichen *Radschputana* liegen zwei große Königreiche, *Udaipur* und *Dschodhpur*, die von Herrschern der berühmten *Sonnendynastie*, der ältesten Dynastie der Erde, regiert werden und deren Residenzen die malerische Pracht und Eigenart indischer Fürstenthümer in reichstem Maße zeigen. Kein Palast kann schöner sein als jener des Königs von *Udaipur*, ein marmornes *Versailles*, nur größer, aus blendend weißem Marmor gebaut, mit einer Fülle von Balkonen, Erkern, Säulengalerien, Pavillonen auf den flachen, gartengeschmückten Dächern (Abb. 256). Dieses *Versailles* von Indien erhebt sich auf einem steilen Felsen, bespült von dem kristallklaren Wasser eines großen Sees, schöner als der herrliche *Lago Maggiore* bei *Pallanza*,

und anschließend daran liegt von Kanälen durchzogen die Stadt Udaipur, ein indisches Venedig, mit weißen, seltsamen Palästen, die, ganz wie dort, unmittelbar aus dem Wasser aufragen. Was kann es auf Erden Schöneres geben als diese Vereinigung von Versailles, Lago Maggiore und Venedig! — Das ist die Residenz des hochangesehenen Herrschers von Udaipur, dessen Vorfahren vom Vater auf Sohn seit undenklichen Zeiten Könige gewesen sind und Rama, den jagenhaften Helden des indischen Nationalepos Ramajana, zum Stammvater haben.

Nichts an diesem Königshofe erinnert an Europa; die Jahrhunderte seit Marco Polo, Ibn Batuta und Vasco de Gama scheinen hier spurlos vorübergegangen zu sein. An den monu-

mentalsten Torbögen nach der Stadtseite halten indische Gardien mit Schwertern und Lanzenwache; unter den Marmorcolonnaden lungern Krieger mit riesigen Turbanen, Bogen und Pfeile auf dem Rücken, Schwerter an der Seite; Elefanten mit riesigen Stoßzähnen, an einem Hinterbein mit Ketten gefesselt, stehen im Vorhof; reichgeschirrte Pferde, von betur-



Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 258. Dshainatempel auf dem Mount Abu.

banten Knechten an gold- und silbergestickten Zügeln gehalten, warten ungeduldig der Feudalbarone, die sich im Palast befinden. Gardien und Diener, Herolde, Pfeifen- und Schwertträger in maleischer bunter Kleidung stehen auf den marmornen Treppensluchten; auf den Seitenterrassen liegen Hunderte von Sandalen- und Schuhpaaren in seltsamen Formen, die

Fußbekleidung aller jener, die sich gerade im Palast befinden. In den Audienz- und Beratungshallen überall auserlesene Pracht, in den Waffen- und Schatzkammern der größte Reichtum.

Zu Füßen der weißen Marmorbalustraden am Seeufer unten schaukeln eine Anzahl Boote, alle dem Maharadscha gehörig, denn nur er allein hat das Recht, solche auf dem See zu unterhalten. Durch wohlgepflegte Blumengärten stiegen wir von Terrasse zu Terrasse hinab, um eine Rundfahrt durch die herrliche Inselwelt des Sees zu unternehmen. Spiegelglatt lag die weite Fläche da, und die Furchen, die unser Boot zog, blieben scharf gezeichnet, bis sie sich an den bewaldeten Ufern brachen. Zeitweilig tauchte der Kopf eines Krokodils aus den klaren Fluten, an feuchten Stellen saßen träumend Reiher und Pelikane, ohne sich durch unser Kommen stören zu lassen. Der mächtigen Steinfassade des Palastes gerade gegenüber, und kaum einen Kilometer davon entfernt, steigt aus dem Wasserpiegel eine traumhaft schöne Insel empor — Dshag Nawa genannt — eine Reihe von weißen Marmorhallen, Palästen, Tempelchen und Galerien,



Abb. 259. Inneres eines Dschainatempels auf dem Mount Abu.

Phot. Johnston & Hoffmann.

vom Seegrunde aus emporgezaubert und sich in der glatten Seefläche in ihrer ganzen Pracht widerspiegelnd, schöner, lieblicher, träumerischer als Philä in den Fluten des Nil. Ganz wie dort überragen schlanke Palmen mit ihren herrlichen Kronen die einsamen Hallen, aber dort liegt alles in Ruinen, hier ist alles so neu, so wohlerhalten, so glänzend, als wäre die Insel das Heim eines indischen Dornröschens, das jeden Augenblick erwachen, jeden Augenblick seinen Hofstaat hier finden könnte. Eine blendende Marmorchalle neben der anderen, unterbrochen von den reizendsten Tropengärtchen mit Blumenbeeten, von Wasserkanälen umgeben; an jedem Vorsprung ein entzückender offener Säulenvavillon aus Marmor, so schön und lauschig wie der berühmte Tocador de la Reina in der Alhambra, wo man stundenlang liegen und träumen möchte, dazwischen Marmortreppen, die zum See hinabführen und unter dem klaren Wasser sichtbar bleiben. Unwillkürlich schloß ich meine Augen, wie um den zauberhaften Rahmen von weißem Marmor, von dunklem Tropengrün und blauem Wasser festzuhalten.

Weiter, zur nächsten Insel, Dschag Mandir, schöner, lauschiger, träumerischer und — verlässener als die erste; eine Insel mit Palästen, wie sie nur in der Blütezeit der persischen und hindostanischen Baukunst entstanden sind, und mit Gärten, wie sie nicht schöner gedacht werden können (Abb. 257). Kein Wunder, daß diese idyllischen Eilande im Laufe der Zeiten den Neid der benachbarten Fürsten erweckten, und sogar der berühmte Großmogul Schah Dschehan, der Enkel Akbars des Großen,



Abb. 260. Der Krötenfels auf dem Mount Abu.

Phot. Bourne & Shepherd.



Phot. S. G. Venting.

Abb. 261. Der Höhlentempel von Elefanta bei Bombay.

Das Eingangstor, aus dem natürlichen Felsen gehauen.

weilte als Prinz lange Zeit auf Dschag Mandir. Zuweilen werden auf dem See allerlei Festlichkeiten gefeiert, an denen der Maharadscha mit seinen tributpflichtigen Fürsten und seinem Hofstaate teilnimmt. Er schifft sich dazu auf einer der großen Galeeren ein, die am Fuße des Palastes im See vor Anker liegen. Auf dem glänzend geschmückten hinteren Verdeck des Schiffes nimmt er mit seinen Getreuen Platz, während der mittlere Teil für die Vorstellungen der Nautschmädchen (Tänzerinnen) dient. Auch die Benanadamen haben ihre eigenen großen Galeeren, doch bleiben sie bei ihren Spazierfahrten im Innern der Kabine hinter verschlossenen Jalousien verborgen.

Der Mount Abu. Auf dem Wege von Dschodhpur nach Bombay liegt der vielbesuchte heilige Berg der Dschaina, der Mount Abu mit seinen tausendjährigen, höchst merkwürdigen Tempeln.

In ganz Indien, von den eisumstarrten, himmelragenden Ketten des Himalaya bis herab nach Kap Komorin, vom Golf von Bengalen bis zu den Ufern des Indus leben in beinahe jeder größeren Stadt die Dschaina, Anhänger einer uralten religiösen Sekte, zusammen genommen vier bis fünf Millionen Seelen. Nachweislich haben Apostel, sogenannte Dschaina, ihren Glauben schon sieben Jahrhunderte vor Christi Geburt verbreitet, er ist also von höherem Alter als der buddhistische, der in vieler Hinsicht den Lehren der Dschaina entnommen worden ist, nur hat der Glanz der Erscheinung Buddhas den alten Dschainaglauben überschattet und dem Buddhismus viele neue Anhänger aus den Reihen der Dschaina zugeführt. Im Laufe

der Zeit verfiel der Buddha- glaube, und gerade in Indien ist er bis auf ganz geringe Reste verschwunden. Daher kommen die orthodoxen Dschaina, die an ihrer ursprünglichen Religion festgehalten haben, in neuerer Zeit wieder, zum Teil vermengt mit dem Hinduglauben und seinem Kastenwesen, mehr in den Vordergrund. Ihre wichtigsten Gebote sind Sanft-



Abb. 262. Riesenfigur des Gottes Schiva im Höhlentempel von Elefanta.

Phot. Bourne & Shepherd.

mit Freigebigkeit, Frömmigkeit und Reue für begangene Sünden. Ihre Wohlhabenheit gestattet ihnen, große Summen dem Bau von Tempeln zu widmen, die an Pracht der Ausschmückung alle Tempel der Hindu weit übertreffen. Die schönsten darunter erheben sich auf dem Mount Abu (Abb. 258). Schon aus weiter Ferne sieht man den über siebzehnhundert

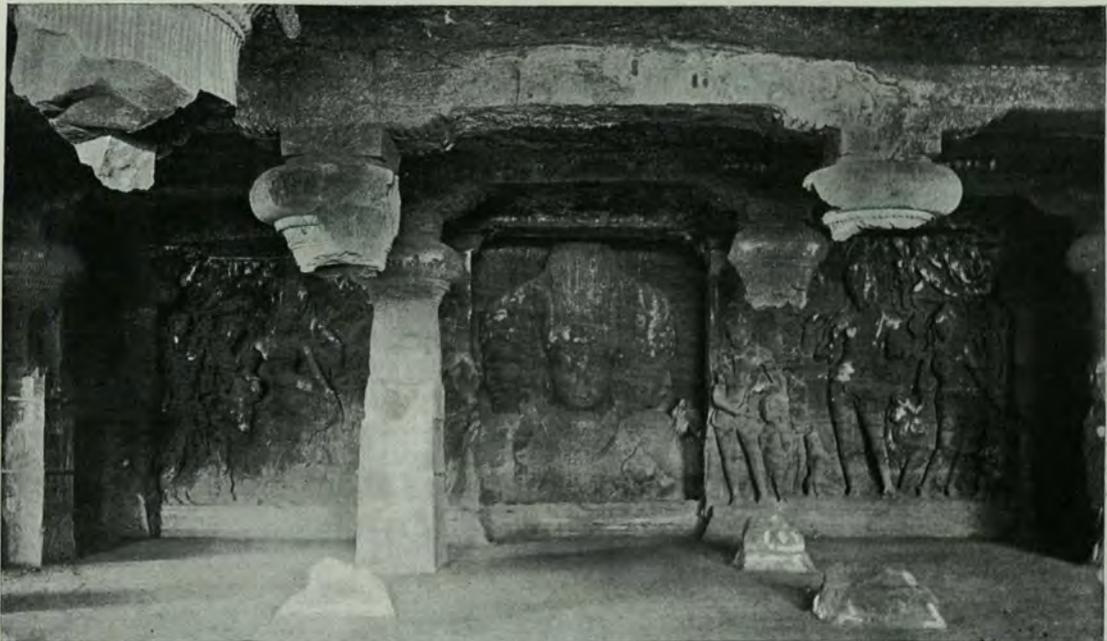


Abb. 263. Der Höhlentempel von Elefanta, im zehnten Jahrhundert aus dem natürlichen Felsen gehauen, von Portugiesen verstimmt.

Phot. Johnston & Hoffmann.

Meter hohen Berg aus der Sandebene aufragen, mit steilen Abstürzen von prächtiger Färbung und dunklen Wäldern, die höchste Erhebung des malerischen Aravallgebirges. Die Europäer wallfahrten auf den Berg zur Sommerzeit, um dort oben an den Ufern eines reizenden Gebirgsees der Hitze der indischen Ebenen zu entgehen oder in den Wäldern nach Bären, Panthern und Tigern zu jagen; die Dschaina aber, um in den unvergleichlich schönen Delwara-tempeln zu beten. Von dichten Gruppen von Mangobäumen umgeben, erheben sich diese marmornen Kunstwerke vor dem staunenden Blick des Besuchers, der nicht müde wird, die herrlichen Skulpturen zu bewundern, mit denen sie innen und außen über und über bedeckt sind



Phot. Bourne & Shepherd.

Abb. 264. Die Felsengrotten von Ellora, zu großartigen, kunstvoll ausgeführten Tempeln ausgehauen.

(Abb. 259). Hoch über dem inselbedeckten See, von den Engländern mit Recht der „Edelsteinsee“ genannt, erhebt sich ein seltsam geformter riesiger Felsblock, der das Aussehen einer vorsintflutlichen Kröte hat, wie sie im Begriff ist, ins Wasser zu springen. Daher hat der Felsen, ein von den Indiern viel angestauntes Wunder, den Namen „Krötenfels“ erhalten (Abb. 260).

Die Insel Elefanta. So manche Wunder Hindostans sind nicht auf, sondern unter dem Erdboden zu suchen. Die Anhänger der beiden großen Religionen der vormohammedanischen Zeit, die Brahmanen und Buddhisten, bauten ihre Tempel überall, wo sich ihnen geeignete Plätze darbieten, und verschwendeten auf ihre Ausstattung die ganze Kunst und die reichsten Mittel, über die sie verfügten. In ganz Indien sind diese Tempel die schönsten Gebäude; die Anhänger der einen Religion überboten darin jene der anderen, und als die

verborgen, daß man ihr Vorhandensein gar nicht ahnt. Und doch enthalten sie auf einer Strecke von etwa drei Kilometer die größten Wunderwerke der Bildhauerkunst von ganz Asien.

Der mächtigste Tempel kann nicht als Höhlentempel bezeichnet werden, er ist mehr als ein solcher. Die dravidischen Erbauer dieses aus dem achten Jahrhundert stammenden Wunders meißelten den Tempel mit all seinen herrlichen Hallen, Seitenkammern, Pfeilern, Säulen, Nischen, Toren, Statuen, Reliquienschreinen aus dem Felsen heraus und schmückten alles mit kunstvollen Skulpturen, ohne auch nur eine handgroße Fläche davon frei zu lassen. Dann legten sie das Stück Felsen, das all diese vielen um die Mittelhalle angeordneten Räume enthält, dadurch frei, daß sie ringsum weite Zwischenräume zwischen dem Gebirge und dem Tempelfelsen herausmeißelten, eine Arbeit für Titanen! Dann gestalteten sie, wieder mit dem Meißel, den nunmehr freistehenden rohen Felsen zu einem architektonischen Wunderwerk.

Der ganze Riesentempel, wie er zwischen seiner Felsenumgebung sich erhebt, besteht also aus einem einzigen Stück, gerade so wie Elfenbeinschnitzer aus Elefantenzähnen die zierlichsten

Schnitzereien herausarbeiten (Abb. 265)!



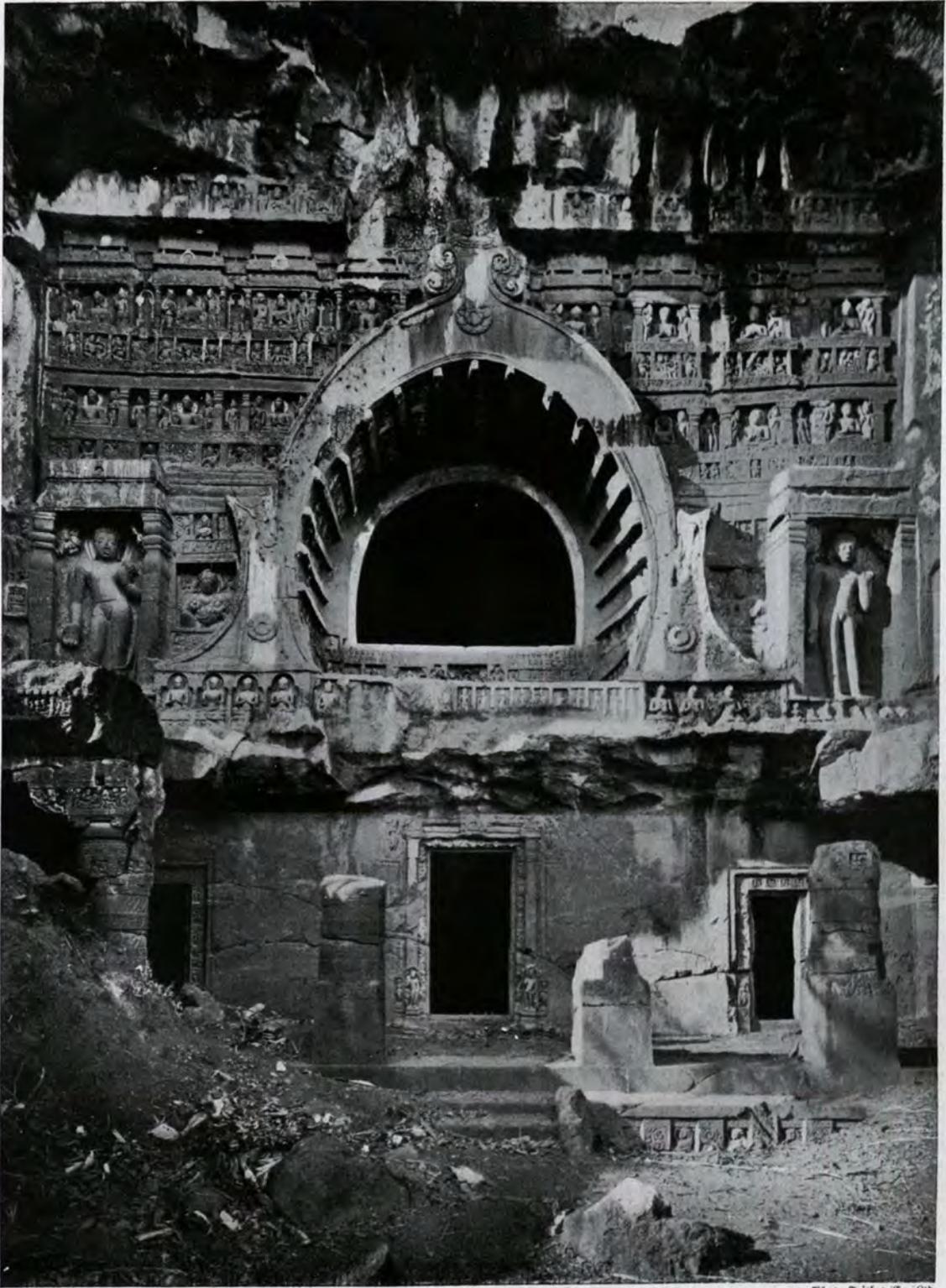
Abb. 266. Reliefdarstellung des Gottes Schiwa im Felsentempel von Ellora.

Phot. Frith & Co. Ltd.

Die Skulpturen dieses, Kailas genannten Tempels sind beinahe so zart und kunstvoll ausgeführt, als wären wirklich Elfenbeinschnitzer am Werk gewesen und nicht Bildhauer. An den Wänden sind ganze Schichten mit unzähligen Figuren ungewein lebenswahr dargestellt, dazu Szenen aus der Hindu-mythologie, Riesenstatuen Schiwas (Abb. 266) und Parvatis, heilige Stiere und Lingame.

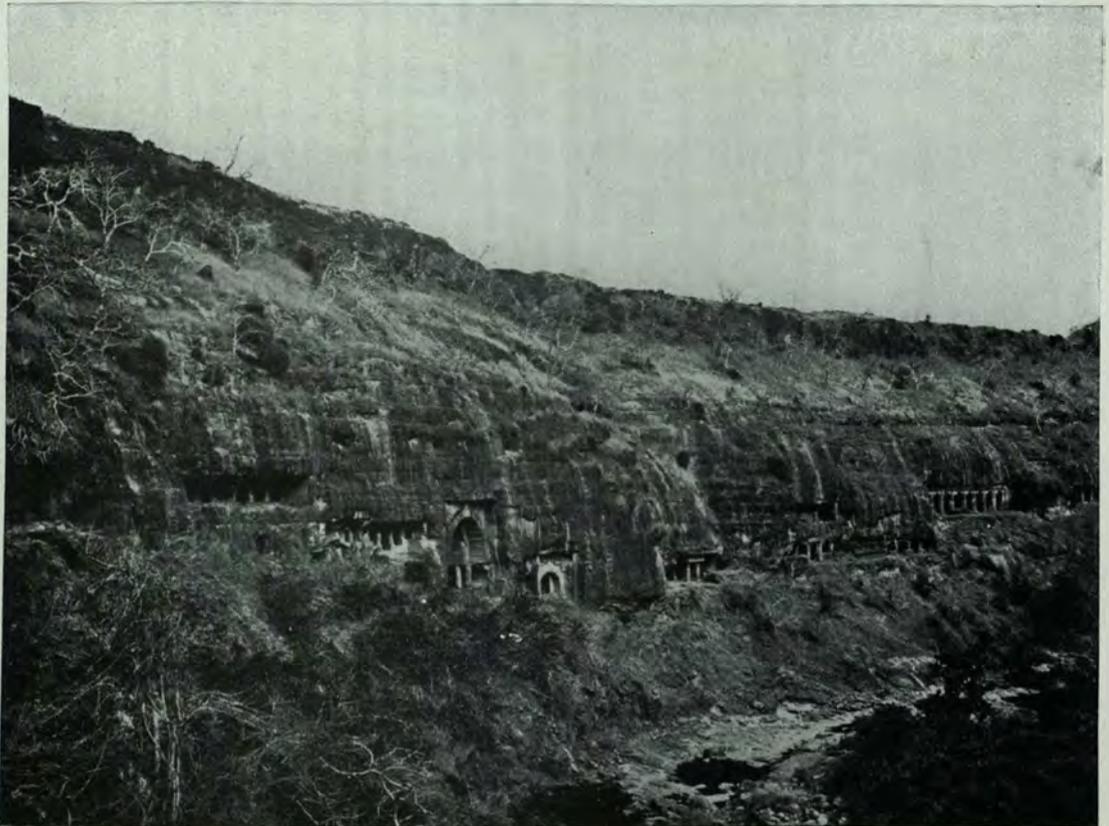
In den Vorhallen erheben sich zwölf Meter hohe, mit prachtvollen Skulpturen bedeckte Obeliske sowie lebensgroße Elefanten, und ringsum ziehen sich Galerien auf Pfeilern ruhend den Wänden entlang. Der ganze Tempel ist an hundertzwanzig Meter lang, sechzig Meter breit und dreißig Meter hoch. Die Größe der Leistung kann man erst beurteilen, wenn man sich vorstellt, irgendeine unserer Kathedralen wäre, wie sie steht, mit ihren Domen, Türmen, Kapellen, Altären, Pfeilern, Kanzeln, Statuen usw. aus einem einzigen Felsblock herausgemeißelt worden!

Der Kailastempel ist der einzige, der auch nach außen hin architektonisch geformt ist. Die anderen sind nur in ihrer Innenarchitektur aus dem Felsen gemeißelt. Die entferntesten der ganzen Gruppe sind neun Buddhistentempel, von denen der größte fünfunddreißig Meter Länge bei zwanzig Meter Breite besitzt. Die reichsten und kunstvollsten Skulpturen besitzt die Vishna Karma (Tischlers Grotte), im vierzehnten Jahrhundert geschaffen. Auf die Buddhistengrotten



Phot. Frith & Co. Ltd.

Abb. 267. Tempel von Afschanta im Staate Haidarabad,
aus dem natürlichen Felsen ausgehauen, mit reichen Skulpturen bedeckt.



Phot. Treib & Co. Ltd.

Abb. 268. Die Höhlen von Adschanta,
fünf Tempel und vierundzwanzig Klöster enthaltend, die von den Buddhisten aus den Felsen gehauen und mit herrlichen Skulpturen
geschmückt worden sind.

folgen solche der Brahmanen, zumeist dem Gott Schirwa in seiner Eigenschaft als Zerstörer geweiht (Abb. 266). Ein Tempel ist augenscheinlich von Buddhisten begonnen, von Brahmanen vollendet worden.

Auf der entgegengesetzten Seite des Kailastempels liegt eine Gruppe von unterirdischen Dschainatempeln, womöglich mit Skulpturen noch reicher geschmückt als die anderen.

Die Buddhistentempel von Adschanta. Gleichfalls in der Nordwestecke des Staates Haidarabad liegt eine andere Gruppe höchst seltsamer unterirdischer Bauten, die in ihrer Anlage an die berühmten Felsengräber der ägyptischen Pharaonen von Theben erinnern. Sie umfassen fünf buddhistische Tempel und vierundzwanzig Klöster, insgesamt ungleich älter als jene von Ellora, denn sie stammen durchweg aus dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert. Sie sind in den steilen Felswänden einer Schlucht so versteckt und waren zudem mit Felsstrümmern und Schutt so bedeckt, daß sie erst im vorigen Jahrhundert entdeckt wurden. Auch das Innere war dem Anschein nach durch lange Zeiträume unter Schutt begraben, so daß diese Tempel vielleicht den Brahmanen gar nicht bekannt waren und ihre zweitausend Jahre alten buddhistischen Darstellungen sich rein, ohne alle brahmanische Zutaten, bis auf die Gegenwart erhalten haben. Das verleiht dieser, nach dem nahe gelegenen Dorfe Ajanta (Adschanta) benannten Gruppe von Höhlentempeln (Abb. 268) erhöhtes Interesse. Auch sie sind künstlich aus dem Felsen gehauen und mit reichem Skulpturenschmuck bedeckt,

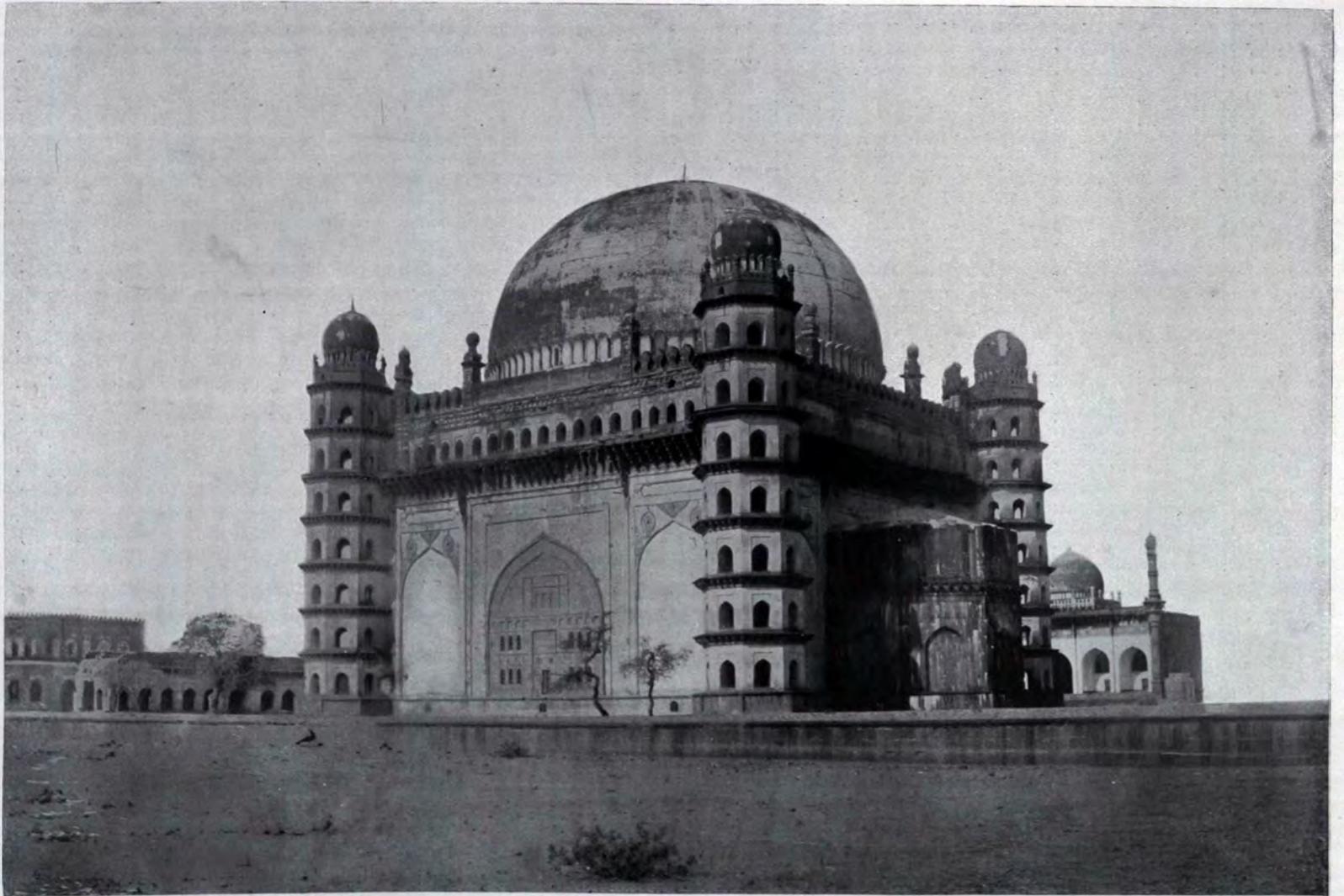


Abb. 269. Der Gol-Gumbaz von Bidschapur,
ein Grabtempel mit einer der größten gemauerten Kuppeln der Erde (einunddreißig Meter Spannweite).

Phot. Newton & Co.

der sich auch an der senkrechten Außenwand des Felsen und rings um die schwer zugänglichen Tempelcingänge zeigt (Abb. 267). Bemerkenswert ist die Art der Erleuchtung dieser Tempel. Über den Eingängen sind große halbrunde Öffnungen in der Felswand derart angeordnet, daß die Lichtstrahlen von außen gerade auf das Standbild Buddhas oder den Altar fallen, während der übrige Raum in Dämmerung gehüllt ist.

Der Gol-Gumbaz von Bidschapur. Bidschapur ist ein zweites Fahtipur= Sikri oder ein zweites Amber, nur mit dem Unterschiede, daß diese jahrhundertlang schlafende Dornröschensstadt vor mehreren Jahrzehnten wieder zu neuem Leben erweckt wurde, zu neuem Leben im alten Rahmen, und nicht von den Indiern, sondern von den Engländern.

Bidschapur, südlich von Bombay gelegen, war einst ein großer Staat, dessen Grenzen von der Meeresküste bis an jene von Haidarabad reichten. Ein Türke, Jusaf Khan, war sein Gründer. Mit dem Schwert erkämpfte er sich die Unabhängigkeit und bestieg im Jahre 1489 unter dem Namen Abil Schah den Thron von Bidschapur. Zwei Jahrhunderte herrschte seine Dynastie, bis im Jahre 1686 der kriegerische Großmogul Aurangzeb sie vertrieb und ihren Staat seinem großen Reiche einverleibte. Die Nachkommen Abil Schahs waren prachtliebende Herrscher, die ihre Residenz zu einer der schönsten Indiens machten, herrliche Paläste, Moscheen, Mausoleen bauten und die Stadt mit einer starken Ringmauer von zwölf Kilometer Länge umgaben. Die Beschließung Bidschapurs mit Riesengeschützen, von denen heute noch einzelne vorhanden sind, die Einnahme der Stadt und die Verheerungen der Krieger Aurangzebs haben viele der schönsten Bauten zerstört; der Reichtum der Stadtbewohner war dahin, ein großer Teil von ihnen zog fort, und Bidschapur versiel in den Schlaf von Jahrhunderten.

Als die Engländer Bidschapur erweckten, hausten sie dort mit ihren Kultursegnungen beinahe ebenso schlimm wie der Großmogul mit seinen Kanonen. Sie kleideten Bidschapur, dieses indische Dornröschchen, in englische Gewänder. Die schöne Moschee neben dem Grabe des Sultans Mohammed wurde mit Kalk übertüncht, mit modernen Fenstern versehen, durch Bretterwände in Schlafkammern eingeteilt und in ein Unterkunftshaus verwandelt. Bei einer anderen Moschee in indisch-sarazenischem Baustil wurden die Torbogen und Nischen vermauert, moderne englische Eisenbalkone an der Fassade angebracht und das Innere zu einem Postamt eingerichtet. Der Palast Aurangzebs ist zur englischen Polizeistation, die Meffamoschee zum Gerichtshaus, der Grabtempel Sultan Ibrahim zum englischen Steueramt geworden. All diese herrlichen Bauten wurden entsprechend umgestaltet und rot, weiß und blau übertüncht. Es ist gerade so, als wollte man aus dem Heidelberger Schloß eine Branntweinbrennerei, aus der Kaiserburg in Goslar einen Kaufladen machen.

Diese Verwüstungen sind gerade in Bidschapur, einst das Paris von Indien, um so bedauerlicher, als seine Bauten die schönsten Beispiele glücklicher Verbindung der hindostanischen und sarazenischen Architektur von ganz Hindostan aufzuweisen haben. Was von ihnen außerhalb der Ringmauer lag, ist heute in unförmliche, von Dschungelgestrüpp überwucherte Ruinen verwandelt; was aber innerhalb der Ringmauer von den Engländern verschont blieb, zeigt sich im Rahmen der grasbewachsenen Höfe und von hohen Tamarinden beschatteten Gärten ungemein malerisch. Die Mengen von kunstvollen Steinskulpturen aus der Hindu- und Dschainazeit, die zum Bau der Zitadelle verwendet wurden, zeigen, welche Bedeutung Bidschapur schon vor der mohammedanischen Herrschaft gehabt haben muß. Doch auch die letztere verewigte sich in herrlichen Bauwerken, von denen die Grabmoschee Sultan Mohammeds unter dem Namen Gol-Gumbaz weitaus die größte Bewunderung verdient (Abb. 269). Zwischen den siebenstöckigen Gektürmen dieses gewaltigen Mausoleums erhebt sich auf sechzig Meter Höhe eine Kuppel, die



Abb. 270. Riesenkanone in Bidschapur.

Phot. Johnston & Hoffmann.

an Spannweite nur von jener des Sankt-Peter-Doms in Rom übertroffen wird. Der innere, von der Kuppel bedeckte Raum übertrifft der Träger wegen sogar jenen unter der Sankt-Peters-Kuppel und ist auch um zweihundert Quadratmeter größer als jener des Pantheons in Rom.

Die mohammedanischen Baumeister sind in sehr sinnreicher Weise vorgegangen, indem sie auf der Höhe der Moscheemauern konzentrisch nach dem Innern angeordnete Strebebogen anlegten und erst auf dieser so entstandenen kreisrunden Plattform die Kuppel aufbauten, derart, daß innerhalb derselben noch eine dreieinhalb Meter breite Galerie ringsum läuft.

Wie der Gol-Gumbaz durch die Kühnheit seines Baues, so wirken die Ringmauern, Bastionen und Türme der Stadt selbst durch ihre gewaltige Masse. Auf einem der Türme, dem zwanzig



Phot. Frith & Co. Ltd.

Abb. 271. Die Fälle des heiligen Nerbaddaflusses.

Meter hohen Upari-Burdshi, schlummern noch zwei eiserne Riesengeschütze von zehn Meter Länge mit fußweiter Bohrung, und man muß über die Geschicklichkeit staunen, wie diese Ungetüme mit den damaligen einfachen Behelfen auf so hohe Türme gebracht werden konnten. Auf der Löwenbastion liegt ein fünf Meter langes Bronzegeschütz, Malik-i-Meidan, das heißt Herr der Ebene genannt, das sogar eine Bohröffnung von siebenzig Zentimeter besitzt und einer Ladung von vierzig Kilo Schießpulvers bedurfte (Abb. 270).

Der Nerbaddaflom. So heilig der Gangesstrom in den Augen der Hindu ist, so gibt es auf der Indischen Halbinsel einen Fluß, der in frühesten Zeiten als noch heiliger galt. Während für die Befreiung von allen Sünden ein Bad im Ganges erforderlich ist,

konnte dieses Ziel schon durch den bloßen Anblick des Nerbaddaflusses erreicht werden. Aber der Nerbadda erzürnte die Götter, und so wurde sein Wasser für die ersten fünf Jahrtausende des Kali Yuga, das ist unserer Ara, außer Kraft gesetzt. Der Ganges trat an seine Stelle und hat seither Tausende Millionen Menschen von ihren Sünden befreit. Nun geht aber die Zeit der Strafe des Nerbadda ihrem Ende entgegen, und bei den Brahmanen wird es liegen, ob er wieder in seine alte Stellung als heiligster Strom der Hindu erhoben wird. Dafür wäre seine Lage entschieden günstiger, denn er entspringt neben dem heiligen Tempel von Amarnath auf dem Bergplateau von Amarkantak im Herzen Hindostans und mündet nördlich von Bombay in den Arabischen Golf. Bei Dschabalpur stürzt er, einen schönen Wasserfall bildend (Abb. 271),



Abb. 272. Die Marmorschlucht des Nerbaddaflusses bei Dschabalpur,
durch Schwärme wilder Bienen unzugänglich gemacht.

Phot. Frith & Co Ltd.

in eine Schlucht, die er sich selbst gewaschen hat, und diese ist eine der Sehenswürdigkeiten Indiens (Abb. 272). Vierzig Meter hoch erheben sich zu beiden Seiten die Felswände aus blendend weißem, reinem Marmor, stellenweise von rötlichen, gelben und blauen Streifen oder auch von schwarzem Basalt durchzogen, und obschon ihnen jede Vegetation fehlt, sind sie doch der Lieblingsaufenthalt unzähliger Krokodile, die sich an den steilen Ufern sonnen, zahlreicher Affen, die in dem zerklüfteten Marmor ihr Spiel treiben, Tausender von wilden Tauben und buntgefiederten Papageien, wohl aus dem Grunde, weil sie alle in dieser Schlucht vor den Nachstellungen der weißen Jäger sicher sind. Wehe demjenigen, der es wagen sollte, einen Schuß abzugeben. Dichte Schwärme wilder Bienen würden sich auf ihn stürzen, und wiederholt sind englische



Phot. G. G. Fonting.

Abb. 273. Der Goldene Tempel von Amritsar, im oberen Teil mit stark vergoldeten Kupferplatten bekleidet.

Jäger ihnen zum Opfer gefallen dadurch, daß sie sich, um ihnen zu entgehen, ins Wasser stürzten und ertranken. Die Nester dieser Bienen sind schwarz und mitunter meterlang. Die Eingeborenen fürchten sich vor Tigern und Pantheren nicht so sehr wie vor den Bienen.

Rings um die weiße Marmorschlucht des Herbadaflusses ist das Land mit merkwürdig geformten Granittrümmern besät. Atmosphärische Einflüsse haben die Spalten in den Felsen erweitert, die losgelösten kirchengroßen Kolosse abgerundet, und so liegen diese eiförmigen, an ihrer Oberfläche ganz glattpolierten Trümmer in Haufen beisammen, die wie von Titanen zusammengetragen, nicht von der Natur aus dem Felsen herausgearbeitet erscheinen (Abb. 274).

Der Goldene Tempel von Amritsar. Was den Christen Rom und den Mohammedanern Mekka, das ist den Sikhs die heilige Stadt Amritsar. Sie ist gleichzeitig die reichste und geschäftigste des Bundeschabs, des berühmten Fünfströmelandes am Oberlauf des Indus. Die Sikhs werden irrtümlich als ein Volk bezeichnet. Sie sind ebenso wie die Hindu und die Mohammedaner nichts anderes als die Anhänger eines bestimmten religiösen Glaubens, der reiner und besser ist als jener ihrer hindostanischen Landsleute. Im fünfzehnten Jahrhundert erstand den Hindu in Nanak Schah ein Reformator, der ihre Religion mit jener Mohammeds vereinigen und vervollkommen wollte, indem er als obersten Grundsatz die Lehre des einzigen Gottes aufstellte und Abschaffung des Kastenwesens, einfache Lebensweise und Sittenreinheit predigte. Ungefähr um das Jahr 1600 vervollständigte sein fünfter Nachfolger in der Würde als Oberpriester (Guru genannt) die Bibel der Sikhs, Granth genannt. Dieses

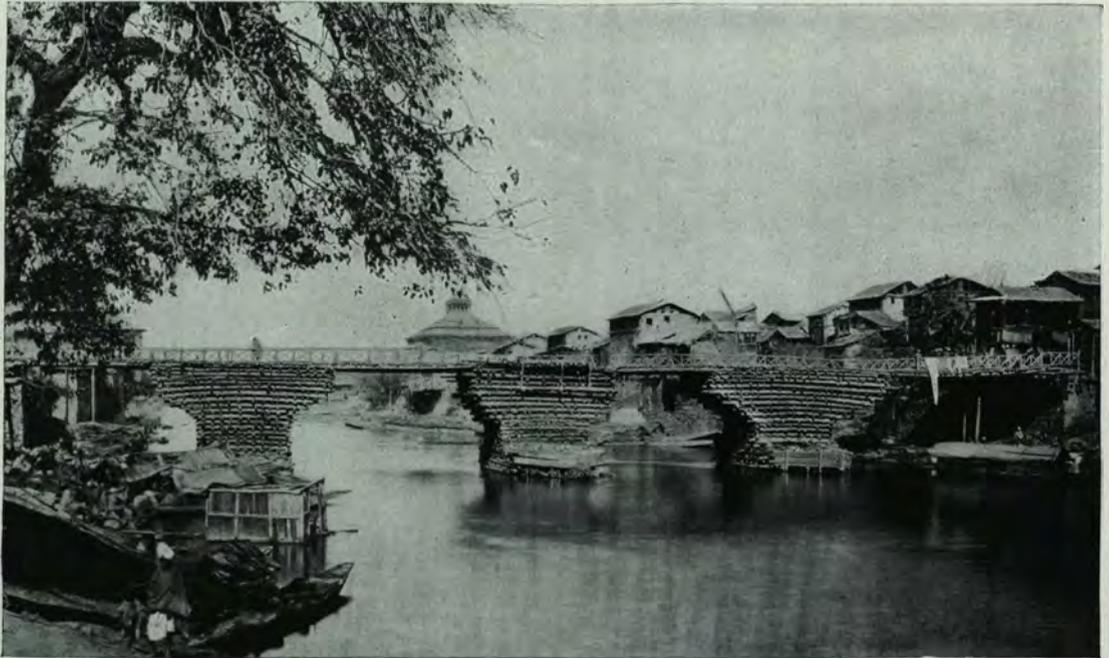


Abb. 274. Granitformation rings um Dschabalpur.

Phot. Bourne & Shepherd.

Werk ist das größte Heiligtum der Sikh, und um ihm einen würdigen Aufbewahrungsort zu geben, baute der große Held der Sikh, Randschit Sing, den berühmten Goldenen Tempel von Amritsar (Abb. 273 und 276). Er steht auf der Stelle eines älteren in der Mitte eines heiligen Wasserbassins der Hindu, der „Born der Unsterblichkeit“ (Amritsar) genannt, und von diesem führt die Stadt auch ihren Namen.

Das große, ganz ummauerte Bassin nimmt die Mitte eines weiten, herrlichen Platzes ein, der rings von den Palästen der Sikhfürsten umgeben ist. Ähnlich wie die malerischen Ufer des Ganges bei Benares von den Palästen der Hindufürsten überragt werden, die dort für ihre Pilgerreisen würdige Absteigequartiere besitzen wollen, so bauten sich die fürstlichen Anhänger der Guru Lehren am Sitze der jeweiligen Guru prächtige Wohnsitze, umgeben von schönen Gärten. Eine Marmorbrücke mit vergoldeten Laternen zu beiden Seiten führt zu der aus der Mitte des Bassins



Phot. Bourne & Shepherd.

Abb. 275. Merkwürdige Holzbrücke in Srinagar, dem Venedig von Kaschmir.

aufsteigenden Marmorterrasse, und auf dieser erhebt sich der herrliche Tempel, ein quadratischer Bau, ebenfalls aus weißem Marmor, im Hindu-Stil. Der obere Teil ebenso wie das Dach des Tempels ist mit stark vergoldeten Kupferplatten belegt. Daher sein Name „Goldener Tempel“. Im Innern liegt das heilige Buch Granth auf einem Altar, angebetet von den Sikh unter unaufhörlichem Fächeln der Tschauri, das heißt Fliegenwedel und Fächer. Der Guru liest mit lauter Stimme die heiligen Gebete, und die Tempelbesucher sprechen sie nach.

Ein vor dem Altar ausgebreitetes weißes Tuch nimmt die Opfergaben der Gläubigen auf, Reiskörner, Blumen und Geldstücke. Das Innere des Tempels ist mit Skulpturen überreich geschmückt. Entzückend ist der beinahe dreißig Morgen große Tempelgarten in der Nähe des Bassins mit seinen großen Orangen-, Zitronen- und anderen Fruchtbäumen, zwischen denen sich reizende kleine Pavillone erheben. Von dem fünfundvierzig Meter hohen Altar-Turm in diesem Garten genießt man einen umfassenden Überblick über die Tempelanlage, die Stadt und den großen Stadtpark mit der Sommerresidenz Randschit Sings in seinem Mittelpunkt.



Abb. 276. Der Goldene Tempel von Amritsar, der Hauptort der Sikhreligion.

Phot. H. G. Ponting.



Abb. 277. Die Ruinen von Martand, der früheren Hauptstadt von Kaschmir.

Phot. Frieb & Co. 21b.

Amritsar ist übrigens auch der Sitz großer Webereien von indischen Seidenstoffen und der berühmten Kaschmirschals.

Srinagar. Kaschmirs Grenzen sind von Amritsar nur wenige Stunden entfernt, und von den Besuchern Amritsars unternimmt so mancher den Ausflug in dieses herrliche Land mit seinem Tributärstaat Tschamba, der Schweiz von Asien. Seine jetzige Hauptstadt Srinagar ist das indische Venedig. Ganz wie der Canale Grande das italienische Venedig in doppelter Krümmung durchzieht, so tut es der Dschelam, einer der fünf Ströme des Pundschabs, in Srinagar. Seine Seitenarme und Kanäle sind die wichtigsten Verkehrsstraßen, an beiden Ufern mit Häusern besetzt. Wie Venedig seine inselbedeckten Lagunen besitzt, so hat Srinagar seine Seen, aber ungleich schöner als die Lagunen, denn längs ihrer Ufer und auf den Inseln entfaltet sich die Vegetation in üppigster Pracht, mit zahlreichen Gärten und Sommerhöfen der Großen von Kaschmir und schwimmenden Inseln, auf denen die Gärtner die schönsten Gemüsesorten ziehen. Ein viereckiges Stück dicht mit Schilfgräsern überwuchertes Sumpfland wird ausgestochen, nach einer geeigneten Stelle im See bugsiert und dort festgepflockt. Erde und Pflanzendünger werden darüber gebreitet, und die fruchtbarsten Gemüseselder sind fertig. So haben auch die Seen von Mexiko ihre schwimmenden Inseln in ähnlicher Art gebildet.

Wie der Canale Grande seine Rialtobrücke, so hat der Dschelamfluß neben sechs anderen seine Deodarbrücke, die früher ebenfalls zu beiden Seiten mit reichhaltigen Kaufläden besetzt war. Heute sind sie leider nicht mehr vorhanden, und die Brücke ist so ihres malerischen Hauptreizes beraubt worden. Aber sie ist in sich selbst eine Merkwürdigkeit (Abb. 275). Die Fundierung der Pfeiler bilden mit Steinen gefüllte, auf den Flußgrund versenkte Boote, deren Oberfläche mit dem Wasserspiegel in einer Ebene liegt. Darüber sind kreuzweise Lagen von Stämmen der Deodar-



Ruinen von Martand bei Islamabad (Kaschmir).

Tempel der alten Hauptstadt des Landes, im achten Jahrhundert erbaut, durch Erdbeben zerstört.

Eisströme von sechzig Kilometer Länge, die von den über achttausendfünfhundert Meter hohen Gebirgsmajestäten der Karakorumkette herabstürzen: der Biafo- und der Baltorogletscher. Wie alle Gletschererscheinungen sich auf diesen unendlich scheinenden ewigen Eismassen in größter Art zeigen, so auch die Gletschertische. Ein gewaltiger Felsblock, fünf Meter lang und viele Tonnen schwer, war von einer der namenlosen, über die Wolken ragenden Höhen auf eines der unabhäufbaren Schneefelder gestürzt und hatte den Schnee unter sich durch sein Gewicht zusammengepreßt. Die Sonne schmelzte den Schnee ringsum ab, und nur unter dem Block selbst blieben Schnee und Eis zurück, beinahe vier Meter hoch, um seine Unterlage zu bilden (Abb. 278). Bald wird auch diese Eissäule so abgeschmolzen sein, daß sie das große Gewicht nicht mehr zu tragen vermag. Der Felsblock wird, möglicherweise herabkollern, seine Wanderschaft nach der Tiefe weiter fortsetzen und auf seinem Wege vielleicht neue Gletschertische bilden.

Der Tempel des fünfköpfigen Lingams in Nepal. Weit weniger als Kaschmir wird das großartigste Gebirgsland des Himalaja, das ganz unabhängige Großkönigreich Nepal, von europäischen Reisenden besucht. Selbst wenn es ihnen von der Regierung gestattet würde, sind doch die Reisen in Ermanglung jedweder modernen Verkehrs- und Unterkunftsmittel viel zu beschwerlich, um dem Lande jene Besucher- scharen zuzuführen, die es seiner Merkwürdigkeiten wegen in viel größerem Umfang verdient als andere Länder Asiens. Die Buddhistentempel seiner Hauptstadt Kathmandu ebenso wie die Dschainatempel der zweitgrößten, unweit Kathmandu gelegenen Schwesterstadt Patan sind von höchst seltener Eigenart. Der berühmteste Tempel der Hinduwelt ist indessen jener des fünfköpfigen Lingams von Paschpattinath, ein Labyrinth von Tempelhallen, Türmen, Pagoden und Kolonnaden, alles von Gold und Silber strotzend. Viele Tausende von büßenden Brahmanen unternehmen von Tibet her wie von der Südspitze von Indien die beschwerliche Reise nach Nepal, um aus der Hand des Radschguru, das heißt des brahmanischen Oberpriesters, heiliges Lingamwasser zu trinken. Die Lingamsäule steht in einer hohen Pagode mit doppeltem Dach, wie sie in Japan gebräuchlich sind. Diese Säule ist das einzige bekannte Idol der Hindu- religion, in das an der Spitze fünf Gesichter Gottes eingemeißelt sind, nach den vier Welt- gegenden sowie nach dem Himmel gerichtet, um so seine Allgegenwart zu versinnbilden. Das Tor, das zu dieser Lingampagode führt, ist ein uraltes Kunstwerk aus getriebenem Silber.

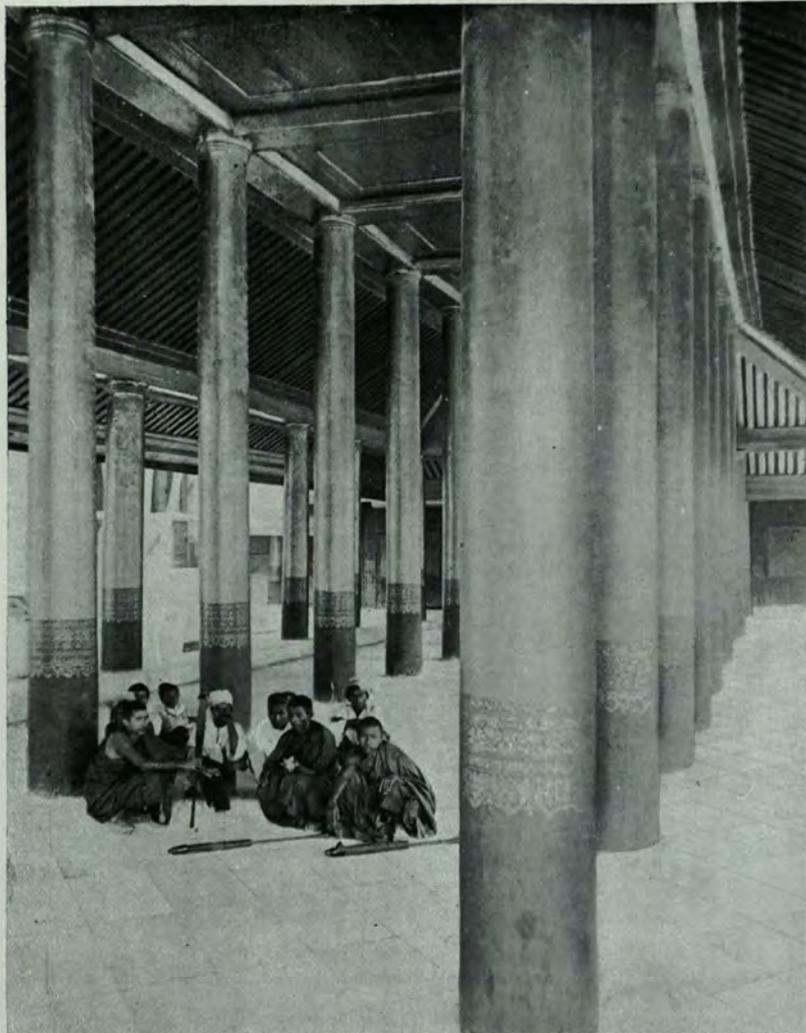
Von keiner Seite zeigen sich die himmelanstrebenden Gebirgsriesen des Himalaja in so majestätischer Pracht wie von Nepal, überragt von dem mächtigen Dreigestirn Kingtschin- dshanga, Gaurifankar und Dhawaladschiri, den höchsten Schneegipfeln der Erde.

Hinterindien und Java.

Birma.

 Birma nicht gar so abgelegen von dem großen Wege des Weltverkehrs, gewiß hätte es sich längst zu einem der besuchtesten Touristenländer der malerischen asiatischen Welt entwickelt, denn es enthält innerhalb seiner Grenzen wohl das meiste, was diese dem Touristen zu bieten hat. Mit Ceylon wetteifert es an Üppigkeit und Pracht seiner Tropenvegetation ebenso wie an Reichtum des Tier- lebens, mit Indien an Lebhaftigkeit und Eigenart seiner Bevölkerung, mit Siam an Groß- artigkeit seiner Tempel und Paläste. Dazu kommen die Annehmlichkeit seines Klimas, die Sicherheit des Reisens, Ordnung, Blüte, Wohlstand, die in dem ganzen, Frankreich an Größe übertreffenden Königreiche herrschen. Eingekleilt zwischen Indien, Tibet, China, Siam und die

nach der ein König bei seiner Thronbesteigung seine Widersacher unschädlich macht, ließ er nahe an hundert seiner Brüder, Bettern und Schwestern gelegentlich eines Ballfestes ermorden, vertrieb die ihm verhassten Fremden, vornehmlich die Engländer, aus seinem Lande, verpraßte das ihm von seinen Provinzgouverneuren abgelieferte Geld mit Haremweibern und bedrückte das Volk schlimmer, als es seine Vorgänger getan hatten. — Die weiten Festhallen in seinem

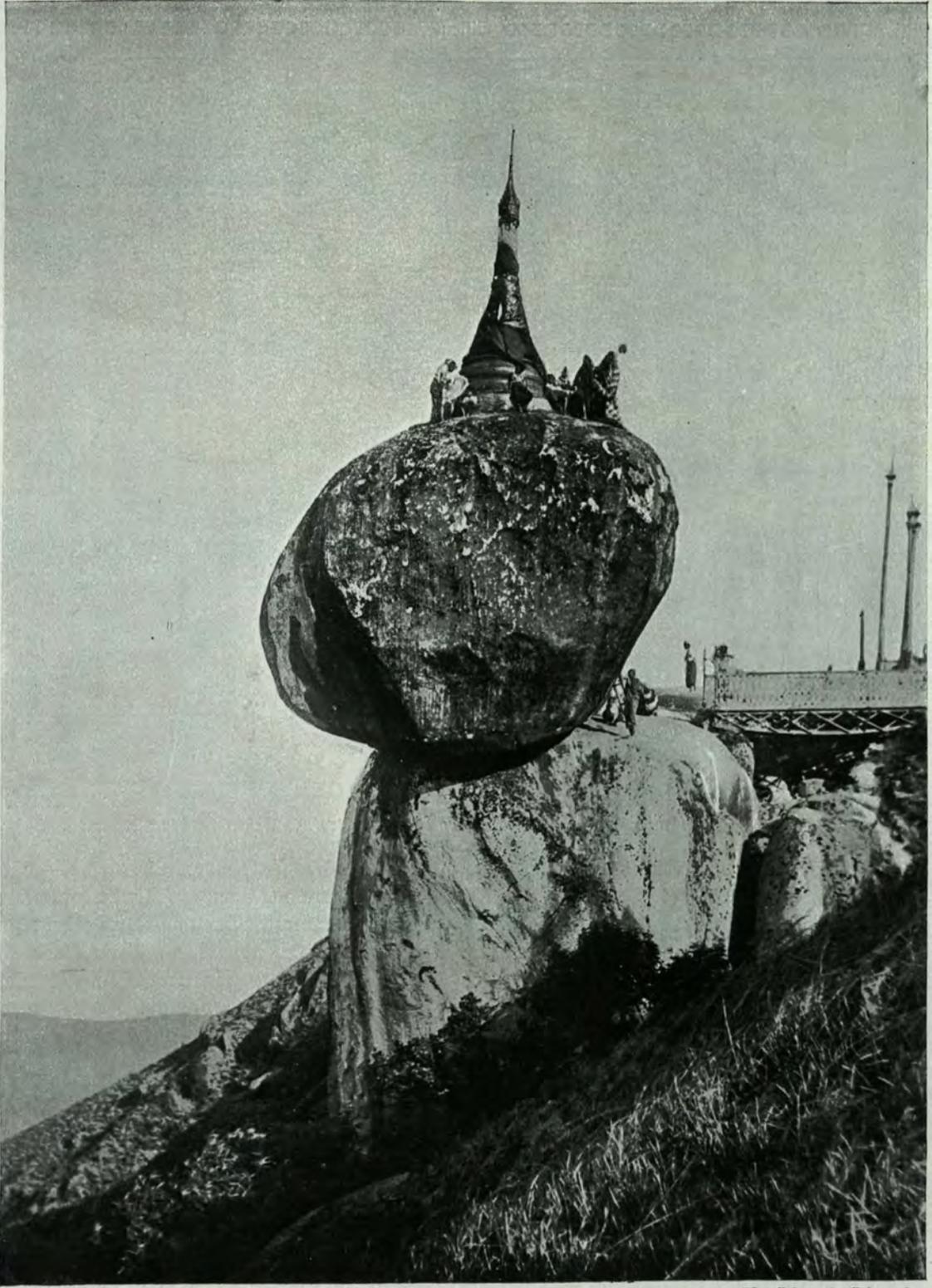


Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 280. Halle im Königspalast von Mandalay.

glänzenden Palast zu Mandalay waren eine Zeitlang englische Offiziersmessien und Kasernen, ganz so wie die herrlichen Paläste der indischen Großmoguln zu Delhi und Agra, aber doch zeugen noch viele Bauten innerhalb der ausgedehnten Palaststadt von der unerhörten Pracht des einstigen Königshofes, als innerhalb der Ringmauern und Wallgräben im Herzen von Mandalay dreißigtausend Menschen, darunter Tausende von Frauen, den Launen des hinterindischen Nero frönten. Die reichsten Pagoden, in eigenartigem, groteskem Stil, vergoldete und lackierte Pavillone, von vielstöckigen Türmchen mit zahllosen goldenen Spitzen überragt und mit den zierlichsten Holzschneidereien bedeckt, lauschige Ziergärten mit künstlichen Seen und Grotten, wunderbare Palmenhaine und reichgeschmückte Kioske sind noch erhalten, ebenso wie die riesige Thronhalle selbst.

Der Königspalast in Mandalay. An Eigenart der Architektur, Verschwendung von Gold und Zierat der verschiedensten Art findet der Königspalast von Mandalay nicht seinesgleichen. Die Gebäude sind aus hartem, unzerstörbarem Teakholz gebaut mit mehrfachen, geschwungenen Dächern übereinander, und aus ihrer Mitte hebt sich als äußeres Zeichen der Königswürde ein siebenstöckiger Turm, in reicher Vergoldung strotzend, heraus (Abb. 279). Er steht gerade über der Stelle der Thronhalle, wo sich früher der Löwenthron des Königs erhob, und wird daher von den Birmanen als Mittelpunkt



Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 281. Die Shail-Ti-yo-Pagode in Birma, zwölfhundert Meter hoch in den Kelafabergen im Schwegindistrikt gelegen; sie enthält eine Reliquie von Buddha Gautama.

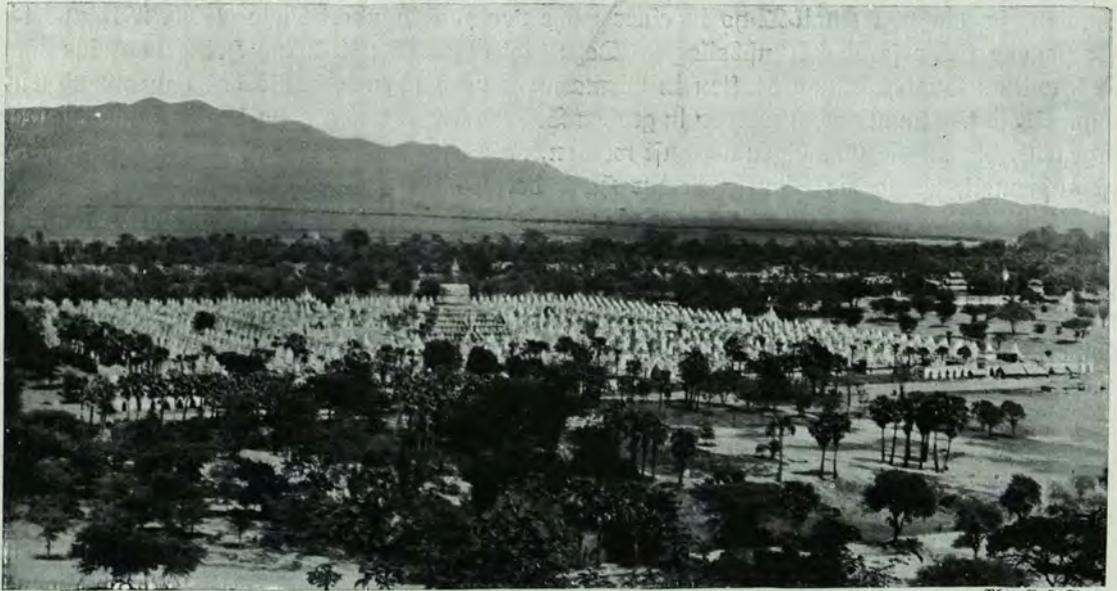


Phot. Percival Landon.

Abb. 282. Der Arrakantempel bei Mandalay, ein vielbesuchter Wallfahrtsort der Birmanen.

des Weltalls bezeichnet. Dünkte sich doch der König als der höchste Souverän der Erde, größer als alle Könige und Kaiser! Die Halle, deren Dach von mächtigen Säulen aus Teakholzstämmen getragen wird, dient heute als christliche Kirche (Abb. 280). Unmittelbar anstoßend erhebt sich die prunkvolle Stallung des weißen Elefanten, der in Birma ebenso wie in Siam als heilig verehrt wird, und gegen Osten steht das reichgeschmückte Gebäude, in dem König Thebau ebenso wie sein Vater, König Mindon, die Zeit seines Priestertums verbrachte.

Was aber die letzte Hauptstadt der birmanischen Könige ebenso wie die früheren, überhaupt alle Städte ihres einstigen Reiches besonders malerisch macht, sind die zahllosen Tempel und Pagoden, die dem göttlichen Gründer der Religion der Birmanen, Buddha Gautama, geweiht sind. Kein Volk, selbst nicht das siamesische, hat den alten Buddhaglauben durch die Zeitalter so aufrechterhalten wie das birmanische, ja sie huldigen ihm heute vielleicht noch eifriger denn je zuvor. Alles in Birma, das Aussehen der Städte und Dörfer und Landschaften, Leben, Sitten und Gebräuche der Einwohner, hängt aufs innigste mit dem Buddhakultus zusammen. Kein Berg, kein Felsblock, der nicht von irgendeiner vergoldeten Spitzpagode gekrönt würde, kein Wald, über den nicht ein Buddhatempel oder eine Riesenstatue aufragte, kein Dorf ohne seine Dagoba, die nicht des Abends mit Andächtigen gefüllt wäre. Die eigenartigsten Pagoden sind wohl die in den Kelasabergen auf rundgewaschenen Felsblöcken auf der Spitze hoher Felsen

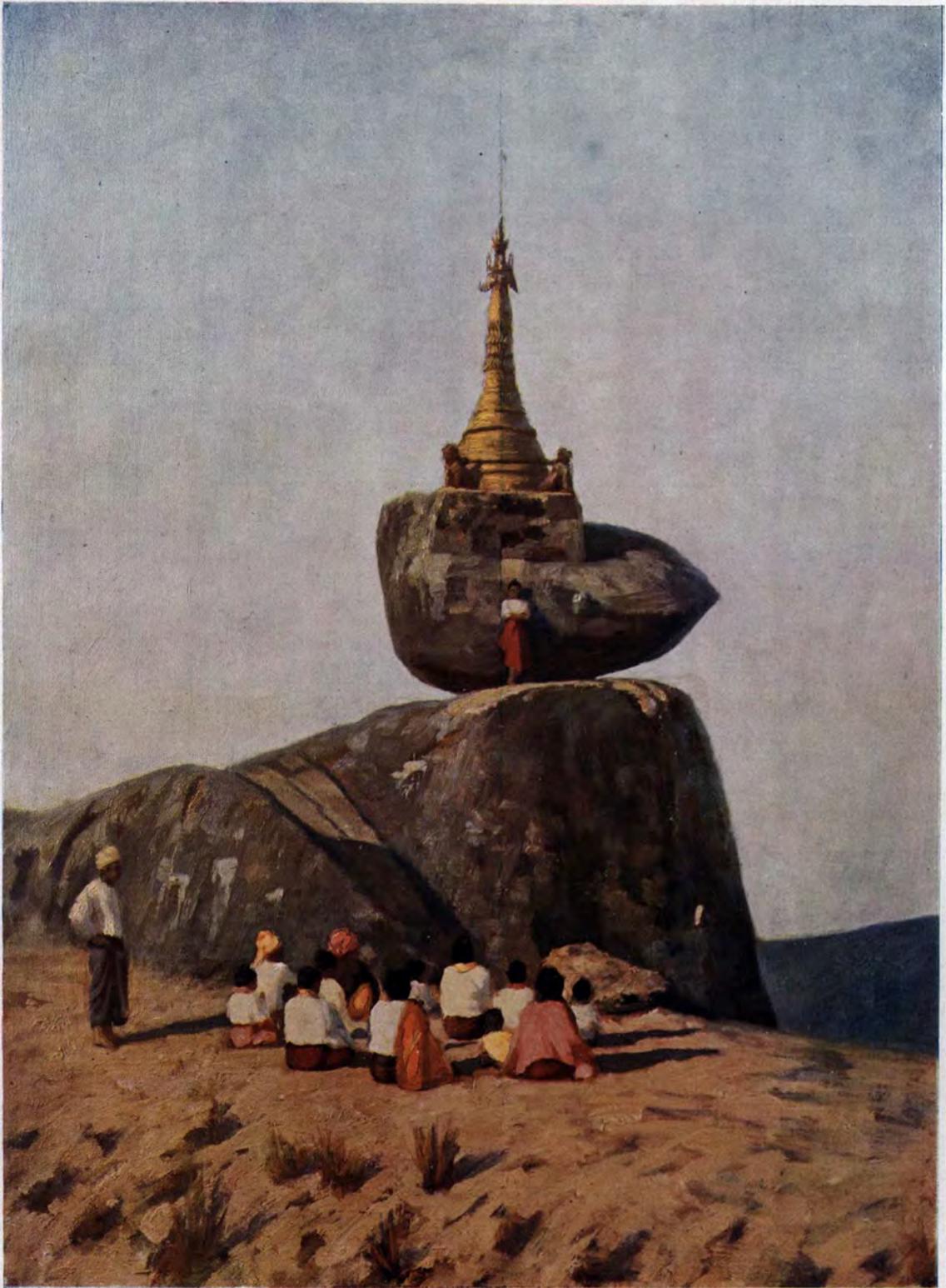


Phot. A. S. Finn.

Abb. 284. Gesamtansicht der Pagodenstadt Kuthodau in Mandalay,
799 Pagoden enthaltend.

Das Kloster der 799 Pagoden in Mandalay. Mandalay enthält Tausende von Tempeln und Pagoden, und ein Kloster am Fuß des Mandalayhügels umfaßt deren allein 799 (Abb. 284 und 285). Innerhalb der fenestrierten Umfassungsmauer erheben sich diese weißen Tempelchen in langen Reihen, alle von gleicher Form, mit grotesken Skulpturen geschmückt und von Kuppeln überragt, eine ganze Stadt von Tempelchen, in der Mitte überhöht von einem größeren Tempel in Pyramidenform. Jedes dieser Tempelchen enthält einen großen Stein mit Inschriften aus den heiligen Buddhabüchern in Pali-Sprache, aber mit birmanischen Schriftzeichen. Ein Oheim König Thebaus ließ die ganze Anlage auf seine Kosten errichten, um die Lehren Buddhas in ihrem unverfälschten Urtext für ewige Zeiten zu erhalten. Er selbst sicherte sich dadurch die Vergebung aller begangenen und noch zu begehenden Sünden. Dieser Glaube ist die eigentliche Ursache, warum es in Birma so unzählige Pagoden gibt. Jeder birmanische Sünder, der hinreichende Mittel besitzt, baut eine Pagode, und findet er in den Städten keinen passenden Platz, dann tut er es draußen im Walde oder auf einem Hügel. Solange er lebt, wird seine Pagode aufs beste unterhalten. Nach seinem Tode verfällt sie, und so liegen selbst in Mandalay zahlreiche Pagoden von großer Schönheit und phantastischer Ausschmückung in Ruinen. Dafür ist das Goldene Kloster vorzüglich erhalten, eine ganz entzückende Anlage von vergoldeten Tempeln und Pagoden, mit kunstvollen Holzschnitzereien und zahllosen Spitzgiebeln auf den übereinandergesetzten Dächern, der schönste Bau dieser Art in ganz Birma.

Die Schwe-Dagon-Pagode in Rangoon. Umschließt die Arrakanpagode in der Hauptstadt die heiligste Buddhastatue, so enthält doch die weltberühmte Schwe-Dagon-Pagode in Rangoon (Abb. 287 und farbige Kunstbeilage), dem Haupthafen Birmas, die heiligste Reliquie des großen Religionsstifters, nämlich acht seiner Haare. Das genügte, um schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung hier eine großartige Tempelanlage entstehen zu lassen, die von allen folgenden Königen Birmas vergrößert und verschönert worden ist. Noch im Jahre 1871 ließ König Mindon Min die obere Hälfte der Hauptpagode mit dünnen Goldplatten bekleiden, die an Gold



Phot. Underwood & Underwood.

Die Bootpagode in den Kelafajbergen von Birma.
Die Pagode bewegt sich mit der Felsunterlage im Winde.



Abb. 285. Zwei Reihen Pagoden von Kuthodau,
buddhistische Inschriften enthaltend.

Phot. Johnston & Hoffmann.

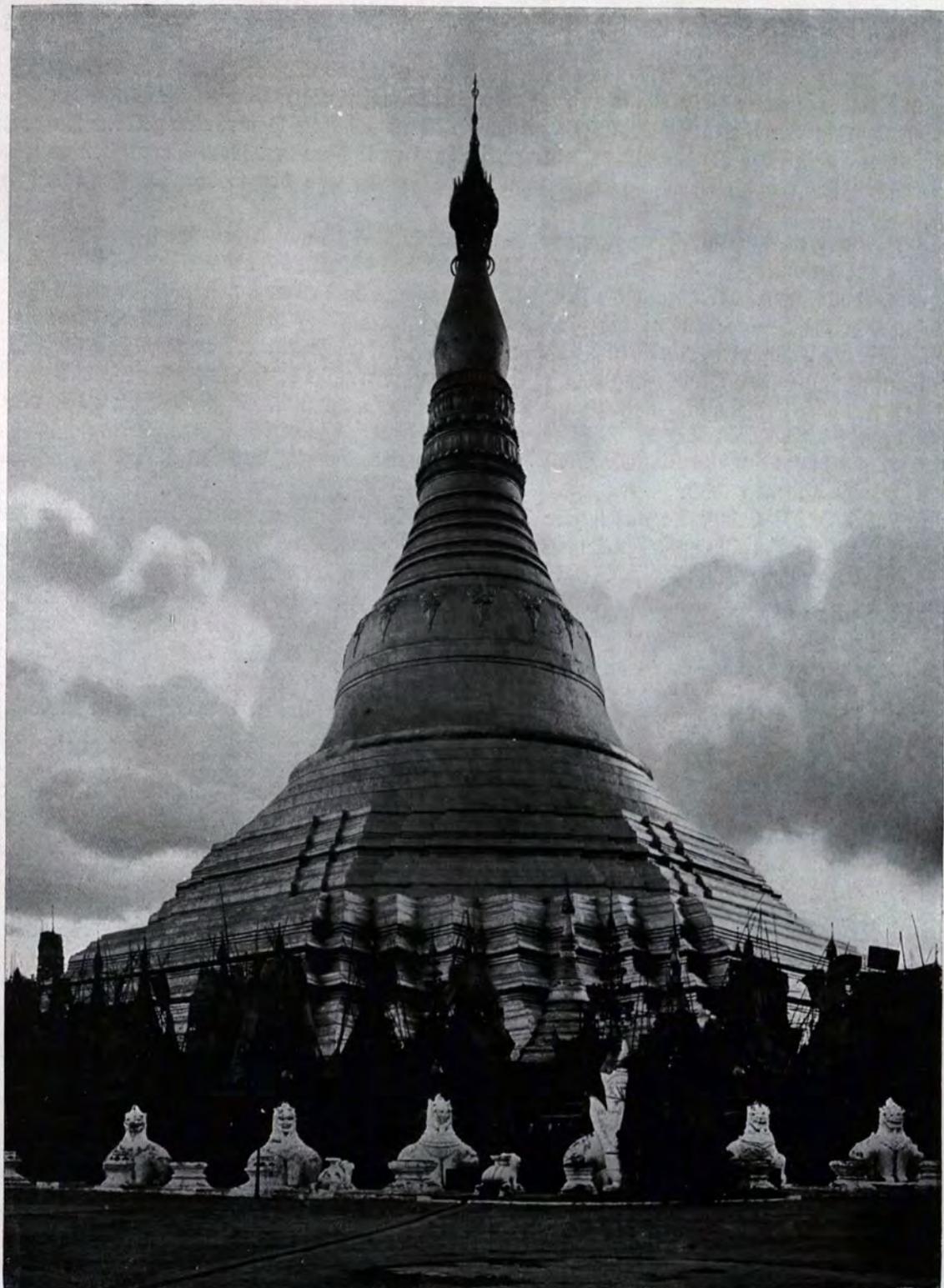
allein eine Million Mark verschlungen haben. Wer von Madras, Kalkutta oder Singapore, den Hauptorten des Birmanenverkehrs, auf dem Dampfer durch die Mündung des Irawadistroms nach Rangoon gefahren kommt, sieht schon aus der Ferne den goldglänzenden Riesenkegel dieser Schwe-Dagon-Pagode wie einen märchenhaften goldenen Berg aus Tausendundeiner Nacht über das Dunkelgrün des sie umgebenden Parks aufragen. Wollte man im Gegensatz zu den sieben Wundern der alten Welt solche der Gegenwart aufstellen, die Schwe-Dagon-Pagode von Rangoon müßte ohne Frage unter ihnen sein. Eine solch phantastische, dabei großartige und in gewissem Sinn künstlerische Gruppierung von Pagoden, Tempelchen, Statuen, Figuren, Türmen,



Abb. 286. Kleinere, reichvergoldete Pagoden auf der Hauptterrasse der Schwe-Dagon-Pagode in Rangoon.

Phot. Berceval London.

Kapellen, Terrassen wie diese gibt es auf Erden nicht wieder. Kein Reisender, und stünde er der Kultur und Religion des fernen Ostens noch so kühl gegenüber, kann sich der tiefen Bewegung entziehen, die der Anblick dieser riesigen Kathedrale der buddhistischen Welt hervorruft. Hundert- und siebenzig Meter hoch ragt der goldene Kegel über das Weichbild der Stadt auf, durchweg ein massiver Aufbau aus Backstein, ohne jeden Hohlraum, den Pyramiden Ägyptens gleich, wenn sie die Königsgräber und die zu ihnen führenden Gänge nicht enthielten und außen über und über vergoldet wären. Die höchste Pyramide ist nur hundertsiebenunddreißig Meter hoch, die Spitze der Hauptpagode von Rangoon übertrifft sie noch um dreiunddreißig Meter an Höhe, ebenso die Türme des Kölner Doms um vierzehn Meter. Die gewaltige Steinmasse dieses



Phot. Johnston & Hoffmann

Abb. 237. Die große Schwe-Dagon-Pagode in Rangoon,
hundertundsiebzig Meter das Reichbild der Stadt überragend, bis zur Spitze mit Gold überkleidet;
Die Spitze in der acht Kopfhare Buddhas eingemauert sind, ist mit Tausenden von Diamanten, Rubinen und Smaragden besetzt.

Gotteshauses bedeckt einen Raum von nahezu siebentausend Geviertmeter, die buddhistische Kathedrale mit ihren fünfundfünfzig Meter hohen Terrassen einen Raum von fünfundsechzigtausend Geviertmeter. Man denke sich an der Stelle des Kölner Domes eine goldene Pagode, die nicht allein über die Domtürme aufragt, sondern weit über den Dom hinaus den ganzen Domplatz selbst umfaßt. Dann erhält man einen Begriff von der Größe der Pagode von Rangoon.

Was das oberste, in sieben Stockwerke eingeteilte Spitztürmchen der Hauptpagode allein an Kosten verschlungen hat — anderthalb Millionen Mark —, läßt sich der kolossalen Höhe wegen gar nicht erkennen. Rings um die sieben Dächer hängen dort oben hundert goldene und vierzehnhundert silberne Glocken; die oberste Spitze ist buchstäblich bedeckt mit Tausenden von Edelsteinen, Diamanten, Rubinen und Smaragden. Auf solche Art der menschlichen Sehkraft entrückt, zeigt dieser Schmuck, daß es sich bei den Birmanen nicht darum handelte, die Reliquien ihres Buddha mit Kostbarkeiten zu umgeben und damit ihren Wert zu erhöhen; es ist eine Opfergabe im höheren Sinne, ein diamantener Weihrauch, für ewige Zeiten oder doch für so lange, als dieses Wunderwerk die Andacht der Birmanen erregen, das Entzücken des fremden Beschauers erwecken wird.

Dabei ist die Schwe-Dagon-Pagode keineswegs ein fertiges, vollendetes Werk, denn auf der gewaltigen Terrasse entstehen immer noch neue Pagoden, neue Tempelchen, von gläubigen Buddhisten gebaut. Vier breite Steintreppen führen auf die Terrasse empor, und die Zugänge

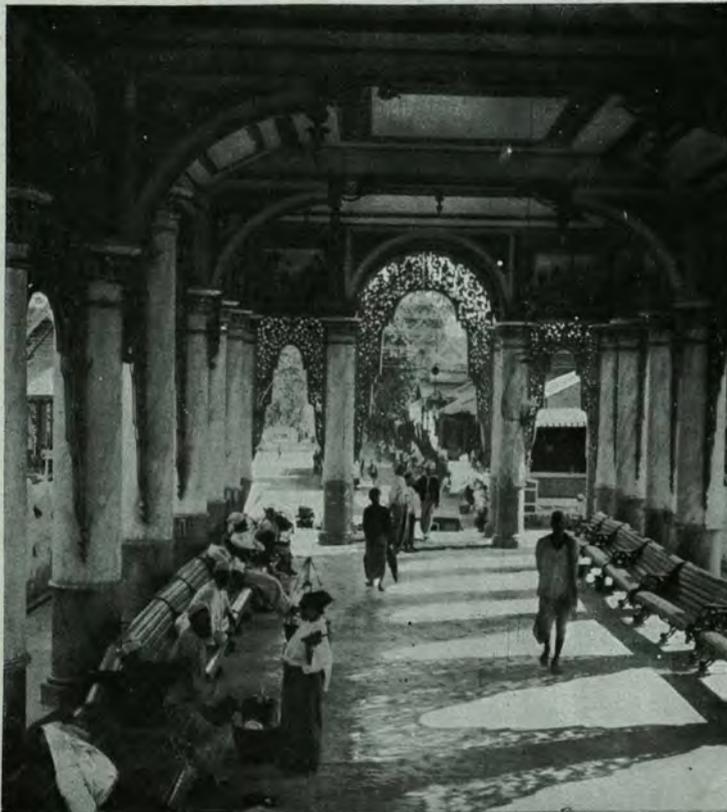
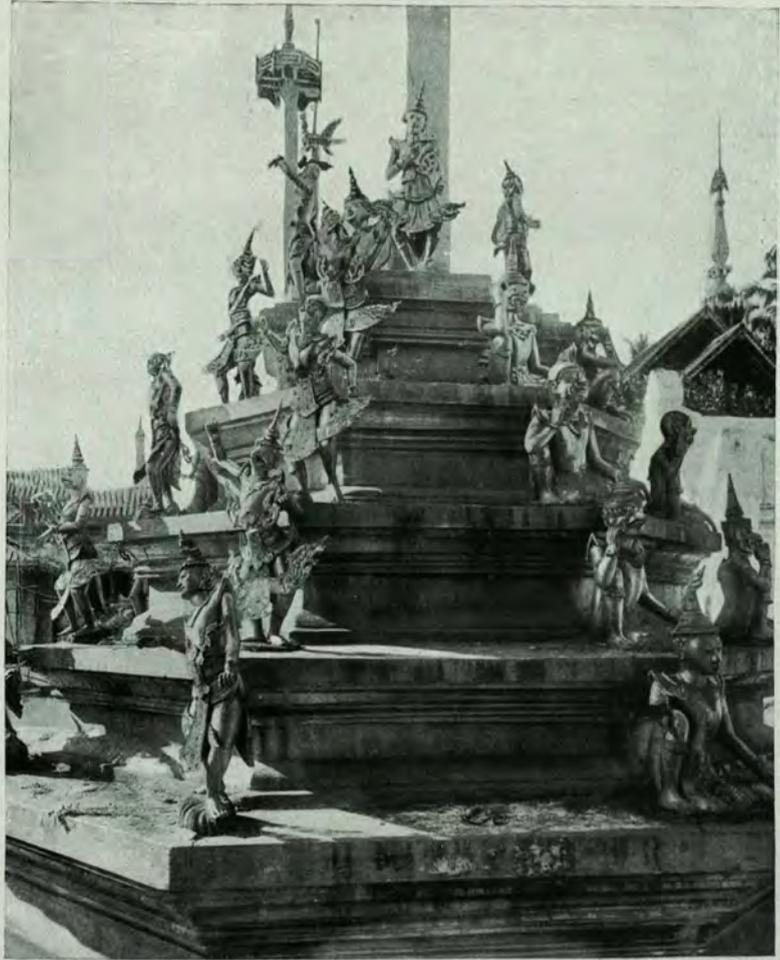


Abb. 288. Arkadenweg vom Eingangstor zur Hauptpagode der Schwe-Dagon-Pagode.

Phot. G. C. White Co.

auf ihr sind von Kolonnaden umschlossen (Abb. 288), die entzückende vielgestaltige goldene Dächer tragen und zu beiden Seiten bewacht sind von kolossalen mythologischen Tiergestalten. Die Masse von Kapellen (Abb. 286), Statuen, Tierfiguren (Abb. 291), Pagoden usw., die sich dem Besucher auf der Terrasse zeigen, wird durch zahllose goldene Bäume, Säulen und Säulchen aus Marmor oder Backstein (Abb. 290), Laternen usw., alles mit Gold oder Edelsteinen, Kristall, Mosaik in den buntesten Farben, unterbrochen, die so dicht nebeneinander stehen, daß man Mühe hat, zwischen ihnen hindurchzukommen. Auf den großen Treppenabsätzen und auf den Ecken der Terrasse erheben sich kleinere Stufenpyramiden, wo die reizendsten Figuren von Kobolden und Feen einen wahren Karneval von Bewegung und Lebensfreude ausführen, die

„Nats“ oder Geister, die nach dem Glauben der Birmanen unsichtbar in den Lüften leben und auf das Geschick der Menschen großen Einfluß haben (Abb. 289). Zwischen- durch, überall, wo nur ein freies Plätzchen war, hängen Glocken, groß und klein, mit hölzernen Schlägern oder Hirschgeweihen daneben, mit denen die Gläubigen die Glocken bearbeiten, um die Aufmerksamkeit der „Nats“ zu erregen. Im Nordost- winkel der Terrasse hängt in einer vergoldeten Pagode eine der größten Glocken der Welt, ein Riesenguß von über fünfundzwanzig Ton- nen Gewicht. An Buddha- statuen der verschiedensten Größen und Stellungen, aus dem verschiedensten Material, von Backstein, Marmor und Marmor bis zu reinem Golde gibt es viele Hun- derte. An manchen Stellen der Terrasse erheben sich Steinaltäre für die Opfer- gaben der Pilger, gewöhnlich Reis und Blumen oder hohe Flaggenstöcke aus langen Bambusrohren, auf die die Pilger bunte Papierstreifen mit Szenen aus der heiligen Geschichte aufkleben.



Phot. Boucne & Shepberd.

Abb. 289. Eine Ecke der Hauptterrasse der Schwe-Dagon-Pagode mit reizvollen Figuren von Feen und Kobolden, sogenannten „Nats“.

Rings um diese kolossale Anlage im Schatten hoher Palmenhaine liegen zahlreiche Mönchs- und Nonnenklöster, Pagoden und Unterkunftshäuser für die Pilger. Über alles aber erhebt sich in großartiger Majestät die goldene Masse der Hauptpagode, in der Sonne glitzernd und strahlend, während von ihrer Spitze die sanfte Musik der vom Winde bewegten Gold- und Silber- glocken zu den Ohren des staunenden Besuchers dringt.

Rangoon. Leider hält die Stadt nicht, was der wunderbare Tempel verspricht, denn Rangoon ist ein ganz moderner Hafenort mit europäischen Geschäftshäusern in den schnur- geraden, sich rechtwinklig kreuzenden Straßen. Überall drängt sich europäisches Leben vor, Hotels, christliche Kirchen, englische Regierungsgebäude und Kasernen, Schulen und Bahnhöfe. Auch die Deutschen sind in Rangoon in stattlicher Zahl vertreten, ja sie haben hier sogar ihren eigenen Klub. Die Stadt ist eben der Haupthandelsplatz von Birma; der größte Teil der Landesprodukte, Reis, Teakholz, Baumwolle, Tabak, Erdöl, Elfenbein, Rubine, Metalle usw., werden von hier aus-



Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 290. Treppenabsatz zur Schwe-Dagon-Pagode, ganz bedeckt mit kleineren Opferpagoden und Er-Bo-to-Gäben.

geführt, und dementsprechend bringen die einlaufenden Dampfer auch den größten Teil der Einfuhr, europäische Industrieerzeugnisse, Zucker, Rohseide, Öl usw., nach Rangoon. Der Handels- und Schiffsverkehr, seit dem Sturz des Königtums in besonders lebhafter Entwicklung begriffen, lockt aber nicht nur zahlreiche Europäer und Amerikaner, sondern auch Malaien, Siamesen, Chinesen, Indier, Schan, Tibetaner und Araber hierher, und heute dürfte Rangoon kaum weniger als dreihunderttausend Einwohner zählen. Die Hauptmasse der Bevölkerung sind indessen doch die Birmanen selbst geblieben, ein fröhliches, intelligentes, vergnügungsfüchtiges Völkchen, das an Arbeit eben nur so viel leistet, als es für seinen Lebensunterhalt bedarf, und sein Heil nicht in der Anhäufung überflüssiger Reichtümer sucht. Wer Birma von Indien aus besucht, dem

fällt besonders angenehm auf, daß die Frauen und Mädchen sich hier mit der gleichen Freiheit bewegen können wie die Männer. Ihre hölzernen Wohnhäuser, die auf Stelzen zwei Meter hoch über dem Erdboden stehen wie in allen Malaienländern, zeichnen sich nicht durch besondere Schönheit aus, es seien denn die hübschen Schnitzereien an manchen Veranden oder Pfeilern.

Die Anandapagode in Pagan.

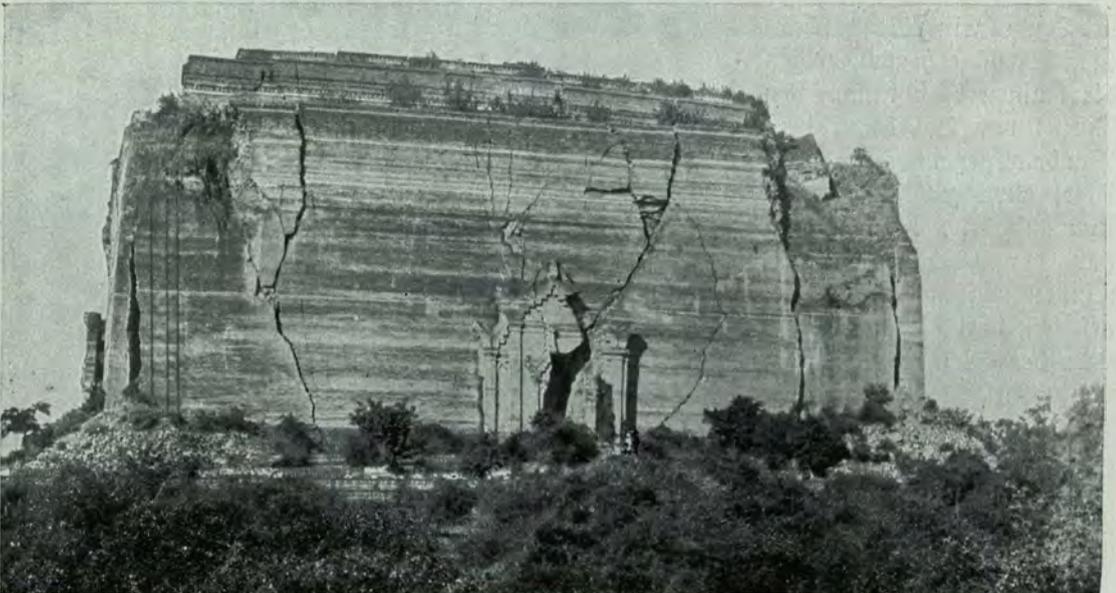
Was den Besucher von Birma nächst den buddhistischen Riesenbauten am meisten fesselt, ist das religiöse Leben der Bewohner des Landes. Birma ist wie Tibet ein Land der Priester und Mönche. Nirgendwo haben sie einen so großen Einfluß auf das Volk wie hier. Mit ihren gelben, faltenreichen Talaren, Fächern und glattrasierten, glänzenden Schädeln sind sie im Straßenleben häufige Erscheinungen. Begegnen sie einem weiblichen Wesen, so verbergen sie das Gesicht hinter ihrem Palmblattfächer. Am Arm tragen sie stets einen großen Topf für Reis und Gemüse, die sie sich täglich zu ihrem Unterhalt vom Volke erbetteln müssen, denn sie dürfen keinen irdischen Besitz haben. Dabei sind ihre Klöster häufig wahre Prachtbauten, mit den herrlichsten Schnitzereien und Vergoldungen geziert, ja sie sind neben den Königsresidenzen und Tempeln die großartigsten Denkmäler birmanischer Baukunst im ganzen Lande. Freilich liegen auch von ihnen viele in Ruinen, besonders in den früheren Hauptstädten Birmas, nicht aus Vernachlässigung,



Phot. S. G. Ponting.

Abb. 292. Die Anandapagode in Pagan,
der schönste und besterhaltene Tempel dieser einstigen, jetzt in Ruinen liegenden Hauptstadt von Birma.

zwei Löwenbildnisse in Trümmern, die an Höhe mit den Menmonskolosse von Theben wetteifern konnten. Die Marmorkugeln, die ihre Augäpfel bildeten, besaßen beispielsweise einen Durchmesser von vier Meter. Heute ragt die unvollendete Pagode wie ein Felsberg über die Flußebeue, eine solide Backsteinmasse von einer Viertelmillion Kubikmeter (Abb. 293). Wer vor diesem kahlen, glatten, geborstenen Bauwerk steht, kann sich erklären, wie die Könige



Phot. S. G. White Co.

Abb. 293. Teil der Mingunpagode in Birma,
ein unvollendeter mächtiger Ziegelbau, der die Grundlage zu einem birmanischen Turm von Babel bilden sollte, dessen Ausführung infolge Todes des Erbauers, König Bodapaya, unterblieb.



Phot. Perceval Landon.

Abb. 294. Pavillon mit der großen Glocke von Mingun,
der größten hängenden Glocke der Welt, achtzig Tonnen schwer.

Ägyptens Werke wie die Pyramiden, Mammuttempel und Mammutstatuen erdenken und ausführen konnten.

Nähe dieser unfertigen Pagode, die, wenn vollendet, der höchste Bau der Welt geworden wäre, hängt in einem zierlichen, offenen Säulentempel die zweitgrößte Glocke der Welt, achtzig Tonnen schwer, zehn Meter hoch (Abb. 294). Zum Anschlagen dient bei ihr nicht ein Klöppel, sondern ein gewaltiger wagrechter Holzbalken (Abb. 295).

Der Buddha von Pegu.

Birma besitzt neben so vielen

Wundern auch die unstreitig größte Nachbildung der Menschengestalt. Im südlichsten Teile des Landes, nicht weit von Rangoon, liegt die uralte, im sechsten Jahrhundert gegründete Stadt Pegu. Als die Engländer im Jahre 1881 die Eisenbahn von Rangoon nach Mandalay bauten und in die Nähe von Pegu gelangten, suchten sie in dem sumpfigen Lande nach Steinmaterial für den Oberbau. Weit und breit dehnte sich üppigster Tropendschungel aus, mit einem baumbestandenen Hügel, der als einzige Erhebung aus dem Sumpf aufragte. Dieser mochte den Baustein liefern. Beim Graben fanden die Arbeiter, daß der Hügel aus künstlichen Backsteinen bestand. Die meterdicke Humusschicht, die sie bedeckte, wurde nun abgelöst und so das gewaltige Bildwerk des liegenden Buddha gefunden, das mit einer Körperlänge von sechzig Meter das größte der Welt ist (Abb. 297). Den Birmanen war es gänzlich aus der Geschichte und aus der Überlieferung geschwunden. Die Nachricht seiner zufälligen Entdeckung führte Scharen von Gläubigen herbei, die es als verdienstvolles Werk betrachteten, den Riesenbuddha zu vergolden und zu schmücken, und so wurden auch die Sohlen seiner Füße unter großen Kosten mit buntem Glasmosaik belegt (Abb. 296).

Die Rubinengruben von Mogok.

Birma besitzt auch die weitaus bedeutendsten Rubinenminen des Erdballs. Sie liegen östlich der großen Wasserarterie dieses interessanten Landes, des Irawadi, zwischen Mandalay und Bhamo. Von dorthier stammen fast



Phot. Perceval Landon.

Abb. 295. Die große Glocke von Mingun.

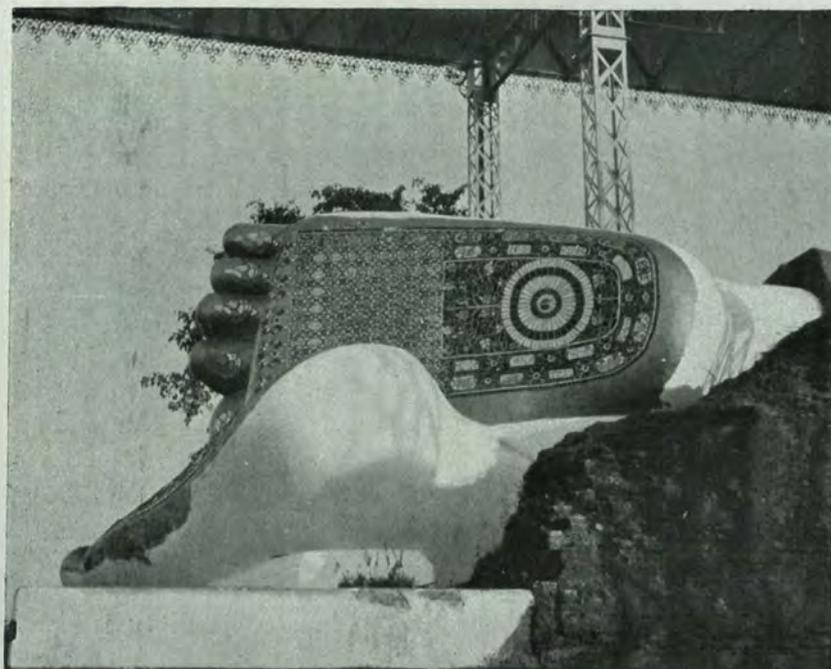


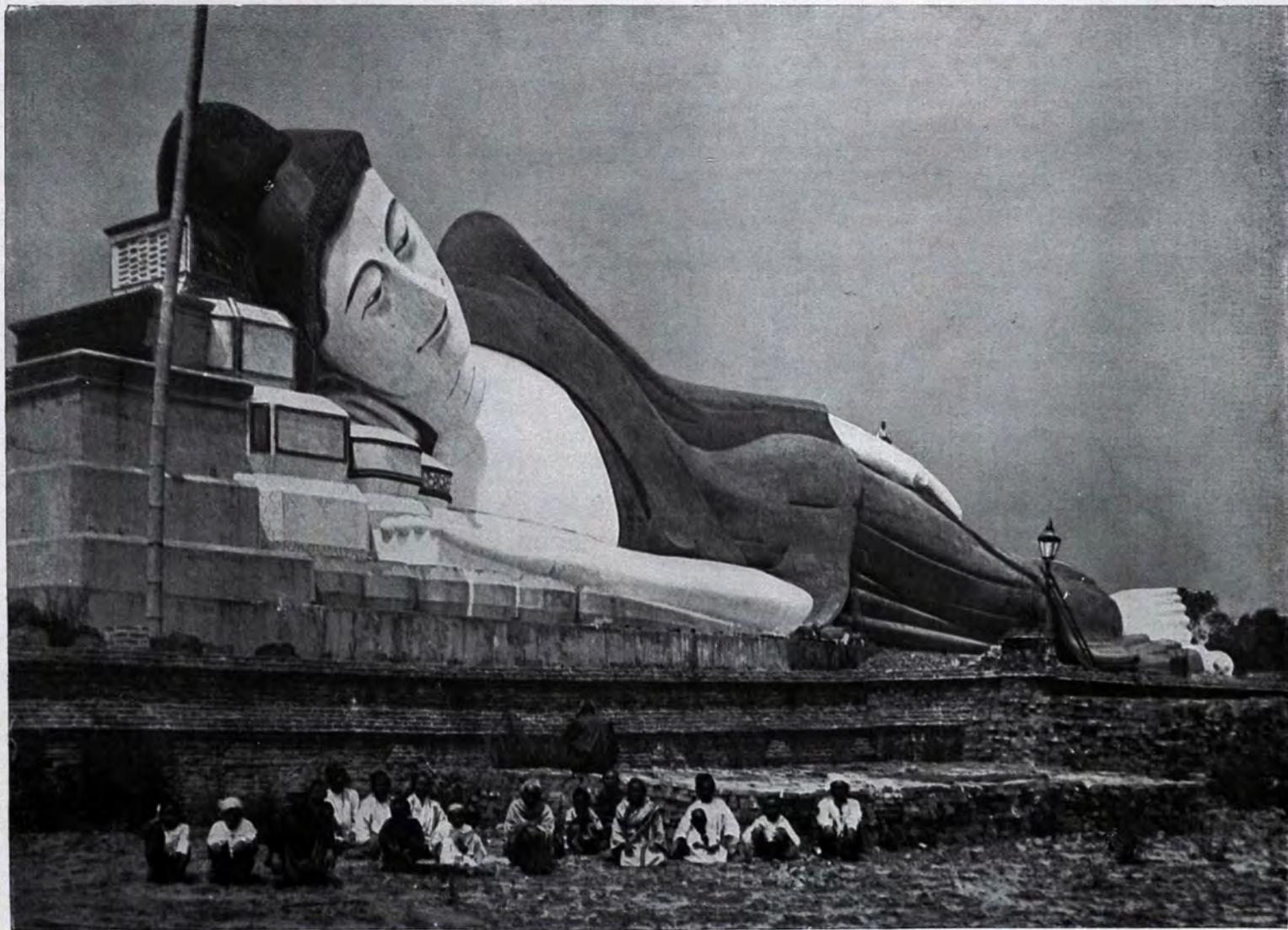
Abb. 296. Die reichornamentierten Fußsohlen
des Buddha von Pegu.

Phot. Percival Lambton.

alle die herrlichen Steine, welche die Kronen der Souveräne Europas wie die Turbane der indischen Radscha schmücken und die begehrtesten Kleinodien unserer Damen sind. Auf der Dampferfahrt von der phantastischen Residenzstadt König Thebaus mit ihren reichvergoldeten Palästen und sonderbaren Pagoden nordwärts gelangt man an das Dorf Thebeitkyn, und dieses ist der Ausfuhrhafen für die viele Millionen werten Produkte aus den Rubinwäschereien, hundert Kilometer weiter landeinwärts, gegen die chinesische Grenze zu.

Der Weg führt durch Dschungel und dichten, hochstämmigen Urwald mit mächtigen Teakbäumen nach der Birmanenstadt Mogok. Sie liegt in einem Hochtal, zweitausend Meter über dem Meeresspiegel, rings von Bergen umgeben, und in ihrer unmittelbaren Nähe befinden sich eingebettet in gelbem, kalkhaltigem Lehm ungeheure Schätze an Rubinen und Saphiren. Ihre Ausbeute war früher das Monopol der Könige von Birma. Seit ihr letzter wegen seiner Grausamkeiten und der meuchlerischen Ermordung all seiner Brüder, Kinder und sonstigen Verwandten von den Engländern abgesetzt und verbannt wurde, gingen die Edelsteinlager in die Pacht einer englischen Gesellschaft über, die dafür jährlich dreieinhalb Millionen Mark an die Regierung zu zahlen hat. Der Ertrag der Gruben erreicht aber durchschnittlich zehn Millionen Mark jährlich. In den letzten Jahren wurden auf dem kleinen, kaum ein Quadratkilometer umfassenden Raum durchschnittlich zweihunderttausend Karat Rubine, zehntausend Karat Saphire und ebensoviel Spinelle gefunden, die dem Rubin nahe verwandt und von ihm häufig kaum zu unterscheiden sind.

Tag und Nacht wird dort emsig das Erdreich durchwühlt. Längst schon sind dort, wo früher Talboden war, tiefe schluchtartige Einschnitte entstanden, die bis in die Stadt fortgeführt worden sind. Die Hälfte der Hauptstraße ist den Rubinensuchern zum Opfer gefallen, und um die andere Hälfte wenigstens vorläufig zu retten, erfolgt die Ausgrabung des edelsteinhaltigen, kalkigen Lehms jetzt unterirdisch in tunnelartigen Stollen (Abb. 298). Aber auch rings um Mogok an den Berghängen und in den Flußläufen wird überall nach Rubinen gegraben. Die Unternehmer, die reiche Burma Ruby Mining Company, gestatten das jedermann unter der Bedingung, daß ihr alle gefundenen Edelsteine zu einem bestimmten Karatpreis verkauft werden. Hunderte von Birmanen, Laos, Schan, Annamiten und Chinesen sind emsig an der Arbeit, aus dem Flußboden Erde auszuheben und sie ähnlich zu waschen, wie es die Goldgräber Kaliforniens mit dem goldhaltigen Flußsand tun. Mit geübtem Blick erkennen sie sofort in der Unmenge kleiner, gleichartig aussehender, mit einer ockergelben Patina überzogener Steinchen jene, die von Wert sind. Ein Fremder



Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 297. Der Buddha von Pegu,
erst vor kurzem zufällig beim Eisenbahnbau entdeckt und ausgegraben, nahezu sechzig Meter lang.

wird vergeblich danach suchen, ja Besuchern wird es freigestellt, einen Tag lang zu graben und jeden Rubin, den sie finden sollten, als Eigentum zu behalten.

In den Betrieben der Gesellschaft wird die steinhaltige Erde, „Byon“ genannt, in kleinen, auf Schienen laufenden Wagen zu den Wäschereien geführt, dort in Rotationsmaschinen mit Wasser behandelt, gesiebt und gereinigt. Dann fallen die kieselartigen Steinchen auf große Schiefertafeln und hier erkennen die Sortierer sofort die Rubine und Smaragde an ihrer die äußere Kruste durchschimmernden Farbe. Funde von großen Rubinen sind in den letzten Jahren selten vorgekommen. Der größte war ein solcher von siebenundsiebzig Karat Gewicht im Wert von nahezu vier Millionen Mark. Er war aber noch klein im Verhältnis zu jenem, den ein Eingeborener zur Zeit des Königs Mindon, des Vorgängers von König Thebau, zufällig auf seinem Felde auflos. Er hatte die Größe eines Enteneis. Der Wert dieses Steines ist ganz unberechenbar, denn Rubine von fünf Karat haben heute einen Marktwert von zehn- bis fünfzehntausend Mark. Diese unerschwinglichen Preise machen die Verbreitung künstlich hergestellter Rubine begreiflich.

Die Höhlentempel von Moulmein. Wie Rangoon an der Westküste des Golfes von Martaban die Einfahrtspforte für den Irawadstrom ist, so bildet Moulmein an der Ostküste dieses Golfes die Einfahrtspforte für den zweitgrößten Strom Birmas, den Salween. Keine Gegend des ganzen Landes ist von so großer landschaftlicher Schönheit wie jene, deren Mittelpunkt Moulmein bildet. Das Meer muß einst viel weiter landeinwärts, bis zu den zwanzig bis dreißig Kilometer entfernten Felsen vorge drungen sein, die

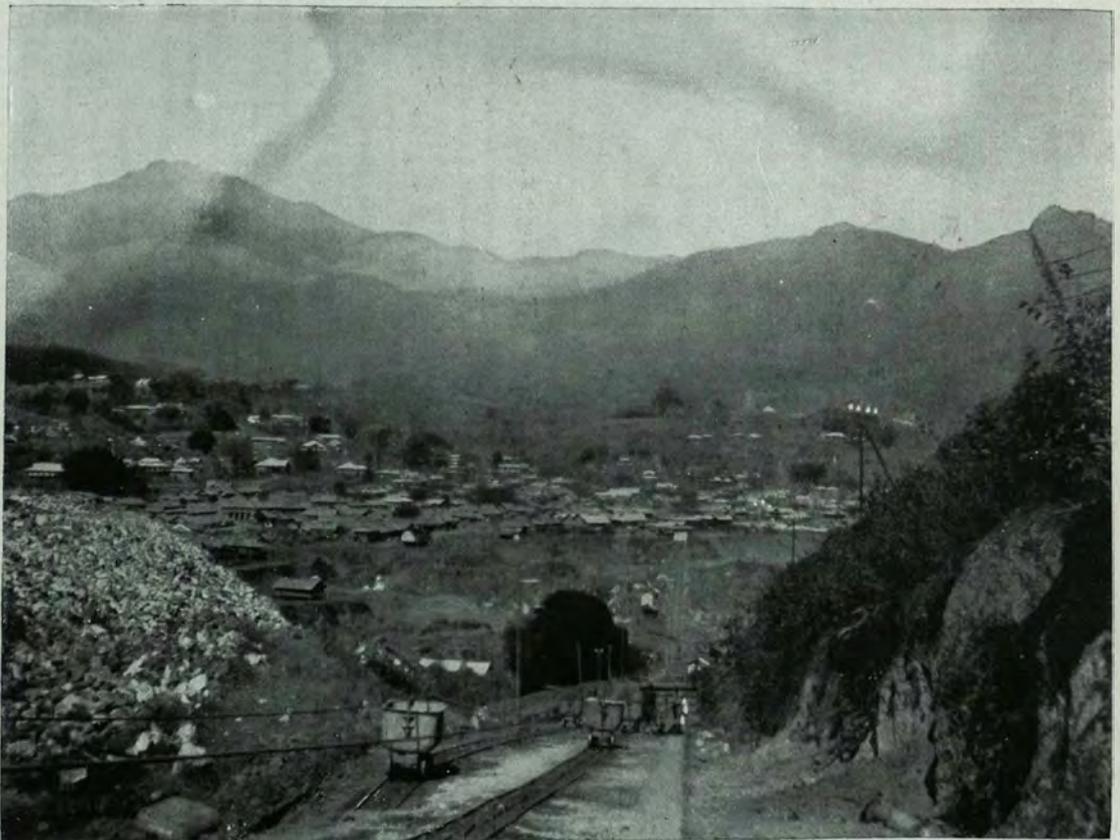


Abb. 298. Mogoke in Birma, der Fundort der schönsten Rubine.

Phot. Perceval Lambton.

die im wahren Sinn des Wortes die dunklen Räume erfüllten und den Boden mit meterhohen Ablagerungen bedeckt hatten. Erst allmählich gelang es, die Höhlen von dieser Pest zu befreien und die besonders in der Binghigruppe massenhaft aufgestapelten Statuen, Tempel und Inschriften freizulegen. Die letzteren, im Verein mit zahlreichen dort versteckten Manuskripten, haben viel dazu beigetragen, die Rätsel der frühen Geschichte Birmas zu lösen.

Siam.

Es war einmal ein König, der lebte in einem Feenpalast von schönstem Marmor und Kristall; er hatte tausend der holdesten Frauen und zweitausend Sklaven, alle bereit, den geringsten seiner Wünsche zu erfüllen. Er lebte in Pracht und Herrlichkeit; seine siebenfache Krone strahlte und blühte von Diamanten; seine kostbaren Gewänder waren ganz mit Rubinen bedeckt, und wie er, so besaßen auch seine Mägdelein die köstlichsten Geschmeide. Sie waren nur da, um ihm die Zeit zu vertreiben; sie tanzten und sangen; er speiste mit ihnen von goldenen Geschirren, er fuhr mit ihnen auf dem großen Fluß in goldenen Booten spazieren, und wünschte er eine Reise zu machen, flugs standen Duzende von Elefanten, gefattelt und mit kostbaren Decken behängt, für ihn und sein glänzendes Gefolge bereit. Ein Page fächelte ihm mit Straußenfedern Kühlung zu; ein zweiter hielt den neunfachen seidenen Schirm über ihn; ein dritter trug den goldenen, rubinenbesetzten Spuckenapf. Sein Volk liebte ihn, und wenn die Leute ihren König aus der Ferne kommen sahen, so warfen sie sich vor ihm nieder. Hunderte von Prinzen waren an seinem Hofe, jeder mit seiner eigenen glänzenden Haushaltung, dazu Hunderte von schönen Prinzessinnen, aber sie durften ihre Schönheit und ihre Reichtümer

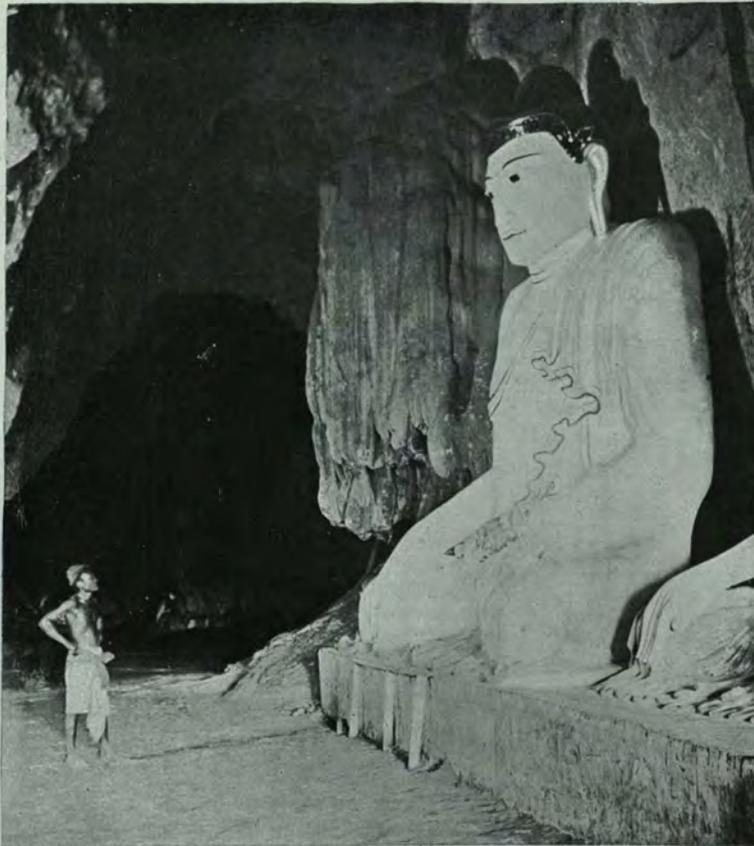


Abb. 300. Riesenfigur des Buddha Gautama
in der Hauptgrotte von Bingyi bei Moulmein.

Phot. G. C. White Co.

niemand zeigen, denn so wollte es die Sitte des Hofes. Sie alle aber, König und Prinzen und Volk, wohnten in einer großen Stadt, inmitten von herrlichen Palmehainen; ungeheure Tropenbäume, die großblättrige Brotfrucht, Durien, Mangroven sowie andere immergrüne Waldriesen beschatteten die Häuser der Stadt. Wunderbare, fremdartige Pagoden und Türme und



Abb. 301. Buddhafiguren in den Bingyigrotten bei Moulmein.

Phot. G. W. Ponning.



Abb. 302. Steinfiguren an den Eingängen des Königstempels von Bangkok in Siam
zur Abwehr böser Geister. Phot. H. Lang & Co.

Pyramiden erhoben sich über die Palmlattdächer der menschlichen Wohnungen, alle stolz und von Gold oder in den buntesten Farben prangend. Eine Pagode war ganz aus Porzellanrosen zusammengesetzt, eine andere aus Lotosblüten, eine dritte aus Lilien. Ein breiter Strom durchzog die Stadt, und auf seinem Rücken schwammen Tausende und aber Tausende von Booten. Weiter draußen aber, in der Umgebung der Stadt, hausten Elefanten und Tiger; zu Tausenden hingen fliegende Fische an den Bäumen; zwischen den Lianen, die sich von Ast zu Ast, aufwärts und abwärts hingen und die Wälder zu einem undurchdringlichen Gewirr machten, schlängelten sich giftige Riesenschlangen, und in den Flüssen und Sümpfen hausten zahllose Krokodile...

„Es war einmal?“ Nein. Es ist kein Märchen, alles das ist in Wirklichkeit vorhanden, im Stromgebiet des Menam, im Königreich Siam.

Der Klang-nam Pratschedi. Schon bald nach der Einfahrt in die Mündung dieses segenspendenden Nils von Hinterindien grüßt aus der Mitte des Strombettes ein phantastisches Wahrzeichen des Landes des weißen Elefanten. Über die Fluten steigen in blendender Weiße die Tempel, Säulenhallen und Pagoden eines herrlichen Buddha-tempels empor, und die schmutziggelben, trüben Wellen brechen sich an ihrem Fuß (Abb. 303).

Gebadet im goldenen Licht der untergehenden Sonne, erschienen mir diese seltsamen und doch so zierlichen, reichornamentierten Bauten selbst wie ein Werk der Flußgeister, zu deren Beschwörung sie von dem großen König Mongkut errichtet worden sind.

Der Königstempel von Bangkok. Doch so zauberhaft der Klang-nam Pratschedi in dem Rahmen von Fluß und Urwald erscheinen mag, er ist vergessen, wenn nach mehrstündiger Dampferfahrt die Königsresidenz von Bangkok



Abb. 303. Der Klang-nam-Tempel nahe der Mündung des Menamstromes in Siam.



Phot. H. Lang & Co.

Abb. 304. Die Anlagen des Königstempels von Bangkok.

Einer der Haupttempel, Phra Marodop genannt, wo der König an Festtagen die Predigten des Oberpriesters anhört.

scheinbar aus den Fluten taucht — eine Stadt von Tempeln und Palästen, wie sie in solchem Glanz, in so verschwenderischer Pracht auf dem Erdenrund kaum ihresgleichen findet (Abb. 304). Eine starke Mauer schließt diese Palaststadt gegen das Gewir von Straßen und Kanälen des asiatischen Venedig, gegen Bangkok ab, und zieht sich auch den belebten Flußufeln entlang. Aber sie ist nicht hoch genug, um die zahllosen Türme und Pyramiden, die eigentümlich geschwungenen Dächer und Riesenstatuen zu verbergen, die in den Strahlen der heißen Tropensonne glitzern und leuchten und das Auge des verwirrten, entzückten Reisenden blenden: Türme bis an die höchsten Spitzen vergolbet, Pagoden und Tempelbauten mit dem herrlichsten Porzellanmosaik, mit kleinen Figürchen, Ornamenten, Türmchen, in allen Farben des Regenbogens prangend; Dächer mit sonderbaren, hirschgeweihartig zulaufenden Giebeln und Tausenden silberner Glöckchen, die im Windhauch ihren melodischen Klang ertönen lassen; die Köpfe fragenhafter Riesen mit großen Stoßzähnen (Abb. 302 und 305); dazwischen hohe Pagoden, ganz mit Porzellanrosen bekleidet oder mit blauen oder gelben Blumen, von denen jedes Blättchen aus Porzellan nachgeahmt ist; die dunkeln Laubkronen des heiligen Baumes der Buddhisten dienen als Hintergrund, und über alles erhebt sich ein hoher Mast, auf dem eine rote Flagge mit dem weißen Elefanten weht.

Die Palaststadt des Königs von Siam. Diese Palaststadt ist die Residenz des letzten Fürsten von Indien, der als absoluter Herrscher über ein unabhängiges Reich gebietet; rings um ihn, vom Himalaja bis an die Südspitze von Malakka,

von Tonkin bis Ceylon haben all die Könige und Sultane, die Maharadscha, Gaitaurs, Mizams und Radscha ihre Unabhängigkeit längst verloren. Nur der König von Siam hat sie zu bewahren gewußt. Nicht nur das; er hat auch die ganze Pracht der orientalischen Fürstenthümer bis auf den heutigen Tag erhalten, und nirgends sonst kann der Reisende so viel Glanz, so viele absonderliche Sitten und Gebräuche in so großartiges Zeremoniell gekleidet kennen lernen wie hier.

Die Mitte der Königsresidenz nimmt der eigentliche Palast des Königs ein, ein prächtiges Gebäude halb im siamesischen, halb im europäischen Stil, im Innern eine wahre Schatzkammer von Kleinodien im Wert von vielen Millionen. Zur Zeit meines ersten Besuches erhob sich auf dem weiten Platz vor der Palastfront ein phantastischer Aufbau, so hoch wie der Palast selbst, in Form und Aussehen einem spitzen Bergkegel ähnlich, mit absonderlichen Felsengruppen, Baumpflanzungen, goldglänzenden Grotten und rauschenden Wasserfällen. Ein Weg führte um die Seiten des Goldenen Berges herum zu einem reizenden kleinen Kiosk, der seine Spitze krönte. Verborgten in dem Felsen befand sich eine Badewanne aus purem Golde, in die vergoldete Tierfiguren, Löwen, Elefanten und Schlangen klare Wasserstrahlen spien. Der ganze Goldene Berg war für eine seltsame Hofgesellschaft errichtet worden. In ihrer Kindheit haben die Siamesen kahrlasierte Schädel, nur die Scheitelhaare werden stehen gelassen und mit Leinwandstreifen zusammen zu einem kleinen Kreis gerollt. Je nach ihrer Entwicklung hören die Siamesen zwischen dem zehnten und dreizehnten Jahre auf, Kinder zu sein, und dürfen an Stelle des kleinen Haarzopfes, der unter großen Festlichkeiten



Phot. R. Lenj & Co.

Abb. 305. Pagoden und Riesensfiguren des Königstempels von Bangkok, mit farbigem Porzellanmosaik bedeckt.

abgeschnitten wird, das ganze Kopfsaar wachsen lassen. Da der Kronprinz das erforderliche Alter erreicht hatte, wurde gerade während meiner Anwesenheit in Bangkok von seinem Vater, König Tschulalongkorn, die Zeremonie des Haarschneidens anbefohlen.

Am festgesetzten Tage bot der Palasthof ein Bild von geradezu märchenhafter Pracht, denn all die Hunderte von Prinzen und Prinzessinnen, die Würdenträger und Großen des Reiches waren in ihren goldenen, edelsteinfunkelnden Prunkgewändern hier versammelt. Der König selbst führte den Kronprinzen unter dem betäubenden Lärm der Musikkorps die Stufen zur Spitze des Goldenen Berges empor, und jeder der vier Paten schnitt dem Thronfolger mit goldenen Scheren einen Strang seiner Haare ab. Die Zeremonien und Festlichkeiten, von denen diese hinterindische Art von Konfirmation begleitet war, spotten an phantastischer Eigenart aller Beschreibung.



Abb. 306. Verbrennung der Leiche eines königlichen Prinzen in Bangkok.

In der Nähe des Königspalastes erhebt sich ein Tempel mit merkwürdiger Bestimmung. Die Leichen der Mitglieder der Königsfamilie werden nicht, wie die des Volkes, sofort auf Scheiterhaufen verbrannt. Am Königshofe sind mit solchen Verbrennungen großartige Feste verbunden, die langer Vorbereitung bedürfen und so hohe Kosten verursachen, daß in der Regel gewartet wird, bis mehrere Leichen aus der mehrtausendköpfigen Königsfamilie beisammen sind. In der Zwischenzeit werden sie präpariert und in kauender Stellung, mit angezogenen Knien in reichen Pagoden aufbewahrt. Durch Schläuche, die aus ihrem Munde nach dem nebenan befindlichen Mönchkloster führen, beten die Mönche in den Körper der Verstorbenen hinein. Täglich werden ihnen von Palastdienern auf kostbaren Schüsseln auch Speisen und Getränke vorgefetzt.

Die Verbrennung selbst wird mit dem denkbar großartigsten Pomp unter Beteiligung des ganzen Hofes wie des ganzen Volkes vollzogen (Abb. 306). Auf dem äußeren Vorplatz der

Palaststadt erheben sich allmählich der gewaltige, aus Holz gezimmerte Pramane (Verbrennungsbau) sowie Duzende von Pagoden, Tempeln, Säulenhallen, Kiosken, künstlichen Grotten und Festhallen in phantastischen Formen mit buntfarbiger glänzender Ausschmückung. Der Pramane selbst wird von einem goldstrotzenden Kiosk zur Aufnahme der Leichen gekrönt. Ringsum werden Pagoden mit reichen Königsthronen errichtet, auf welche die goldenen Aschenurnen der verstorbenen Souveräne der Dynastie aufgestellt werden. Am Tage der Verbrennung selbst gleicht Bangkok einer Stadt mitten im Karneval, denn die Verbrennung ist nach den Glaubenssätzen der buddhistischen Religion ein Freudenfest. Der König selbst, im Krönungsornat, entzündet mit einem brennenden Span die Scheiterhaufen, auf welche die Leichen gelegt werden, und



Phot. H. Lenz & Co.

Abb. 307. Teil des Wat-Po in Bangkok,

der größten Tempelanlage von Siam, von einer hohen Mauer umschlossen. Die Tempelhalle enthält eine fünfundsünfzig Meter lange Figur des schlummernden Buddha, zwölf Meter größer als die Freiheitsstatue im Hafen von Newyork.

alle Prinzen und Hofwürdenträger werfen ähnliche Späne in die hochaufloodernden Flammen. Während die Leichen oben schmoren und der Rauch emporqualmt, geben sich Königshof und Volk unten rauschenden Vergnügungen hin, die mehrere Tage lang fortgesetzt werden.

Wat-Pra-Keo. Neben diesen Festen werden vom Königshofe viele andere gefeiert, die mit der buddhistischen Religion zusammenhängen, und ihr Schauplatz sind die an Pracht und Fremdartigkeit des Baues sowie an kostbarer Einrichtung geradezu einzig dastehenden Tempel in der phantastischen Tempelstadt Wat-Pra-Keo, die sich an den königlichen Palast anschließt. Was dort an Pagoden, Türmen, Statuen, Tierfiguren, Schmuck und Kostbarkeiten aufgehäuft ist, spottet der Beschreibung. Der Glanz und die Großartigkeit des



Phot. Max G. Buegner.

Abb. 308. Größte Kolossalfigur eines Torwächters im Wat-Po in Bangkok.

Eindrucks wird noch erhöht durch den vorzüglichen Zustand, in dem sich die Tempel befinden, trotz der Millionen von winzigen Glas- und Porzellanstücken, aus denen ihre Mosaikwände zusammengesetzt sind. Einzig in seiner Art ist der große Pra-Mosat oder Tempel des Smaragdbuddha mit seinen Goldstuckwänden, seinen mit goldenem Schnitzwerk bedeckten Säulen, übereinander vorspringenden, geschwungenen Dächern und mit Perlmutter eingelegeten kostbaren Ebenholztüren. Auf dem mit Marmorplatten gepflasterten Hof befindet sich ein Marmorbad, in dem der König zur Zeit des Neumondes badet, und diesem gegenüber ist in der Tempelwand eine große schwarze Marmorscheibe eingelassen, die den Neumond darstellt.

Um in den Tempel zu gelangen, mußte ich durch Massen von knienden und mit gefalteten Händen betenden Andächtigen schreiten, die in ihre

nationalen Festgewänder gekleidet waren, Birmanen, Laos, Siamesen aus allen Teilen des Reiches. Die Wände sind mit Malereien, mythologische Szenen darstellend und von erstaunlich guter Ausführung, bedeckt, der Boden ist mit Bronzeplatten bekleidet. Von der dunklen Decke hängen Hunderte von Lampen aus Gold, Silber, Kristall und Bronze, ähnlich wie in der Grabeskirche in Jerusalem. In der Mitte des Raumes aber erhebt sich eine mit Glas überdeckte Pyramide mit allerhand Opfern für Buddha, von Juwelen und Goldstücken herab bis zu Lebensmitteln, wie Eiern, Früchten und dergleichen. Ein Tempelhüter sitzt nebenan und trägt jedes Geschenk in ein Buch ein.

Der große Buddhaaltar ist ein Aufbau aus Gold und Edelsteinen. Zu seinen Füßen stehen unter mehrstöckigen Zeremonienschirmen große Buddhafiguren mit erhobenen Händen, jede Statue aus purem Golde und über dreihundert Kilogramm schwer. An den Fingern blitzen Ringe mit kostbaren Diamanten, und auf den Abfäßen des pyramidenförmigen Aufbaus sind Kronen, Edelsteine, Ringe, Schmucksachen, Opfern aller Art im Werte von Millionen aufgespeichert. Ganz oben auf dem Altar thront das Palladium des siamesischen Reiches, die etwa sechzig Zentimeter hohe sitzende Buddhafigur, aus einem Stück grünen Nephrits (Jade);



Abb. 309. Der Wat-Suthat-Tempel in Bangkok,
überreich ausgeschmückt, mit einer Kolossalfigur Buddhas in der Mitte.

den Kopf aber bildet ein einziger Smaragd, der größte, der jemals gefunden wurde. In diesem heiligsten Räume Siams finden zweimal im Jahre seltsame Zeremonien statt. Die Prinzen, alle Würdenträger und Edelleute des Reiches begeben sich hierher, in ihre altsiamesischen Prunkgewänder gekleidet, und schwören dem gleichfalls anwesenden König Treue, nachdem sie geweihtes Wasser getrunken haben.

Dem Buddha-tempel gegenüber erhebt sich, gewiß als schönster und größter, der ganz mit Goldmosaik auf



Phot. Man G. Burgogne.

Abb. 310. Prasschedis (Opfergaben gläubiger Buddhisten) im Tempelhain von Wat-Po in Bangkok.

blauem Grunde bedeckte Putabrang-Prasat oder Ordens-tempel, in Kreuzesform gebaut und im Innern mit unglaublicher Pracht ausgestattet. Hier werden alljährlich die Ordensfeste gefeiert, und die Ordenszeichen selbst sind in entsprechender Vergrößerung auf der Decke der einzelnen Räume in Gold und Edelsteinen glänzend zu sehen.

In anderen ebenso kostbaren Tempeln werden die Aschenurnen der verstorbenen Könige, die heiligen Schriften Buddhas (auf Palmblattstreifen in Pali-Schrift geschrieben) und andere

Heiligtümer aufbewahrt. Bei manchen ist der Fußboden aus Silberplatten und das Innere mit Edelsteinen geschmückt, bei allen aber stehen außerhalb auf den Terrassen Türme und Pagoden aus köstlichem Mosaik, Statuen von Fraqengestalten, alten Kriegern und Tieren, darunter solche von schön ausgeführten Bronzeelefanten und einer Kuh von wunderbarer Naturtreue.

Weißer Elefant. Jedes weitere Eingehen auf die tausenderlei Einzelheiten dieser gewiß merkwürdigsten und kostbarsten Tempelstadt der Erde wäre zwecklos; ich bin selbst Stunden in ihr umhergewandert, ohne auch nur die Hälfte wirklich gesehen zu haben, und wenn irgend etwas meinen Erwartungen nicht entsprach, so waren es die vier weißen Elefanten, die unter vergoldeten Baldachinen von eigenen Dienern abgewartet und von den Siamesen für heilig gehalten werden. Statt weiß zu sein, sind sie von schmutzgrünlich schimmernder Farbe, mit weißlich gefleckten Ohren und weißen Augen, nichts anderes als Albino. Die riesigen Tiere werden nur ihrer Seltenheit wegen gefangen und bei den Zeremonien des Hofes verwendet. Täglich werden sie mit einer gewissen Feierlichkeit in Begleitung von Hofcharen und Gardien spazieren geführt, verträumen aber sonst in ihrem Tempelstall ihr Dasein, an den Vorderfüßen mit Rotangsträngen und Ketten gefesselt. Der größte und wildeste Elefant befindet sich in der Nähe des äußerst interessanten und viele Kostbarkeiten enthaltenden königlichen Museums in einer Ecke der Palaststadt; das königliche



Abb 311. Galerie von Buddhastatuen im Wat-Pho-Kloster in Bangkok.

üppigkeit, daß es fortwährender Arbeit bedarf, um sie im Zaume zu halten. Überließe man sie nur ein Jahr lang sich selbst, all die Statuen und Tempelchen, Pagoden und künstlichen Grotten wären dann gewiß mit einem undurchdringlichen Gewirr von Ästen und Zweigen und Laub umschlungen, ähnlich wie die Ruinenstädte von Südamerika und Yucatan.

Das mächtigste Gebäude von Wat-Bo ist eine hohe, geräumige Halle (Abb. 307) mit einem von vierundzwanzig Säulen getragenen Holzdach, unter dem ein ungeheurer Buddha schlummert — eine der größten Statuen der Welt. Auf einer gemauerten, etwa zwei Meter hohen Plattform liegt Buddha, das mit einer Riesenkronen bedeckte Haupt auf einen Arm gestützt, in Nachdenken versunken. Der Koloss ist nicht weniger als fünfundsüßzig Meter lang und dreizehn Meter hoch,

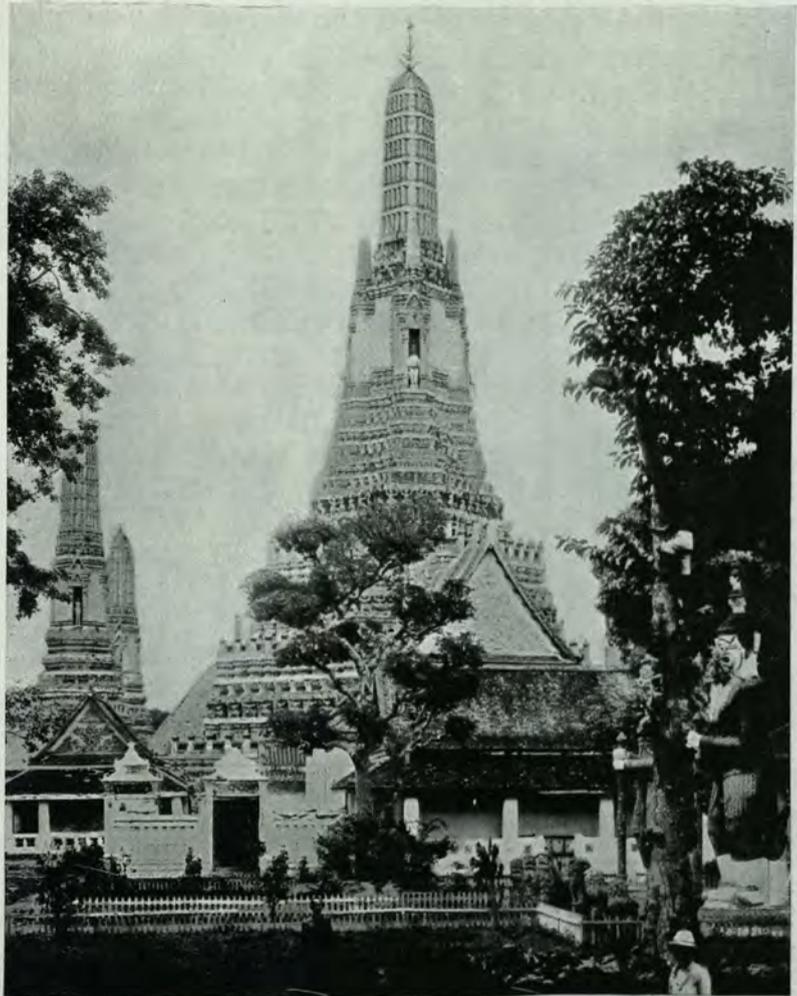


Abb. 313. Mittlere Pagode des großen Wat-Tscheng-Tempels in Bangkok, ganz mit Porzellanmosaik bekleidet.

ist also nahezu dreimal so groß wie die Riesenstatue der Bavaria in München. Die Fußsohlen allein haben eine Länge von je fünf Meter und zeigen in schöner Zeichnung und Perlmutterinkrustation Darstellungen aus dem Leben der Gottheit. Die ganze Statue aber ist vom Scheitel bis zur Sohle reich vergoldet, glitzernd und strahlend im Lichte der durch die geöffneten Fenster dringenden Sonne. Während ich dastand, kamen Andächtige in den Tempel, suchten, ihn entlang schreitend, beschmutzte oder abgebröckelte Stellen und klebten frische Goldblättchen darüber, um so „Lambuhn“ zu machen, das heißt ein Buddha gefälliges Werk zu vollbringen. Am Eingang zu den meisten Tempelhainen befinden sich Verkäufer von allerhand Fetischen, kleinen Buddhafiguren in den verschiedensten Formen, und Opfergaben, darunter auch Büchlein mit einer Anzahl Goldblättchen zum Bekleben der vergoldeten Buddhas.

Am Fußende des Kolosses bemerkte ich ein großes hölzernes Pferd auf Rädern, ebenfalls ganz vergoldet. Es wird bei Aufzügen mitgeführt, und opferwillige Buddhisten legen die gelben Seidengewänder und Geschenke für die Priester darauf.

Rings um den mit Steinplatten belegten Platz, auf dem sich dieser Buddhatemple erhebt,

ziehen sich lange, niedrige Galerien hin, in denen Tausende und aber Tausende von Buddha-Statuen in den verschiedensten Größen stehen (Abb. 311). Wohl an tausend dieser Statuen zeigen Buddha in überlebensgroßer Gestalt mit verschränkten Beinen und gekreuzten Armen dasitzend, alle einander vollkommen gleich. Zwischen diesen seltsamen Figurenreihen, aber auch auf ihren Armen, Schultern und Köpfen stehen viele Tausende anderer, kleiner Buddhafigurchen, Opfergaben der Tempelbesucher. Wie die Galerien, wahre Buddhakatakomben, so sind auch die Figuren selbst mit dickem Staub bedeckt, und als ich ihnen entlang durch diese unendlich scheinenden Gänge schritt, flogen überall Fledermäuse auf. In anderen dumpfen, finstern Räumen kauerten weißgekleidete alte Weiber im Gebet versunken oder auf ärmlichen Strohlagern ruhend, Büßerinnen, die einige Wochen hier wohnen bleiben, um ein Gelübde zu erfüllen. Zwischen den Steinfiguren und mit Mosaik bedeckten oder vergoldeten Pagoden (Abb. 310) erheben sich auch Gebäude, die in schlecht verschlossenen Schreinen die heiligen Bücher und Predigten der Priester, in Palischrift auf Palmblattstreifen geschrieben, enthalten.

Wat-Tscheng. Neben dem Wat-Po und dem königlichen Wat-Pra-Keo ist wohl Wat-Tscheng die sehenswerteste Tempelanlage, denn Wat-Tscheng enthält das imposanteste und fremdartigste Bauwerk nicht nur von Bangkok und Siam, sondern wohl von ganz Hinterindien und Ostasien überhaupt, vielleicht mit Ausnahme der Schwe-Dagon-Pagode in Rangoon und des großartigen Angkor-Wat, dessen zyklische Ruinen, von Gestrüpp umwuchert, an der Grenze zwischen Siam und Kambodscha in der Einsamkeit schlummern.

Wie eine von einem Turme gekrönte Riesenspyramide erhebt sich Wat-Tscheng an den Ufern des breiten Menamstromes über das Reichbild von Bangkok, der höchste Bau und gleichzeitig das Wahrzeichen dieser merkwürdigsten Stadt Hinterindiens (Abb. 314). Zwei abstoßende frazenhafte Riesenfiguren bewachen das Eingangstor zu dem Tempelhain, der auf dem jenseitigen Menamufer, den goldenen Türmen und Dächern der Königsstadt gerade gegenüber, liegt (Abb. 312). Durch den mit Mosaik und grotesken Stuckverzierungen bedeckten Torbogen schreitend, befand ich mich dem Hauptbau gegenüber, wie gesagt, einer spizen Pyramide, die mit dem aufgesetzten turmartigen Obelisken eine Höhe von hundert Meter erreicht (Abb. 313). Nicht eine Pyramide mit glatten Wänden oder Treppenstufen, sondern ein eigenartiger Bau, unterbrochen von zahlreichen Terrassen und von oben bis unten bedeckt mit den reizendsten Ornamenten, Arabesken, Tier- und Menschenfiguren, Erkern, Vorsprüngen, Friesen — eine derartige Unmenge von Details in allen möglichen Formen und Farben, daß man geraume Zeit braucht, sie zu erkennen. Dabei ist die Gesamtform bei aller Fremdartigkeit ungemein ansprechend. Ob am Morgen bei aufgehender Sonne, ob am Mittag oder bei Sonnenuntergang, immer leuchtet und blüht und strahlt der ganze Bau, als wäre er mit lauter Edelsteinen bedeckt. In allen Farben spiegeln sich die Sonnenstrahlen darin wider, und bezieht man sich die Details näher, so ist man verblüfft über die einfache Lösung des Rätsels. Der ganze massive Bau ist aus Bauziegeln aufgeführt und mit Mörtel beworfen, die vermeintlichen Edelsteine aber sind Millionen kleiner Porzellan-scherben. Chinesische Vasen, Teller, Schalen, Muscheln, Gläser, dazu Millionen von Glasmosaikwürfeln haben das Material zur Bekleidung dieser Pyramide geliefert. Die Scherben wurden einfach in den noch feuchten Mörtel gesteckt und bilden heute den originellsten Schmuck, den man sich denken kann. Dazu stehen in den zahllosen Nischen Statuen von Göttern und mythischen Helden, während aus den Hauptnischen an der Spitze der buntfarbigen Pyramide dreiköpfige Elefanten hervorlugen.

Rings um dieses leuchtende Bauwerk stehen vier andere Pyramiden von derselben Form, aber nur der halben Größe, also etwa fünfzig Meter hoch. Eine steile Treppe führt an der Außenseite der Hauptpyramide zwischen den Porzellan-elefanten, Drachen, Löwen- und Menschen-



Phot. H. Lenz & Co.

Abb. 314. Der große Wat-Phnom-Tempel am Menamstrom in Bangkok,
umgeben von einem neunzehn Morgen großen Tempelpark mit zahlreichen anderen Tempeln und Pagoden.

gestalten empor zu einer Terrasse, von wo man einen großartigen Rundblick auf Bangkok mit feinen Tausenden von Pagoden, goldschimmernden Tempeldächern und Türmen genießt. Aber kein Anblick ist schöner als jener auf die Pyramidengruppe von Wat-Tscheng, um die sich wie in allen anderen Tempelhainen ein Labyrinth von Klosterbauten, Hallen, Höfen und Galerien lagert.

Uthia: Einige Dampferstunden oberhalb Bangkok liegt eine Stadt von dreißigtausend Einwohner, die keine festen Straßen und Plätze besitzt, ebensowenig Wasserleitung, Beleuchtung, Kloaken, Trottoire, Fahrwege. Eine Stadt, in der noch niemals ein Einwohner zu Fuß gegangen oder geritten, noch niemals in einem Wagen gefahren oder in einer Sänfte getragen worden ist, ja Pferde, Wagen, Sänften sind dort unbekannte Dinge. Diese merkwürdige Stadt mag vielleicht zwei- bis dreitausend Häuser zählen, aber kein einziges ist aus Stein oder Ziegel gebaut oder steht auf festem Grund, keines hat einen Kellerraum oder Schornstein.

Die Stadt besteht schon seit hundert Jahren, aber würde es ihren Einwohnern einfallen, sie über Nacht irgendwo anders hin hundert Kilometer weit weg zu transportieren, sie wäre am nächsten Morgen verschwunden, und nichts bliebe zurück, um anzuzeigen, wo sie noch gestern gestanden hat. Für ihre Fortschaffung wären keine Lokomotiven oder sonstige Dampfkraft und Fahrzeuge nötig, denn jedes einzelne Haus der Stadt ist selbst ein Fahrzeug. Die Einwohner würden, während die Stadt reist, einfach in ihren Häusern bleiben. Die Stadt wird jährlich von vielen Tausenden besucht und ist der Handelsmittelpunkt eines Gebietes so groß wie Bayern, aber keiner ihrer Besucher hat sie jemals zu Fuß erreicht, zu Fuß verlassen. Jeden Tag steigt und fällt die Stadt mit allen ihren Häusern um einen Fuß, obchon sie mitten in Hinterindien liegt und über hundert Kilometer vom Meere entfernt ist. Während des Sommers schwimmt sie auf einem See. Im Herbst läuft dieser See ab, die Stadt bleibt aber doch auf dem Wasser, und wer aus seinem Hause auch nur einen Schritt heraustreten wollte, fiel in die Fluten. Das wäre kein Unglück. Die dreißigtausend Einwohner sind doch nur menschliche Amphibien, und man könnte sich beinahe wundern, daß sie nicht schon längst an Händen und Füßen Schwimmhäute haben.

Diese merkwürdige Stadt heißt Uthia und ist die zweitgrößte des Reiches des weißen Elefanten. Von der Mitte des vierzehnten bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war sie sogar die Hauptstadt, so groß und reich und prächtig, wie es die heutige Märchenstadt Bangkok noch lange nicht ist. 1760 wurde sie von den Birmanen zerstört, und heute ist von ihr nur mehr ein interessantes, mit großartigen Tempel- und Pagodenresten gefülltes Ruinenfeld übrig, überwuchert vom tropischen Dschungel (Abb. 315). Aber neben dieser einstigen Königstadt ist ein zweites Uthia entstanden, vielleicht noch merkwürdiger und besuchenswerter, denn es hat wohl auf dem Erdball nicht seinesgleichen. Ich habe wohl in China, vor allem in Kanton, ganze schwimmende Stadtteile gesehen, in Venedig eine Stadt mit Wasser in den Straßen, im Huronsee von Nordamerika eine Stadt auf dem Eise, im See von Maracaibo in Venezuela eine solche auf Pfählen im Wasser gebaut, aber niemals eine ganze schwimmende Stadt, wie dieses moderne Uthia. Wie es kam, daß seine Einwohner ihre Häuser nicht auf dem Festlande, sondern auf Schiffen und Flößen im Wasser gebaut haben, ist schwer zu sagen. Platz hätten sie wohl auch auf dem Festlande längs der Ufer der hier zusammenfließenden Ströme mehr als genug gehabt, und auch alle anderen Städte am Oberlauf der letzteren, Tschingmai, Raheng, Tschinat usw., stehen auf festem Boden gerade so wie die größere Hälfte von Bangkok. Die alte Königstadt Uthia, die Nachbarin des modernen Uthia, stand ebenfalls auf dem Festlande.

Vielleicht war das grauenvolle Schicksal des alten Uthia, seine Zerstörung und Verbrennung durch die Birmanen die Veranlassung, daß die Nachkommen der alten Einwohner ihre Wohnstätten nicht ähnlichen Möglichkeiten aussetzen wollten.

Stünde Uthia auf den Stromufern, dann würde es auch monatelang überflutet sein.

Eine Überschwemmung ist aber bei schwimmenden Häusern nicht möglich. Die Meeresflut dringt den Menam aufwärts bis weit oberhalb Ajuthia, unterwäscht die Ufer und würde den Fundamenten gemauerter Häuser arg mitspielen. So aber steigt und fällt die ganze Stadt mit der Flut, und die Einwohner kümmern sich um die letztere ebensowenig wie die Enten. Welche Ersparnis an städtischen Ausgaben! Sie brauchen kein Straßenpflaster und keine Feuerwehr zu unterhalten, kein Geklingel von Pferdebahnen und kein Geräffel von Wagen anzuhören, keine Kloaken, Wasserleitungen und Badeanstalten anzulegen. Jedes Haus ist sozusagen eine Badeanstalt. Und welche Reinlichkeit herrscht in dieser Stadt! Aller Unrat wird einfach über Bord geworfen



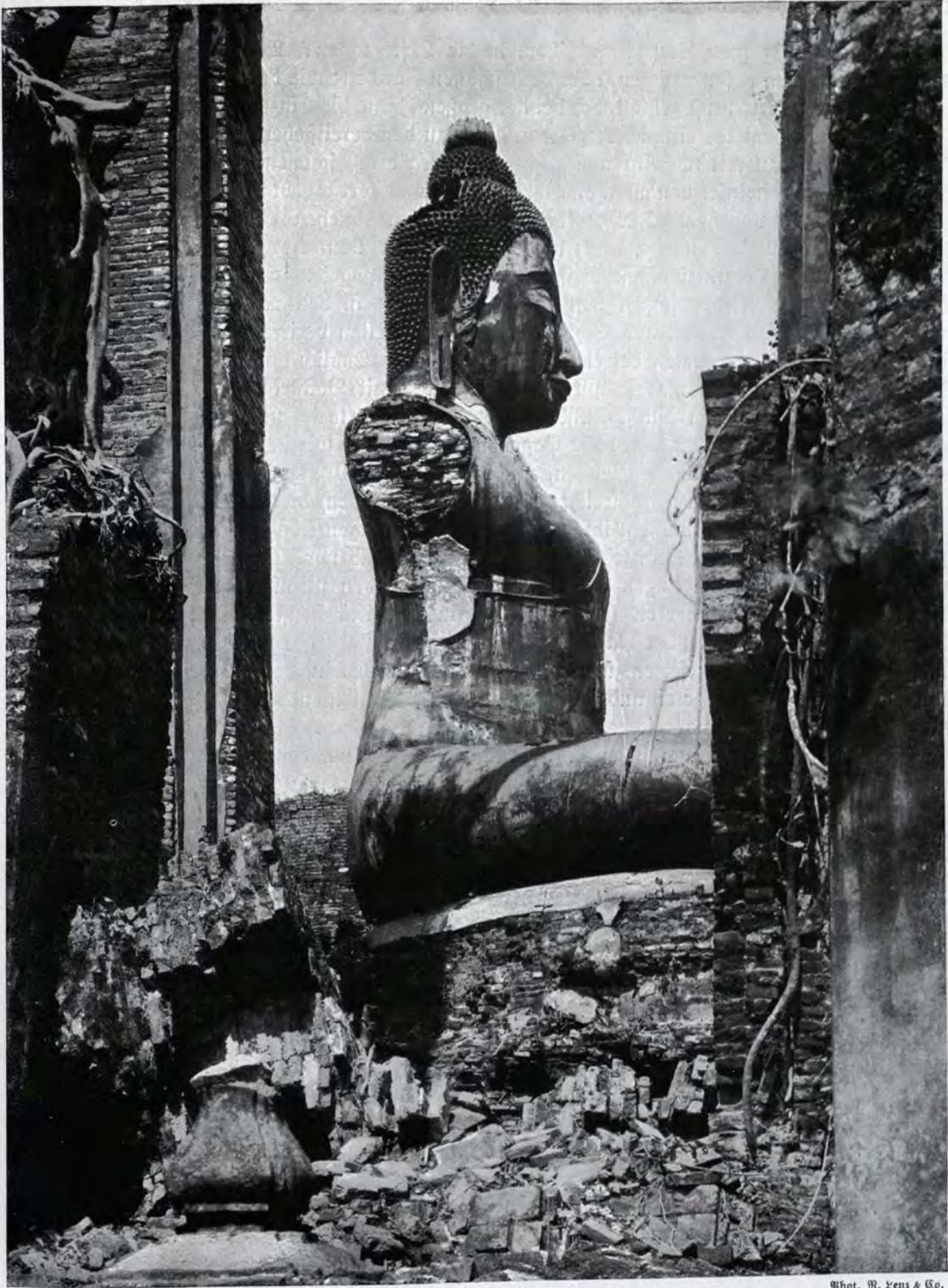
Phot. W. Venz & Co.

Abb. 315. Ajuthia in Siam.

Ruinen der im Jahre 1351 gegründeten, nach vier Jahrhunderten durch die Birmanen zerstörten Hauptstadt.

und von der Strömung fortgespült. Morgens, wenn die Einwohner sich von ihrem Lager erheben, brauchen sie nur einen Schritt zu tun, und sie sind im Bade, die Hausfrauen besorgen ihre große Wäsche von ihrer Türschwelle aus, und ihr wichtigstes Nahrungsmittel neben dem Reis wächst sozusagen unter ihren Füßen. Sie stecken einfach die Angel zum Fenster hinaus und fangen sich ihren täglichen Fischbedarf bei dem unglaublich großen Fischreichtum des Menam in ganz kurzer Zeit. Wollen sie Reis oder die wohlschmeckenden Lotosblumen oder Gemüse, so legen sie von ihrem Hause eine Holzplanke ans nahe Ufer und holen sich ihren Bedarf vom Festlande, das rings um die schwimmende Stadt Gärten und Reisfelder enthält.

Die Häuser sind dabei recht malerisch mit ihren steilen, geschwungenen Giebedächern und den



Phot. R. Venz & Co.

Abb. 317. Bronzene Kolossalstatue des Buddha in den Ruinen von Ajutshia.

Meer von dunkelgrünen Baumkronen hoch in die Lüfte ragen? Nach Duzenden zählen diese hohen Bauten von absonderlichen, aber doch schönen Formen; wie das ganze Bild, sind auch sie in zarten, bläulichen Dunst gehüllt, der bei der großen Ferne die Einzelheiten nicht erkennen läßt.

Mit wahrer Begierde eilte ich den Turm hinab zu den bereitstehenden Pferden, um nach den fernern Tempeln zu reiten. Anfänglich ging der Weg durch schönen, hochstämmigen, einsamen Wald, den Schlupfwinkel von allerhand Getier; hier und dort erhebt sich eine Palme mit langen Wedeln, die wie ungeheure Fächer flach vom Stamm abstehen, der eigenartige Baum des Reisenden, Traveller's Palm genannt; in dem Geäste der Baumkronen spielten muntere Affen, die bei unserem Kommen eiligst Reißaus nahmen; Papageien und andere Tropenvögel mit herrlich buntem Gefieder flogen von Baum zu Baum; in den mit Bambus überwucherten Pfügen hausen Schildkröten und Schlangen, und nicht selten verirren sich Elefanten und Tiger in diese von Menschen wenig betretene Waldeinsamkeit. Endlich kamen wir mitten im dichten, jede Aussicht versperrenden Gestrüpp auf geradlinige, mit Backsteinen wohlgeplasterte Wege, die einstigen Straßen von Nuthia, und bald darauf gewahrte ich unmittelbar vor mir, mitten aus der erdrückenden Vegetation, hohe Pagoden emporragen, wie steinerne Riesen, umschlungen und zerdrückt von den schlangengleichen, mit unglaublicher Üppigkeit wuchernden Lianen. Je weiter wir vordrangen, desto zahlreicher wurden die Pagoden, die Tempel, Säulenhallen und riesengroßen Götzen. Wir mußten im Mittelpunkte der einstigen Königstadt sein, und ich zauberte mir, auf einer zerstückten Bronzestatue ausruhend, ihr Bild vor Augen, als sie, noch glänzend und strahlend von Vergoldungen und köstlichem Mosaik, den prunkvollen Hof des siamesischen Reiches beherbergte, schöner als heute die hinterindische Märchenstadt Bangkok. Welche Verschiedenheit in den Formen der Pagoden und in ihrer Ausstattung! Welchen Phantasiereichtum müssen die Baumeister dieser entzückenden Werke besessen haben, denn auf Theaterdekorationen können keine mannigfaltigeren und dabei malerischeren Bauten entworfen werden. An manchen der zierlich gedrehten und reichvergoldeten Spitzen waren noch die schwarzen Stellen erkennbar, wo das von den birmanischen Zerstörern angelegte Feuer emporgeleckt hat; andere zeigten sich in ihrer Form und Ausschmückung noch so wohl erhalten wie jene von Bangkok, nur daß die in ihrem Schatten emporgewachsenen Bäume sie allmählich von ihren Fundamenten gelöst und mit sich emporgehoben haben. Manche tommenschweren Pagoden stecken nun hoch oben in dem Geäst der Bäume. Größer als das Wunder dieser verbrannten Königstadt erschien mir das Wunder der Vegetation, die zwischen den Ruinen hier in solcher Machtfülle und Üppigkeit sich entfaltet hat; schlimmer als die zerstörende Hand der Birmanen hat das Gewucher dieser unbefiegbaren Tropenvegetation hier gehaust. Still, langsam, unmerklich und anscheinend harmlos entstehen und wachsen zwischen dem Gemäuer dieser herrlichen Bauwerke die Schlinggewächse, aber mit den Jahren umschlingen, erdrücken, zerstückeln sie das feste Gestein, bedecken es mit ihrer smaragdnen Decke, ihr Geäste schießt, der Sonne zustrebend, über sie hinaus, ihre alternden, sterbenden, vermodernden Stämme werden wieder zu Erde, welche die steinernen Werke der Menschenhand bedeckt, und aus dieser fruchtbaren, durch die alljährlichen Überschwemmungen des Menam genährten Erde schießt und wuchert neue Vegetation hervor. Die Trümmer, die einst das Gefüge herrlicher Bauten bildeten, sind begraben für ewig. So liegen unter den Dschungeln heute die Ruinen der alten Städte, die in früheren Jahrhunderten hier gestanden haben, so arbeitet die Natur heute an der Zerstörung des letzten Nuthia, so wird in kommenden Jahrhunderten der Reisende an der Stelle der heutigen Ruinen auch nur wieder Dschungeln finden.

Hier und dort schläft noch im Schatten der Bäume, umwuchert von Bambus und Lianen, ein bronzener Buddha (Abb. 316 und 317) oder eine steinerne Gesellschaft von Götzen und Halbgöttern der hinterindischen Mythologie; Backsteinberge ragen über die Bäume empor, gekrönt



Abb. 318. Eine mit Buddhakapellen und -figuren gefüllte Tropfsteingrotte bei Petschabury in Siam.

von wunderbaren Pagoden, aus Lavastein von kunstvollen Händen zusammengefügt, mit prächtigen Verzierungen, Bildwerkerschmuck und Vergoldungen, mit hohen Torbögen und Gewölben. Einer der größten Bauten ist der Tempel des Großen Bären, Mahathat; gewaltige Lavablöcke wurden zu seiner Herstellung verwendet und der Mörtelüberwurf wurde zu köstlichen Ornamentierungen im indischen Stil geformt. Bei einer riesigen, in einer Kuppel mit Vertikalrippen endigenden Pagode dieses Tempels bemerkte ich ein Tor, dessen Wölbung durch das Übereinandergreifen großer Blöcke in ähnlicher Weise gebildet wird, wie ich es in den Ruinenstädten der Azteken in

Mexiko sowie in Tyrus in Griechenland gesehen habe, ein seltsames Übereinstimmen.

Der merkwürdigste aller Tempel dieser allmählich untergehenden Königstadt schien mir der Wat-Monkon-Mpavit zu sein, das heißt „der Tempel des Glücks von Mpavit“. Als ich die riesige Säulenhalle betrat, erinnerte ich mich des Augenblicks, da ich vor Jahren zum erstenmal im großen Tempel von Karnak in Oberägypten weilte. Hier wie dort wurde das Dach durch mächtige Säulen von viereckigem Durchschnitt getragen, aber hier umgeben sie die Kolossalstatue eines sitzenden Buddha, der nach meiner beiläufigen Messung etwa zehn Meter hoch ist und unten ebensoviel Durchmesser besitzt. Auf jeder der vier Seiten rings um diese kolossale Figur erheben sich vier Säulen von etwa drei Meter Durchmesser und zwölf bis vierzehn Meter Höhe. Die Säulen, ebenso wie die hohen fensterlosen Außenmauern sind aus dünnen gebrannten Ziegeln

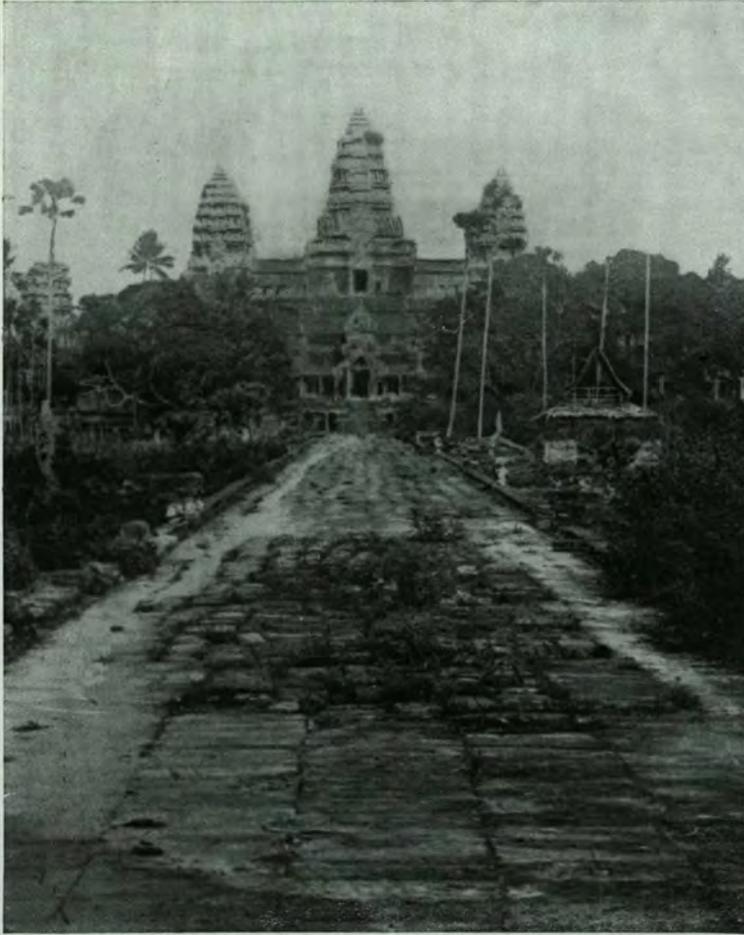


Abb. 319. Der Angkor-Wat in Siam,
eine der großartigsten Tempelanlagen der Erde.

Phot. N. Thomson.

von anderthalb Spannen Länge und der halben Breite aufgebaut und mit Mörtel bekleidet. Dieser Tempel hat mehr als die anderen der Zerstörung durch Wind und Wetter und der üppigen Vegetation widerstanden, er ist wohl der besuchenswerteste der ganzen Königstadt, von deren Wohnhäusern keine Spur mehr übrig ist.

Die Höhlen von Petschabury. Die westlichste Stadt des Reiches des weißen Elefanten, auf der langgestreckten Halbinsel Malakka gelegen, ist Petschabury, mit der Hauptstadt Bangkok schon seit einigen Jahren durch eine Eisenbahn verbunden. Dadurch sind auch die sehr merkwürdigen Höhlentempel in der Nähe Petschaburys zugänglicher geworden,

die bis dahin nur recht wenige Reisende besucht haben. Der Kalksteinhügel, in dem sich die Höhlen befinden, ist so vollständig ausgewaschen, daß nur noch seine äußere Kruste vorhanden ist, die indessen auch schon an vielen Stellen durchbrochen ist. Das Tageslicht dringt von oben ebenso wie von den Seiten in manche Höhlen ein und zeigt dem erstaunten Besucher die Verwirklichung eines Märchens aus Tausendundeiner Nacht (Abb. 318). Treppen führen von der Außenwelt herunter, der Boden ist mit Steinfliesen belegt, die Innenwände sind stellenweise behauen und zeigen auf allen Abzähen, in allen Nischen und Seitenhöhlungen Buddhafiguren der verschiedensten Art — sitzende, betende, schlafende, träumende, sterbende Buddhas aus Metall, Stein, Ton und Holz, vergoldet oder bemalt, in allen Größen. Stalaktiten hängen wie lange dünne Stäbe oder in Stabbündeln oder in Reihen wie Orgelpfeifen von der Decke herab; Stalagmiten erheben sich vom Boden, verbinden sich in manchen Fällen mit den Stalaktiten zu massiven Säulen oder zeigen die Form steiler Kegele, die wieder zu Tempelchen ausgehöhlt worden sind. In dunklen Nischen erheben sich vergoldete Riesenstatuen, hinter denen verborgen unterirdische Gänge zu anderen Höhlentempeln führen, finster, dumpf, nur mit Hilfe brennender Fackeln in ihren Einzelheiten erkennbar. Wie bei den Grotten von Moulmein in Birma haben fromme Buddhisten auch hier die vorhandenen Höhlen in den Dienst ihrer Religion gestellt, ja manche davon werden von Mönchen bewohnt, die im Rufe großer Heiligkeit stehen. Viele Jahrhunderte

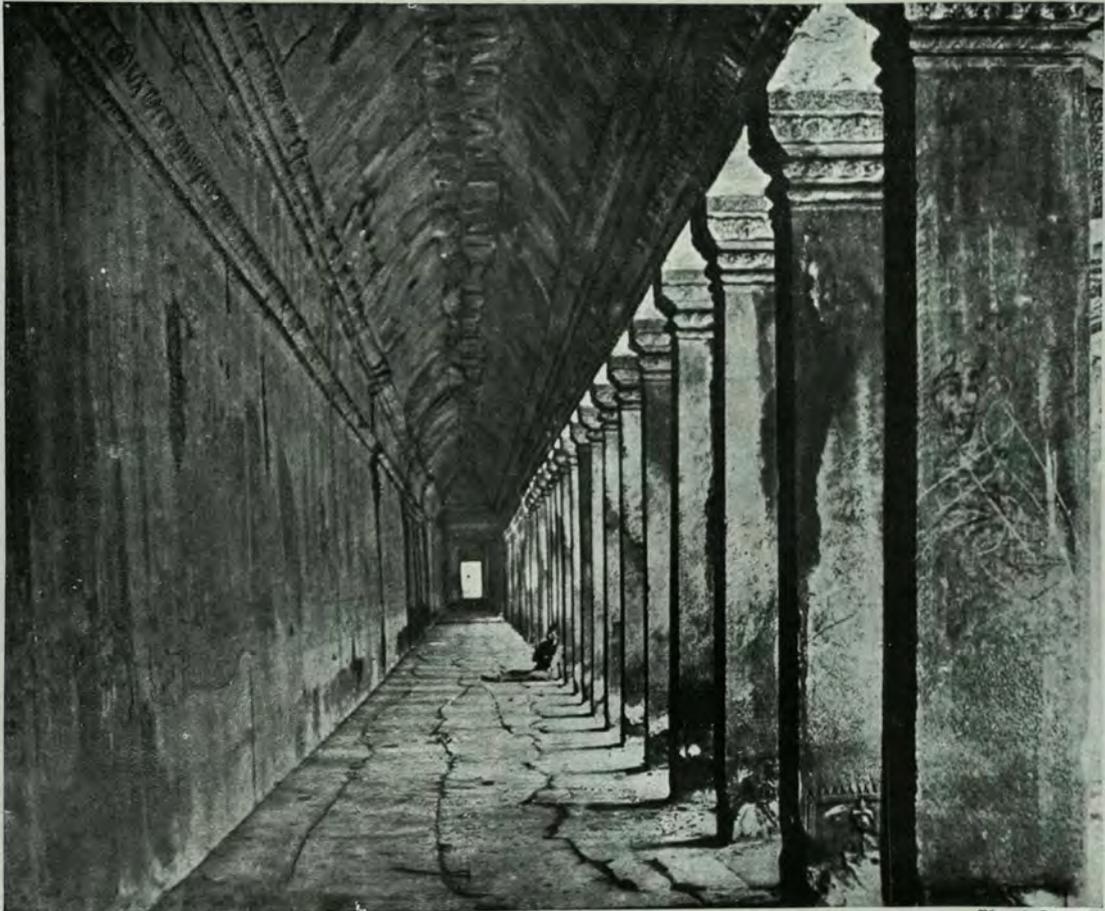


Abb. 320. Teil einer Innengalerie im Angkor-Wat mit merkwürdigen Wandskulpturen.

mögen vergangen sein, seit der wie eine Sonnenscheibe durchlöcherter Hügel Buddha geweiht worden ist, und immer noch bringen die Gläubigen neue Opfergaben dar.

* * *

Der Angkor-Wat in Kambodscha. Wären die großartigen Ruinenstätten von Kambodscha mit derselben Leichtigkeit zu erreichen wie jene von Agypten, Ceylon, Indien oder Java, die wenigsten Reisenden würden sich ihren Besuch entgehen lassen, denn sie enthalten Bauten von ungewöhnlicher Größe, künstlerischer Vollendung und Eigenart.

Eine Tempelanlage wie jene von Angkor-Wat, an der Grenze zwischen Siam und Kambodscha im Herzen von Hinterindien, ist auf dem Erdball kaum wieder zu finden,



Phot. J. Thomson.

Abb. 322. Bild der siebenköpfigen Schlange im Angkor-Wat, charakteristisch in der Architektur der „Khmer“.

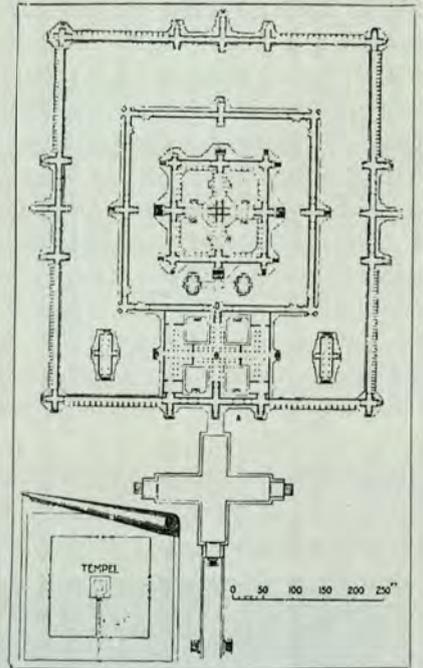


Abb. 321. Grundplan des Angkor-Wat.

aber sie ist so von weitem Urwald, Dschungel und

Sümpfen umgeben, daß mehr dazu gehört als eine Dampferfahrt, ein Elefantenritt und ein wohlgespickter Beutel, um sie zu besuchen (Abb. 319).

Am leichtesten ist Angkor-Wat von Saigon, der Hauptstadt von Französisch-Hinterindien, zu erreichen. Zwei Dampfertage oberhalb liegt Bnom-Benh, die jetzige Hauptstadt des einst so großen Königreichs Kambodscha. Manche der dortigen königlichen Bauten, wie Königstempel, Justizhalle und Regierungspalast, zeigen dieselbe phantastische Ausführung wie die Paläste von Bangkok, mit weißen Säulenreihen, mehrfachen Dächern übereinander und auf diesen die eigenartigen hirschgeweihähnlichen Ansätze zur Abwehr der bösen Geister. In dem mit herrlichen Tropengewächsen geschmückten öffentlichen Park ist sogar ein Tempel errichtet worden, der im großen ganzen wie eine Nachbildung des Angkor-Wat, des schönsten und größten Bauwerks von Hinterindien, wenn nicht von ganz Ostasien, erscheint. Aber in der Nähe besehen, zeigt er sich wie ein buntes Ausstellungsgebäude im



Phot. J. Thomson.

Abb. 323. Der Haupteingang zum Angkor-Wat.
Der Tempel ist auf drei übereinanderliegenden Terrassen gebaut. Auf der höchsten steht der Mittelturm.

Vergleich zu einer gotischen Kathedrale, aus leichtem Material statt aus Steinquadern, bunt bemalt, mit Stuck statt mit Skulpturen bedeckt. Das ist die Kunst der Kambodschaner von heute, der Nachkommen jener sagenhaften Khmer, welche die Erbauer der kolossalen Paläste und Tempel von Angkor, gleichzeitig die Schöpfer eines neuen Baustils gewesen sind, der auch auf die Architektur anderer Länder seinen Einfluß ausgeübt hat.

Eine Tagreise oberhalb Pnom-Penh wird der Tonlé-Sap erreicht — ein See, der selbst in der trockenen Jahreszeit bis an die Grenze von Siam reicht, in der Regenzeit auf die doppelte Größe anschwillt und das ganze Land ringsum auf Hunderte von Geviertkilometern unter Wasser setzt. Mit dem Mekongstrom steht er in eigenartiger Wechselbeziehung. Von Juli bis Dezember strömt der Mekong in den See, von Januar bis Juli strömt der See in den Mekong, und der Wasserpiegel im Tonlé-Sap steigt und fällt in manchen Jahren um viele Meter.

Die Umwohner des Sees nähren sich zum größten Teil vom Fischfang. Würden sie in festen Dörfern wohnen, dann müßten sie während einer Jahreshälfte viele Meilen weit durch tiefen Schlamm waten, um zum



Abb. 324. Teil einer Bassinmauer in der Tempelanlage des Angkor-Wat. Phot. J. Thomson.

und einige Wegstunden nördlich davon, jenseits des üppigsten tropischen Urwalds, erheben sich die Ruinen von Angkor, der einstigen Königsresidenz und Hauptstadt von Kambodscha. Man würde es kaum für möglich halten, daß die Vorfahren jenes ärmlichen, anspruchlosen Amphibienvolkes, das heute Kambodscha bewohnt, die Titanen gewesen sind, die solche Riesenmauern, Paläste, Tempel aus festgefügtten Quadern für die Ewigkeit aufgeführt und mit den herrlichsten Skulpturen bedeckt haben.

Sie waren es auch gar nicht. Sie waren nur die Arbeiter, die den mächtigen Willen der Eroberer ausführten, menschliche Maschinen ohne eigene Gedanken, die, nachdem sie die Werke für

See zu gelangen. Deshalb bauen sie sich luftige Bambushütten, die auf hohen Bambuspfählen stehen, um den Überschwemmungen zu entgehen. Beginnt das Wasser abzufließen, so packen sie ihre Dörfer zusammen und errichten sie für die zweite Jahreshälfte viele Kilometer landeinwärts an den neuen Seeufern. Steigt das Wasser wieder, so kehren sie mit ihren Dörfern nach dem ursprünglichen höheren Standort zurück.

Am westlichen Seeende liegt die Provinzhauptstadt Siem-Keap,

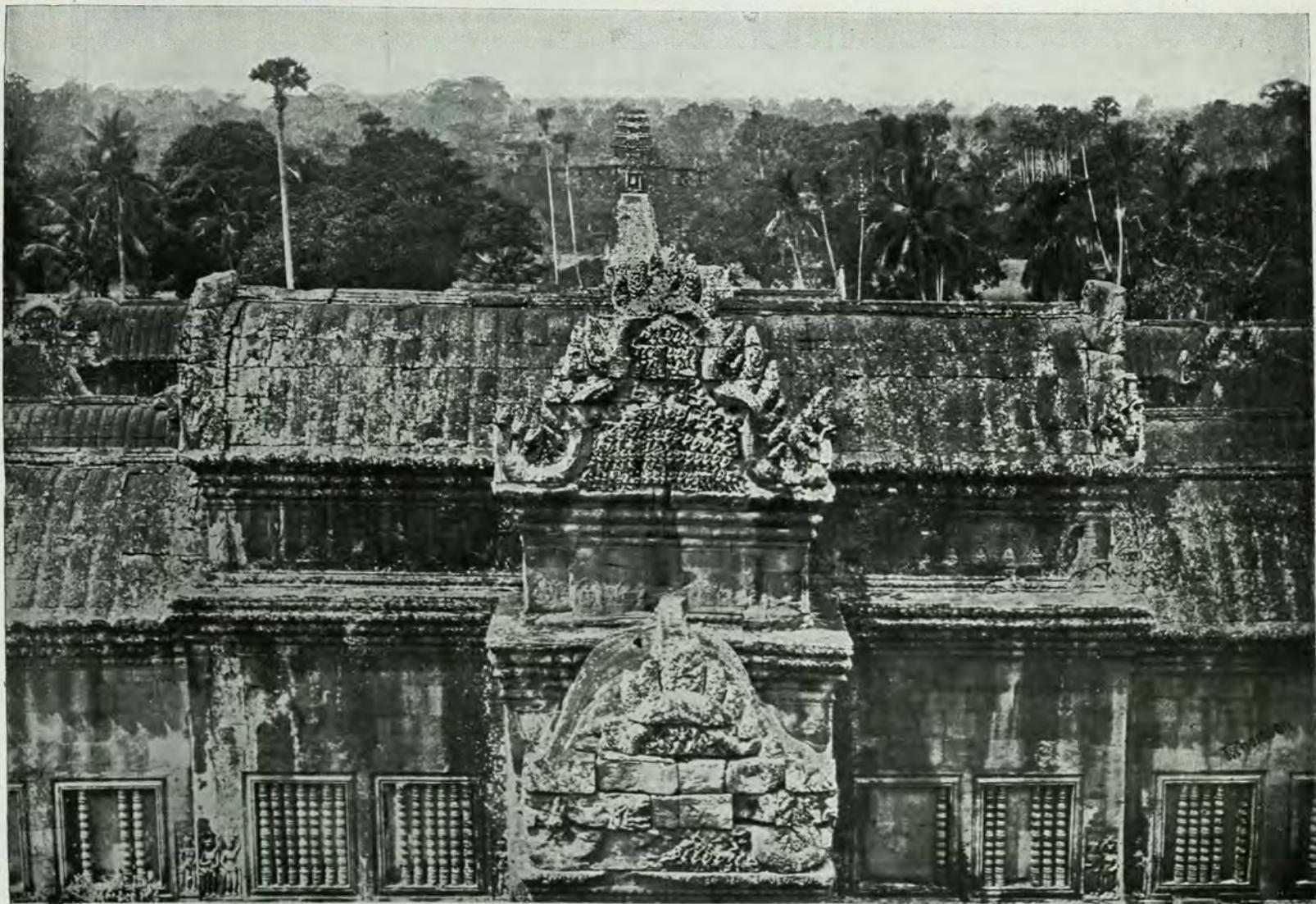


Abb. 325. Ausblick vom großen (höchsten) Mittelsturm des Angkor-Wat.
Die äußeren Umfassungsmauern der Tempelanlage sind eindreiviertel Kilometer lang.

Phot. J. Thomson.



Phot. J. Thomson.

Abb. 328. Tempel im Nakhon-Thom,
eine großartige Anlage, von siebenunddreißig Steintürmen überragt, deren jeder vier Antlitze des Buddha zeigt,
das Ganze von Tropengewächs umschlungen.

Wat (Grundriß Abb. 321) auch buddhistische. In die so vereinigten Stilarten mischt sich noch ein drittes, fremdartiges Element, phantastischer, formenreicher, unbekannter Herkunft, das als Khmer bezeichnet wird (Abb. 322). Wer die Khmer waren, weiß mit Sicherheit niemand anzugeben. Jedenfalls waren die Erbauer des Angkor-Wat wie der einige Kilometer davon entfernten im Dschungel schlummernden Königstadt Nathon-Thom ebenso kunstvolle wie geschickte Baumeister. Das sagen schon die herrlichen Dächer allein, die sich im Gegensatz zu den meisten Bauten von so hohem, in die Jahrtausende gehendem Alter hier vorzüglich erhalten haben.

In einem der mit Steinplatten gepflasterten Vorhöfe erheben sich die Hütten einer Anzahl von Talapoinen (buddhistischer Bonzen), denen die Obhut des Tempels anvertraut ist. Sie klagen bitter über den Vandalismus der französischen Reisenden, die Stücke der Inschriften oder Skulpturen gewaltsam losbrechen, um sie zum Andenken mitzunehmen, ohne daß die Bonzen irgend etwas dagegen tun können. Hoffentlich wird die französische Regierung rechtzeitig eingreifen, um dieses Wunderwerk, das sich anderthalb bis zwei Jahrtausende lang gegen die zerstörende Natur gehalten hat, vor der Zerstörung durch die Europäer zu schützen.

Ringsum in den Urwäldern und den fieberdurchseuchten Dschungeln schlummern auf Meilen großartige Ruinen von Palästen und Tempeln — erheben sich verschlafene Riesenstatuen von Buddha (Abb. 328), Götzen und mythologischen Untieren — ziehen sich lange Ringmauern verschwundener Städte hin. Die Tore zeigen keine Wölbungen, sondern werden dadurch gebildet, daß jede Steinlage auf beiden Seiten der Toröffnung über die untere Steinlage etwas hervorragt, bis sich die obersten Steinlagen treffen (Abb. 330). Die Mauersteine werden nicht durch Mörtel zusammengehalten, sondern sind mit ihren glatt geschliffenen Seiten so genau auf- und aneinander gefügt, daß der Spalt dazwischen eine kaum erkennbare haarscharfe Linie zeigt. Die Säulen sind wie jene der Hindutempel von viereckigem Querschnitt. Und alles das ist mit dem schönsten Skulpturenschmuck bekleidet.

Warum diese Stätten schon längst von ihren Bewohnern verlassen worden sind? Waren es die Kriegszüge der Annamiten und der Siamesen im dreizehnten Jahrhundert? War es der den hinterindischen Völkern eigentümliche Wandertrieb? War es die Versandung des Golfes, dessen Brandung sich einst an den Steinterrassen von Angkor gebrochen haben soll? Der große See soll ein Überbleibsel davon sein; auch er verschlammt allmählich und wird kleiner. Angkor war schon vor Jahrhunderten aufs Trockene gesetzt; das mag die Bewohner zum Verlassen der Königstadt veranlaßt haben.

Java.

In der großen Inselwelt zwischen Asien und Australien haben sich die Holländer ein ausgedehntes Kolonialreich geschaffen, das beinahe zwei Millionen Geviertkilometer mit vierzig Millionen Einwohnern umfaßt — ein Reich von Inseln im Umfang europäischer Großstaaten bis herab zu kleinen, malerischen Felseneilanden, alle in den Tropen gelegen, von eigenartigen Menschen bewohnt, deren Leben und Sitten man auf Erden nirgends wieder findet. — Die großen Inseln, wie Sumatra, Java, Borneo, haben großartige Naturwunder ebenso wie merkwürdige Werke der Menschenhand aufzuweisen, und besonders reich daran ist die bevölkertste und kultivierteste von allen, das herrliche Java. Java ist auch das ausgesprochenste Vulkangebiet des Erdballs, wo es auf verhältnismäßig kleinem Raum noch eine Menge tätiger Vulkane gibt, und in Java selbst ist keine Gegend so vulkanreich wie die Umgebung von Surabaja im Osten der Insel. Dort liegt, von einem Kranz hoher rauchender Vulkane umgeben, das gewaltige Gebirgsmassiv des Tengger mit seinem weltberühmten Bromo.

Jede Schichtengruppe rührt von einem Vulkanausbruch her; mit jedem Ausbruch wuchs der Tengger, bis er eine Höhe von dreieinhalbtausend Meter erreicht hatte. Dann erfolgte ein Zusammenbruch des Kraters und der Vulkan büßte dabei ein Fünftel von seiner Höhe ein.

Bald nach unserem Ausritt von Tosari konnten wir die schönste Aussicht über einen großen Teil von Ostjava mit seinen riesigen Vulkanen genießen. Hier der mit geometrischer Regelmäßigkeit aus der Tiefebene emporsteigende Kegelsberg des Penangungan, etwas weiter südlich der dreieinhalbtausend Meter hohe Ardschuno (Arajoeno), ein herrlicher, noch in voller Tätigkeit befindlicher Vulkan; dann der Kawi, gegen dreitausend Meter hoch. Zwischen diesem und dem Ardschuno konnten wir in weiter Ferne noch den schrecklichen, von den Javanern so sehr gefürchteten Klout und den Andschasmara entdecken. Dabei liegen auf der anderen Seite des Abhangs, den wir emporritten, noch eine Reihe weiterer Vulkane. — Wo anders auf dem Erdkreise gibt es noch ein ähnliches Schauspiel?

Dichter, hochstämmiger Urwald mit Schlinggewächsen, Parasiten und Orchideen entzog uns bald jeden Ausblick. Eine Stunde lang ritten wir durch diesen feuchten, dämmerigen, einsamen, kühlen Wald auf schlüpfrigem Pfade einher, bis dieser plötzlich aufhörte. Klares Sonnenlicht war an die Stelle der Dämmerung getreten und ich konnte im ersten Augenblick das Bild, das sich mir darbot, gar nicht erfassen. Zweieinhalbhundert Meter tief lag zu meinen Füßen ein Hexenkessel mit steil, stellenweise senkrecht abstürzenden Felsmauern, ein Oval von etwa sieben Kilometer größtem Durchmesser, auf dem Boden anscheinend mit dunkelgrauem, schmutzigem Wasser bedeckt, vom Winde zu Wellen zerwühlt. Über den jenseitigen Rand des Kessels ragen eine Menge wilder, kahler, grauer Berge von phantastischen Formen auf, und aus ihrer Mitte hebt sich ein Vulkan auf dreitausendsiebenhundertzehn Meter in den klaren, blauen Himmel, der höchste Berg und gleichzeitig einer der schrecklichsten Vulkane von Java, der Smeru.



Abb. 332. Der Bromo.

Phot. Geffe-Wartegg.

Der Bromo. Im Vordergrund dieses unsagbar großartigen Bildes, vom Grunde des Kraters zu unseren Füßen, steigen indessen noch merkwürdigere Berge auf: der Bromo mit seinen drei Vulkantrabanten. Als mein Auge sich etwas daran gewöhnt hatte, sah ich, daß der scheinbare Wasserpiegel dieser vier von dem Tenggerkrater umschlossenen Vulkane eine ebene, vom Winde zu Dünen aufgejagte Sandfläche ist, das Dajar der Javaner, nackt und düster und trostlos wie die Wüsten von Arabien.

Auf diesem sandigen Grunde des eingestürzten Tenggerkraters baute sich nämlich der schlummernde Vulkan bei seinem nächsten Ausbruch einen zweiten Krater von zwei Kilometer Durchmesser, konzentrisch zu dem großen Krater, den Vulkan Widodaren, auf. Auch dieser stürzte im Laufe der Zeiten ein, und der dritte Ausbruch hatte das Entstehen des Giri am nördlichen Rande des Widodarenkraters zur Folge. Neben diesem erhebt sich in bewundernswerter Regelmäßigkeit der majestätische Ke gel des Batok (Abb. 331). Der berühmte Bromo aber, der schrecklichste, tätigste Vulkan von allen, liegt hinter dem Giri versteckt, so daß wir nur einen Teil seines ewig heißen Qualm ausstoßenden Kraters wahrnehmen konnten. Zeitweise hörten wir das dumpfe, unterirdische Grollen, spürten das Beben der Erde. Und so kam zu der Großartigkeit des Bildes das Schaudern, das wohl jeder in der unmittelbaren Nähe der schlummernden Feuerkräfte empfinden wird.

Nun galt es, zum Bromo hinabzusteigen. Die Tenggeresen, die alljährlich zu dem von ihnen als heilig verehrten Bromo Wallfahrten unternehmen, haben die fast senkrechten Kraterwände entlang einen halbsbrecherischen Fußpfad angelegt, und nach einer halben Stunde waren wir unten, um den drei Kilometer langen Weg durch das Sandmeer zum Bromo zurückzulegen. Seine grauen Flanken sind mit loser vulkanischer Asche bedeckt und aus seinem Innern dröhnt zeitweilig furchtbares Donnern. Der obere Krater rand liegt nur zweihundertfünfzig Meter über dem Sandmeer, aber gerade diese geringe Höhe im Vergleich zu seiner großen Ausdehnung läßt ihn in furchtbarer Majestät erscheinen. Unsere Füße sanken tief in die lose Asche ein, wir kamen nur mühsam empor, bis eine von den Tenggeresen für ihre Brahmanenpriester dort angelegte Holzleiter den Rest des Aufstiegs leichter machte. Bald lag der Krater des Bromo vor uns — ein kilometerweiter, kreisrunder Trichter mit vom Feuer rot gebrannten glatten Wänden, auf dessen Grunde aus tausend Löchern unter ohrenbetäubendem Zischen heißer Dampf hervorschießt, zeitweilig von Donnern und Beben begleitet. Den Boden des Kraters hat noch kein menschliches Wesen erreicht, es seien denn die armen Opfer, die in früheren Zeiten von den Brahmanen zur Versöhnung der Götter hineingestürzt wurden. Und diese scheinen wirklich versöhnt zu sein, denn seit Jahrzehnten fand kein größerer Ausbruch mehr statt. Man behauptet, daß die Tätigkeit des Vulkans Emeru damit zusammenhänge. Solange er rauche, finde die Spannung ihren Abfluß. Von Minute zu Minute sendet dieser die ganze Gegend majestätisch beherrschende Vulkan aus seinem Krater ungeheure Massen Dampf und Rauch, zu einer einzigen runden Wolke zusammengeballt, Tausende von Metern hoch empor. Und als wir unseren Rückweg antraten, kam an manchen Punkten noch ein anderes Sicherheitsventil der Tenggerküche zum Vorschein, der majestätische Ke gel des Lamongan, dessen Krater im Gegensatz zum Emeru ununterbrochen Rauchwolken ausstößt.

Der Borobudur. Wie Ostjava die merkwürdigsten Vulkane des Erdballs, so besitzt Mitteljava die merkwürdigsten Tempelbauten, von einer Größe und Schönheit, wie man sie hier mitten zwischen den leichten, lustigen, nach allen Seiten offenen Wohnungen der Einwohner gar nicht vermuten würde. Selbst die eingeborenen Fürsten, die wunderlichen „Kaiser“ von Sorokarta und Djokodschararta, die hier unter der Aufsicht der Holländer eine Scheinherrschaft über ihre Reiche ausüben, wohnen nicht in Palästen, sondern nur in solchen offenen Hallen.

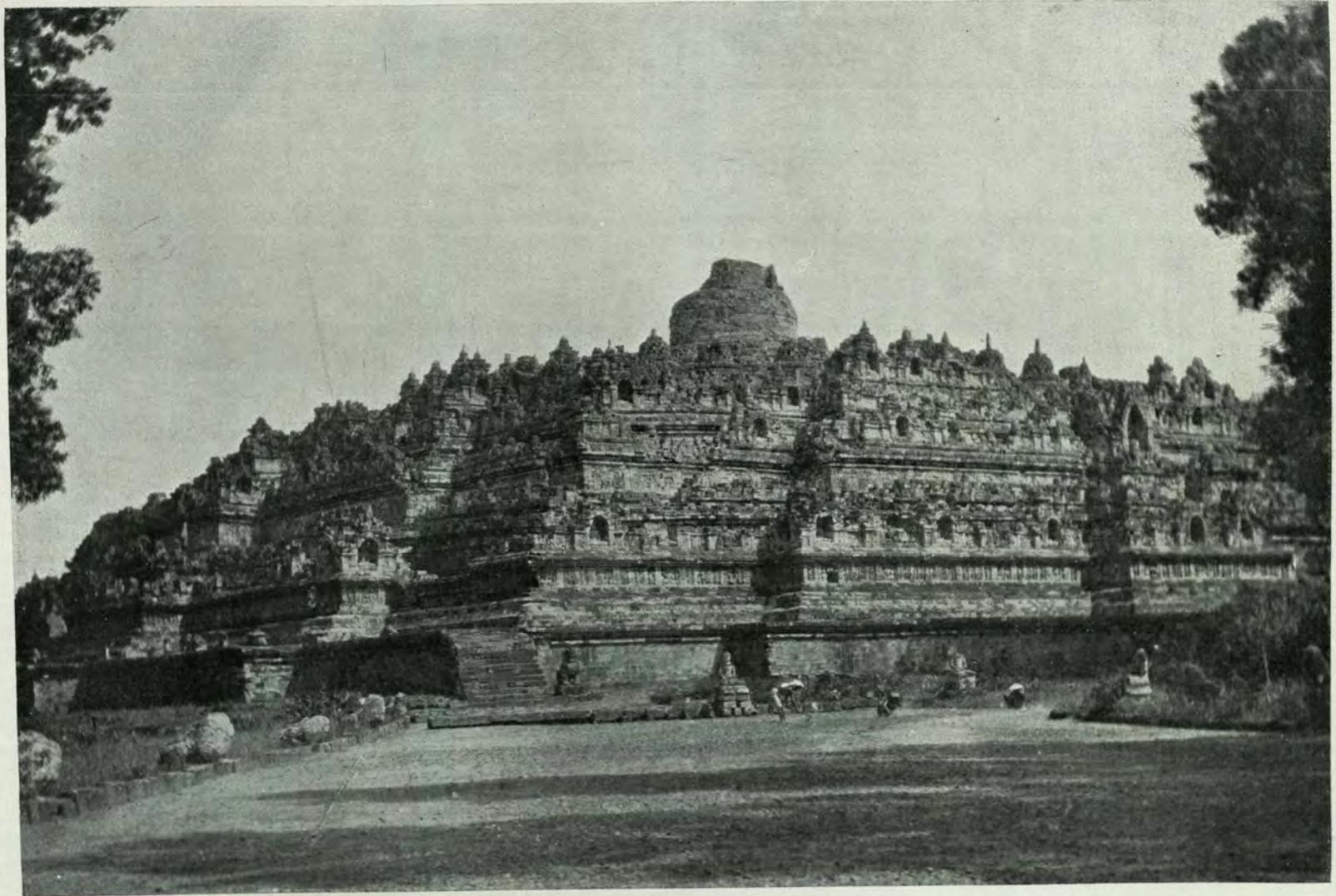


Abb. 333. Der Borobudur auf Java,
die größte Buddhistenpagode Asiens, mit wunderbaren Steinskulpturen.

Mitten in diesen paradiesischen „Vorstenlanden“ mit ihrer in wunderbarer Üppigkeit strotzenden Vegetation, ihren ausgedehnten Reisfeldern und Plantagen, ihren überreichen Obstgärten erheben sich großartige Tempelruinen aus längst vergangener Zeit, wie hohe, aus Steinquadern künstlich aufgebaute Berge. In der Tat mußten sie den Untertanen der Kaisergeschlechter noch bis zum Beginn des letzten Jahrhunderts als solche erscheinen, denn sie waren im Laufe der Zeiten von dichtem Schlinggewächs vollständig überwuchert, unter Gras und Strauchwerk begraben worden, und niemand ahnte ihr Vorhandensein. Wer sie gebaut hat, kann auch heute noch niemand mit Bestimmtheit sagen. Der größte Tempel ist jener des Borobudur, unzweifelhaft ein Werk von Buddhisten, und nirgends in der buddhistischen Welt gibt es ein Bauwerk, das sich damit vergleichen läßt (Abb. 333). Er dürfte aus dem sechsten oder siebenten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung stammen, und die Menge von menschlicher Arbeit, die an seine Herstellung verschwendet wurde, stellt sogar jene in Schatten, der wir die Pyramiden Ägyptens verdanken. Jede Seite des Borobudurtempels ist um dreißig Meter länger als jene der größten Pyramide, und obgleich seine Höhe nur ein Drittel der Cheopspyramide erreicht, wirkt er dafür noch mächtiger als diese, durch die ganz unbeschreibliche Menge von lebensvollen, prächtigen Skulpturen, die seine terrassenförmig aufsteigenden Mauern, seine Erker, Pagoden, Treppen und Korridore bis zur Spitze bedecken (Abb. 334).

Heute, da der Borobudur von allem Schutt und dem Gewirr der Schlinggewächse und wuchernden Sträucher befreit ist, sieht man erst, mit welchem großartigem Werk eines unbekanntes Volkes man es hier zu tun hat. Der Borobudur erhebt sich auf einer Steinterrasse in der



Phot. Percival Lambton.

Abb. 334. Der Borobudur.

Einige Meter Bildhauerarbeit, wie sie der herrliche Tempel in mehrere Kilometer langen Reihen zeigt.



Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 335. Der Borobudur.

Eine Buddhafigur, wie sie innerhalb der Dagobas stehen.

Zahl von kleineren Dagobas aus Stein, von Glockenform (Abb. 336), in kreisförmiger Anordnung, und jede von ihnen enthält eine Statue des sitzenden Buddha in ganz entzückender Ausführung (Abb. 335). — Man kann sich gar nicht satt sehen an den ebenso interessanten wie lebenswahren und kunstvoll ausgeführten Skulpturen, zu den schönsten gehörend, die jemals ausgeführt worden sind. Würden die Wandskulpturen der alten ägyptischen Königsgräber in bessere, reichere, vollere Formen gebracht und in das siebente oder achte Jahrhundert unserer Zeitrechnung übertragen werden, dann hätte man annähernd wohl ein Bild der prächtigen Szenen, wie sie sich in so reicher Fülle auf dem großen Tempel im Herzen Javas zeigen. Leider sind nirgends Inschriften vorhanden, die den Schlüssel geben würden zur Lösung dieses herrlichen Rätsels. Dafür ist in Sumatra eine Inschrift gefunden worden, welche die Jahreszahl 656 trägt und besagt, daß Maharadscha

Form einer flachen Pyramide, mit Steintreppen an jeder der vier Seiten, die zu den übereinanderliegenden fünf Terrassen emporführen. Die Gesamtlänge der über und über mit Figuren bedeckten Frieße übersteigt fünf Kilometer. Von Terrasse zu Terrasse bekommt man auf diesen Friesen immer mehr von dem Leben und der ethischen Entwicklung des Gründers der Buddhareligion: in den entzückendsten Darstellungen zu sehen. Sie beginnen mit Szenen aus seiner Kindheit und Knabenzeit, seinem Leben als junger Prinz, schildern dann in lebenswahren Skulpturen seine Versuchungen, Taten und Erfolge, bis auf der obersten Terrasse die mittlere Kuppel oder Dagoba erreicht wird. Unter dieser befindet sich die rätselhafteste Steinfigur von ganz Asien bis an den Hals vergraben — ein nur in roher Form gemeißelter Kopf auf einem unförmigen Körper — wohl das Sinnbild des Nichts, des buddhistischen Nirwana, in das nach dem Glauben der Anhänger Gautamas die Menschen schließlich aufgehen.

Rings um die Mittelskuppel erheben sich auf der obersten Terrasse des Borobudur eine große



Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 336. Der Borobudur.

Zwei der vielen glockenförmigen Dagobas auf dem Dach, Buddhafiguren enthaltend.



Phot. Hoff-Wartegg.

Abb. 337. Der Brambanamtempel in Ostjava.

Adiradscha Adityadharma, König von Prathama (Mitteljava), eine große, mehrstöckige Dagoba errichtet habe zu Ehren der fünf Dhyanibuddhas, womit wohl der Borobudur gemeint sein dürfte.

In der herrlichen Tropengegend von Sorokarta und Schofschakarta liegen die Ruinen von nicht weniger als hundertfünfzig Pagoden und Buddhistentempeln, doch nur einer von ihnen kann sich an Größe und Eigenart mit dem Borobudur messen, der Brambanam, ein Wunder brahmanischer Kunst, selbst alles übertreffend, was Indien an solcher besitzt (Abb. 337). Er wurde wohl nach der Vollendung des Borobudur gebaut, im zehnten oder elften Jahrhundert, als das Volk vom Buddhismus zum Brahmanismus zurückkehrte und die Hindu-Kunst in der verschwundenen großen Hauptstadt Mendang Kumulan, wo der Brambanam steht, ihre höchste Entwicklung erreicht hatte.

* * *

Der Taalvulkan auf den Philippinen. Wie Java seinen Tenggervulkan besitzt, aus dessen von „Sandmeer“ ausgefülltem Krater der schreckliche Bromo aufsteigt, so besitzt die große Insel Luzon der Philippinen ihren Taal. Südlich der Hauptstadt Manila, etwas über fünfzig Kilometer davon entfernt, breitet sich ein See von annähernd runder Gestalt aus, der Bombonsee. Seine an vierhundert Quadratkilometer große Wasserfläche ist der Boden eines riesigen Kraters, und in seiner Mitte hat der Taal sich eine Insel von ungefähr fünf Kilometer Durchmesser gebaut (Abb. 338). Diese Vulkaninsel ist ein flacher

Riesenkegel von gegen dreihundertfünfzig Meter Höhe und einem Kraterumfang von zwei Kilometer. Schon im achtzehnten Jahrhundert hat der Taal durch eine Reihe schrecklicher Ausbrüche das Aussehen des umgebenden Landes verändert, Städte, Kirchen, Dörfer, Menschen vernichtet, so daß die Überlebenden ihre früheren Wohnsitze aufgaben und nach weniger gefährlichen Gegenden zogen. Auch im vergangenen Jahrhundert änderten sich wiederholt See, Insel und Krater, und bei einem der letzten Ausbrüche, im Jahre 1888, hatte sich auch im Krater selbst ein kleiner blauer See gebildet. Im Jahre 1904 folgte ein anderer heftiger Ausbruch, der den blauen See verschwinden ließ; zwei andere, ein solcher mit gelbem und einer mit grünem Wasser, das zeitweilig kochte, nahmen die Mitte des großen Kraters ein, während die eigentliche tätige Krater-

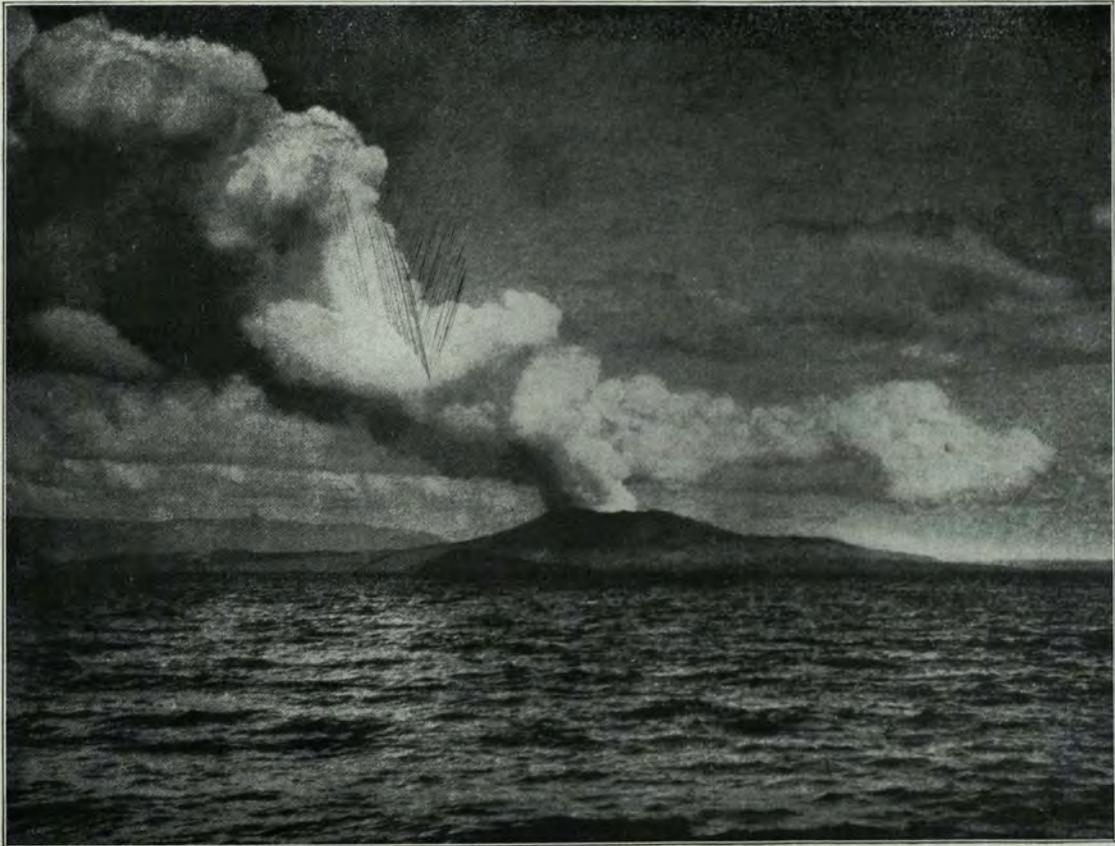


Abb. 338. Bombonsee und Taalvulkan auf den Philippinen.

Der Bombonsee füllt einen großen erloschenen Vulkantrater, und aus der Mitte des Sees erhebt sich der jetzt tätige Taalvulkan.

öffnung südlich von beiden, nahe dem Südrand des großen Kraters lag. Da kam die furchtbare Eruption des Jahres 1911. Sie war so heftig, daß selbst in Manila die Häuser schwankten. Blitze durchzuckten den ganzen Himmel, Mische und schwarzer Schlamm wurden in ungeheuren Mengen ausgeworfen und bedeckten das Land jenseit des Sees an zwanzig Zentimeter hoch, wieder wurden die Ansiedlungen zerstört, anderthalbtausend Menschen kamen ums Leben; der Boden senkte sich an mehreren Stellen um einige Meter, heftige Orkane, gefolgt von Lavaströmen, vernichteten alle Vegetation, und die ganze Vulkaninsel tauchte um ein bis zwei Meter tiefer in die wütend aufgepeitschten Fluten des Sees. Der ganze Krater des Vulkans mit dem gelben und grünen See wurde ausgestoßen, der ganze Vulkan bis tief unter die Seeoberfläche

war geborsten. Zwei Tage nach seinen schrecklichen Verheerungen war der Taal wieder ruhig. Die ausgesandten Expeditionen fanden, daß der Kraterboden, der früher weit höher als der Seespiegel lag, nunmehr um ebensoviel tiefer als der Seespiegel war und daß an der Stelle der beiden Seen mit ihrem gefärbten Wasser ein einziger mit klarem Wasser den Kraterboden füllte, an verschiedenen Stellen kochend, und mit Dampföchern ringsum. Seither ist der Taal ruhig geblieben, aber heute oder morgen, wenn das Wasser des Kratersees wieder die unterirdischen Feuer erreicht haben wird, kann es und wird es zu einem neuen Ausbruch kommen.

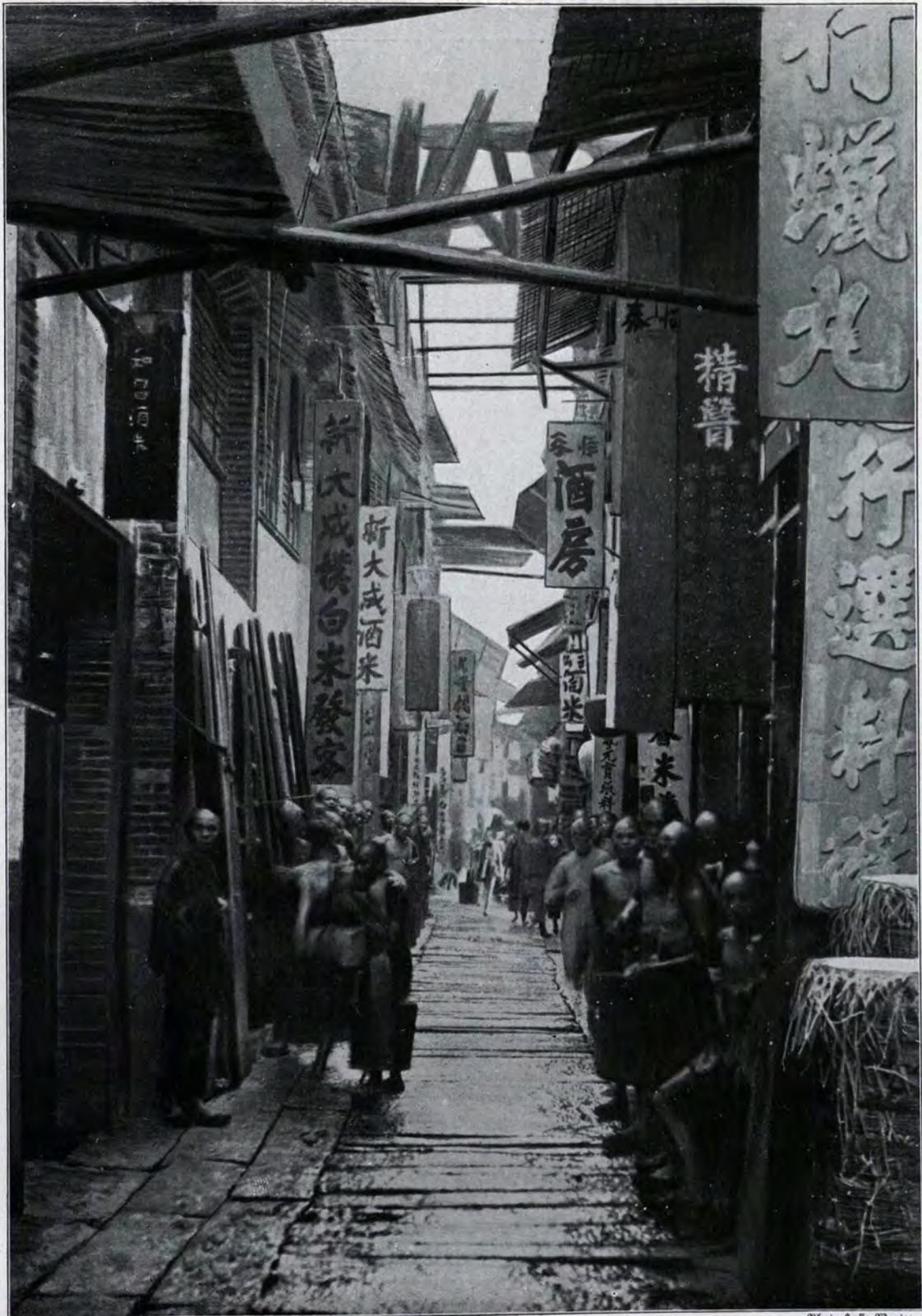
China und Japan.

China.

Hongkong. Wie sich die Engländer mit Gibraltar gewissermaßen eine Portiersloge für das Mittelmeer geschaffen haben, so taten sie es mit Hongkong für die Meere Ostasiens. Sein stets belebter Hafen ist die Eingangspforte in die fremdartige Kulturwelt des fernen Ostens geworden, der wichtigste Handelsplatz für China, Japan und die Philippinen. Noch leben dort alte chinesische Fischer, die sich des Tags erinnern, als das erste englische Schiff an ihrer einsamen, weltvergessenen Insel gegenüber dem damals großen portugiesischen Hafen Macao anlegte. Das war im Jahre 1845. Heute ist diese Insel ein wahres Paradies. An ihrer Nordseite zieht sich in einer Länge von ungefähr sechs Kilometer eine Großstadt mit dreihundertfünzigtausend Einwohnern hin, und auf dem zwanzig Geviertkilometer großen Wasserbecken vor ihr gehen in jedem Jahre gegen fünfzigtausend Schiffe mit nahezu zehn Millionen Tonnen Gehalt vor Anker. Hoch über die Stadt ragt der Peak empor, ein stolzer, steiler Berg, und wer mit der Bahn seinen Gipfel, siebenhundert Meter über dem Meere, besucht, wird eine der herrlichsten Ausichten über Land und Meer genießen, die es überhaupt gibt, beinahe vergleichbar mit jener vom Corcovado, dessen spitze Felsnadel sich über Rio de Janeiro erhebt. Tief unten auf der Südseite des Peaks liegt eine geradezu paradiesische Meeresbucht, aus der ein Labyrinth ungemein malerisch geformter Inseln aufsteigt; an der Nordseite liegt der bergumschlossene Hafen eingebettet mit Hunderten von Schiffen von den Riesendampfern des Norddeutschen Lloyd's bis zu den grotesken Dschunken der Chinesen; auf den Abhängen des Peaks zeigen sich prachtvolle Gärten mit subtropischer Vegetation, und aus dem Grün dieser zaubervollen Flora erheben sich Paläste, Kirchen, schmucke Villen.

Hongkong ist auch der Haupthafen der chinesischen Provinz Kuangtung mit ihrer höchst eigenartigen Hauptstadt Kanton, gleichzeitig der volkreichsten Stadt des volkreichsten Landes der Erde. Die achtzig Seemeilen lange Strecke zwischen beiden wird gewöhnlich auf dem Perfluß zurückgelegt, der eine Sehenswürdigkeit in sich selbst ist, denn während andere große Wasserstraßen vornehmlich nur dem Verkehr dienen, bildet dieser urchinesische Fluß das Heim, den Wirkungskreis von Hunderttausenden von Menschen. Auf der breiten Wasserfläche werden sie geboren, verbringen dort ihr Leben und sterben; aus seinen Fluten ziehen sie ihre Nahrung, ihren Lebensunterhalt; und bei vielen vergehen Jahre, ohne daß sie aus ihrem schwimmenden Heim, ihren gedeckten Ruder- und Segelbooten häufiger ans Land kommen würden als ein Bewohner des Festlandes auf das Wasser.

Kanton. Kanton selbst ist nicht viel mehr als ein großes Chinesendorf mit zwei Millionen Einwohnern, ein Gewirr von seltsamen Gäßchen, so eng, daß man in vielen mit ausgestreckten Armen die beiderseitigen Häusermauern berühren kann (Abb. 339). Was es an Sehenswürdigkeiten besitzt (will man die Stadt mit ihrem großartigen, absonderlichen Leben nicht selbst als solche rechnen), muß man suchen. Wohl die größte ist der Tempel der fünf-



2166. 339. Eine Hauptstraße von Kanton.

Phot. Hesse-Wartegg.



Phot. Perceval Landon.

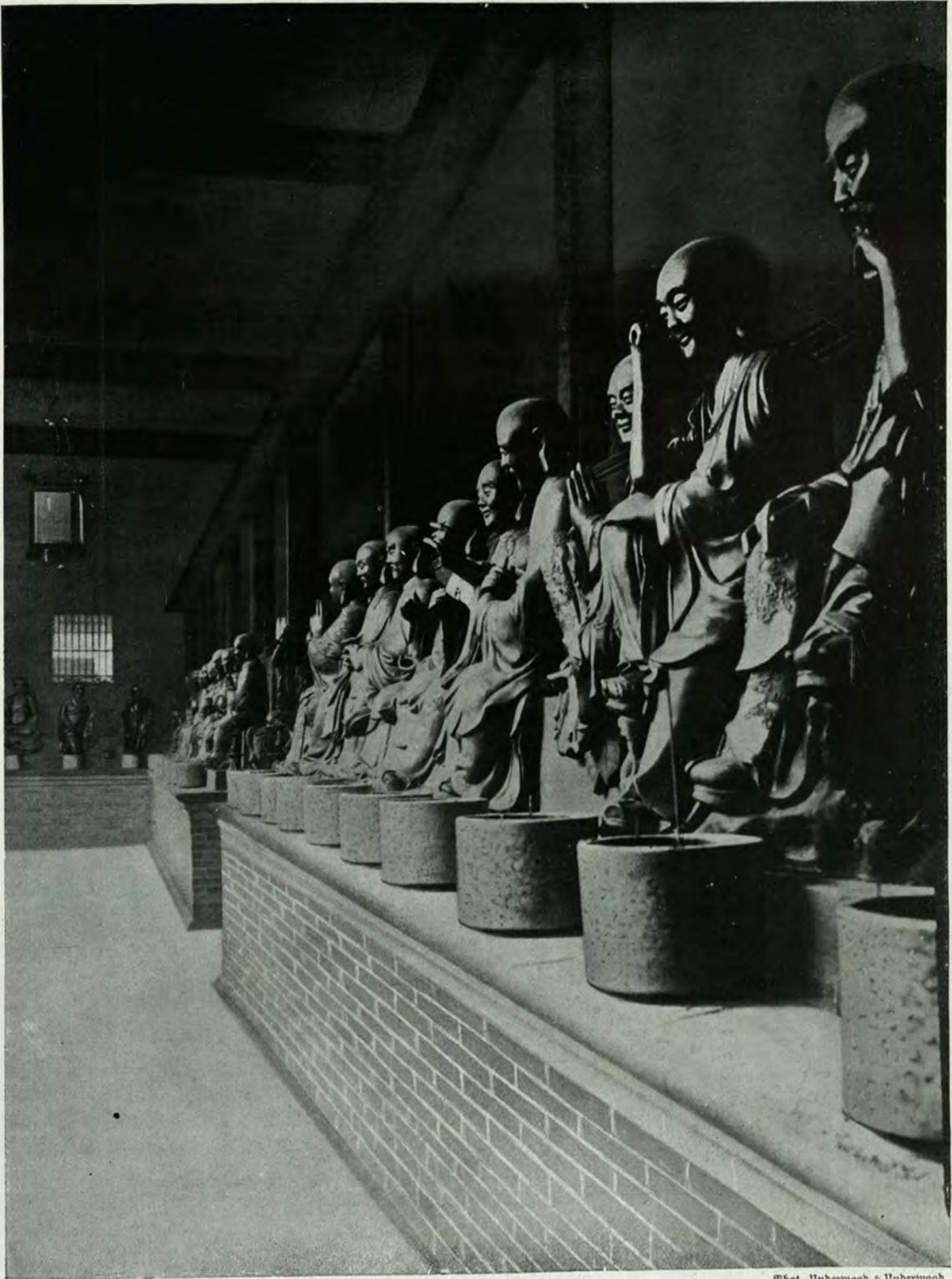
Abb. 340. Marco Polo als Gottheit.

Diese Statue des berühmten Weltreisenden steht unter den fünfshundert Gottheiten im Tempel von Kanton (Südchina).

einer Spitzenkrause um den Hals. Chinesischer Überlieferung nach stellt dieses lebensvolle Bildnis niemand anders dar als Marco Polo, diesen größten Reisenden aller Zeiten, dem Europa die Kenntnis Asiens verdankt (Abb. 340). China hat diesem Manne, der mit Vespucci und Kolumbus, mit Vasco de Gama und Balboa in einem Atem genannt werden kann, unter den göttlichen Weisen Buddhas ein Denkmal gesetzt; Europa ist es ihm noch schuldig geblieben. Marco Polo war es, von dem Europa die ersten Nachrichten über Mesopotamien, Persien, die Mongolei, Siam, Birma, Formosa, Japan, Tibet, Java, Sumatra und andere Länder erhalten hat, und seine Schilderungen waren jahrhundertlang bis zum Zeitalter wissenschaftlicher For-

hundert „Schutzgeister“ außerhalb der Stadtmauern, eine umfangreiche Anlage mit Klostergebäuden, schönen Gärten und Tempeln, eine Gründung des Buddhistenmönches Bodhidharma aus dem Anfang des sechsten Jahrhunderts. Der große Chinesenkaiser Kienlung ließ die verfallenen altersgrauen Gebäude im Jahre 1755 wiederherstellen und so kam auch die Halle der fünfshundert Schutzgeister auf der Nordseite des großen Tempelplatzes wieder zur Geltung — große, vergoldete Statuen von buddhistischen Weisen in sitzender Stellung, so lebenswahr, so ausdrucksvoll in ihren Gesichtern wie in der Stellung, daß man Stunden zubringen könnte, sie zu studieren, und unwillkürlich den Meister bewundern muß, unter dessen Händen sie hervorgegangen sind (Abb. 341).

Zwischen diesen höchst merkwürdigen Statuen befindet sich eine solche mit europäischen Gesichtszügen, bärtig, einen abendländischen Hut auf dem behaarten Kopf, in abendländische Gewänder gehüllt und mit



Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 341. Der Tempel der fünfhundert Weisen
im Kloster „vom blumigen Wald“ zu Kanton, gegründet im sechsten Jahrhundert.

spitzen, in der Bucht aus dem Wasser hervorragend, nichts als solche Blöcke, manche von Tempelchen gekrönt, andere wie mit dem Messer senkrecht durchgeschnitten, und auf den glatten, tafelförmigen Schnittflächen chinesische Inschriften eingemeißelt (Abb. 342), darunter eine solche, die dem Andenken des kühnen Seeräubers Koxinga gewidmet ist, dem Befreier Formosas von den Holländern im siebzehnten Jahrhundert.

Futschou. Futschou ist in seiner Art noch interessanter als Amoy durch sein reichbewegtes Flußleben. In einem weiten Amphitheater gelegen, wird es durch einen Fluß, über den die berühmte „Brücke der zehntausend Jahre“ führt, in zwei Teile geteilt. Im ersten Jahrhundert erbaut, wird sie wohl noch für weitere Jahrhunderte den Verkehr vermitteln, wie ihr Name zu besagen scheint, denn die gewaltigen Felsquader, aus denen ihre fünfzig Pfeiler

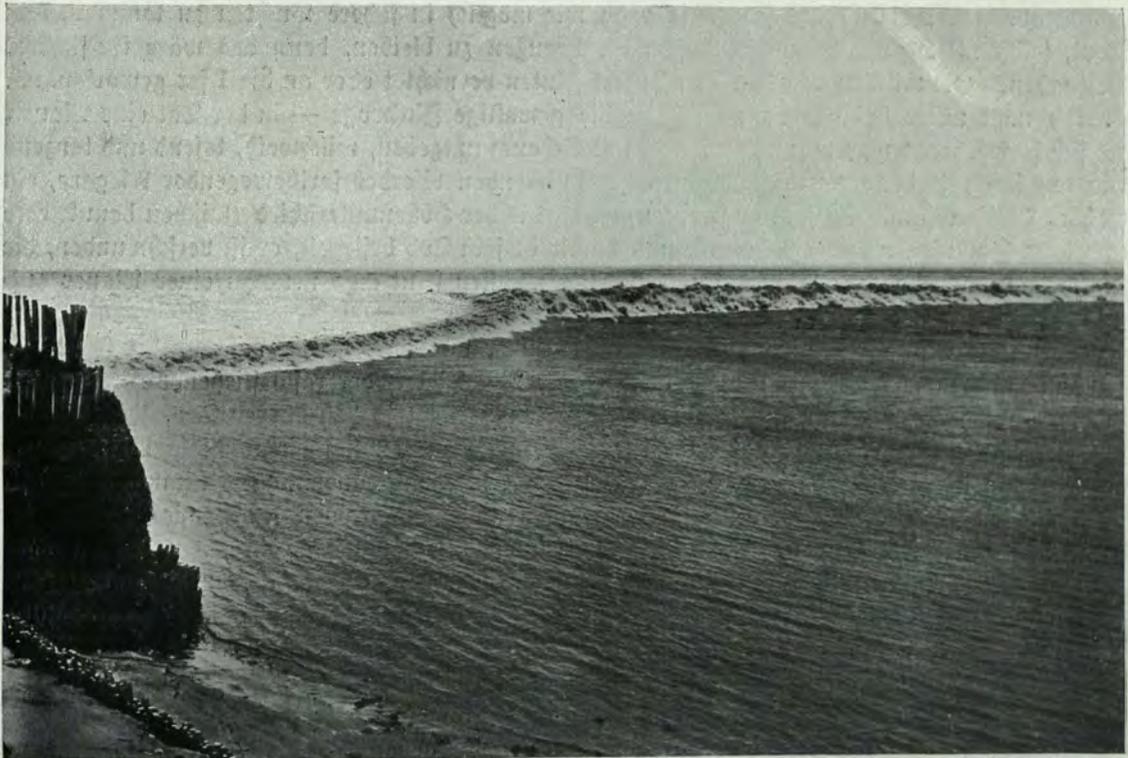


Abb. 343. Die Flutwelle im Tsiengtangfluß
erscheint in einer rauschenden, rasch fortschreitenden Wassermauer von zehn bis zwölf Meter Höhe.

gebaut sind, sowie die bis fünfzehn Meter langen Steinplatten, welche die Brückenbahn bilden, scheinen unzerstörbar. Das Inselchen, über das die Brücke führt, ebenso wie der Fluß selbst wimmelt voll Leben, absonderlich und bunt. Jede der Hunderte von Dschunken und Sampans trägt lebenden Blumenschmuck in Töpfen, jede der Tausende von Frauen trägt Blumen in den Haaren. Flußauf und -ab an den Ufern und darüber hinweg nichts als Tempel und Pagoden. . .

Die Flutwelle bei Hangtschou. Die reizvollste aller Städte des Reiches der Mitte ist Hangtschou, weiter nördlich nahe der Küste gelegen, vor siebenhundert Jahren die Hauptstadt und Kaiserresidenz von China, von den damaligen und späteren Reisenden als die größte Stadt der Welt bezeichnet. Ist sie seit der Verlegung der Regierung nach Peking, später nach Peking auch stark zusammengeschmolzen, so hat sie doch viel von ihrem einstigen

Glanz bewahrt. Besonders ihr See mit zahlreichen Inseln, alle mit Palästen, Tempeln, Pagoden geschmückt, die sich zwischen den Gärten und Baumgruppen erheben, weckt das Entzücken nicht nur der Chinesen; auch der Abendländer wird in hohem Maße gefesselt. Der Tsiengtangfluß, der an Hangtshou vorbeifließt, zeigt eine der merkwürdigsten Naturerscheinungen — regelmäßige Springsfluten von einer Höhe und Mächtigkeit, wie sie nur noch in der Bucht von Fundy in Kanada und im Amazonenstrom vorkommen. Die Meeresflut dringt im Tsiengtang wie eine schäumende, donnernde Wassermauer von sechs bis zehn Meter, bei heftigem Winde und Vollmond sogar noch größerer Höhe aufwärts, um sich erst nach siebenzig bis achtzig Kilometer langem Lauf allmählich zu verlieren. Das Schauspiel, das diese Flut darbietet, ist geradezu überwältigend (Abb. 343). Schon eine Stunde vor ihrem Eintreffen kann man in stillen Nächten ihr Donnern vernehmen, wie das Donnern des Niagara. Immer stärker dringt es zu den Ohren des Beobachters; die Schiffe suchen so rasch wie möglich in sichere Buchten zu kommen, kein Boot, selbst nicht große Dampfer wagen es, draußen zu bleiben, denn das wäre ihr sicheres Verderben. Sie würden von den brausenden Fluten vernichtet oder an die Ufer geworfen. . . . Endlich naht unter betäubendem Dröhnen die gewaltige Flutwoge — in der Tat eine Mauer, die sich fortwährend nach vorne überstürzt, mit Schaum umgeben, milchweiß, tosend und tanzend wie ein sich mit der Schnelligkeit eines galoppierenden Pferdes fortbewegender Niagara, ein wahrer Wassertaifun. So jagt er stromaufwärts, bis der Höhenunterschied zwischen dem Meere und dem Flußniveau ausgeglichen ist, und damit ist sein Tod besiegelt, er ist verschwunden, die Wasser laufen rasch wieder zurück, um mit der nächsten Flut aufs neue zu einer Mauer aufgebäumt zurück, stromaufwärts gejagt zu werden.

Die breite Mündung des Flusses, immer schmaler werdend, ist der Bildung der Flutwelle günstig. Schon an der Küste beträgt die Flut an vier Meter, der rasch fließende Strom stellt sich ihr entgegen, hält ihren unteren Teil auf und veranlaßt so den oberen Teil, sich zu überstürzen. Mehr Flutwasser strömt vom Meere aus ein, bis endlich die kolossale Wassermauer entsteht, die in gerader Front ihren vierstündigen Sturm Lauf landeinwärts nimmt.

Der Kaiserkanal. Hangtshou ist der Ausgangspunkt des großen Kaiserkanals, eines der größten Werke, das Menschenhände jemals geschaffen haben, ein würdiges Seitenstück des Suez- und Panamakanals, besonders wenn man bedenkt, daß den Chinesen zur Zeit seiner Erbauung im dreizehnten Jahrhundert keines der modernen technischen Hilfsmittel bekannt gewesen ist. Sechzehnhundert Kilometer lang führt er von Hangtshou, die beiden großen Ströme Yangtsekiang und Hoangho überschreitend, über Tientsin bis Peking — eine Strecke so lang wie von Paris quer durch Europa über Berlin zur russischen Grenze. Kublai-Khan, der große Mongolenkaiser, hat den Kanal gebaut hauptsächlich zum Transport der für Nordchina bestimmten Lebensmittel und ihm den Namen Yun-ho, das heißt Transportfluß, gegeben. Wohl ist er jetzt verwahrlost und in manchen Jahren nicht von hinreichender Wassertiefe, aber seinen Zweck erfüllt er trotz gegenteiliger Nachrichten immer noch. Ich habe ihn im Jahre 1900 seiner ganzen Länge nach befahren, allerdings mit mancherlei Schwierigkeiten.

Die Sutschoupagode. Der Hauptsache nach besteht der Kaiserkanal aus einer Reihe miteinander verbundener Flußläufe und Seen und ist selbst zu einem Fluß von fünfzig bis siebenzig Meter Breite geworden. Der bedeutendste Hafen in dem südlich des Yangtsekiang gelegenen Teil ist die Stadt Sutschou, eine der schönsten von China. Die Söhne des Himmels sagen: „Über uns das Paradies, auf Erden Sutschou und Hangtshou.“ Es gilt ihnen als das größte Glück, in Sutschou das Licht der Welt zu erblicken, denn diese wirklich reizende Stadt ist ihrem Aberglauben nach in bezug auf das Fungschui, das männliche und weibliche Prinzip in der Natur, sehr günstig gelegen. Ohne die Fungschuibedingungen zu Rate zu

ziehen, bauen sie kein Haus und graben kein Grab. Nun wurde gelegentlich der Gründung der Stadt im sechsten Jahrhundert ein großer Erdhügel angelegt, der nach dem Glauben der Chinesen den erforderlichen Bedingungen glänzend entspricht. Sie bauten darauf eine neunstöckige Pagode, die „Tigerhügelpagode“ genannt, und diese gilt ihnen nicht nur als die schönste im Lande, sondern auch als die am meisten Glück verheißende (Abb. 344).

Wie Hangtschou so hat auch Sutschou seinen See, ja die Stadt ist wie ein chinesisches Venedig auf Inseln dieses Sees gebaut, mit belebten Kanälen zwischen ihnen, während andere Inseln schöne Gärten, Pagoden und Tempel besitzen. China zeigt sich hier von seiner schönsten Seite.

Im Stromgebiet des Hoangho, von seiner neuen Mündung aufwärts ins Herz der Provinz Honan zeigt das Land die Lößformation, eine der größten Eigentümlichkeiten Ostasiens. Schon westlich von Tschangtschou in der Provinz Schantung gelangte ich in diese von Wind und Wasser verursachten, viele Meter hohen Ablagerungen von feinstem Sand und Erdteilchen. Karrenräder und Pferdehufe reißen den trockenen Boden auf und der Wind trägt die gelockerte, staubige Schicht fort; kommen Regengüsse, so fließt das Wasser in dem so entstandenen Wegeinschnitt ab und schneidet diesen noch tiefer ein. Nachdem das während Jahrhunderten fort-



Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 344. Der schiefe Turm von Sutschou aus dem sechsten Jahrhundert, auch Tigerhügelpagode genannt.

gesetzt wurde, ist aus dem ursprünglich im gleichen Niveau mit der Ebene liegenden Wege eine enge, tiefe Schlucht entstanden mit senkrechten Wänden auf beiden Seiten (Abb. 345). Fußgänger pflegen diesen, gewöhnlich auch noch mit knietiefem Staub gefüllten Wegschluchten auszuweichen und oben am Rand entlang zu wandern. Schubkarren, Maultierwagen und Reiter aber müssen durch diese Schluchten, die oft viele Kilometer lang sind und fast nirgends eine Unterbrechung oder Erweiterung zeigen, so daß, wenn zwei Wagen einander begegnen, das Ausweichen unmöglich ist. Hier erst lernte ich den Wert meiner Soldatenbegleitung kennen; denn kamen wir zu einer derartigen Schlucht, so ritt einer der Soldaten voraus, um die etwa entgegenkommenden

Wagen vor dem Einfahren in die Schlucht zu warnen. Mitunter kam aber dieser bezopfte Vortrab zu spät, eine Kolonne von Lastwagen war bereits eingefahren, und dann galt es für uns in diesen heißen, staubigen, dämmerigen, trockenen Schluchten mit vier bis acht Meter hohen Wänden zu warten, bis die Kutscher ihre Pferde ausgespannt, mit unfäglicher Mühe und Gefahr an den senkrechten Wänden entlang zurückgeführt und hinten wieder an die Wagen gespannt hatten, um diese aus der Schlucht herauszuziehen. Selbstverständlich mußte der ganze Verkehr stets mir ausweichen, denn ich reiste mit kaiserlichem Paß und militärischem Geleite. Niemand wagte es, sich darüber aufzuhalten; sobald die nur durch ihre farbigen Mittel kenntlichen, häufig ganz unbewaffneten Soldaten sich zeigten, gehorchte alles ohne Widerrede. Mitunter entstehen in diesen tiefen Lößeinschnitten durch Rutschungen und Abbröckelungen der Wände Erweiterungen, die



Abb. 345. Straße im Löß.

ein Ausweichen für einzelne Karren ermöglichen. Bei Begegnungen von ganzen Karawanen aber muß stets eine von ihnen umkehren. Um dieser Arbeit und Zeitvergeudung vorzubeugen, pflegen die Kutscher beim Einfahren in die Schluchten mit der Peitsche zu knallen und langgezogene Warnungsrufe erschallen zu lassen. Mitunter hören sie einander auch ganz gut, aber einer hofft auf die Nachgiebigkeit des andern,

beide fahren drauflos, bis sie einander auf der Nase sitzen. Dann geht die Schimpferei und Schreierei los. Aber was macht's? Die Chinesen haben Zeit, und kommen sie

nicht heute an, so doch morgen. Dazu erfreuen sie sich unbegrenzter Sorglosigkeit. Zuweilen traf ich in diesen Schluchten ein paar Schubkarren mitten im Wege, und vor ihnen hockten ihre Führer im Staube bei einem Spielchen. Meine Soldaten pflegten dann kurzen Prozeß mit ihnen zu machen. Sie warfen die Schubkarren einfach nach der einen Seite um, und gewöhnlich war damit hinreichend Platz geschaffen, daß meine Karren, mit einem Rad hoch an der Lößwand, mit dem andern auf dem Wege, vorüberfahren konnten, freilich unter beständiger Gefahr, selbst umzustürzen.

Erst jenseits Lungshan kamen wir wieder in die ungemein reichgesegnete Ebene von Tsinanfu, im Süden begrenzt von den kulissenartig ineinandergeschobenen und hintereinander aufsteigenden Bergketten des mittleren Schantung.

Weiter westlich von Honan und Schansi erreichen die Lößablagerungen stellenweise eine Mächtigkeit von mehreren hundert Metern, aus denen Wind und Regen ganz phantastisch geformte Türme, Regel, Grate herausarbeiten, umgeben von tiefen Tälern mit steilen Wänden, in die ganze Troglodytendörfer eingegraben sind. Ihre Einwohner leben in Höhlen, die

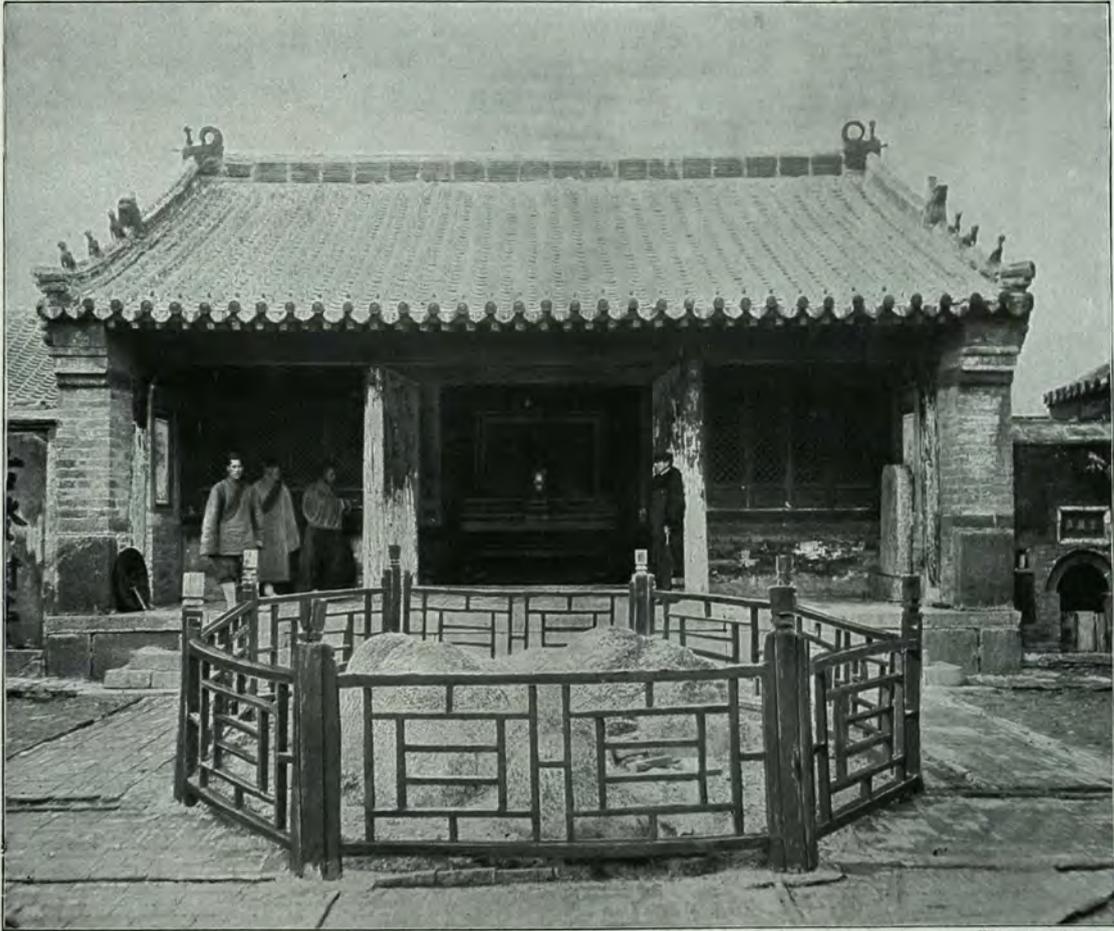


Abb. 346. Der Gipfel des Taiſchan.

Phot. Gesse-Wartegg.

Felder aber sind auf der Oberfläche des Lößes hoch über ihnen, und so steigen sie jeden Morgen die steilen, zerbröckelnden Wände zur Feldarbeit hinauf, des Abends wieder hinunter.

Das heilige Land von China. Innerhalb der Grenzen von Schantung liegt das heilige Land von China. Dort erhebt sich der heilige Berg Taiſchan, dort liegen die Geburtstätten von Konfuzius und Mentzius, bisher von Europäern nur äußerst selten besucht.

Von den fünf heiligen Bergen des chinesischen Reiches ist der Taiſchan der berühmteste und besuchteste, für die Chinesen etwa dasselbe, was für die Japaner der mächtige, schneebedeckte Fudschinama ist. Wie dieser, so ist auch der Taiſchan das Ziel vieler Tausender Pilger, die in jedem



Abb. 347. Inneres des Taischantempels in Taingansu.

Phot. Gesse-Wartegg.

Jahre aus allen Teilen des Reiches hier zusammenströmen, um den heiligen Berg zu besteigen, in den Tempeln an seinem Fuße (Abb. 347) wie auf seinem Gipfel zu opfern und die Götter um ihre Gnade anzuflehen. Unter diesen Pilgern waren auch Kaiser und Könige, Fürsten und die höchsten Mandarine. Schon vor viertausendeinhundertsechundsiebzig Jahren, im Jahre 2254 vor Christi Geburt, wurde der Taischan von dem sagenhaften großen Kaiser Schun bestiegen, der auf seinem Gipfel dem Gott des Himmels und der Erde opferte und diesem den Berg als eine Art natürlichen Opferaltar widmete. Der größte Heilige von China, Konfuzius, wandelte fast zwei Jahrtausende später auf denselben Pfaden, und wieder zwei Jahrtausende später pilgerte der erste Kaiser der Mandschudynastie auf den Berg.

Von den Fenstern meiner Wohnung in der Baptistenmission von Taingansu blickte ich gerade auf den mächtigen Gipfel, der hoch über alle Berge von Mittelschantung in die Wolken ragt, und mit dem Fernglase konnte ich sogar das monumentale Himmelstor Nam-Tien-Mun wahrnehmen, das den Eingang zu der berühmten Tempelgruppe auf dem obersten Plateau des Taischan bildet, nahezu zweitausend Meter über dem Meeresspiegel gelegen.

In Taingan gewesen zu sein, ohne den Taischan bestiegen zu haben, wäre etwa dasselbe, wie wenn der Besucher von Luzern die Bergfahrt auf den Rigi unterlassen wollte. Treppen erleichtern den Aufstieg auf den Taischan, und nach mehrstündigem Klettern durch schöne bewaldete Bergpartien erreichte ich die letzte Treppenflucht, steiler als alle bisherigen und vielleicht auch die längste auf Erden. An tausend Stufen führen schnurgerade zwischen zwei schwarzen Granitmauern

aufwärts, und oben winkt das „östliche Himmelstor“ mit seinem gelben Porzellandach den Pilgern. Jenseits des Tores erreichte ich den Tempel der „heiligen Mutter“ (Abb. 348). Im Innern thront ihr Riesenstandbild in goldstrotzenden Gewändern, um den Kopf einen langen Schleier geworfen, von dem eine tellergroße goldene Käschmünze herabhängt, das Gesicht vollständig verbergend. Der mich begleitende Mönch erklärte, diese durchlochte Riesenmünze sei das Zeichen, daß die heilige Mutter alles sehe und höre; allein nach dem Zustande des Fußbodens im Tempel zu schließen, dient die Münze eher als Aufforderung für die Pilger, der Göttin möglichst viel Geld zu opfern. Der Fußboden des Tempels war nämlich mindestens kniehoch mit Millionen von Münzen bedeckt, welche die frommen Pilger durch eine Öffnung in der Tempelwand hineinwarfen: Millionen von gewöhnlichen Käschmünzen im Werte von je einem Drittelpfennig, aber auch Massen von Silberbarren in den verschiedensten Größen bis zum Wert von hundert Mark. Dazwischen lagen Schmudfsachen, Bänder, rote Papierchen mit Gebeten bedeckt und eine große Zahl getragener Frauenschuhe. Der Gesamtwert dieser Masse von Opfergaben mochte immerhin hundert- bis zweihunderttausend Mark betragen. Wie ich nachher erfuhr, erhält den Hauptanteil an diesem Schätze der Kaiserhof; einen anderen Teil erhält der Provinzgouverneur, der Rest gehört dem Tempelschatz.

Endlich war der höchste Tempel, ein massives, im Dreieck angelegtes Gebäude, erreicht. Über dem rotbemalten steinernen Tore steht in goldenen Buchstaben die Inschrift: „Yu wong ting“, das heißt „der höchste Gott“. In den Hofraum tretend, gewahrte ich aus dem Steinpflaster in der Mitte einen meterhohen nackten Felsen emporragen, von einer Holzbalustrade umgeben (Abb. 346), wie der berühmte Mohammedfelsen in der Omarmoschee von Jerusalem. Dieser Felsen ist der höchste Gipfel des Taiſchan, und der führende Mönch hatte nichts dagegen, daß ich mich über die Balustrade schwang und auf den Felsen stellte, die Stelle, von wo aus die heilige Mutter, von der auch eine Statue in dem dahinter liegenden Tempel steht, sich zum Himmel emporschwang.



Phot. Gesse-Wartegg.

Abb. 348. Der Tempel der heiligen Mutter auf dem Taiſchan.

Die Aussicht ist hier durch die umliegenden Tempel verbaut. Um sie zu genießen, mußte ich noch ein Stückchen auf dem Felsgrat weiterwandern, zwischen einer Anzahl steinerner Gedenktafeln, die seit undenklichen Zeiten hier Wind und Wetter trogen. Diese Aussicht zu schildern, müßte ich ganz Schantung beschreiben; denn von hier aus sah ich, in leichten Dunst gehüllt, den größten Teil der Provinz, vom Kaiserkanal und dem breiten gelben Bunde des Hoangho bis zu den fernen Bergen von Tschoufu; die ganze weite Ebene von Weishien begrenzt von dem mächtigen

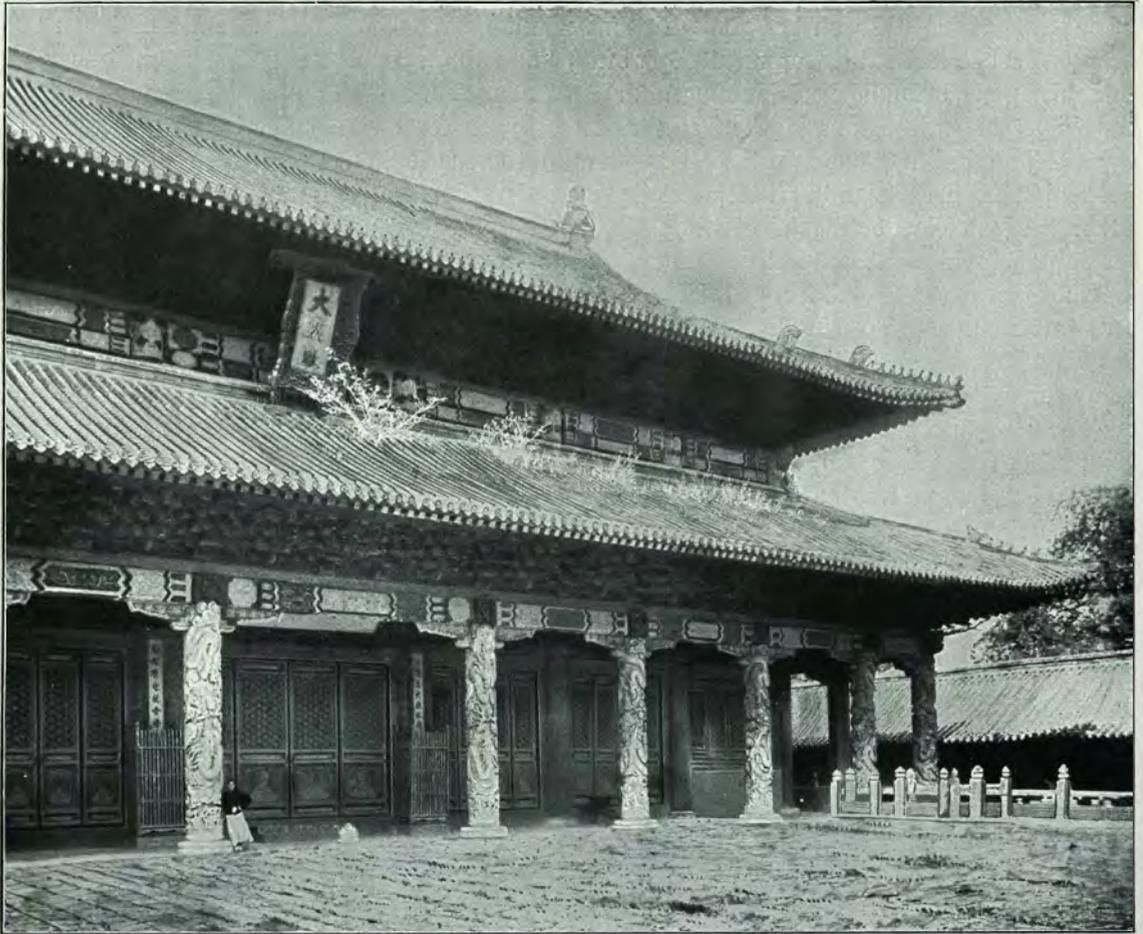


Abb. 349. Der große Konfuziustempel in Kiu-fu.

Phot. Heffert-Wartegg.

Laoschan, jenem steilen Gebirgszuge, der den deutschen Besitz bei Kiautschou nach Osten abschließt, und den ich selbst einige Wochen vorher mit der ersten deutschen Expedition bestiegen hatte.

Die Grabstätte des Konfuzius. Die Stadt Kiu-fu hat die Ehre, die Grabstätte des Konfuzius zu enthalten, und schon von den Ufern des Siho sah ich aus der grünen Ebene die starken, mit Wachthäusern gekrönten Stadtmauern aufragen. Zwischen hohen, dunklen Baumkronen glühten die orangegelben Dächer des berühmten Konfuziustempels (Abb. 349) und des Palastes des unmittelbaren Nachkommen des Konfuzius, des gegenwärtigen Herzogs dieses Namens.

Zwei Stunden später waren ich und meine Begleiter auf dem Wege zu der Grabstätte. Die dorthin führende, von großstämmigen Zypressen und Zedern beschattete Allee wird durch

zwei Brücken unterbrochen, deren Bahn aber nicht auf Pfeilern, sondern unmittelbar auf dem Erdboden liegt. Jenseits dieser Brücken erhebt sich quer über den Weg eine große, fünfstorige Ehrenpforte, die prächtigste, die ich in China überhaupt gesehen habe; die gewaltigen weißen Marmorblöcke, aus denen dieses wunderbare Denkmal aufgebaut ist, sind über und über mit den herrlichsten Skulpturen bedeckt, bei denen der Drache und andere Figuren der chinesischen Mythologie als Grundmotive dienen; die Ausführung ist von wunderbarer Zartheit, die Behandlung des spröden Materials so weich und vollkommen, daß ich mich von diesen Meisterwerken chinesischer Bildhauerkunst kaum trennen konnte.

Wir schritten nun unter den mächtigen Zypressen weiter und gelangten nach etwa zweihundert Schritten zu einem monumentalen Holztor mit kunstvollen Malereien und mit der Inschrift:

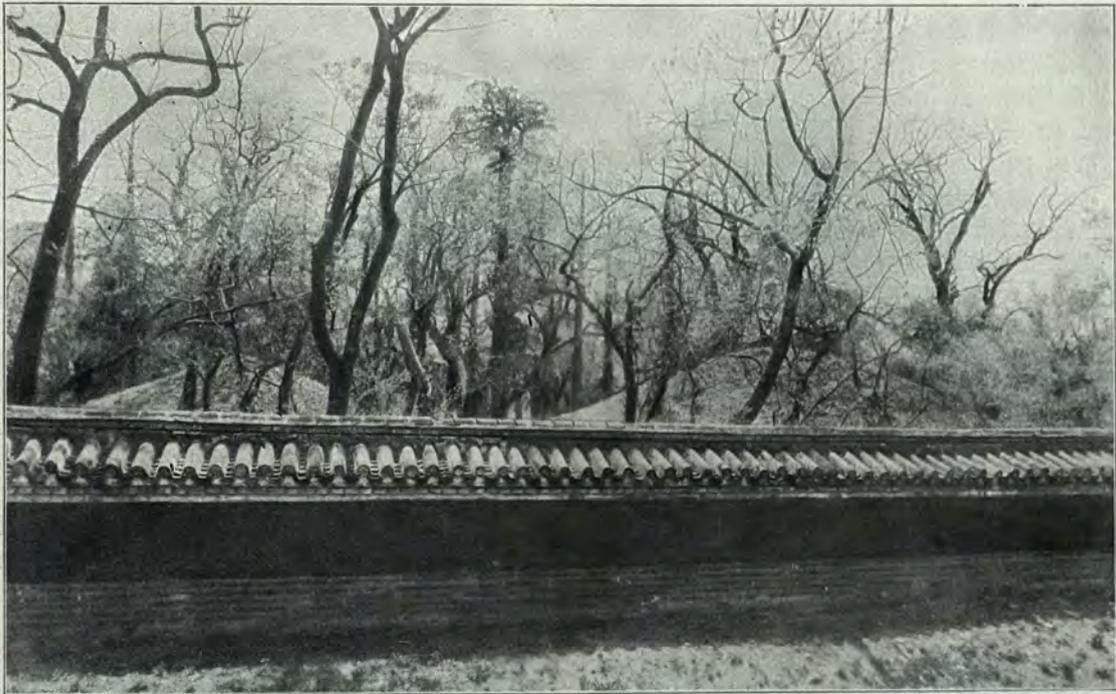


Abb. 350. Die Grabhügel des Konfuzius und seines Sohnes.

Phot. Gesse-Wartegg.

„Dies ist das heiligste Grab.“ Wieder zweihundert Schritte weiter erreichten wir endlich die gewaltige Mauer, die den ganzen dreißigtausend Morw, das heißt etwa fünftausend preußische Morgen großen Begräbnisplatz umgibt und ihn gleichzeitig gegen die Überschwemmungen des mitunter sehr wasserreichen Sieschui-flusses schützt. Ein dräuendes Festungstor aus Stein, überragt von einem Wachthause mit doppeltem Dache, führt durch die mehrere Meter dicke Umfassungsmauer, und wir fürchteten schon, dieses Tor verschlossen zu finden. Zu unserer Überraschung trat uns indessen hier, bei den zwei großen den Eingang bewachenden Steinlöwen, ein Mandarin in buntem Staatskleid entgegen, der sich als ein Kammerherr oder Hofbeamter des Herzogs Konfuzius vorstellte und uns unter tiefem Kautau (Verbeugung) einlud, näher zu treten.

Wir kamen nun in den ausgedehnten schattigen Wald — eine Seltenheit in China —, der die Grabstätten des Konfuzius und seiner Nachkommen von fünfundsiebzig Generationen enthält. Der jetzige Herzog ist der direkte Nachkomme von Konfuzius in der sechsundsiebzigsten Generation, und sein Stammbaum reicht nachweislich auf über zweitausendsiebenhundert Jahre

Ein runder Erdhügel, vielleicht sieben Meter hoch und dreißig Meter im Umfang, erhebt sich hier aus dem Strauchwerk; davor steht eine einfache, acht Meter hohe und zwei Meter breite Steinplatte, die in altchinesischen Schriftzeichen die Worte enthält: „Tschischeng-sien-schi-kung-tfö“, das heißt: der heiligste, erhabene Gelehrte, der verehrte Lehrer, der Philosoph Kung-fu-ke oder Konfuzius).

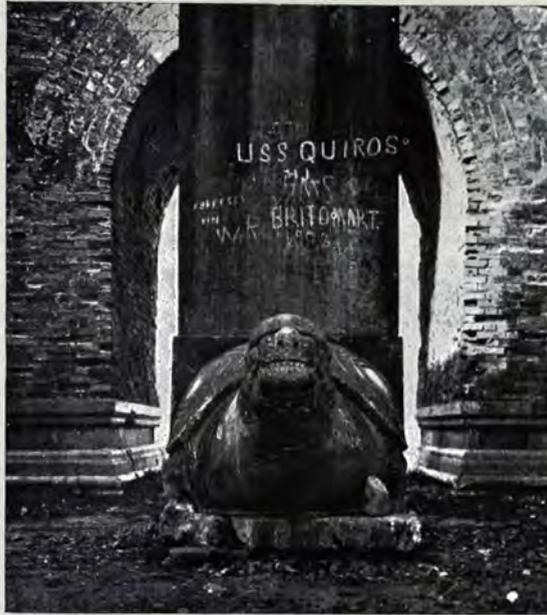


Abb. 352. Gedenktafel auf einer Riesenschildkröte bei den Minggräbern in Nanking.

zwei Fuß hohes Weihrauchgefäß aus Bronze.

Hier also liegen die Gebeine des Gründers einer Religion, die heute Hunderte von Millionen Anhänger zählt. Seit zweieinhalb Jahrtausenden ruhen sie hier, sorgfältig gehütet von seinen Kindeskindern durch fünfundsiebzig Generationen, geehrt von allen Bewohnern des größten Reiches der Erde; Kaiser der verschiedensten Dynastien haben an derselben Stelle geopfert, an der ich nun stand. Der letzte Kaiser, der zu den Ge-

Zu Füßen dieses einfachen, schmucklosen Steindenkmals steht ein

beinen des großen Religionsstifters wallfahrte, war Tschangliung. Aber alle Kaiser verehrten in Konfuzius nicht einen Gott, wie es die Buddhisten mit dem Stifter ihrer Religion tun, sondern nur den Gelehrten, den Menschen. Es ist eine einfache, nüchterne, aber dabei doch erhabene Verehrung eines Mannes, der dem zahlreichsten Volke der Erde die Moral gepredigt und seine Lebenslaufbahn vorgezeichnet hat. Er ist keine sagenhafte Persönlichkeit, sondern eine greifbare Gestalt, ein Mann, wie seine Zeitgenossen es waren und wie deren heutige Nachkommen es sind, dabei aber doch größer als all die Götzen, vor deren eingebildeter Macht die Völker Asiens zittern und sich in den Staub werfen.

Nanking. Auf der Stromfahrt den Yangtse aufwärts bekommt man schon in der Nähe seiner Kreuzung mit dem Kaiserkanal, bei der großen Stadt Tschinkiang, einen Vorbegriff von den Schönheiten der Uferlandschaft wie von den merkwürdigen Bauten der Chinesen, die immer zahlreicher werden, je weiter man nach Westen kommt. Die großen Ozean- wie Flußdampfer, die den Verkehr mit der Metropole des Teehandels, Hankou vermitteln, fahren an einem steil aus der Mitte des Stromes aufragenden Felsenkegel vorbei, mit grotesken Pagoden bedeckt, der Silberinsel, und jenseits Tschinkiang steigt ein ähnlicher Pagodenfelsen, die „Goldene Insel“, aus den trüben gelben Fluten des „Blauen Flusses“.

Einige Dampferstunden weiter ist die Landungsstelle für das mehr landeinwärts gelegene Nanking, einst die weitberühmte, große, glänzende Hauptstadt des chinesischen Reiches, jetzt in vielen Stadtteilen ein überaus trauriges Ruinenfeld. Bei der furchtbaren Taipingrevolution war es der Sitz des von den Rebellen aufgestellten Gegenkaisers. Nach mehrwöchiger Belagerung wurde Nanking am 19. Juli 1864 endlich von den Regierungstruppen eingenommen, die dort fürchterlich hausten. Innerhalb dreier Tage wurden hunderttausend Menschen niedergemetzelt, und viele Tausende starben in der durch so viele verwesende, unbeerdigte Leichname verpesteten Stadt. Alles wurde verwüstet und zerstört, die ganze Stadt mit unbeschreiblicher Wut dem Erdboden gleichgemacht. Selbst der Leichnam des Führers der Aufständischen wurde nicht verschont; die Kaiserlichen fanden sein Grab; sie rissen der verwesenden Leiche die Haut ab,

warfen die Gliedmaßen den Hunden vor und ließen den Kopf, auf einer Stange steckend, zum abschreckenden Beispiel durch die Provinzen tragen.

Das einzig Unzerstörbare von Nanking waren die ungeheuren Ringmauern und die aus Riesenquadern aufgeführten Grabdenkmäler der Mingdynastie. Sie sind auch heute noch die größten Sehenswürdigkeiten der sich langsam wieder von ihrem tragischen Schicksal erholenden Stadt.

Die Stadtmauern ziehen sich auf viele Kilometer durch die öde, verlassene, mit Trümmern besäte Gegend, die einst große, volkreiche Stadtteile enthielt. Begleitet von zwei Professoren der kaiserlichen Marineschule ritt ich auf den breiten, aus großen Quadern gebauten Mauern

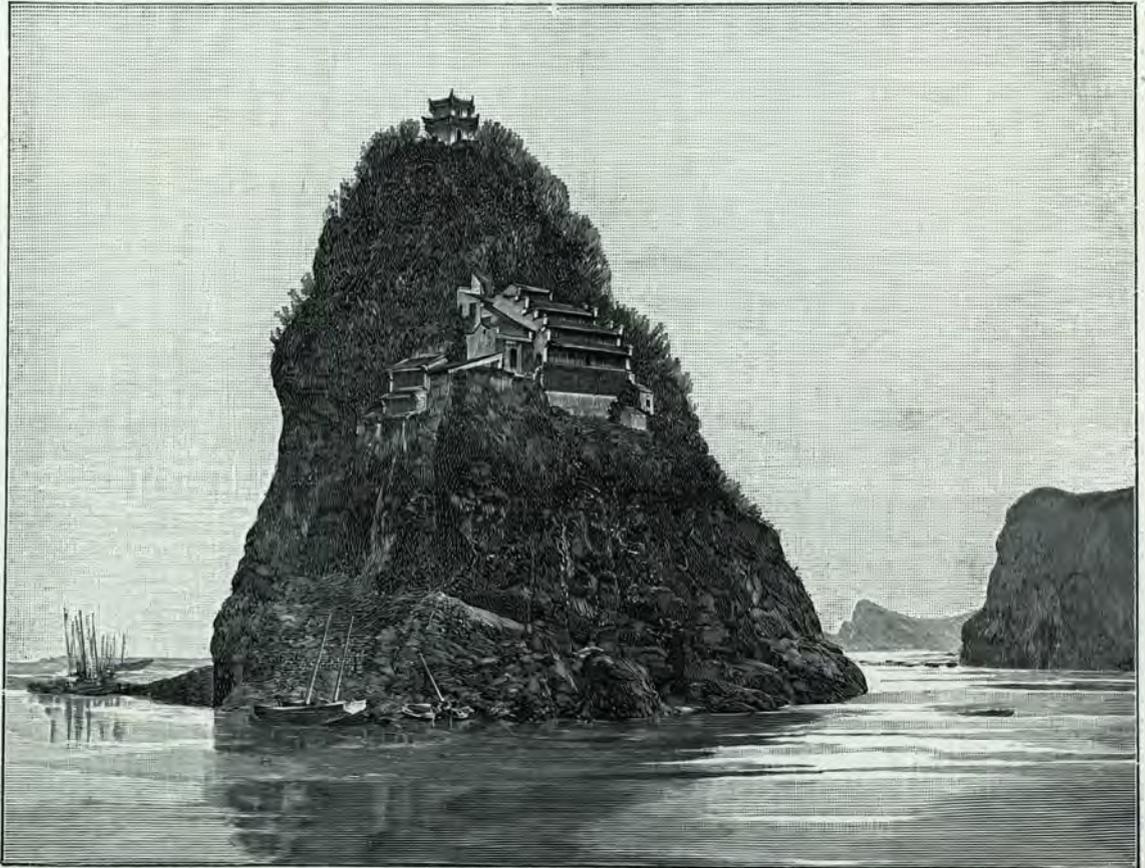


Abb. 353. Das Orphan-Eiland im Yangtsekiang.

vier Stunden lang, die meiste Zeit im Galopp, und wir waren mit der Umkreisung noch lange nicht zu Ende. Stellenweise haben die Mauern eine Höhe von zwanzig bis dreißig Meter bei einer unteren Dicke von zehn bis vierzehn Meter und enthalten im ganzen genommen sieben Millionen Raummeter Mauerwerk und dreißig Millionen Raummeter Erdreich, also das Fünfzehnfache der größten Pyramide Ägyptens.

Im Osten der Stadt, außerhalb der Ringmauer, liegen die Minggräber, Grabstätten früherer Kaiser der Mingdynastie, mit Allein riesiger Tierfiguren (Abb. 351 und 352) und Kriegergestalten. Sie sind indessen nicht so großartig wie die Grabdenkmäler der Mingkaiser in der Nähe von Peking.

Das Orphan-Eiland. Jenseits Nanking, nahe dem Wasserlauf, der den Yangtse mit dem großen Poyangsee verbindet, wird der gewaltige Strom durch Berge eingeengt, und dort steigt aus der Mitte des Strombettes ein steiler, dreihundert Meter hoher Felsenturm empor, die „kleine Waiseninsel“. Wo die senkrechten Abstürze Stufen oder Terrassen zeigen, erheben sich Tempel und Klostergebäude, bewohnt von Buddhistenmönchen, und ganz oben auf der Spitze, umgeben von hohen Bäumen, steht eine zierliche zweistöckige Pagode mit geschwungenen Dächern (Abb. 353). Sie bezeichnet die Grenze zwischen den Provinzen Anhui und Kiangsi.

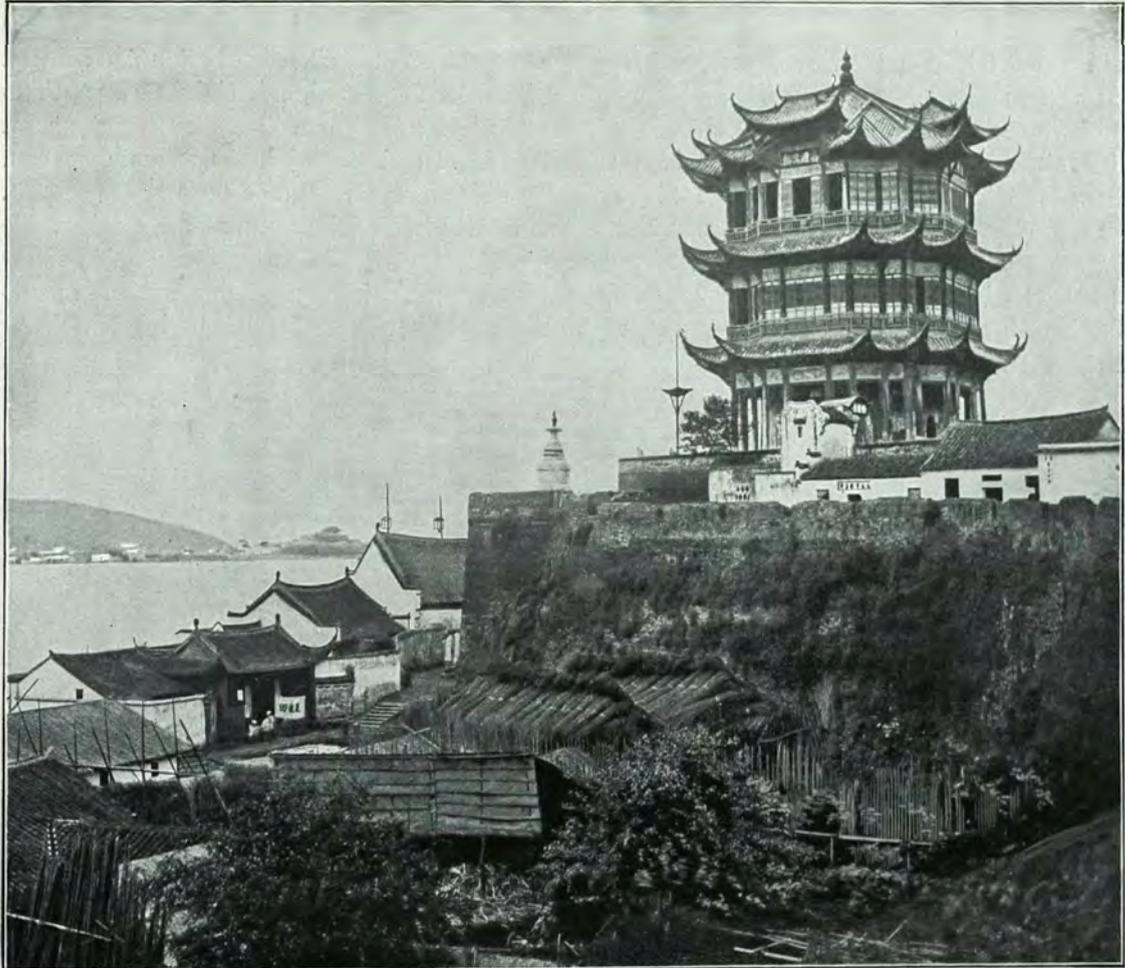


Abb. 354. Die Pagode von Wutshang im Yangtsetale.

In der Mitte des Flußlaufs, der dreißig Kilometer weiter zum Poyangsee führt, erhebt sich eine zweite Felseninsel, von einer schlanken Pagode gekrönt, die „große Waiseninsel“ genannt.

Die Pagode von Wutshang. Tausend Kilometer stromaufwärts von der Yangtsemündung erreichen wir die große Metropole des chinesischen Teehandels, Hankou. Ihr gegenüber am Südufer liegt, von einer Ringmauer umschlossen, die rein chinesische Stadt Wutshang. Über die Mauer ragt ein merkwürdiger vielstöckiger Bau, die Pagode von Wutshang (Abb. 354), hervor, das Wahrzeichen dieser Stadt, die gewissermaßen zum Geburtsort der chinesischen Republik geworden ist. Ereigneten sich doch hier, an

der Mündung des Hanflusses in den Yangtse, die blutigen Kämpfe und Aufstände des Jahres 1911 gegen die kaiserlichen Truppen, die schließlich zur Abdankung der Kaiserdynastie führten.

Die Yangtsefchlucht bei Jtschang. Die schönsten Gegenden des Yangtse liegen oberhalb Jtschang. Dort unternimmt der Riesenstrom, nach dem Amazonas und dem La Plata der wasserreichste der Erde, seinen letzten Sprung aus den Bergen in das Flachland. Kommt er doch aus den Hochgebirgen Tibets, und noch bei seinem Eintritt in chinesisches Gebiet liegt er zweieinhalbtausend Meter hoch über seiner Mündung. Eingeengt durch hohe Berge, zwingt er sich durch malerische Schluchten (Abb. 355), die stellenweise schwer passierbare gefährliche Stromschnellen bilden. Das Gebirgsland der Provinz Szechuan, das er von der Südseite umgürtet, ist von wunderbarer Schönheit. Dort erhebt sich auch einer der berühmten heiligen Berge von China, der dreitausenddreihundertfünfzig Meter hohe Omi, mit vielen Tempeln und Klöstern der Buddhisten, das Ziel vieler Tausende von Pilgern. In der Nähe von Kiatang hat die Natur selbst das Antlitz Buddhas, wie die Chinesen glauben, riesengroß in den Felsen gegraben. Vom Scheitel bis zum Kinn dürfte dieses Antlitz sechzehn Meter Länge besitzen (Abb. 356).

Peking. Am reichsten an Sehenswürdigkeiten in China ist seine Hauptstadt Peking, die widerspruchreichste und überraschendste Stadt des Erdballs; die glänzendste, interessanteste Stadt Asiens; die größte Tatarenstadt in China; die stärkste Festung des Kontinents aus dem dreizehnten Jahrhundert, heute noch in vieler Hinsicht geradeso, wie sie im Mittelalter

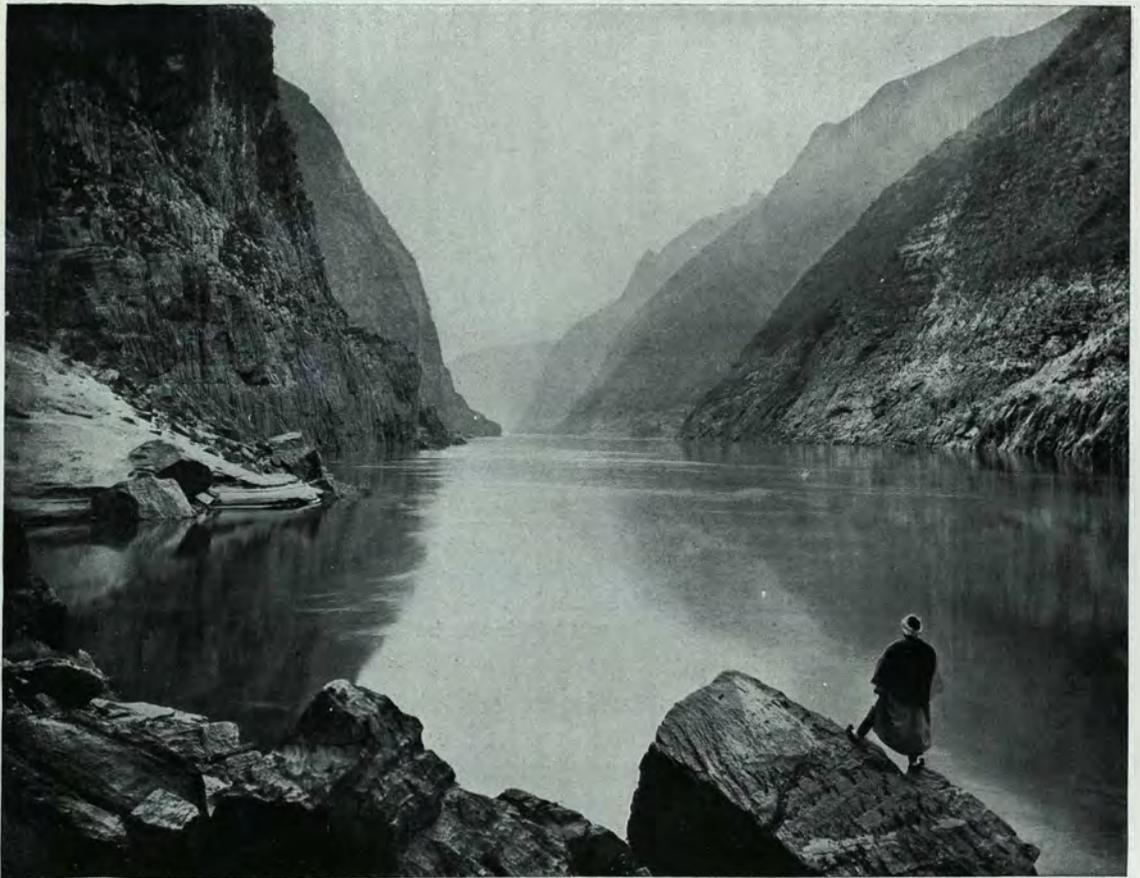


Abb. 355. Die Schlucht des Yangtsekiang oberhalb Jtschang.

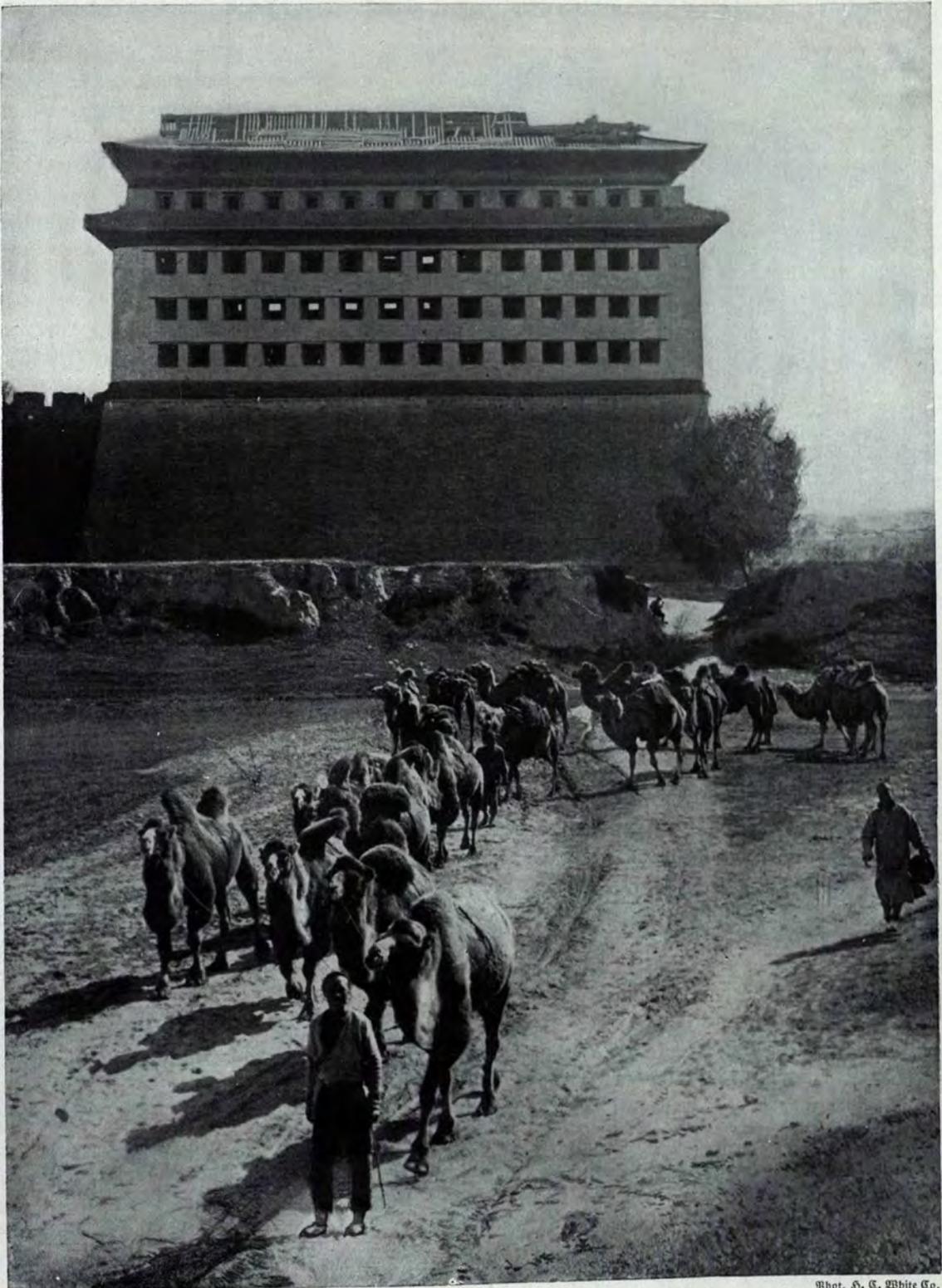
Phot. J. Thomson.



Phot. Liu Gady.

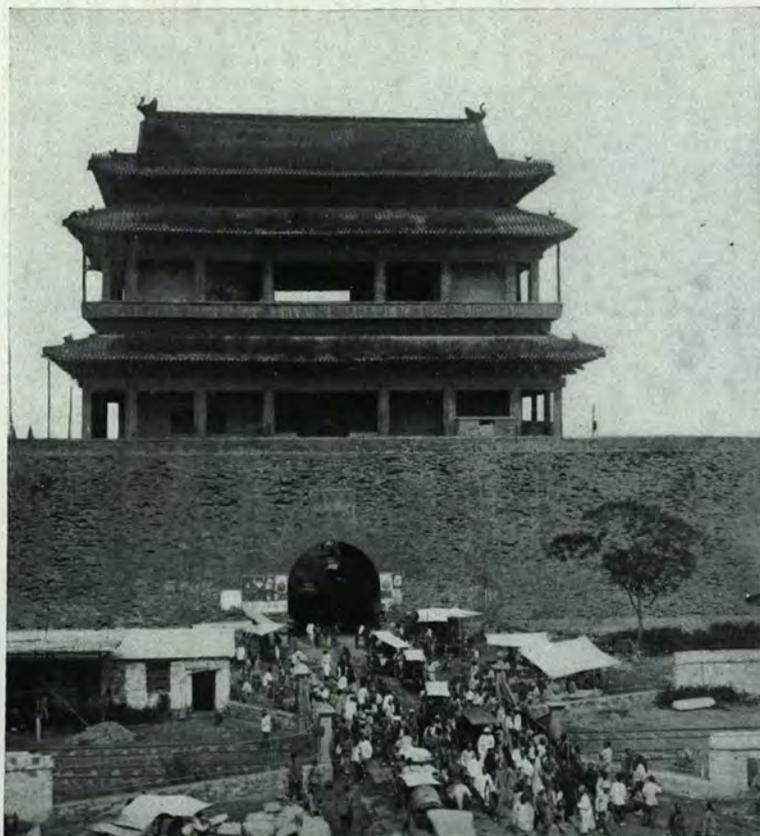
Abb. 356. Der Eisenbuddha bei Kiatang.

Ein dreißig Meter hoher Abturm, den die Natur im Glauben des Volkes nach dem Antlitz Buddhas geformt hat.



Phot. G. C. White Co.

· Abb. 358. Die äußere Stadtmauer von Peking
auf der Seite der Tatarenstadt, dreizehn bis achtzehn Meter hoch, gegen zwanzig Meter dick, durch mehrstöckige massive Türme verstärkt.



Phot. S. C. White Co.

Abb. 359. Das Hata-Men-Tor in Peking.

Die Mauer, durch welche dieses Tor führt, scheidet die Chinesenstadt von der Tatarenstadt, wo sich bei der Belagerung der Gesandtschaften im Jahre 1900 die Hauptkämpfe abspielten.

Mitternacht für eine halbe Stunde wieder geöffnet wurde, um die in Sänften getragenen oder berittenen Mandarine zur verbotenen Stadt durchzulassen. Die Arbeits- und Audienzstunden des Kaisers waren ja von ein oder zwei Uhr morgens bis Sonnenaufgang. Das Tschien-Men ist während der Belagerung der Gesandtschaften im Jahre 1900 zum Teil durch Feuer zerstört worden.

Die oberen Stockwerke der Stadttore sowie die Stadtmauern selbst dürfen nur von Militärmandarinen und Soldaten im Dienst betreten werden, und es war ein außerordentliches Zugeständnis der Chinesen, daß sie den Mitgliedern der fremden Gesandtschaften eine Zeitlang die zehn Meter breiten, mit Gras und Unkraut bewachsenen Stadtmauern zur Promenade freigaben.

Die Kaiserresidenz. Von dort oben allein konnte der Fremde einen Überblick über die gelbe und die Purpurstadt gewinnen. Die kaiserlichen Paläste selbst blieben ihm freilich verborgen, und er sah nur ihre gelben Dächer über dem Grün der Bäume, wie einen Eidotter auf Spinat. Erst die Ereignisse des Jahres 1900 haben das Geheimnis dieser verbotenen Stadt gelüftet. Am 28. August mußte sogar zum äußeren Ausdruck ihrer Freigebung ein aus den Truppen aller Mächte zusammengesetztes Korps mitten durch die verbotene Stadt marschieren, und sie ist nunmehr jedem geöffnet. Nur das Innere der Paläste mit ihren herrlichen Schätzen, dann die verschiedenen Thronhallen dürfen nicht besichtigt werden. Sie enthalten Throne, die je nach ihrer ehemaligen Bestimmung verschieden ausgestattet sind. Der wertvollste Thron ist jener, der sich in der „Halle der erhabenen Verbindung“ erhebt. Dort wurden die

mit roten Mauern umgeben, deren Tore rot gestrichen sind, und innerhalb der gelben Stadt liegt die verbotene Purpurstadt, deren Umfassungsmauern mit gelben Glasurziegeln bekleidet sind. Sie enthielt die eigentliche Residenz des Kaisers. Überall Mauern und Mauern, die äußeren an ihrem Fuße zwanzig, oben fünfzehn Meter stark, mit einer zwei Meter breiten Balustrade als Krönung. Was ihr Aussehen aus der Ferne noch dräuender macht, sind die vielen Schießscharten, aus denen große Kanonen hervorlugen. Bei der Annäherung sieht man aber, daß diese vermeintlichen Geschütze nur auf die Wände gemalt sind.

Die Stadttore. Die Stadttore sind von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang geschlossen und durften nur auf unmittelbaren kaiserlichen Befehl geöffnet werden. Ausgenommen davon war das große Tschien-Men, das um

Vermählungen der Kaiser gefeiert und die großen Staatsiegel bewahrt. Der Thron selbst ist eine Art breites Ruhebett auf spannenhohen Füßen, mit wundervoll gestickten Kissen bedeckt (Abb. 361). Der goldene Wandschirm hinter dem Thron zeigt die herrlichsten Skulpturen und Edelsteinschmuck. Von der Estrade, auf der sich der Thron erhebt, führen drei kurze Treppen zum Boden der Halle herab, und in den Nischen zwischen ihnen stehen reichgeschnitzte, fünfbeinige runde Tische mit kostbaren Opfergefäßen (Abb. 360). Die Paläste selbst sind keineswegs Weltwunder, ebensowenig wie die Tempel und Haremsgebäude der verbotenen Stadt. Interessant ist in dem Tempel der Kaiserin Tsching-U-Tien ein von den Chinesen für heilig gehaltenes Zwillingssbaum oder vielmehr ein Baum mit zwei mächtig entwickelten Stämmen, die sich auf zweieinhalb Meter Höhe über dem Boden, gerade vor der Tempeltreppe zu einem Stamm vereinigen und so ein natürliches Tor bilden (Abb. 362).



Phot. The Keystone View Co.

Abb. 360. Der Kaiserthron in Peking.

Unter den verschiedenen Thronen des Kaiserpalastes ist dieser der bedeutendste, der gleichzeitig auch die kaiserlichen Siegel birgt.

Das Lamadenkmal.

Von den großen Sehenswürdigkeiten Peking's liegen die meisten außerhalb der Tatarenstadt. Eine davon, das Grabmal des Tsching-Lamas im sogenannten Gelben Tempel (Abb. 364) würde man viel eher in Birma zu suchen geneigt sein als in China, denn es erinnert in seinem ganzen

Aufbau viel eher an eine buddhistische Dagoba.

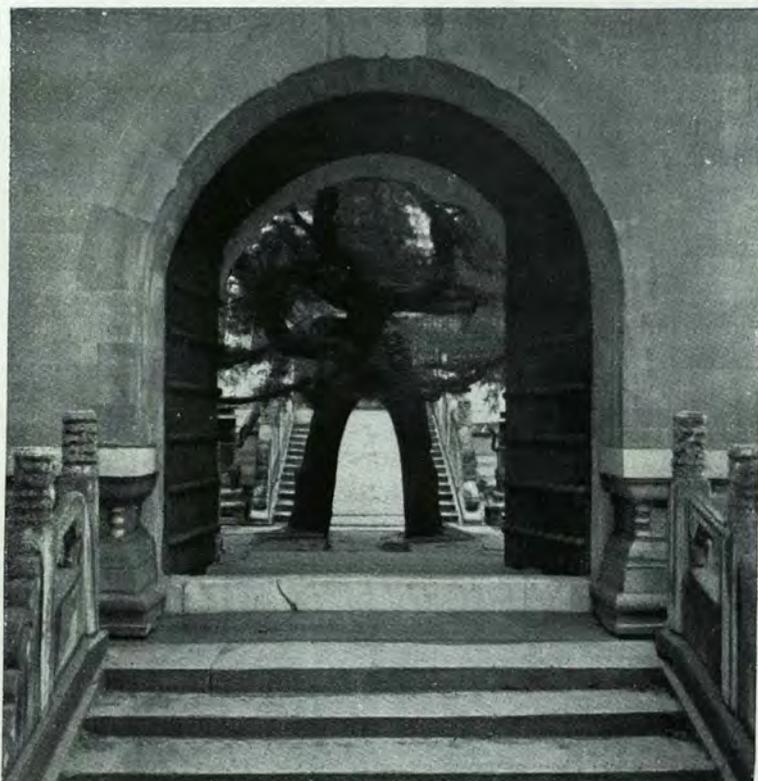


Phot. S. C. White Co.

Abb. 361. Der Kaiserthron in Peking.

Der Thron selbst ist ganz in Gold und Silber ausgeführt.

Durch einen dreifachen Torbau (Abb. 363) gelangt man zu einer Terrasse, auf der sich eine merkwürdig geformte Pagode aus weißem Marmor erhebt, mit vier kleineren Pagoden an den Ecken der Terrasse. Rings um die mittlere sind lebenswahre Skulpturen, zahlreiche Buddhafiguren und Inschriften zu sehen. Sie erzählen die Geschichte des Grabmals. Im Jahre 1780 war der Tsching-Lama von Tibet, nächst dem Dalai-Lama der Höchste in der tibetanischen Hierarchie, zum Besuch nach Peking gekommen. Kurz nach seiner Ankunft fiel der heilige Mann einer Krankheit zum Opfer. Die sterblichen Reste dieser Verkörperung von Amithaba durften nur in Tibet selbst beigesetzt werden, und so wurden sie in einem goldenen Sarge dorthin gebracht. Seine gelben Priestergewänder aber wurden in einem kostbaren Behälter im Gelben Tempel beigesetzt und darüber die geschilderte Pagode errichtet. Die Szenen aus dem Leben des Tsching-Lamas sind in



Phot. S. C. White Co.

Abb. 362. Zusammengewachsene Zwillingsbäume im Tempel der Kaiserin Tsching-U-Tien in der verbotenen Stadt zu Peking.

wunderbarer Feinheit wie Elfenbeinschnitzereien in dem spröden Marmor dargestellt, während die Blumengirlanden und sonstigen Ornamente an die reizenden Skulpturen in den Großmogulpalästen von Agra und Delhi erinnern. Herrliche Vasen und Reliquienschreine, die in europäischen Museen sorgsam unter Glas aufbewahrt würden, sind ganz mit Papierschnitzeln und Kleidersegen als Opfergaben behängt, und als Hüter dieser schönsten Werke buddhistischer Kunst dienen habgierige, verlotterte Lamapriester in schmutzigen Gewändern. Sie bewohnen das Kloster, in dem der Gelbe Tempel sich erhebt, und beschäftigen sich auch mit dem Gießen metallener Buddhafiguren, Glocken und Opfergefäße. Der große Kloster-

tempel enthält auf dem Hauptaltar die drei ewig lächelnden Hauptfiguren des chinesischen Buddhismus, Fo, Fa und Seng, das heißt Buddha, das Gesetz und die Priesterschaft versinnbildend. Die vielen Dächer und die zwei hohen Ehrenpforten in der Entfernung besagen, welchen Umfang diese Lamaferei besitzt. Aber fremden Besuchern wird nichts anderes als der Gelbe Tempel gezeigt.

Die ganze Umgebung von Peking enthält eine Menge von prachtvollen Tempeln und großen Klöstern, Palästen und Sommerfizen, aber sie sind zum weitaus größten Teil verwahrlost oder liegen gar in Ruinen. Der Vandalismus, mit dem Franzosen und Engländer in dem herrlichen Sommerpalast des Kaisers von China gehaut haben, ist ein bleibender Schandfleck in ihrer Geschichte. Die einzelnen Gebäude wurden von ihnen geplündert, und was sie an herrlichen Kunstwerken nicht fortzuschleppen konnten, wurde zertrümmert; Porzellane, Bronzen, Emailarbeiten, einzig in ihrer Art und unerseßlich, fielen diesen Vandalen zum Opfer, und die Scherben bedeckten fußhoch den Boden. Doch auch die Chinesen selbst haben mit Schuld an dem Verfall, der sich in der Umgebung von Peking überall zeigt. Es geschieht nichts für die Erhaltung der Denkmäler; die Klöster und Tempel haben ihre Einnahmen eingebüßt, und das Volk hat viel an Religiosität verloren. Aus der großen Zeit des Buddhismus ist noch der Pi-hun-su oder das Kloster der Blauen Wolke erhalten mit herrlichen Pagoden, Tempeln und Ehrenpforten (Pailaus), wo sich in der „Halle der fünfhundert Weisen“ der große Kaiser Kienlung selbst eine Statue gesetzt hat.

Der Wutassu. Nicht weit von dem Wege nach der herrlichen Sommerresidenz der Kaiserinmutter, Wanschuschau, erhebt sich der merkwürdige Wutassu, von Kaiser Jung-Lo im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts erbaut zur Aufnahme goldener Buddhafiguren

(Abb. 365). Das ganze würfelförmige Marmorgebäude ist mit zahlreichen Buddhafiguren geschmückt, die in Nischen aufgestellt sind, und die fünf Pagoden, die das flache Tempeldach überragen, geben ihm ein eigenartiges Aussehen. — Nordwestlich von Peking, ungefähr drei Kilometer von den hochragenden Stadtmauern, führt ein uralter Torweg zum Ta-Tschung-Sze, dem großen Glockentempel. Er liegt so abseits von den Straßen versteckt, daß man ihn nur mit Mühe findet, und doch enthält er eines der größten Meisterwerke chinesischer Kunst, eine von den fünf Riesenglocken, die Jung-Lo, der dritte Kaiser der Mingdynastie, im Jahre 1406 unter seiner persönlichen Leitung gießen ließ. Umgeben von Klostergebäuden buddhistischer Mönche erhebt sich hier eine zweistöckige Pagode, in der die Glocke aufgehängt ist, eine der größten aller wirklich hängenden Glocken der Erde. Bei einer Höhe von sechs Meter und fünfzehn Meter Umfang wiegt sie zweiundfünfzig Tonnen. Sie wird mittels eines wagrechten Balkens, der in Schwingung versetzt wird, angeschlagen, und eine viereckige Öffnung an der Spitze soll ihr Springen selbst unter den kräftigsten Schlägen verhindern. Außen wie innen ist sie mit unzähligen chinesischen Schriftzeichen bedeckt, Auszügen aus den klassischen Werken der Buddhisten. Der mich begleitende Mönch sagte mir, die Zahl der Schriftzeichen betrage vierundachtzigtausend. Während ich sie betrachtete, erstiegen chinesische Pilger eine Galerie nahebei und bewarfen die Glocke mit Käschmünzen, die beim Herabfallen von den Mönchen eifrig aufgelesen wurden. Sie ist die einzige der fünf Glocken, die wirklich aufgehängt wurde. Eine zweite wurde mir zwischen Schutt und Winkelwerk außerhalb der Stadtmauern, halb im Sand vergraben, gezeigt (Abb. 366). Seit ihrer Geburt ist sie stumm geblieben und ihren Klang hat niemand vernommen. Auch bei ihr sind Innen- und Außen-seite, sogar der große



Phot. J. G. Ponting.

Abb. 363. Eingang zum Gelben Tempel in Peking, mit Dpferurne im Vordergrund.

Bronzehaken an der Spitze mit vielen Tausenden von Schriftzeichen bedeckt, kaum kenntlich unter der dicken Patina der fünf Jahrhunderte, die sie nun schon daliegt. Mit ihren fünfzig Tonnen Gewicht wird sie wohl noch Jahrhunderte im Sande weiterzuschlummern; die Jungen, die während meines Besuches auf ihr umherkletterten, werden Greise werden und sterben wie Generationen vor ihnen und Generationen, die ihnen folgen werden, nur wird sie sich vielleicht noch etwas tiefer einbetten, bis zu dem Tage, wo auch sie ihre Auferstehung feiern wird. . . .

Der Himmelstempel.

Der wichtigste, eigenartigste Tempel Peking's, vielleicht ganz Chinas ist der Tempel des Himmels, denn in diesem versah der Kaiser

selbst als Hoherpriester den Gottesdienst. In der Chinesenstadt, anschließend an die hohen Umfassungsmauern der Südseite, liegen zwei mehrere Quadratkilometer große Tempelhaine, eigentlich von uralten Bäumen beschattete Parke, auf deren saftig grünen Matten die Opfertiere, hauptsächlich Kinder und Schafe, friedlich grasen. Diese weiten Plätze des Friedens werden von hohen rötlichen Mauern umschlossen, und nur wenigen Fremden ist es vergönnt, sie zu passieren. Der westliche Park ent-



Phot. S. G. Ponting.

Abb. 364. Grabmal eines Tschü-Samas im Gelben Tempel zu Peking.

hält den Tempel des Ackerbaues, der östliche den viel größeren und wichtigeren Tien-Tian, das heißt den Tempel des Himmels. Bevor die letzte Kaiserdynastie auf den Thron gelangte, war der Tempel des Ackerbaues eigentlich der Tempel der Erde. Aber im Jahre 1531 entschieden die Schriftgelehrten, daß dieser Tempel der Erde außerhalb der Stadtmauern liegen müsse, und es wurde deshalb nördlich von der Tatarenstadt ein Park in der Größe von ungefähr dreihundert Morgen an-

gelegt, in dessen Mitte sich der Tempel oder vielmehr der Altar der Erde erhebt.

Während des größten Teiles des Jahres sind die heiligen Tempelhaine einsam und verlassen, die stillsten Plätzchen des weiten chinesischen Reiches. Aber dreimal im Jahre, zur Zeit der Sommer- und Winterjohstitien und zu Beginn des Frühlings, drängten sich unter den schattigen Bäumen rings um den Altar des Himmels die Großen des Reiches in ihrer ganzen Pracht. Der Kaiser, die Prinzen, Mandarine und Generale waren dann hier versammelt, begleitet von Musikern, Chorsängern, Tempeldienern und Tänzern, von Leibgarden und Palastsoldaten, ein ungemein seltsames, großartiges Bild. Der Kaiser verließ schon am Tage vorher bei Sonnenuntergang seinen

Palast, um im feierlichsten Aufzuge durch die frischgeschneuten, mit gelbem Sand bestreuten Straßen seiner Hauptstadt nach dem Tempel zu pilgern. Aus Ehrfurcht vor der geheiligten Person des Monarchen mußten sämtliche Türen und Fenster der Häuser geschlossen werden, keine Seele, weder Chinese noch Europäer, durfte

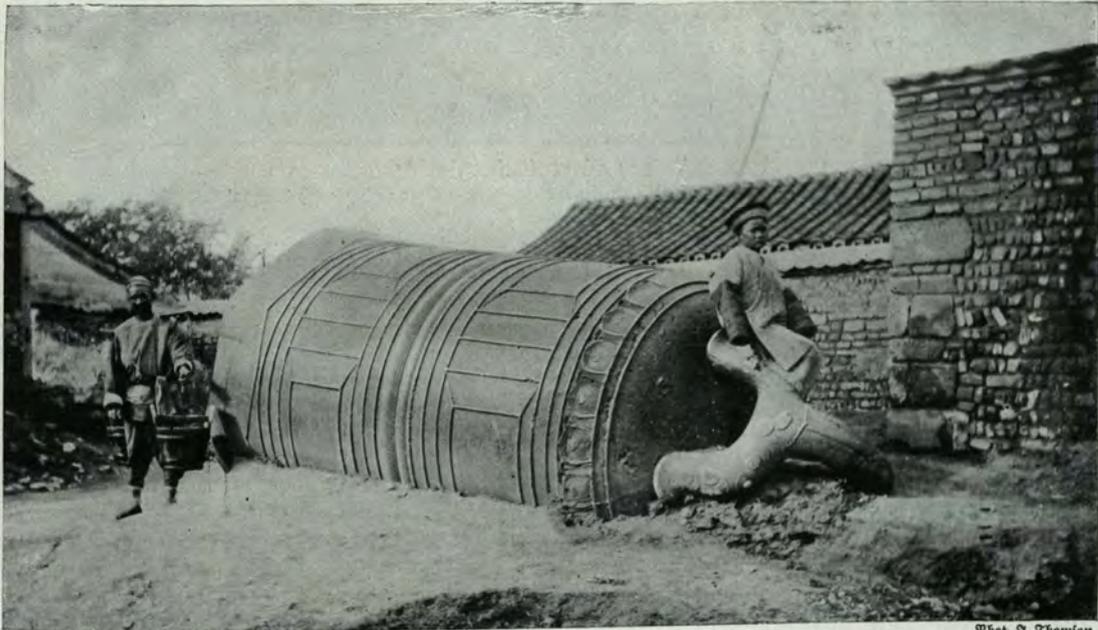


Abb. 365. Der Wutassu.

Phot. Gesso-Wartegg.

sich sehen lassen. Durch diese verödeten Straßen rollte der von einem Elefanten gezogene gelbe Staatswagen, in dem der Kaiser saß. Nicht weniger als zweitausend Hofbeamte, Mandarine, Eunuchen und Gardien mit zahllosen Bannern, Ehrentafeln und Ehrenschirmen begleiteten den Monarchen. In dem Tempelhain angelangt,

befichtigte der Kaiser zunächst die Opfertiere und begab sich hierauf in die Halle des Fastens und der Buße, während sein Gefolge sich außen unter den Bäumen auf den Rasen lagerte. Kein Laut unterbrach die nächtliche Stille, denn der Kaiser lag mehrere Stunden in der dunklen

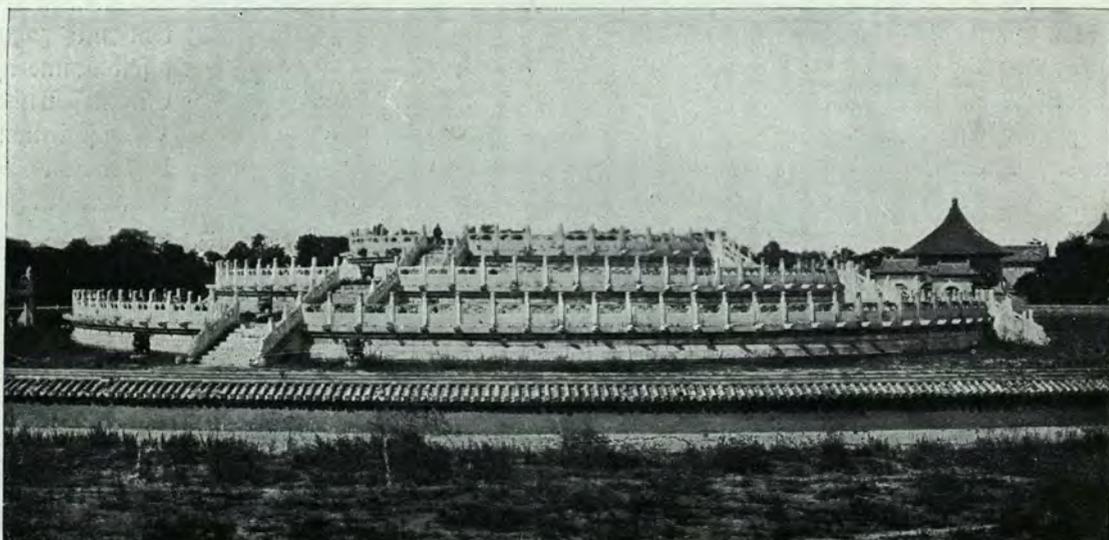


Phot. J. Thomson.

Abb. 366. Kiesenglocke in der Umgebung von Peking, zehn Meter im Umfang, unter dem großen Kaiser Jung-Lo der Mingdynastie im Jahre 1406 hergestellt.

Halle auf den Knien, im Gebet versunken. Hierauf wurde der Kaiser in ein Staatszelt geführt, wo er unter großem Zeremoniell die Händewaschung vornahm und die langen blaueidenen Gewänder als Oberpriester anlegte. Nun begann der Zug zu dem Opferaltar; voran schritten Bannerträger, dann zweihundertfünfunddreißig Musiker in blaueidenen Talaren und eine gleiche Zahl von Tänzern, die während des Marsches langsame, feierliche Tanzbewegungen ausführten. Hierauf kam der Kaiser, gefolgt von allen Prinzen und hohen Würdenträgern, viele Hunderte an der Zahl.

Mittlerweile war an der heiligen Opferstätte selbst alles vorbereitet worden. Innerhalb einer zweiten Ringmauer erhebt sich auf einer Marmorterrasse der mächtige runde Tempel des Himmels mit drei hohen, sich verengenden Stockwerken und himmelblauen Porzellandächern (Abb. 368). Sehre Einfachheit kennzeichnet das Innere. Vergoldete Holzsäulen tragen die Dächer; an der Nordseite, dem Eingang gegenüber, standen auf reichgeschnitzten, rotlackierten Tischen die einfachen Täfelchen des Shang-te, das heißt des „obersten Herrn des Himmels, der Erde und aller

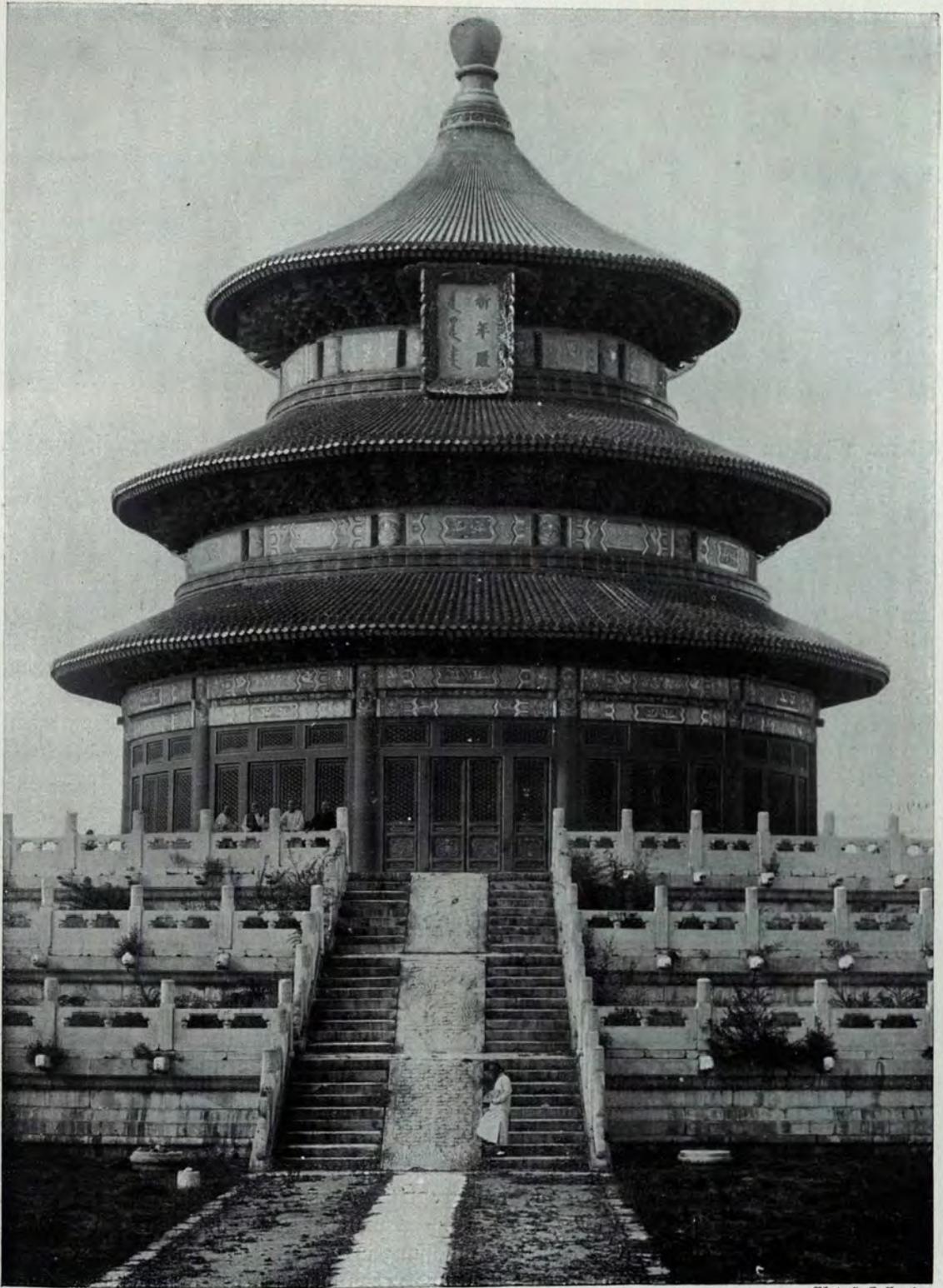


Phot. J. Thomson.

Abb. 367. Der Himmelsaltar in Peking, von drei Reihen weißer Marmorbalken umschlossen, wo der Kaiser von China alljährlich dreimal den Himmel anbetete.

Dinge“, sowie der acht verstorbenen Kaiser der regierenden Dynastie. Aus diesem Tempel wurden die mit blauem Seidenstoff umhüllten Täfelchen nach dem heiligen Altar des Himmels getragen, auf dem das kaiserliche Opferfest stattfinden sollte.

Dieser Altar, eine der heiligsten Stätten des chinesischen Reiches, befindet sich nahebei in einem dichten Zypressenhaine. Umgeben von ehrwürdigen alten Bäumen erhebt sich hier ein aus blendend weißen, kreisrunden Marmorterrassen bestehender Aufbau, zu dessen oberster Plattform vier breite Treppen von je neun Stufen emporführen (Abb. 367). Die Terrassen ebenso wie die Treppen sind mit skulpturengeschmückten Marmorbalken umgeben, in denen Drachen- und Phönixmotive die Hauptrolle spielen. In der Mitte der obersten, mit weißem Marmor belegten Terrasse erhebt sich ein großer Marmorblock für den Kaiser, und darüber wurde ein die ganze Fläche einnehmender Baldachin gespannt. Bei dem flackernden Schein zahlreicher Fackeln stellten nun die in lange, hellblaue Gewänder gehüllten Diener die Kaisertäfelchen auf die oberste Plattform; auf die nächsttieferen Terrassen wurden die Täfelchen der Sonne, des Großen Bären, der fünf Planeten, der achtundzwanzig Konstellationen und ein letztes Täfelchen für die übrigen



Phot. S. G. Vonting.

Abb. 368. Der Himmelstempel in Peking
innerhalb eines großen Parks, wo alljährlich vom Kaiser von China geopfert wurde.



Phot. W. J. Garnett.

Abb. 369. Ehrenpforte bei den Minggräbern nahe Peking.

Sterne aufgestellt. Diesen gegenüber, auf der entgegengesetzten Seite der zweiten Terrasse, wurden die Täfelchen für Mond, Wind, Regen, Wolken und Donner auf kleine Tischchen gestellt, so daß also der oberste Gott Shang-te nach chinesischen Begriffen von allen Himmelskörpern umgeben war.

Vor jedem Täfelchen wurden nun Opfergaben, Seidenstoffe, Räucherkerzen und dergleichen, zurechtgelegt. Sobald der kaiserliche Zug sich nahte, wurden auch die Opfermahlzeiten aufgetragen, ein geschlachtetes Kalb für Shang-te, den Sternen ein Stier, ein Schaf und ein Schwein, den anderen Täfelchen entsprechende andere Dinge. In kurzer Zeit war der ganze weite Platz mit Tausenden von Menschen erfüllt; die Prinzen und hohen Mandarine traten auf die beiden unteren Terrassen, während der Kaiser allein zur obersten Plattform emporstieg, sich dort vor den Täfelchen des Shang-te dreimal zur Erde warf und mit der Stirne neunmal den Boden berührte.

Nun schwieg die Musik. Bei Totenstille hob der Kaiser ein prachtvolles Stück Nephritstein, das Symbol des Himmels, mit beiden Händen zur Tafel des Shang-te empor. Aus der Ferne wurde die Stimme eines Sängers hörbar, der eine Opferhymne sang. Dann flehte der Kaiser den Segen des Himmels und der verstorbenen kaiserlichen Vorfahren auf sein Land herab. Nach den Klängen des Musikkorps führten nun die Tänzer langsam quadrillenartige Figuren aus. Bei dem Schein der flackernden Fackeln, inmitten der dunklen Waldbäume, mit dem klaren Sternenhimmel darüber, müssen diese malerischen Gruppen, umgeben von den vielen Hunderten von Prinzen und Würdenträgern in ihren prächtigen Gewändern, ein ungemein fremdartiges Bild dargeboten haben. Wen erinnert es nicht an die Schilderung der biblischen Opferfeste, an Melchisedech? — Seit Jahrtausenden wurden die chinesischen Opferfeste in genau derselben streng geregelten Weise ausgeführt, bis auf die Gegenwart.

Abermals schwieg die Musik, und die nächtliche Stille wurde nun durch eine mysteriöse Stimme unterbrochen, welche die Worte sang: „Reicht den Becher des Segens und das Fleisch des Segens dar.“ Hohe Würdenträger boten nun beides in feierlicher Weise dem Kaiser dar, der vor und nach dem Einnehmen dreimalige Kautaus vor den Täfelchen ausführte. Unter den Klängen einer Jubelhymne wurden nun diese Täfelchen wieder nach dem Tempel zurückgetragen, die Seidenstücke, Opfertiere und Speisen aber dem Feuer übergeben, um durch die Verbrennung tatsächlich zu den Geistern zu gelangen, für die sie bestimmt waren. In feierlichem Zuge wurden diese Opfergegenstände über den nur durch Fackeln erleuchteten Tempelhain auf den Verbrennungsplatz getragen. In einer Ecke nahe der Umfassungsmauer erhebt sich ein etwa drei Meter hoher offener Feuerherd aus grünem Porzellan, und neben diesem stehen acht kleinere Kamine aus Mauerwerk, in welche runde Eisenschüsseln von etwa einem Meter Durchmesser eingelassen



Abb. 370.

Phot. G. C. White Co.



Abb. 371.

Phot. G. C. White Co.

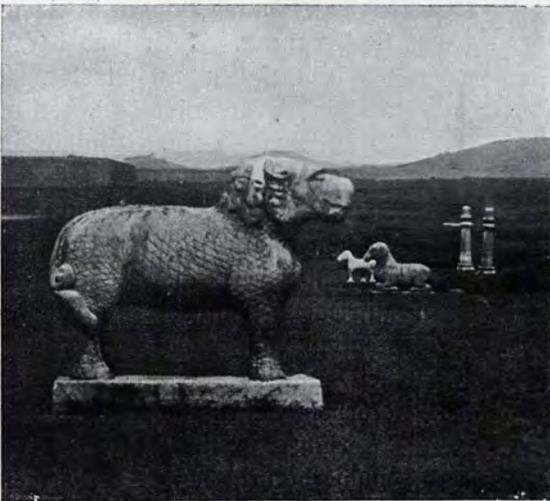


Abb. 372.

Phot. G. C. White Co.



Abb. 373.

Phot. G. C. White Co.



Abb. 374.

Phot. G. C. White Co.



Abb. 375.

Phot. J. Thomson.

Abb. 370 bis 375. Die Minggräber bei Peking.
Weg zu den Grabstätten mit riesigen steinernen Tiergestalten zu beiden Seiten.

Kaiser sind in dem weiten einsamen Talkeßel verstreut, und die mit gelben Glasurziegeln eingedeckten Opfertempel treten scharf aus dem Grün der ehrwürdigen Baumgruppen hervor. Jung-Los Grab ist wohl das bedeutendste und besterhaltene. Der Tempel steht auf einer weißen, von einer skulpturenreichen Balustrade umgebenen Marmorterrasse. Das gelbe Tempeldach wird von sechzig riesigen Holzsäulen, jede drei Meter im Umfang und dreizehn Meter hoch, getragen und beschattet die goldene Ahnentafel des großen Kaisers, gewissermaßen seine Seele. Papierseken und Asche im Tempel sagten mir, daß kurz vor meinem Besuch hier Ahnenopfer dargebracht worden waren. In der Tat erfuhr ich, daß der letzte Nachkomme der Dynastie, Marquis Tschu, drei Tage vorher seinen Ahnen geopfert hatte. Jen- seit des Ahnentempels stehen eine Ehrenpforte (Abbildung 369) und ein riesiges Weihrauchgefäß aus Bronze unmittelbar vor der massigen Bastion, die den Eingang zum Grab selbst bewacht. In dem Gewölbe der Bastion steht auf einer riesigen steinernen Schildkröte eine aufrechte Marmortafel, leider durch europäische Namen verunziert. Von dem Sarg des toten Kai-



Phot. G. G. Ponting.

Abb. 377. Die Minggräber bei Peking.
Steinfigur eines Kriegers.

fers ist nichts zu sehen. Die ganze Anlage ist vernachlässigt, Unkraut wuchert zwischen den Quadern der Marmorterrasse, Wurzelwerk treibt sie immer weiter auseinander, und die schönen gelben Glasurziegel fallen vom Dach wie Herbstlaub von den Bäumen. Die Mandschudynastie hatte kein Interesse daran, die Gräber des vorherigen Herrschergeschlechts zu erhalten. Dreizehn ist eine Unglückszahl. Als der dreizehnte Kaiser im Grabe lag, stürzten die Ming, der vierzehnte Kaiser erhängte sich an einem Baum, und es war niemand da, ihm in diesem Tal seiner toten Vorgänger ein Grabmal zu bauen.

Die kaiserliche Sommerresidenz. Die Sage, die chinesische Kunst sei im Verfall, wird im kaiserlichen Sommersitz Wanschufchan, nördlich von Peking, zusehends. Als letzter Ausläufer des Hsi-schan (Westgebirges) erhebt sich hier ein steiler Hügel, an dessen Südseite sich ein See ausbreitet. Marmorbalustraden mit Statuen, Obelisken und bronzenen Tiergestalten umfassen die spiegelklare Wasserfläche, aus der hier und dort die großen Blüten und Blätter der Lotospflanze aufragen. Die reizendsten Pavillone mit zierlichen geschwungenen Porzellandächern schmücken die von Blumenbeeten besäumten Seeufer; weiter entfernt ragen die mächtigen Zypressen und Kiefern des kaiserlichen Parks empor. Zwei Inselchen unter-

brechen den Seespiegel, durch weiße skulpturenreiche Marmorbrücken miteinander verbunden; eines der Inselchen trägt einen Tempel mit einer Pagode von mehreren Stockwerken. Zu ihren Füßen ruht auf dem Wasser eine weiße Dschunke mit doppeltem Verdeck. Beim Nähertreten ergibt sich, daß dieses seltsame Fahrzeug vom Seegrunde auf ganz aus weißem Marmor gebaut ist (Abb. 378). Es war im Sommer der Lieblingsaufenthalt der verstorbenen Kaiserin-Regentin.

Noch merkwürdiger als der See und die unzähligen im weiten Park verstreuten Ehrenpforten, Tempel, Wohnhäuser, Glorietten sind die Paläste, die sich auf dem steilen Hügel selbst befinden. Vom Seeufer steigt zunächst eine Steinterrasse auf mit dreißig bis vierzig Meter hohen senkrechten Wänden, und auf der oberen Plattform erhebt sich eine großartige Pagode mit vier porzellangedeckten Dächern und goldenem Knauf. Ringsum und die ganze Anhöhe selbst wieder nur Tempel, Ehrenpforten, Glorietten, Kioske ohne Zahl, durch Treppenschichten miteinander verbunden; zwischen ihnen stehen im Schatten mächtiger knorriger Kiefern Basen, Urnen und Bronzepakoden von hohem Kunstwert. Der Gipfel des Hügels endlich trägt die eigentliche Kaiserresidenz, einen Palast mit Rundbogenfenstern und ebensolchen Pforten, ganz mit orangegelben glänzenden Porzellanziegeln bekleidet, die in der Sonne wie Edelsteine glitzern. Eben als ich mein Fernglas darauf richtete, erschien auf dem breiten Wege davor ein farbenreicher Menschenzug, dessen Mittelpunkt eine Sänfte mit einer in Gelb gekleideten sitzenden Gestalt bildete, beschattet von einem riesigen roten Sonnenschirm: die Kaiserin-Mutter von China, während der letzten Jahre gewissermaßen der einzige Mann an dem verlotterten Kaiserhof.

Die große chinesische Mauer. Seit bald zweiundzwanzig Jahrhunderten bildet die große chinesische Mauer unstreitig das größte aller von Menschenhand geschaffenen Wunder der Welt. Von gewaltiger Ausdehnung, ursprünglich mit fünfundzwanzigtausend Wachtürmen besetzt, wurde diese Mauer im dritten Jahrhundert vor Christi Geburt durch den ersten und vielleicht größten der Hunderte chinesischer Kaiser, Tschingis-Te, erbaut. Wie bisher, wird sie möglicherweise noch ebensoviele Jahrhunderte weiterbestehen, denn niemand hat ein Interesse daran, sie zu beseitigen, und gegen die Einwirkungen der Natur werden ihre Quader sicher ebenso standhalten wie jene der Pyramiden.

Die wilden Mongolenscharen, gegen welche die Mauer errichtet worden war, haben ihre leitende Rolle in der Völkergeschichte längst ausgespielt; es gibt keinen Dschingis-Khan mehr, der sie zu großen Taten, zu Weltoberungen führen würde, und aus dem einst so tapferen, unbefiegbaren Reitervolk sind Hirten und Kameltreiber geworden. In früheren Jahrhunderten wurden Garnisonen von hunderttausend Kriegern längs der Mauer unterhalten, jetzt ist dort weit und breit kein Soldat mehr zu sehen; sogar die Tore und Türme sind nicht mehr bewacht und die einst dräuenden Kanonen schlafen verrostet und unbrauchbar seit langer Zeit auf den Zinnen.

Aber eine Sehenswürdigkeit vornehmsten Ranges, ein Weltwunder ist die große Mauer doch geblieben, und ihr Besuch ist gewiß die anstrengende Reise von Peking aus wert. Schon vor dem gewaltigen Nordtor, das durch die Mauern der Hauptstadt führt, bekam ich Gelegenheit, den Umfang des Verkehrs kennen zu lernen, der zwischen Peking und der Mongolei beziehungsweise Sibirien das ganze Jahr über herrscht. Hunderte von schwerbepackten Kamelen drängten sich hinter- und nebeneinander durch die tunnelartige Tordurchfahrt, so daß Soldaten der Torwache mir den Weg bahnen mußten. Aber auch jenseit des Tores und auf dem ganzen Ritt bis zur großen Mauer begegnete ich zahlreichen Kamelkarawanen mit zusammen Tausenden von Lasttieren, dazu Maultierkarawanen und langen Reihen von schweren Ochsenkarren, alles geleitet und gelenkt von schlitzaugigen, gutmütigen Mongolen. Nirgends im chinesischen Inlande habe ich einen so lebhaften Warenverkehr gefunden, wie hier auf dem aller Beschreibung spottenden elenden Wege von Peking in die Mongolei, hauptsächlich deshalb, weil eben die große

Mauer das chinesische Reich auf der ganzen Nordseite, vom Gelben Meere bis weit gegen die westliche Grenze, einschließt und nur das eine zwischen Nankou und Kalgan gelegene Tor einen verhältnismäßig bequemen Durchzug nach der Mongolei gestattet; dann aber auch, weil sich ein Kranz von öden, steilen, weglosen Gebirgen hier auf Hunderte von Kilometern um die Ebene von Peking legt. Der ganze Verkehr muß also den Weg durch den Paß von Nankou nehmen, und er drängt sich in seiner ganzen Großartigkeit hier zusammen. Die reichen Teeernten von China, die Seidenstoffe, Stickereien, Porzellane, Industrieprodukte aller Art werden massenhaft nach Norden, bis nach Sibirien und von dort nach Rußland geschafft; aus der Mongolei kehren

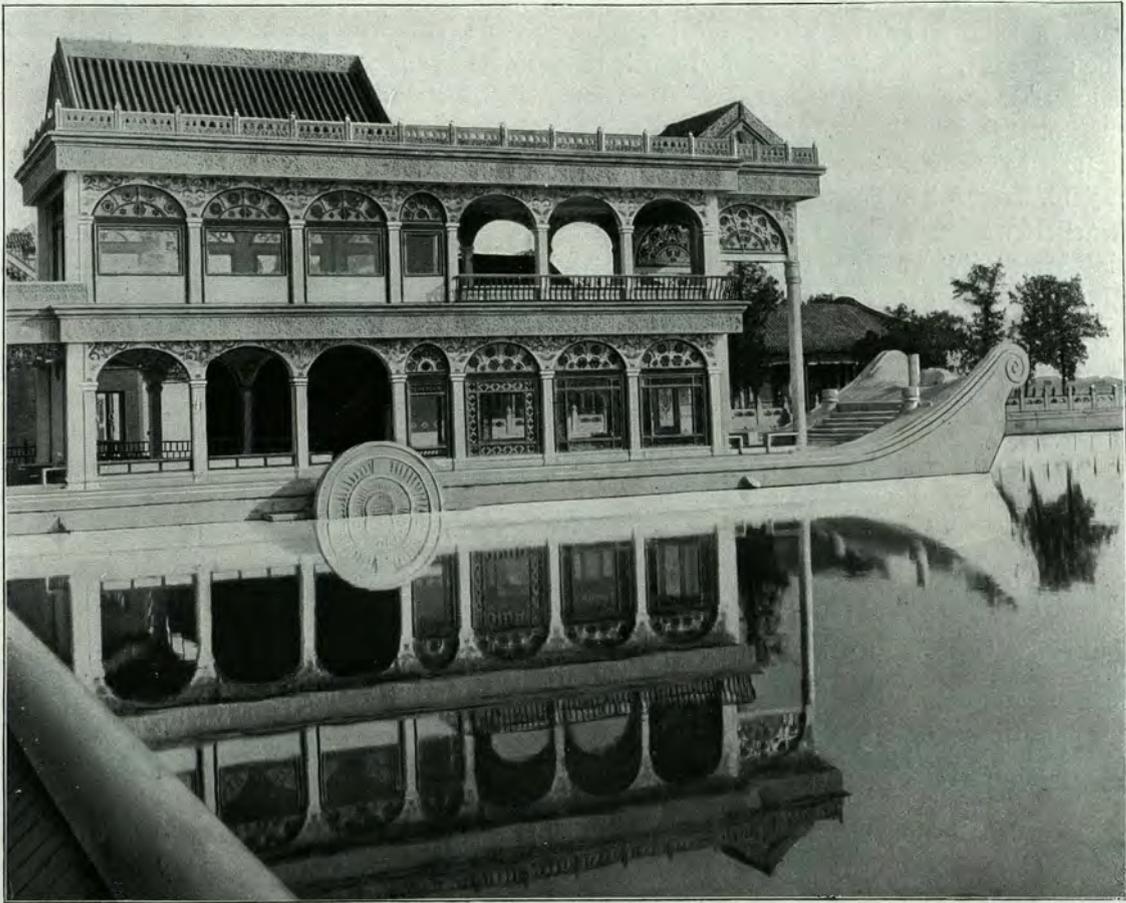


Abb. 378. Die Marmorschunke der verstorbenen Kaiserin-Regentin.

Phot. Gesse-Wartegg.

die Karawanen mit Steinkohlen, Tierfellen, Kamelhaar, Soda, Weizenkuchen und anderen Produkten nach Peking zurück, von wo sie nach Tientsin, Schanghai usw. befördert werden.

Der Weg von Peking nach Sibirien wird vollständig von der Festung Nankou beherrscht, die am Südfuße des Gebirges, am Eingang in den berühmten Paß von Nankou gelegen ist. Die Chinesen haben die wichtige Lage dieses fast nur aus Herbergen und Kamelkarawanensereien bestehenden Ortes schon vor Jahrhunderten erkannt, das besagen die wohlerhaltenen krenelierten Festungsmauern, die nicht nur die Stadt umgeben, sondern sich auch quer über das Tal bis auf die Berge zu beiden Seiten emporziehen. Sie würden einem von Norden vordringenden, mit modernen Feuerwaffen ausgerüsteten Feind heute gewiß nicht viel zu schaffen geben, aber zur

Zeit der Mingkaiser, vor einigen Jahrhunderten, erreichten sie ihren Zweck gegen die mit Bogen und Pfeil, Lanze und Schwert bewaffneten wilden Tataren vollkommen.

Schon vor Anbruch des folgenden Tages saß ich wieder auf meinem Esel und ritt zwischen Kamelkarawanen durch das jenseitige Stadttor in den siebenundzwanzig Kilometer langen Engpaß, der nach der Mongolei führt. Er ist reich an landschaftlichen Schönheiten, ein Gebirgstal mit malerischen Ausblicken auf Seitentäler, tiefen, mit rauschenden Wildbächen gefüllten Schluchten, in die Wolken ragenden Berggipfeln und grünen Matten, auf denen Schafherden weideten. Wo immer sich ein Plätzchen darbott, haben die Chinesen Wachtürme, Befestigungen oder auch Klöster, Tempel und ganz reizende Pagoden mit schön geschwungenen Dächern gebaut. Nach zweistündigem Ritt hatte ich die ebenfalls mit starken Mauern umgebene Festung Tschu-hung-Kuan erreicht, die wie Nankou den Mittelpunkt einer Talsperre bildet; und abermals zwei Stunden weiter durchritt ich eine dritte Talsperre, die sich, verstärkt durch feste Steintürme, rechts

und links vom Wege die steilen Berge hinanzieht. Diese hohen krenelierten Mauern, die Türme mit ihren Zinnen, die Pagoden auf den Bergspitzen verleihen dem Ganzen ein mittelalterliches Aussehen.

Die Höhe des immer steiler, immer enger werdenden Passes war beinahe erreicht, als mein Diener mich aufforderte, den Blick nach oben zu richten. Dort, auf dem Ramm des Gebirges, etwa siebenhundert Meter über dem Meere, zog sich die berühmte chinesische Mauer hin (Abb. 379 und 380). Ich sprang von meinem Reittiere, und rasch die steile Rampe hinaufeilend, stand ich bald vor dem großen Tore, Pa-taling genannt, das China mit der Mongolei verbindet. Der



Phot. G. G. Ponting.

Abb. 379. Die große chinesische Mauer nahe dem Nankoupaß.

erste Eindruck, den die Mauer hier auf mich machte, war keineswegs überwältigend, denn sie ist an Höhe und Massigkeit nicht zu vergleichen mit den Stadtmauern von Peking oder gar mit jenen der einstigen Hauptstadt Chinas, Nanking. Aber als ich auf dem Tore stand und schließlich den nahen Torturm erstieg und von seinen Zinnen aus den Lauf der Mauer verfolgte, da erkannte ich erst die ganze Größe dieses gewaltigsten Werkes, das je von Menschenhänden geschaffen worden ist. Elf bis zwölf Meter hoch, am Fuße zehn, oben über sieben Meter breit, aus mächtigen Granitquadern aufgeführt, zieht sich die Mauer auf dem Gebirgskamm dahin nach Ost und West, in



Phot. S. G. Ponting.

Abb. 380. Die große chinesische Mauer,
in vorchristlicher Zeit vom ersten Kaiser der Chinesen, Tschingwang-Te, erbaut.

unabsehbare Fernen, die steilsten Höhen empor, in tiefe Täler hinab, manchmal in den die Bergspitzen verhüllenden Wolken verschwindend, streckenweise durch andere vorliegende Höhen dem Blick entzogen, um dann wieder in ihrer Mächtigkeit für meilenlange Strecken hervorzutreten. Kein Hindernis war groß genug, daß es nicht überwunden wurde. Welche Riesenarbeit, um dieses Bollwerk zu errichten, das sich von den Küsten des Gelben Meeres bis weit in das Innere der Wüste Gobi hinzieht und mit seinen Abzweigungen eine Gesamtlänge von über dreitausend Kilometer erreicht. Eine Mauer von dreitausend Kilometer Länge! In Europa errichtet, würde sie von Schottland bis an die Dardanellen, oder von der Krim bis in das nördliche Eismeer reichen. Staunend habe ich wiederholt vor einem anderen Riesenwerke, der großen Cheopspyramide, gestanden, zu deren Erbauung nach Herodot hunderttausend Menschen und zwanzig Jahre Zeit erforderlich waren, und die zweieinhalb Millionen Kubikmeter Steine umfaßt. Aber dieses Werk verschwindet geradezu im Vergleich zu der chinesischen Mauer, die nicht zweieinhalb, sondern dreihundert Millionen Kubikmeter umfaßt, also so viel Material enthält wie hundertzwanzig Cheopspyramiden. Wer sich das vor Augen hält, kann sich einen Begriff von der Riesenhaftigkeit der chinesischen Mauer machen, die auf ein Machtwort des Kaisers Tschingwang-Te vor einundzwanzig Jahrhunderten aus dem Erdboden gezaubert wurde, um die Einfälle der wilden Tataren in das chinesische Reich zu verhindern. Wie lange daran gebaut wurde? Wie viele Millionen Menschen dabei beschäftigt waren? Wer könnte das heute sagen. Und wie beschwerlich muß dieser Bau gewesen sein. Die Mauer liegt ja nicht in einer fruchtbaren Ebene wie die Cheopspyramide, und es gab dort keinen Wasserweg, wie den Nil, zur Herbeischaffung des Materials. Auf dem größten Teil ihrer Ausdehnung führt sie über unwirtliche, kahle Gebirge, durch unbewohntes Land, und jeder der Millionen von Quadersteinen mußte erst mühselig herbeigeschafft werden, auf fast unzugängliche Höhen hinauf bis zu zweitausend Meter über dem Meerespiegel, in steile Schluchten hinab, über Wasserläufe hinweg.

Die Höhe und Breite der Mauer ist nicht überall gleich; wo immer die Bodenverhältnisse einen Einfall der Tataren erleichterten, auf Ebenen oder in Pässen, wie im Nankoupaß, ist sie stärker und höher als auf den Bergspitzen; an der Küste bei Schan-Hai-Kwan, wo sie ihren Anfang nimmt, ist sie weit ins Meer hinaus gebaut, und ihr Fundament bilden Eisen- und Granitmassen, die in großen Schiffen auf den Meeresgrund versenkt wurden. Nach innen und außen bilden schwere Quader die Bekleidung der Mauer, die Auffüllung aber besteht aus Geröll. Oben

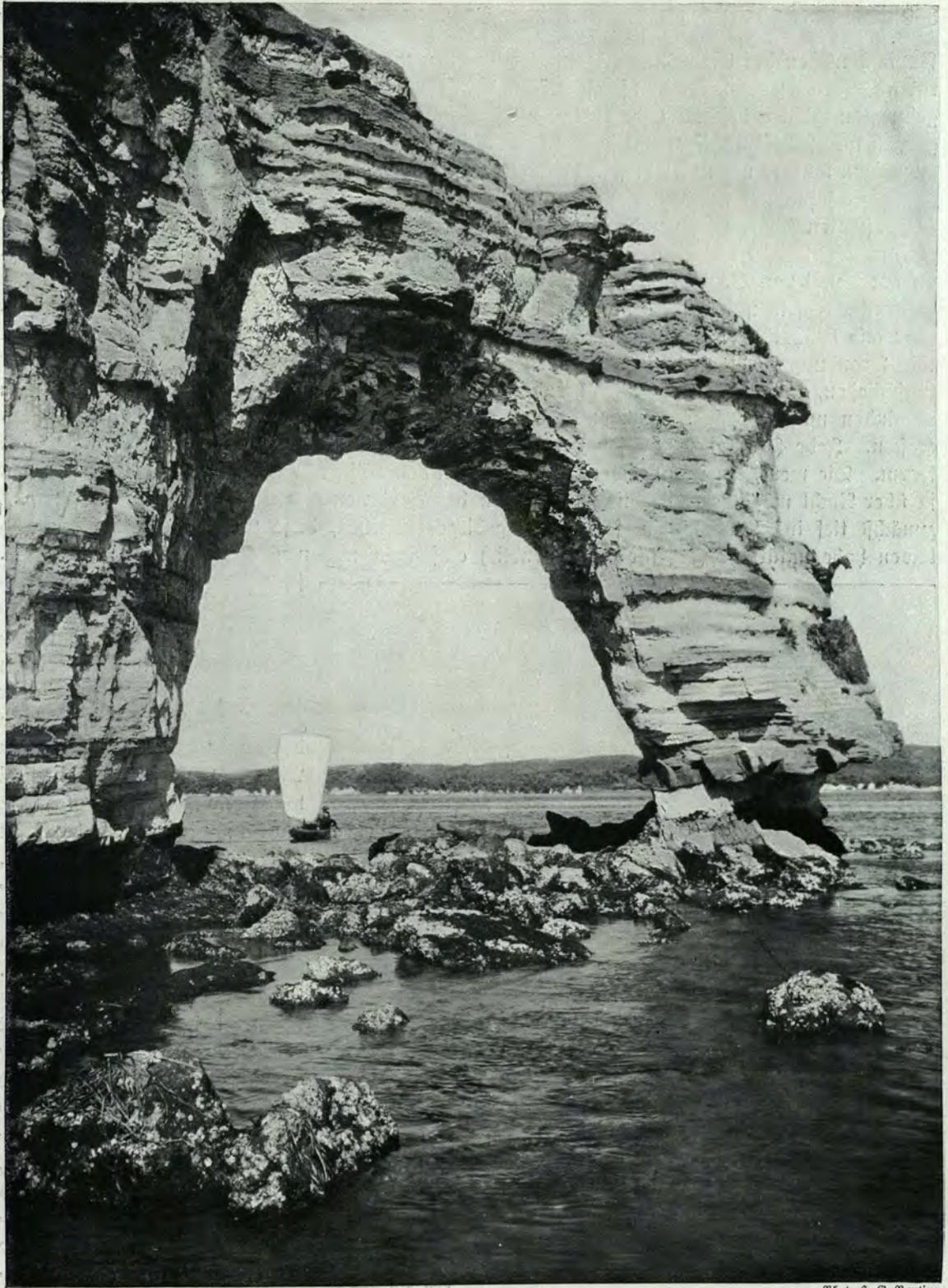
ist sie mit Steinquadern oder gebrannten Ziegeln gepflastert und zwischen den Brustwehren auf beiden Seiten breit genug für vier nebeneinander fahrende Wagen.

Die Brustwehren sind aus massigen, anderthalb Fuß langen und einen Fuß breiten Ziegeln aufgeführt. In Kniehöhe enthalten sie in Entfernungen von drei zu drei Meter Schießscharten für liegende Schützen, und über diesen Schießscharten befinden sich zwischen den Zinnen die Einschnitte für die Geschütze. Zur größeren Verstärkung erheben sich alle zweihundert Meter massive viereckige Wachtürme mit krenelierten Mauern. In früheren Jahrhunderten standen längs der Mauer Hunderttausende von Soldaten unter den Waffen, die Türme hatten feste, von Offizieren befehligte Wachen, Tag und Nacht im Dienst. Aber heute ist sogar hier, an diesem wichtigsten Tore, so nahe der Reichshauptstadt, keine Wache mehr, und die schweren Kanonen, deren Schlände früher dräuend gegen die Mongolei gerichtet waren, liegen jetzt verrostet, umwuchert von Unkraut, ohne Lafetten auf der Mauer. Wozu auch Wachen? An die Stelle der Mongolen sind ja die Russen getreten, und diese bezwingen die chinesische Regierung nicht auf dem Wege über die chinesische Mauer.

Das Bollwerk, das sich in solcher Kühnheit und Stärke quer über den Kankoupaß legt, ist nur eine Abzweigung der eigentlichen großen Mauer. Diese selbst ist um anderthalb Tagereisen weiter nördlich gelegen und bei weitem nicht so stark wie die erstere. Der Reisende hat bei Kalgan, an der Pforte der eigentlichen Mongolei, die beste Gelegenheit, dies wahrzunehmen. Streckenweise besteht sie nur aus einem hohen Erdwall, weil die Herbeischaffung von Quadern mit zu vielen Schwierigkeiten verbunden gewesen wäre. Die Chinesen nennen die große Mauer Wan-li-tschang-tscheng, das heißt das zehntausend Li lange Bollwerk. Aber das ist eine Übertreibung, denn zehntausend Li entsprechen etwa fünftausend Kilometer. Immerhin hat die Mauer durch viele Jahrhunderte ihren Zweck vollständig erfüllt, sie hat die Tatarenhorden von China abgehalten, und erst den Mandschuren gelang es in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, nach China einzudringen, die angestammte Mingdynastie zu vertreiben und sich zu Herren des chinesischen Reiches zu machen.

Japan.

Das japanische Binnenmeer. Die kurze Seereise von China nach dem Inselreich Japan bringt den Wanderer in eine ganz anders geartete Welt, und fährt er gar unmittelbar nach Yokohama, der großen Eingangspforte in das Land der aufgehenden Sonne, so bekommt er dieses gleich zu Anbeginn von seiner schönsten Seite zu sehen. Er durchfährt das Binnenmeer mit seinen vielen Hunderten von Inseln von jeder Größe, bis zu kleinen, kaum mannshohen Felsen, alle in so malerischen Formen und in so entzückender Gruppierung wie fast nirgends auf dem Erdball. An manchen Stellen befand sich unser Dampfer wie in einem Binnensee, ohne irgendwelche sichtbare Durchfahrt. Hohe Bergketten erheben sich dort kulissenförmig hintereinander, manche bewaldet, manche mit hohen steilen Vulkanspitzen; die sonnige Wasseroberfläche wird von zahllosen Segelbooten durchfurcht, alle von seltsamer Bauart, mit blendend weißen, viereckigen Segeln. Auf solche landumschlossene Seen folgen enge, von hohen Felseninseln eingefasste Meerengen, die durch ihr heftiges Gezeitenpiel reißenden Strömen gleichen, und hatten wir sie, nicht ganz ohne Gefahr für den Dampfer, passiert, so traten uns wieder die entzückendsten Inselgruppen vor Augen. Die aus den blauen Fluten emporsteigenden Anhöhen sind bis hoch hinauf durch die fleißigen Inselbewohner für die Bebauung in Terrassen geteilt worden; auf jeder Insel zeigen sich derartige parallele Stufen, während in den saftig grünen Tälern, versteckt in schattigen Hainen, die bescheidenen Holz- und



Phot. G. G. Ponting.

Abb. 381. Natürlicher Klippenbogen auf der Insel Matsushima in Japan.



Abb. 383. Das Yomei-Tor in Nikko,
das schönste der zu den berühmten Grabtempeln der großen Shogune führenden Tore.

aus, und sie verlegten dorthin eine große Zahl ihrer Märchen und Sagen. Mit diesen Geschichten im Kopfe, die ich kurz zuvor gelesen, erschienen mir die seltenen fremdartigen Wanderer, die mir auf meinem Wege begegneten, wie Gnomen, die zierlichen kleinen Mädchen, die in den Wäldern Beeren pflückten oder Holz sammelten, wie Feen aus einer anderen Welt, ganz die Gestalten, wie sie Hänsel und Gretel auf ihren nächtlichen Abenteuern trafen.

Ein eigenartiger, nicht zu beschreibender Zauber ist über dieses herrliche Stück Land ausgebreitet, und dieser mochte wohl auch den großen Bizereiser aus der Familie Tokugawa, den Taiko Iyeyasu, umfassen haben, denn als dieser größte Mann der japanischen Geschichte, der Cäsar des Mikadoreiches, im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts starb, wünschte er im Bergdistrikt von Nikko zur ewigen Ruhe gebettet zu werden.

Seine Nachfolger ließen ihm dort eine über alle Vergleiche großartige Grabstätte bauen, und das kaiserliche Haus, dem Iyeyasu so unvergängliche Dienste geleistet hat, konnte ihn nicht besser ehren, als indem es den verstorbenen Staatsmann und Helden, den Einiger des Reiches, unter die Götter versetzte. Das war im Jahre 1617, und seither ist Nikko der heiligste Wallfahrtsort der Japaner. Die Tempel aber, die dort zum Andenken des Nationalheros errichtet worden sind, und zu denen Kaiser, Fürsten und Volk während Generationen beigetragen haben, sind die schönsten Werke der japanischen Kunst aller Zeiten. So hat der Bismarck Japans auch nach

seinem Tode Wunder gewirkt, er hat den Künstlern des alten Japans, so erhaben über das heutige, Anlaß zu ihren größten Leistungen gegeben. Die Künstler dieser Glanzperiode der japanischen Kultur haben die Tempel nicht nur Jyehafu, sie haben sie auch sich selbst errichtet.

Neben der Eisenbahn, bald näher, bald ferner, führt der altjapanische Weg hinauf zum Grabe Jyehafus, seiner ganzen, über fünfundzwanzig Kilometer betragenden Länge nach mit den großartigsten Kryptomerien beschattet. Wie gewaltige Türme ragen diese stolzen Nadelbäume aus der Ebene; ein einziger allein würde Aufsehen erregen, und es sind deren viele Tausende, vor Jahrhunderten gepflanzt von einem Pilger, der zu arm war, um für das Grabmal des Nationalheiligen eine steinerne Opferlaterne zu kaufen. Seine Gabe ist schöner als alle Opferlaternen zusammengenommen. Zum Glück fährt die Eisenbahn nicht ganz hinauf nach dem etwa siebenhundert Meter über dem Meere gelegenen Nikko, und der Rest des Weges muß in den bequemen Armstühlen auf Kaddern, den Kischaw, zurückgelegt werden. Auf dieser Kischawfahrt rollt man zwischen den Riesenzypressen einher, die den Weg nach Nikko zu beiden Seiten einfassen und mit ihren ineinander verschlungenen Ästen wie mit dem Dach eines gotischen Domes überschatten.



Abb. 384. Koreanische Laterne in Nikko.

Phot. Hesse-Wartegg.

Von Nikko

Kaskaden bildend, der rauschende Dayagawa. Dort, wo sich sein wildromantisches Tal erweitert, liegen zwei Dörfer, Hadschi-idshi und Grimadschi, und zwischen beiden, verborgen zwischen mächtigen Kryptomerien, liegen die Prachtgräber der Schogune. Hadschi-idshi besteht nur aus einer einzigen, etwa zwei Kilometer langen Straße, und auf meiner raschen Fahrt schien es mir, als wäre jedes Haus ein Hotel, ein Kuriositätenladen oder ein Teehaus. Kommen doch in jedem Jahre Zehntausende von Pilgern hierher, um den Manen Jyehafus ihre Verehrung zu bezeigen und dann weiterzuwandern nach Tschuzendschi, um dort den Nantai-San zu besteigen.

Eine Plage in Nikko sind die unzähligen Mücken und großen schwarzen Käfer, die, durch das elektrische Licht angezogen, die Zimmer und Säle des Hotels erfüllen. Um sie zu verscheuchen, zündet man auf der Windseite des Hotels am Abend große Holzfeuer an und wirft feuchtes Laub darüber, so daß die Luft zuweilen mit erstickendem Rauch erfüllt ist.

Am nächsten Morgen war mein erster Gang hinüber zu dem von riesigen Kryptomerien gebildeten Hain, in dem sich die Grabtempel Jyehafus befinden. Zwei Brücken überspannten

als einem Ort zu sprechen, ist unrichtig. Nikko wird der ganze Bergdistrikt bis zu dem gewaltigen ausgestorbenen Vulkan Nantai-San genannt, dem höchsten Berge dieses Teiles von Japan. An seinem Fuße liegt der romantische, waldbefränzte See von Tschuzendschi, und ihm entströmt, auf seinem Laufe zahlreiche

den wasserreichen, rauschenden Dayagawa. Die eine aus rotlackierten Balken hat der Strom vor einigen Jahren weggerissen. Sie wurde nur vom Kaiser benutzt, wenn er in eigener Person zu den Grabtempeln pilgerte. Die andere ist für gewöhnliche Sterbliche bestimmt. Eine Kryptomerienallee führt jenseit des Dayagawa zu dem Tempelplateau empor. Einen schöneren Ort hätte sich Jyehasu für seine ewige Ruhe nicht aussuchen können; eine wahre Schweizerlandschaft breitet sich hier auf beiden Ufern des Dayagawa aus, mit mächtigen, kühn emporstrebenden Bergen, ausgedehnten dunklen Wäldern und grünen Matten mit rieselnden Bächen; zwischen den Kryptomerien hindurch gewahrte ich den oberen Teil des Tales mit dem idyllischen Dörfchen Trimadschi und ein paar europäischen Neubauten; näher der Tempelstraße erhebt sich inmitten eines großen Gartens ein kaiserliches Schloß, und nicht weit davon prangt eine fünfstöckige Pagode aus rotlackiertem Holz zwischen dem Grün der Bäume. Weiter aufwärts liegen ein paar anspruchslose Gebäude für die Priester, und jenseits derselben breitet sich die mit Mauern umgebene Tempelanlage aus. Den Haupteingang bildet ein neun Meter hohes Tori (Opfertor) aus Stein (Abb. 382).

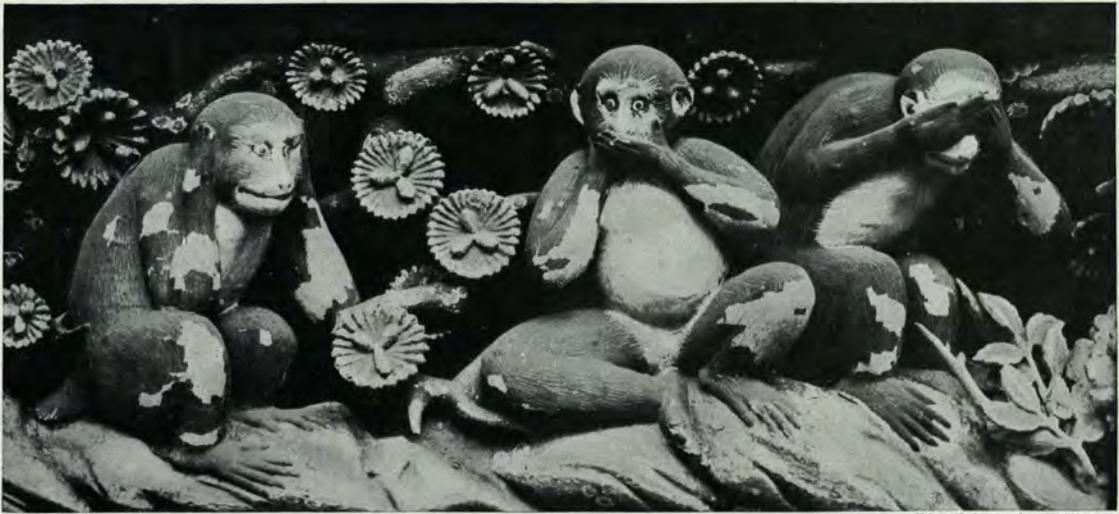


Abb. 385. „Höre nicht, sprich nicht, sieh nichts Böses“.
Lebensvolle Darstellungen von Affen über dem Tor eines der Grabtempel von Nikko.

Phot. Underwood & Underwood.

Die Gräber der Schogune. Die Gebäude, Tempelhallen, Opferpagoden, Tore und Heiligenscheine, die hier in mehreren Höfen vor dem eigentlichen Grabtempel liegen, sind keineswegs durch besondere Größe oder Höhe ausgezeichnet und mit unseren Kirchen oder den Tempelbauten der Araber, Perser, Indier gar nicht zu vergleichen. Der Eindruck wird noch durch ein eigentümliches Mittel abgeschwächt, das die Japaner anwenden, um die Tempel gegen Feuersbrünste und die Schäden der Witterung zu schützen. Rings um die einzelnen Bauten sind große Drahtüllen gespannt, den Drahtglocken ähnlich, die wir über die Butter stülpen, um sie gegen die Fliegen zu schützen. Manche Tempel sind mit einer verwitterten Bretterhülle umgeben, so daß sie, von außen betrachtet, sich ganz wie unsere Dorfscheunen zeigen. Man hat also gar keine Gelegenheit, den Bau und seine Architektur als Ganzes zu sehen; erst wenn man die wenigen Treppen zu den die Tempel rings umgebenden Veranden emporgestiegen ist und zwischen der Bretterhülle und den Außenwänden der Tempelbauten selbst einherschreitet, gewahrt man etwas davon, und dann wirkt nur die sorgfältige Zusammenfügung des Holzrahmens, der schöne rote oder vergoldete Lack, mit dem er überzogen ist, nicht aber der Tempel als solcher.



Phot. H. C. White Co.

Abb. 386. Statuen an den Ufern des Dayagawa bei Nikko.

Die hauptsächlichste Sorgfalt und die größte Kunst der Ausschmückung verwenden die Japaner auf die gedrückten inneren Räumlichkeiten, und wären sie nicht so dämmerig, so hätte man Gelegenheit, ihre Herrlichkeiten zu bewundern. Wenn an irgend etwas, so erinnern die inneren Tempelräume mit ihren entzückenden Vergoldungen, Schnitzereien und Malereien an unsere byzantinischen Bauten, an die Kapellen im Markusdom von Venedig oder die königliche Kapelle in Palermo, und fast möchte man der japanischen Ausschmückung den Vorzug geben. Vor der großen Revolution war diese in den Grabtempeln des Jyehasu noch reicher; als aber der einfache Schintokultus an Stelle des prunkvollen Buddhismus wieder zur Staatsreligion erhoben wurde, entfernte man all die kostbaren Kleinigkeiten, Weihgeschenke, Götzenbilder und den malerischen Ausstattungsapparat der Buddhisten, so daß in diesen Tempeln nur mehr die Ausschmückung der Wände und Decken sowie die entzückenden Tore bewundert werden können, welche die Tempelhöfe miteinander verbinden. Das köstlichste dieser Tore ist wohl das in weißem Lack und Goldzieraten prangende Yo-meimon mit seinen wunderbaren Deckenschnitzereien (Abb. 383). Hier, wie auch in zahlreichen anderen Figuren, zeigen die Japaner, welche hohe Kunst sie auch als Bildhauer erreicht haben. Hinter dem Tempel, der den stets verschlossenen Heiligenschrein Jyehasus birgt, erhebt sich im Freien, mitten im Grün, das eigentliche Grab des Helden, überragt von einer auf einem festen Steinsockel ruhenden Bronzeurne.

Dem europäischen Besucher gewährt das in einem Nebengebäude befindliche Museum mit den Tempelschätzen größeres Interesse, denn hier sind die kostbarsten Meisterwerke der japanischen Kunst zur Besichtigung ausgestellt, dazu auch die Kleider, Waffen, Rüstungen des Jyehasu und allerhand Gegenstände, deren er sich bedient hat, alle mit dem aus drei gegeneinander gerichteten Blättern bestehenden Tokugawawappen geschmückt. Einige Wochen vorher war ich über den einsamen Bergpaß auf dem Wege nach Hakone an der Stelle vorbeigekommen, wo Jyehasu von Feinden angefallen worden und ihnen nur durch ein Wunder entgangen war. Jetzt sah ich hier die Säufte, in der er sich bei dieser Gelegenheit befunden hatte, mit dem Loch, das der Pfeil in die Wand bohrte; wäre er einen Zoll tiefer gesunken, diese Nikkotempel wären niemals erbaut worden.

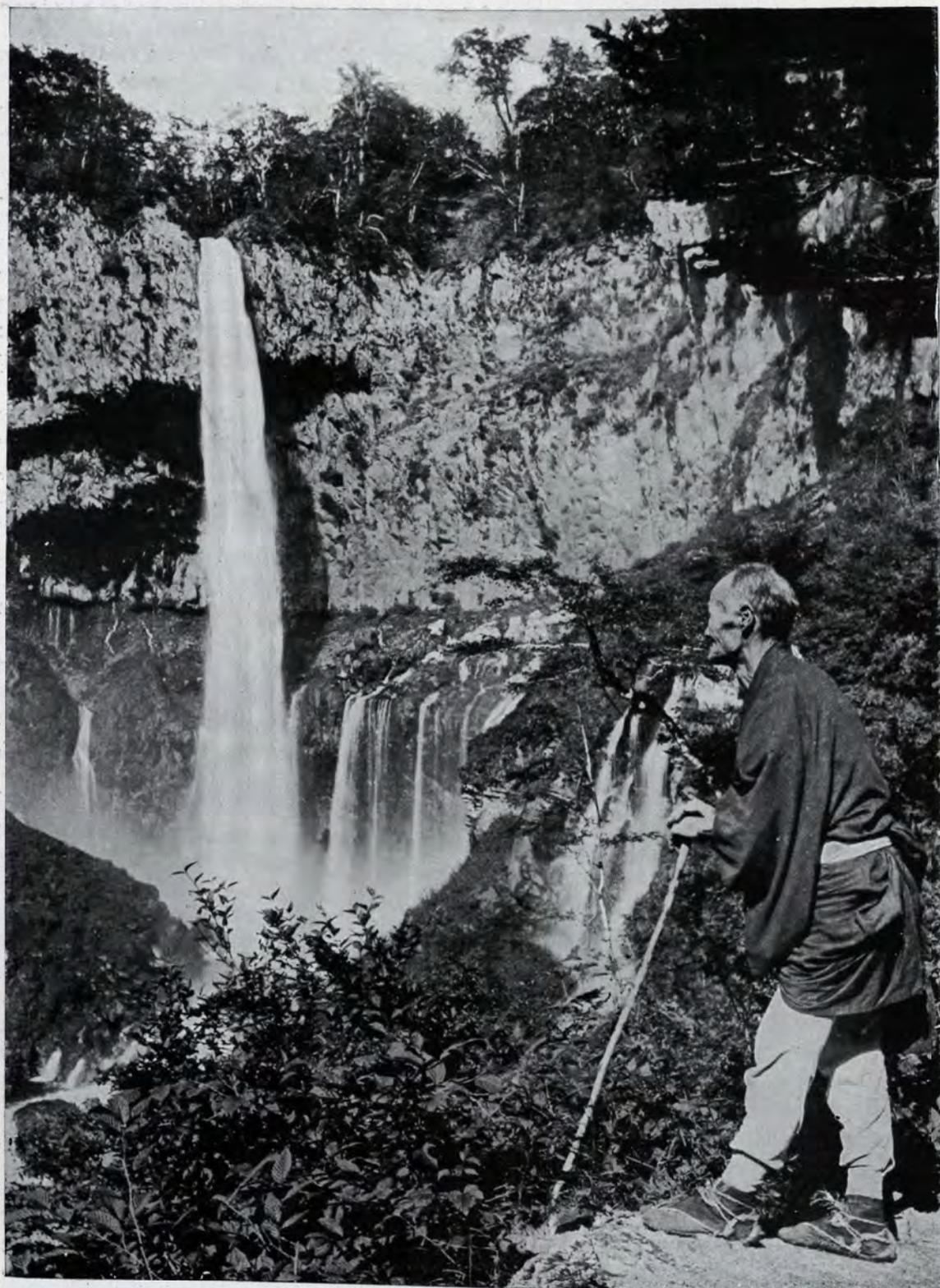


Abb. 387. Der Regonno-Saki-Wasserfall des Dayagawa im Nikkodistrikt.

Phot. S. G. Ponting.

Sehr bemerkenswert sind die Unmengen von Opferlaternen in Bronze und Stein, die fromme Japaner im Laufe der Jahrhunderte den Manen der großen Schogune dargebracht haben und die nun in langen Reihen in eigenen Gebäuden aufgehängt sind. Auch eine koreanische Bronzelaterne, auf einer senkrechten Achse drehbar, steht unter einem eigenen Pavillon im Park Jyehafus (Abb. 384).

Die meisten Holzschneidereien sind von der entzückendsten Ausführung und Lebenswahrheit. Kein Elfenbeinschnitzer könnte aus seinem Material so saubere Arbeiten ausführen wie jene aus Holz, welche die Tempel und Tempeltore bedecken. Besonders das erste Tor, Ni-o-mon, zeigt herrliche Tierfiguren. Jenseits von ihm liegt die Stallung für die heiligen Schimmel, die hier für die Geister der verstorbenen Schogune in ewiger Bereitschaft stehen, und über dem Eingang ist die große Holzplatte mit den drei berühmten Affen angebracht, die das treffliche Prinzip: „Nicht hören, nicht sprechen und nichts Böses sehen“ ganz prächtig zum Ausdruck bringen; für Affendarstellungen zeigen die Japaner besonderes Geschick (Abb. 385).

Wie in allen größeren Schintotempeln des Landes, so befindet sich auch hier in einem Hofe eine offene Tanzbühne, auf der eine jugendliche, anmutige Priesterin die heiligen Tänze ausführt. In rotem Unterrock (dem äußeren Zeichen der Jungfräulichkeit) und weißem Talar, in einer Hand den Fächer, in der anderen einen Schellenstab haltend, macht sie mit ihren nackten Füßen einige Schritte nach rechts und links, bewegt Arme und Hände, fächelt sich, verbeugt sich einigemal und kauert dann wieder auf ihre Ferse[n] nieder. Obschon von großer Einfachheit, ist der Tanz doch nicht ohne Wirkung, wozu wohl die ganze Erscheinung des jungen Wesens, ihr schneeweiß gemaltes Gesicht und das Fehlen der (abgerasierten) Augenbrauen beitragen.

In der Nähe der Tempelgruppe Jyehafus liegt auch jene seines Enkels und zweiten Nachfolgers im Schogunat, Jyemitsu, und diese zeigt im Gegensatz zu der Schinto-Einfachheit der ersteren noch die ganze Pracht der buddhistischen Tempelbauten. Auch hierher wallfahrten die Japaner und bringen den Priestern ihre Gaben in Gestalt von kleinen Scheidemünzen dar, die sie auf den Boden des Tempels werfen.

Die Dayagawafälle. Der Dayagawa donnert von den bewaldeten Bergen in einer tief eingeschnittenen Schlucht, unmittelbar an Nikko vorbei, und an den Stromufern sitzen in langer Reihe eine Unmenge von Steinfiguren, mit Moos überwachsen, vom Wetter hart mitgenommen, rätselhaft wie die Sphinx von Ägypten (Abb. 386). Weiter aufwärts gibt es keine Tempel und keine Ortschaften mehr bis zu dem etwa sechs Wegstunden inmitten der höchsten Bergketten gelegenen See von Tschuzendschi. Ein an wildromantischen Schönheiten reicher Weg führt zu diesem vierzehnhundert Meter hoch gelegenen Bergsee, dessen Abfluß der Dayagawa bildet. Auf seinem Weg zum Meere bildet dieser den schönen Regonuo-Saki-Wasserfall (Abb. 387), das Lieblingsplätzchen der Japaner, die Selbstmord begehen wollen. Einen schöneren Ort können sie sich dafür nicht aussuchen. Achtzig Meter tief stürzen die besonders nach dem Sommerregen reichen Wassermassen donnernd über die senkrechten Felsklippen, umrahmt von dem tiefen Rot und Gelb des herbstlichen Laubes. Ist dieses von den Bäumen gefallen, dann bedeckt bald eine tiefe Schneedecke das ganze Gebiet, der Tschuzendschisee gefriert und der Wasserfall verwandelt sich in eine Masse von riesigen Eisstalaktiten, die in der Sonne wie Tausende von Schwertern und Lanzen glitzern.

Auf dem schmalen Landstreifen zwischen Berg und Seeufer liegt das urjapanische Dörfchen Tschuzendschi, mit vielen Hotels und Teehäusern, auf Pfählen in den See hinausgebaut. Im August drängen sich dort in den weiter aufwärts gelegenen Pilgerkasernen Zehntausende von Pilgern zusammen, welche die Besteigung des heiligen Berges Mantai-San unternehmen wollen.



Phot. G. C. Riven.

Abb. 388. Ausbruch des Fjamayama,
des größten tätigen Vulkans von Japan, hundertzwanzig Kilometer von Yokohama entfernt.

Nahezu dreitausend Meter hoch ragt sein kahler, mächtiger Scheitel über den See in die Lüfte; oben gewesen zu sein, gilt den Japanern als ein den Göttern gefälliges Werk.

Der Vulkan Asamayama. Weiter südwestlich, ebenfalls in den zentralen Gebirgen von Nippon, erhebt sich, vom Kantai-San in seiner ganzen Majestät wahrnehmbar, der schreckliche Asamayama, der größte noch in voller Tätigkeit befindliche Vulkan Japans (Abb. 388). Wiederholt haben seine Ausbrüche die schlimmsten Verwüstungen verursacht, und jene von 1783 können mit denen des Krakataua und Mont Pelé verglichen werden. Auch im Sommer 1911 fielen ihm eine Anzahl Menschenleben und Ortschaften zum Opfer. Sein Krater, dessen oberer Rand ungefähr zweitausendachtthundert Meter über dem Meeresspiegel liegt, ist von ungewöhnlicher Tiefe und Steilheit. Die inneren Wände stürzen fast senkrecht ab, und dreihundert Meter unter dem Gipfel ist das Kraterloch mit Lava gefüllt. Große Stücke erkalteter Lava bedecken den Berg bis nahe an seinen Fuß.

Tokio. Der Mittelpunkt für die Ausflüge zu den Wundern Japans in Nord und Süd ist die Hauptstadt Tokio. Sie selbst enthält an solchen nicht viel. Vergeblich sucht man in dieser Zweimillionenstadt jene glänzenden fremdartigen Prachtbauten des Ostens, wie sie die Großstädte Indiens, Siams und Birmas, endlich Peking in so großer Zahl besitzen. Von den japanischen Städten selbst ist Nagasaki viel malerischer, Kioto weitaus interessanter. Kioto besitzt auch schönere Bauten, Nikko schönere Tempel, Nagoya schönere Straßen, Osaka mehr Industrie, Yokohama mehr Handel. Tokio ist nur die volkreichste Stadt Japans, eine Gruppe von Dörfern, mit einem kaiserlichen Stadtteil in ihrer Mitte, der aber europäisch ist. Nur der Kaiserpalast selbst, früher die Residenz der Schogune, ist noch zum größten Teil altjapanisch geblieben. Mitten zwischen Regierungsgebäuden in europäischem Stil erheben sich die geradezu zyklischen Festungsmauern des Mikadoschlosses. Gewaltigere Bollwerke haben wenige Festungen der Erde aufzuweisen. Dreißig bis vierzig Meter hoch und etwas nach innen geneigt, werden diese Mauern aus lose aufeinandergelegten Quadrern gebildet, die so groß sind, daß man sich wundern muß, wie die kleinen japanischen Männlein imstande waren, sie ohne irgendwelche Maschinen oder unsere modernen europäischen Hilfsmittel in solcher Massenhaftigkeit aufeinanderzutürmen. Diesen Mauern entlang zieht sich ein fünfzig bis sechzig Meter breiter und stellenweise ebenso tiefer Wallgraben hin, an dessen Herstellung Hunderttausende von Menschen jahrelang beschäftigt gewesen sein müssen. Der Wasserspiegel in den Gräben ist zur Sommerzeit mit blühenden Lotospflanzen bedeckt, und auf den Wällen darüber erheben sich mächtige alte Pinien in phantastischen Formen, mit langen, bis an den Erdboden reichenden Ästen.

Die Hunderte von Daimioschlössern, die in einem weiten Bogen das Schloß des Schoguns vor der Revolution umgeben haben, sind verschwunden, an ihrer Stelle sind abendländische mehrstöckige Häuser entstanden, und jenseits von ihnen liegt das öde, einförmige, farblose, armselige Häusermeer von Tokio. Was diese Stadt indessen doch vor den anderen Städten Japans voraus hat, sind ihre beiden prachtvollen Parke, der Schiba und der Ujieno, mit ihren riesigen alten Kryptomerien und Kiefern, ihren langen Alleen von Apfelbäumen, ihren wunderbaren Tempelhainen und Lotosteichen. Dort noch, und dort allein, zeigt sich die träumerische Pracht des alten Japans, das die Bewunderung aller früheren Reisenden erweckt hat, dort im Schatten jahrhundertealter Bäume schlummern die goldstrogenden Grabestempel der Schogune, dort leuchten noch in blendendem Rot die mehrstöckigen Holzpagodен mit ihren seltsam geschwungenen Dächern, ihrer verzwickten Architektur, Denkmäler einer eigenartigen, hochentwickelten Kunst, die durch die sinnlose Jagd nach abendländischer, moderner Halbkultur den Todesstoß empfangen hat. Die wunderbaren Tempel mit ihren nicht zu beschreibenden Einzelheiten von Ausschmückung und Einrichtung enthalten nicht nur die Gräber der Schogune,

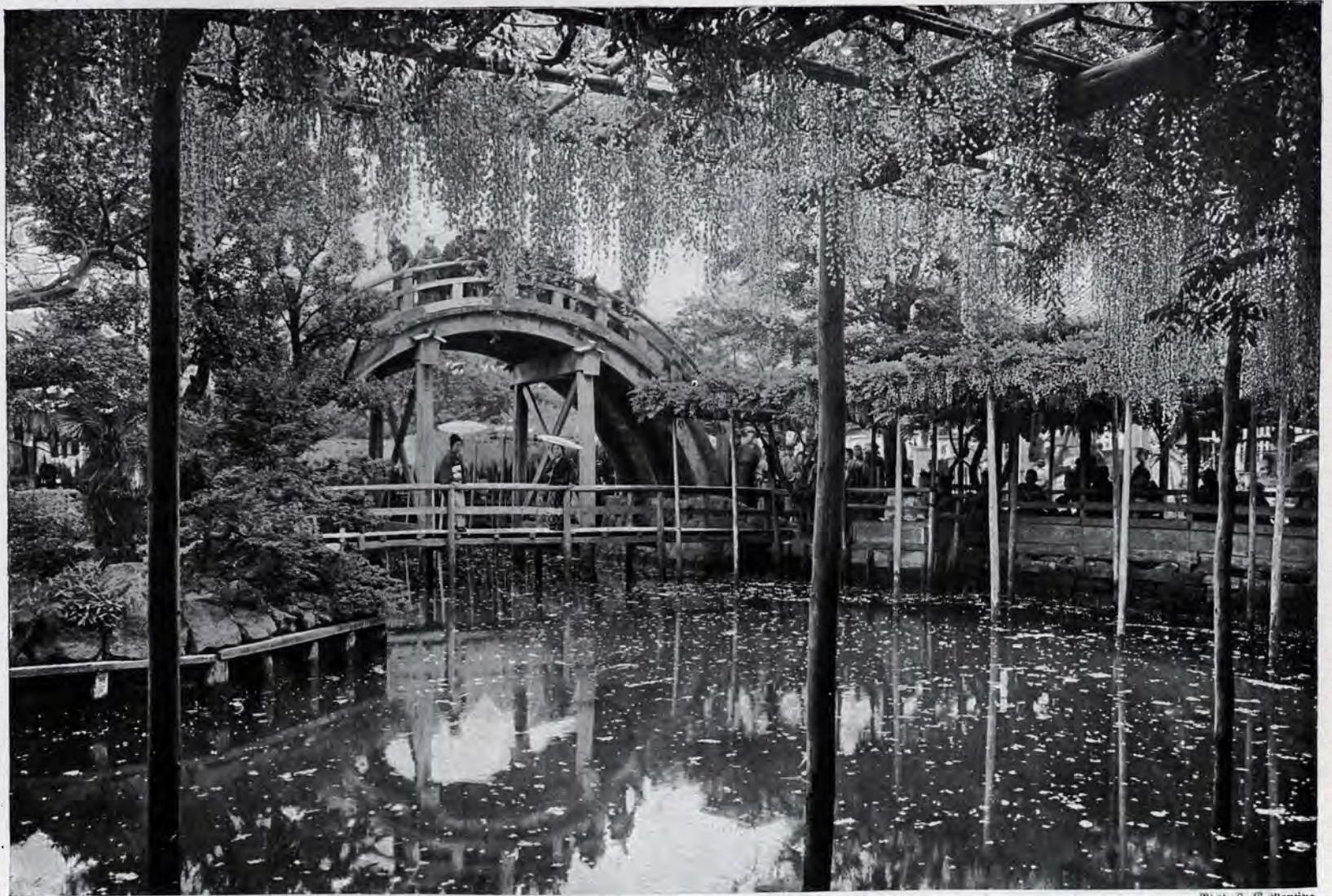


Abb. 389. Glyzinen und heilige Brücke im Kameidotempel zu Tokio, ganz mit Blüten bedeckt.

Phot. S. G. Bonting.



Phot. S. C. White Co.

Abb. 390. Glyzinenblüten im Kameidopark zu Tokio.

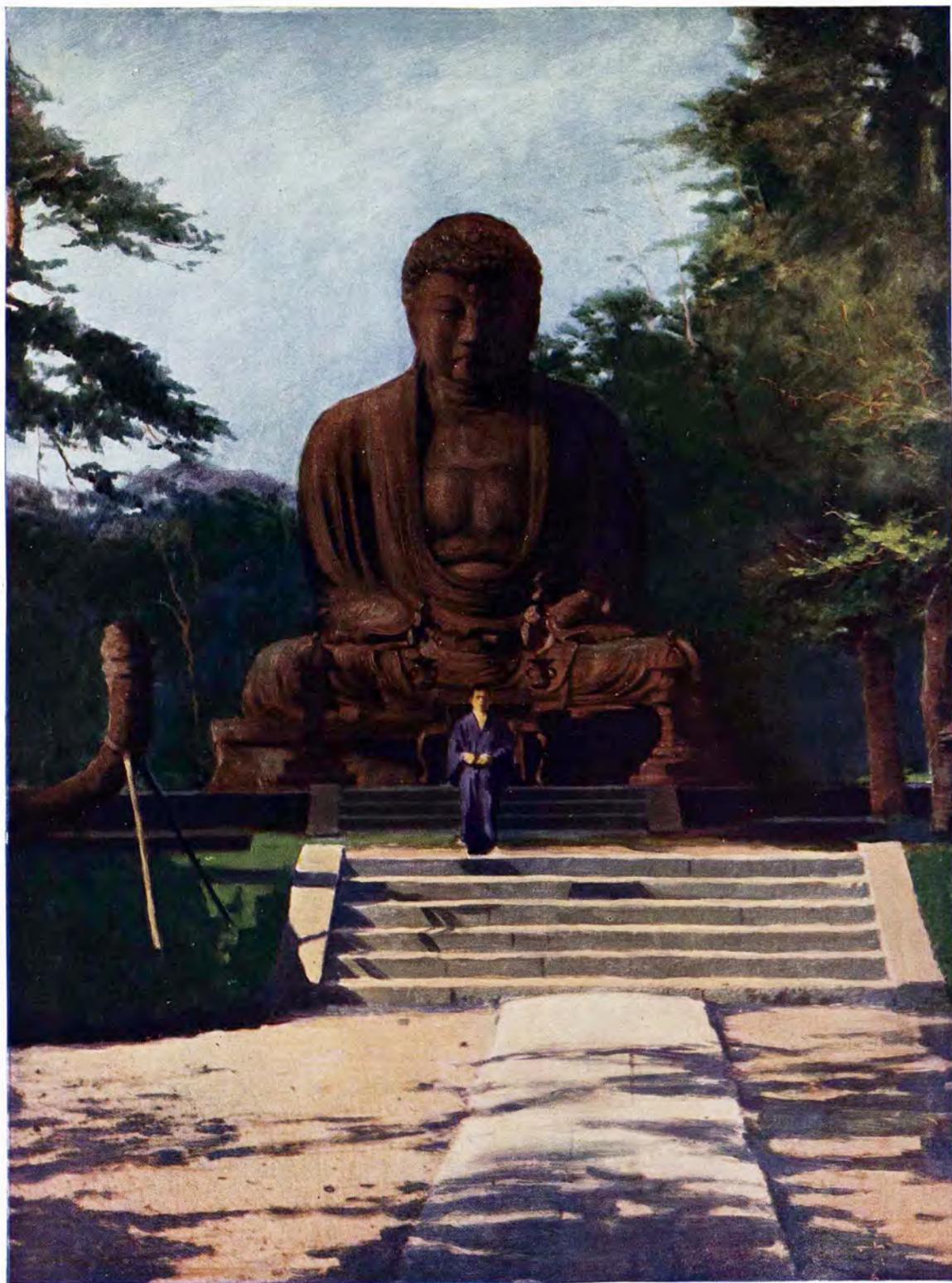
das Dahinschwinden einer alten großen Kultur. Aber es gibt in Tokio noch ein Stück unverfälschten Japans, das die gütige Vorsehung auch noch recht lange zur Freude aller morgen- und abendländischen Besucher erhalten möge: jenseits des herrlichen Uhenoparks, zu Füßen der von gewaltigen Kryptomerien gekrönten Hügel dehnt sich jene eigentümliche Ausgeburt japanischer Sitten, die einen Stadtteil für sich bildende Joschivara aus, und dicht daran schließt sich das Quartier von Asakusa, das sehenswerteste der ganzen Hauptstadt des Mikadoreiches. Ein vielstöckiger Steinturm, der schon so manches verheerende Erdbeben überstanden hat, bildet das Wahrzeichen von Asakusa. Rings um diesen Turm liegen in großen Hainen die stattlichsten Tempel der Stadt, der Hongwandschi und der der Gnadengöttin Awannon geweihte Buddhistentempel von Sensondschi. An diesen merkwürdigen Gebäuden mit ihren absonderlichen Göttergestalten, Inschriften, Bildern und zahllosen Andächtigen hat sich der Ansturm der christlichen Missionen gebrochen. Dort liegen auch viele Teehäuser, beschattet von den für Japan so charakteristischen Ranken der Glyzinen, die im Lande der aufgehenden Sonne in wunderbarer Pracht gedeihen. Die schönsten

sie enthalten auch das Grab der altjapanischen Kunst. Wohl hat Tokio dafür moderne Hochschulen, Hospitäler, Bibliotheken, Museen, Arsenale, Fabriken erhalten, mit denen sich die Japaner heute brüsten, aber all das sind fremde Errungenschaften, die sie sich angeeignet haben. Ihr altangestammtes Eigentum, ihre Schöpfung, das Ergebnis ihrer Liebe und ihres Verständnisses für die Natur war ihre Kunst, die so herrliche Blüten getrieben hat; die Japaner haben sie ohne eine Träne des Bedauerns geopfert, im Austausch für die modernen Errungenschaften der Alten Welt hergegeben. Wer diese Tempelhaine durchwandert, die hohen, eigentümlichen Torbogen durchschreitet, an den langen Reihen steinerner und bronzener Opferlaternen vorübergeht, von alten Daimio dem Andenken der Schogune gewidmet, und endlich die heiligen Grabtempel und den Göttern geweihten Hallen betritt, der empfindet neben rüchhaltiger Bewunderung auch jenes tiefe Bedauern für



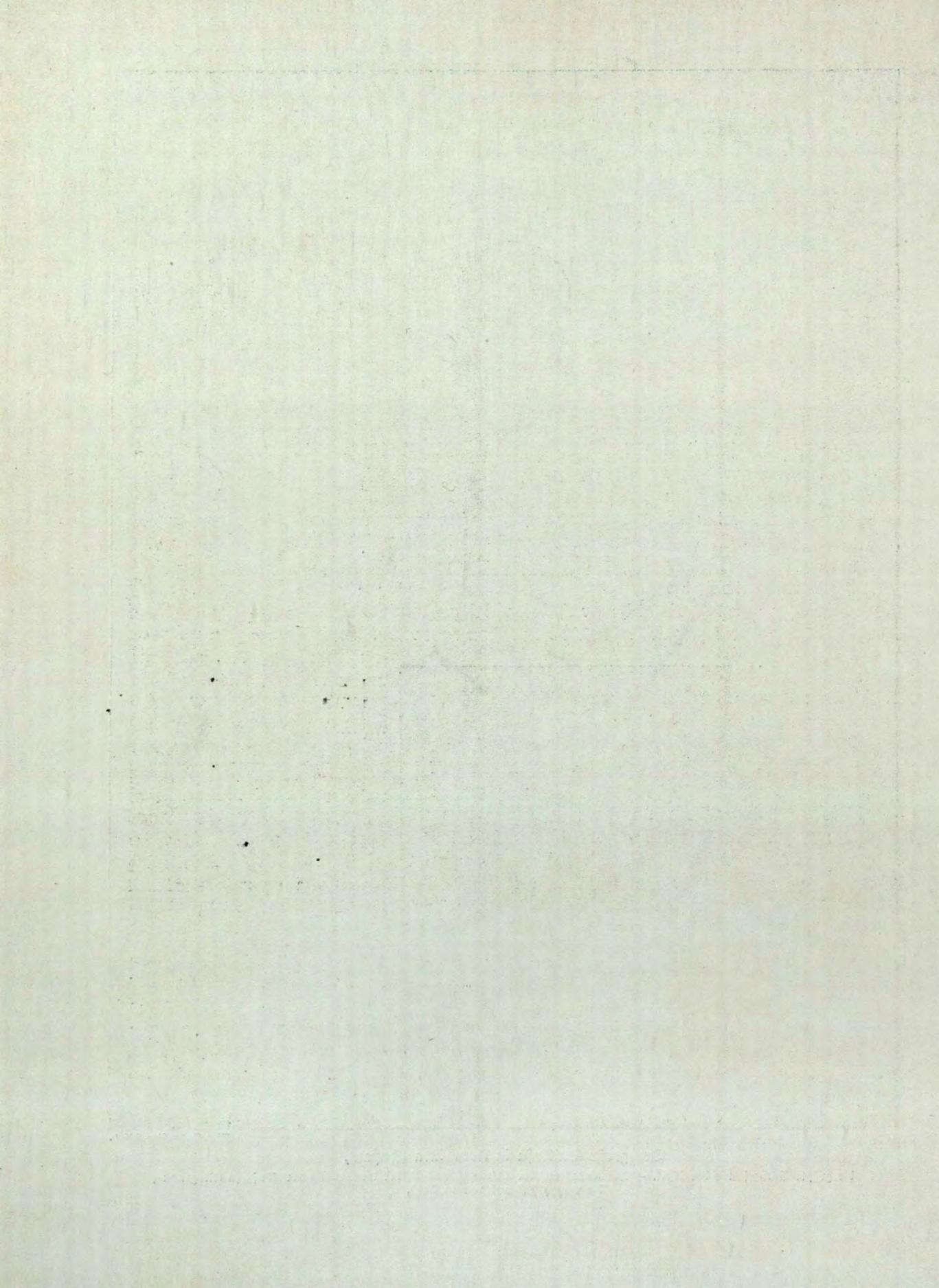
Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 391. Die tausendjährige Glyzine von Kasukabe, mit ihren Zweigen eine Fläche von sechshundert Quadratmeter bedeckend.



Fhot. Carl v. Ronarddshon.

Der große Daibutsu in Kamakura (Japan),
die größte Bronzestatue der Welt. — Der Knopf auf der Stirne ist aus Silber im Gewicht von fünfzehn Kilogramm,
die Augen sind aus reinem Gold.



Exemplare sind rings um die Teiche des Tendschintempels im Kameidopark zu sehen, mit Blütenbüscheln, die ein bis anderthalb Meter Länge erreichen und in ihrer Dichte keinen Sonnenstrahl durchlassen (Abb. 389 u. 390). Die älteste Glyzine, der Sage nach tausend Jahre zählend, ist jene von Kasufabe, mit Zweigen von vierzig Meter Länge (Abb. 391).

Die Theaterstraße in Yokohama. Im Vergleich zu Tokio ist der Haupthafen Japans, Yokohama, eine ganz moderne Stadt, dem Handel, der Schifffahrt, der Fremdenindustrie und dem Vergnügen geweiht. Das sieht man vornehmlich

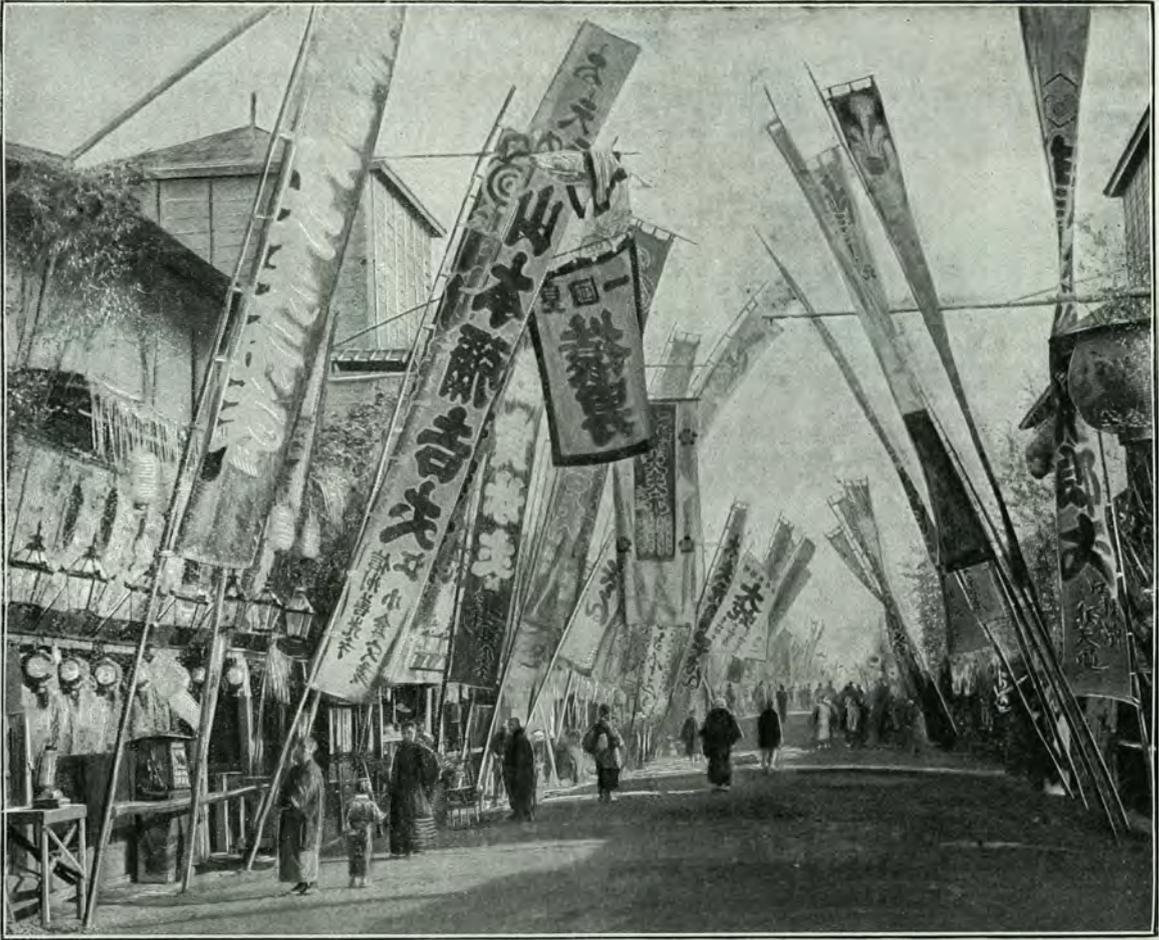


Abb. 392. Die Theaterstraße in Yokohama.

Phot. Gesse-Wartegg.

in seiner Theaterstraße mit den unzähligen Schaubuden, Teehäusern, Theatern, Vergnügungen der verschiedensten Art. Vor jedem Gebäude sind die Ankündigungen in großen Schriftzeichen auf lange Stoffstreifen gemalt, an riesigen Bambusstangen angebracht, ein ebenso buntes wie seltsames Bild (Abb. 392).

Die Umgebung Yokohamas ist von fast paradiesischer Schönheit; auf viele Meilen in der Runde gleicht die Landschaft einem wohlgepflegten Herrschaftsgarten mit den entzückendsten Tempelchen und Tempelhainen, mit reizenden, ungemein reinlichen Dörfern, in denen die Bevölkerung auch noch in paradiesischer Einfachheit lebt: Kamakura mit seiner berühmten kolossalen Bronzestatue des Buddha und seinen alten Tempeln, Enoshima (Abb. 393) mit seinen



Phot. J. Matsuda.

Abb. 393. Die Schwammfelsen der heiligen Insel Enoshima.
Fundstelle von Riesentrabben, die bei ausgestreckten Scheren drei Meter messen.

Schwammfischereien und Seebädern, Atami mit seinem heißen Geiser; und weiterhin die Gebirgsregion von Katone mit dem gleichnamigen See und dem fashionabelsten Bade- und Sommeraufenthaltort der Europäer in Ostasien, Myanoshita.

Der Daibutsu von Kamakura. Der Daibutsu von Kamakura ist eine der hervorragendsten Sehenswürdigkeiten von Ostasien; man weiß nicht, was daran mehr zu bewundern ist, seine enorme Größe, die Kunst der Darstellung oder die technische Ausführung. Der Ausdruck des Gesichtes, die Ruhe, die über das ganze Bildwerk gebreitet ist, die Schönheit seines Rahmens machen es beinahe zu einem Sakrilegium, von den Ausmaßen zu sprechen. Die Statue hat eine Höhe von nahezu sechzehn Meter; das Gesicht allein ist zweieinhalb Meter lang, und in die Stirne ist eine gewölbte Silberplatte von fünfzehn Kilo Gewicht eingesetzt. Die Augenlider sind mehr als meterlang. Die Augen selbst sind aus reinem Gold hergestellt. Das ganze Werk ist ein ziselierter Bronzeuß aus dem Jahre 1252, als Kamakura die Residenz der Shogune und Regierungssitz war und eine Million Einwohner zählte (Abb. 394 und farbige Kunstbeilage).

Der heilige Berg der Japaner. Von den Höhen rings um Yokohama und Enoshima gewahrt man auch den höchsten Bergriesen Japans, den Fudschijama in seiner ganzen Majestät (Abb. 395 und 396). Scharf heben sich seine schokoladebraunen Flanken und seine schneebedeckte Spitze von dem klaren, blauen japanischen Himmel ab, ganz so wie er auf den vielen Abbildungen zu sehen ist, wie er sich aber den Sommer über in Wirklichkeit nur selten zeigt. Gewöhnlich ist sein Haupt in dichte

Wolken gehüllt, und viele Reisende haben während ihres wochenlangen Aufenthaltes im Mikadoreich den heiligen Berg der Japaner überhaupt nicht zu Gesicht bekommen. Er ist das Wahrzeichen der Japaner, eine Art Gottheit, die Verkörperung der Konohanafakuyahime, das heißt „der Prinzessin, welche die Knospen der Bäume zu Blüten entwickelt“. Dem Volke gilt die Besteigung des Fudschji als Sühne für die Sünden; viele Tausende von Pilgern strömen im Sommer aus allen Teilen des Reiches herbei, und es bestehen besonders unter der Landbevölkerung zahlreiche Pilgervereine, deren Mitglieder einen kleinen Jahresbeitrag leisten, um in jedem Jahre abwechselnd einer Anzahl von Pilgern die Wallfahrt zum Fudschji=San zu ermöglichen.

Seine Besteigung ist ein recht beschwerliches Unternehmen. Schon die zu seinem Fuß führenden Wege sind in elender Verfassung, und man gelangt wie gerädert nach Gotemba und Subaschiri, wo der eigentliche Aufstieg beginnt. Subaschiri ist eines der interessantesten Dörfchen von Japan. Die große Pilgerzeit hatte begonnen, und gewiß mochten an zweitausend Pilger in den zahlreichen Hotels und Teehäusern weilen, aus denen der Ort besteht. Während wir auf der Terrasse des Yone-Yama-Teehauses ruhten, kamen und gingen ununterbrochen Pilgerzüge von sechs, acht, zwanzig, dreißig Personen, alt und jung, reich und arm, aber ausschließlich nur Männer, keine Frauen; denn das Betreten des heiligen Berges ist den Frauen verboten. Alle die Pilger, die an uns vorbeizogen, waren gleich gekleidet: weiße Jacken, weiße, eng anliegende Weinkleider, weiße Socken, Strohsandalen an den Füßen, große Strohhüte auf den Köpfen. Um die Schultern hatte jeder eine etwa quadratmetergroße Strohmatte geschlungen, die als Schutz gegen Regen, Sonne und Kälte, zur Nachtzeit auch noch als Lagerstätte dient. In seiner Rechten trug jeder Pilger einen langen Stab wie unsere Bergstöcke, in der Linken aber eine Glocke, mit der fortwährend gebimmelt wurde. Auf den Veranden, in den nach allen Seiten offenen



Phot. S. G. Ponting.

Abb. 394. Der Daibutsu von Kamakura bei Yokohama, nahezu sechzehn Meter hoch.



Abb. 395. Der Fudschijama, im Vordergrund Kaskaden und heiße Quellen.

Phot. S. G. Pentling.

Häusern waren Pilger; die einen ruhten, die anderen spielten oder rauchten oder machten in ungeniertester Weise ihre Toilette.

Blutrot war die Sonne untergegangen, und das fahle Mondlicht leuchtete uns nun auf dem Weg, der durch Schutthaufen und trockene, dunkle Lavafelder emporführte; nach zweistündigem Ritt erreichten wir hochstämmigen Urwald, und ich mußte das Pferd straff am Zügel halten und den Boden durch die Kuli mit Fackeln beleuchten lassen, um nicht durch die aufragenden Wurzeln und Lavablöcke zu Fall zu kommen. Ich beabsichtigte vor Mitternacht eine möglichst große Strecke zurückzulegen, den Rest der Nacht in einer der Schutzhütten zuzubringen und am nächsten Morgen die Besteigung zu vollenden. Bei dem ewig wechselnden Wetter konnte man ja nicht wissen, ob der ganze Berg nicht schon in einigen Stunden in dichten Nebel gehüllt sein würde, und dann wäre unsere ganze Reise vergeblich gewesen.

Mitten im finsternen Walde erblickten wir bald Lichter und hörten das Geklingel von Pilgerglocken. Wir hatten Umagaiſchi erreicht, ein ärmliches Teehaus mit anstoßendem Flugdach, unter dem auf langen Holzspriſchen wohl ein halbes Hundert Pilger, die eben vom Fudſchi herabgekommen waren, ausruhten. Die zahlreichen weißgekleideten Gestalten, die hier in allen möglichen Stellungen umherlagen, nahmen sich in dieser Waldeinsamkeit beim flackernden Scheine brennender Kieferſpäne gespenſterhaft genug aus. Sie beachteten uns kaum, als wir angeritten kamen und nach einem Schluck Tee den Weg zu Fuß fortsetzten. Die Pferde ließen wir mit der Weisung zurück, am nächsten Abend nach Sonnenuntergang wieder zur Stelle zu sein.



Phot. G. W. Hering.

Abb. 396. Der Fudschijama,
von den Japanern heilig gehaltener, höchster Vulkan des Landes.

Bei der sechsten Schutzhütte schon hatten wir die kalten, dichten Wolkenschichten durchschritten, die den Berg wie mit Baumwolle umwickelt hielten, und der mächtige Gipfel lag klar vor uns, so nahe, daß wir hofften, ihn binnen einer halben Stunde zu erreichen. Aber wir waren nun schon drei Stunden geklettert, und je höher wir stiegen, desto höher schien auch der Berg zu werden. Zu unserer Linken, also mehr gegen die Südseite des Berges, befand sich zwischen zwei Lavagraten eine Halbe von Schutt und loser Asche, wie ich sie in solcher Ausdehnung nirgends gesehen habe. Vom Gipfel des Berges zieht sie sich viele Kilometer weit abwärts bis zu dem Waldkranz, der den Fudschu dort besäumt, und über diese Halbe sahen wir Duzende von Pilgern auf ihre Bergstöcke gestützt den Abstieg unternehmen, in raschem Laufe, bei jedem Schritt um vielleicht ebensoviel durch den losen Schutt abwärts sinkend.



Abb. 398. Blick über den Kraterrand des Fudschiyama.

Phot. S. G. Ponting.

Endlich, gegen fünf Uhr abends, standen wir am Fuß einer langen, steilen Treppe, deren Stufen in die ungemein steile, glatte Lavawand gehauen sind, um den Aufstieg zum Gipfel überhaupt möglich zu machen. Mühsam, als wären unsere Beine von Blei, zogen wir sie von Stufe zu Stufe aufwärts, und recht erschöpft betraten wir gegen sechs Uhr abends den Rand des Kraters (Abb. 398).

Auf dem schmalen Plateau zwischen dem äußeren Bergumfange und dem Krater selbst, der etwa einen größten Durchmesser von einem Kilometer haben mag, stehen einige aus Lavablöcken erbaute Häuschen, bewohnt von Priestern und Schankwirten, die allerhand Erfrischungen und Erinnerungen an den heiligen Berg feilbieten. Eines der Häuschen ist zu einem kleinen Tempel eingerichtet, und an seinem Eingange setzten wir uns nieder, um ein halbes Stündchen zu ruhen.

Längere Rast war unmöglich, wollten wir noch am gleichen Tage wieder hinunter. Ich eilte deshalb allein auf der immer schmaler werdenden Kante aufwärts zu dem kleinen Tempelchen, das an der höchsten Spitze des Kraterrandes steht, und blickte von dort hinab in den dampfenden, nebelerfüllten Kessel, dessen Wände aus zerklüfteten, phantastisch aufeinandergetürmten Lavablöcken bestehen. Aus manchen Ritzen und Öffnungen schießt pfeifend heißer Dampf hervor, ein Zeichen, daß der höchste Vulkan Ostasiens nur schlummert. Wie, wenn er gerade jetzt aus seinem zweihundertjährigen Schlafe erwachen würde?

Es war nun die höchste Zeit, den Rückmarsch anzutreten. Von den Priestern des Tempels ließen wir uns den Stempel des Fudschigipfels auf unsere Bergstöcke einbrennen, warfen noch einen Blick um uns und hinab zu den Wolkenschichten (Abb. 397), die uns die Aussicht auf das Land und Meer zu unseren Füßen entzogen, und machten uns wieder auf den Weg. Als wir den Fuß der steilen Felsentreppe erreicht hatten, bestanden die Führer darauf, uns Strohsandalen über die Schuhe zu binden und mir, da ich gewöhnlich unserer Karawane voraneilte, noch drei andere Paare mitzugeben. Statt dann den glatten Lavagrät abwärts zu gleiten, auf dem wir emporgestiegen waren, schwenkten wir nach den unabsehbaren Schuttfeldern ab, unsere Füße versanken bis über die Knöchel in dem losen, scharfen Sand, den der Krater in früheren Zeiten in so unglaublichen Mengen ausgeworfen hat, und unsere Schuhe wären gewiß schon in der ersten halben Stunde zerschnitten gewesen, würden wir sie nicht durch die Strohsandalen geschützt haben. Das war also der Grund, warum die Führer sich gleich mit zwei Duzend Paaren davon versehen hatten. Während des Abstieges mußten wir sie wiederholt wechseln, denn nach je einer halben Stunde hingen sie in Fetzen um unsere Füße.



Abb. 399. Der Buddhistentempel auf dem Minobuberg.

Phot. G. G. Pentling.



Phot. S. G. Ponting.

Abb. 400. Inneres des Buddhistentempels auf dem Minobuberg, ganz mit Goldlack überzogen; die von der Decke hängenden reichgeschmückten Glocken haben den Wert von einer Million Mark.

Die ganze Halle war besät mit derartigen Sandalenresten, und man hätte aus ihnen allein einen kleinen Fudschijama aufbauen können. In jedem Jahre wird der heilige Berg von vielleicht dreißigtausend Pilgern bestiegen, die mindestens an hundertfünfzigtausend Sandalenpaare verbrauchen, und das geht nun schon seit Jahrhunderten vor sich!

In weniger als drei Stunden waren wir unten am Waldessaume und bei Fadesschein erreichten wir wieder in Umagaiſchi unsere Pferde. In Subaschiri erfuhren wir, daß während unseres Aufstiegs tief unter uns ein furchtbarer Taifun gewütet hatte. Eine Anzahl Schiffe war vernichtet, verschiedene Ortschaften waren arg mitgenommen, und auch sonst im Lande war der Schaden groß.

Der Buddhatempel von Minobu. Von der Spitze des heiligen Berges hatte ich über das Wolkenmeer, das uns die Aussicht auf das Land zu unseren Füßen verbarg, im Westen die Spitze eines Berges aufragen gesehen, die mein Führer mir als den Oku-no-in bezeichnete. Zwei Tage später befand ich mich an seinem Fuße, in dem Örtchen Minobu, um die dortigen Buddhatempel zu besichtigen (Abb. 399). Sie gehören zu den schönsten der ostasiatischen Buddhistenwelt. Ihr Gründer war der große Heilige der japanischen Buddhisten, Mitscheren, dessen Anhänger nicht nur den Menschen, sondern auch den Tieren Religion einflößen wollen. Sie errichteten in Minobu ihr Hauptkloster und bauten

ihrem Stifter herrliche Tempel, die nach dem großen Brande von 1875 in gleich künstlerischer Art wieder erneuert wurden. Eine lange Treppensucht führt zu der seltsamen Tempelgruppe empor, deren erster dem Andenken des Heiligen gewidmet ist. Die Wände und Pfeiler sind ganz mit köstlichem japani-



Phot. H. C. White Co.

Abb. 401. Steinbildnisse der fünfhundert Schüler Buddhas im Buddhistentempel von Seikendchi bei Otsju.

schen Lack — schwarz und rot — bekleidet, der reich geschnitzte Hochaltar ist verguldet und zeigt ein lebensgroßes Bildnis des Nitscheren in schöner Ausföhrung. Doch das kostbarste Heiligtum, umgeben von den Mönchs- und Pilgerhäusern, Opfertoren, Laternen und kleinen Pagoden, ist der „Tempel der



Aus: Pfeife-Wartegg, „Japan“.

Abb. 402. Das Daimiojshloß in Nagoya.

wahren Gebeine“ mit einem Reliquienscrein, der einige Überreste des Heiligen birgt (Abb. 400). Von außen unscheinbar, ist dieser Tempel im Inneren mit den herrlichsten Schnitzereien, Vergoldungen und Lackarbeiten geschmückt, ja der Reliquienscrein ist mit Edelsteinen reich besetzt.

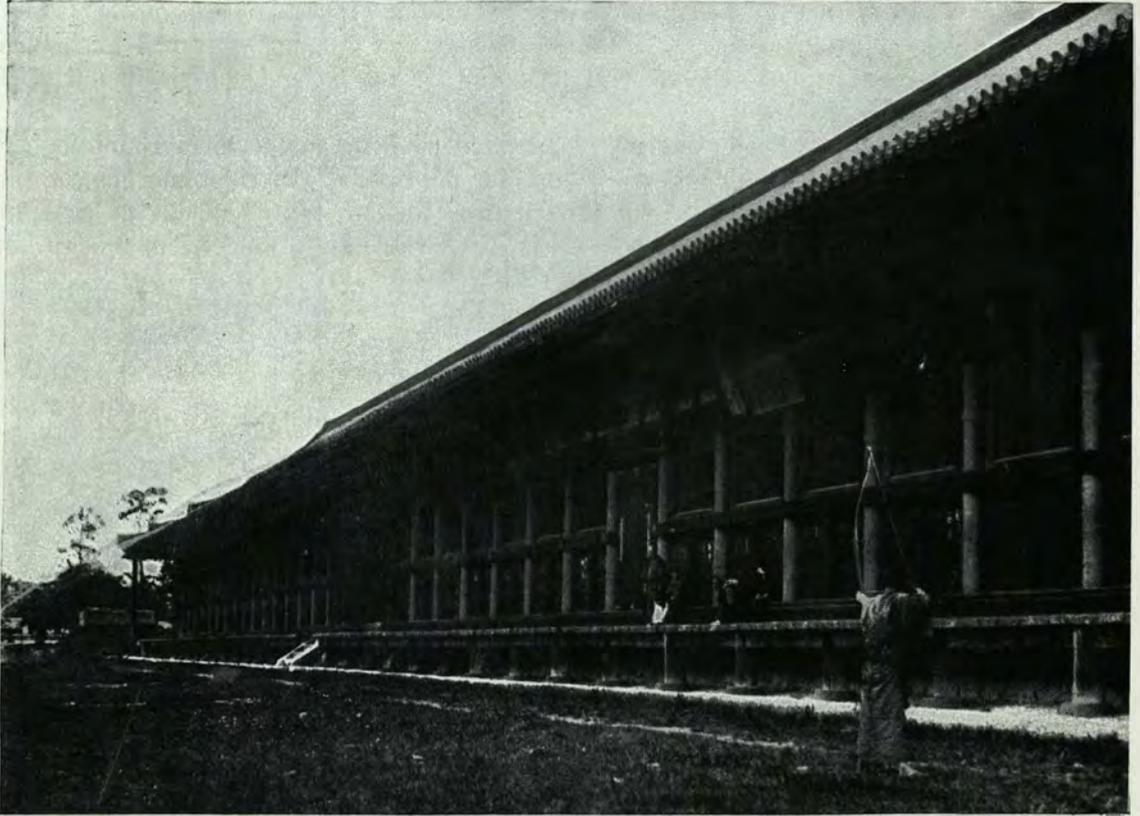
Okitsu. Wie in der abendländischen Kunst, so wurden auch in der morgenländischen, besonders in der japanischen, Personen und Dinge, die mit der Religion zusammenhängen, mit Vorliebe zur Darstellung gewählt. Dem formen- und farbenreichen Buddhismus verdankt Japan seine schönsten Bauten, Skulpturen in Stein, Metall und Holz, Stickereien, Lackarbeiten



Abb. 403. Großes Eingangstor zum Hongwandschitempel in Nagoya.

Aus: Gesse-Wartegg, „Japan“.

und so weiter. Überall stößt man auf vorzüglich ausgeführte Steinfiguren — so in Nikko an den Ufern des Dayagawa, so auch in Okitsu, südlich von Minobu nahe der Meeresküste. In dem kleinen, reizend gelegenen Seebadeorte steht der berühmte Buddhistentempel Seikendschi mit vierzig prächtigen, farbigen Figuren der Mahan, der ersten Apostel Buddhas. Diese Bildnisse werden jedoch an vorzüglicher Ausführung von den fünfhundert lebensgroßen Steinfiguren in sitzender Stellung übertroffen, die dort in malerischer Gruppierung den schattigen Tempelpark beleben (Abb. 401). Haltung und Gesichtsausdruck sind von überraschender Lebenswahrheit und Natürlichkeit. Auch sie stellen die Mahan dar, die Buddha nach seiner unter dem Bobaume von Gaya in Indien empfängenen Erleuchtung aufsuchte und im



Phot. Max S. Bourgoyne.

Abb. 404. Der Tempel der dreiunddreißigtausenddreihundertdreiunddreißig Götter in Kioto, vom Kaiser Toba im Jahre 1132 gegründet, hundertzwanzig Meter lang, mit Götterstatuen dicht angefüllt.

Park von Benares fand. Nach fünftägiger Predigt gelang es Buddha, die fünfhundert zu seinen Lehren zu bekehren. Sie wurden seine eifrigsten Anhänger, gleichzeitig Vorbilder für die buddhistischen Bonzen, die noch heute in derselben Einfachheit leben und ihr Brot täglich erbetteln müssen, wie die Mahan vor zweieinhalb Jahrtausenden.

Das Daimioschloß in Nagoya.

Auf der Weiterfahrt von Tokio nach der alten Hauptstadt Kioto berührt der Reisende eine der bedeutendsten und interessantesten Städte des Inselreiches, Nagoya, früher die Hauptstadt des Fürstentums Owari und Residenz einer der ersten Fürstenfamilien, die das Recht besaß, nach dem Aussterben der Tokugawa den Thron der Schogune zu besteigen. Ihr Schloß, eines der merkwürdigsten Asiens, erhebt sich heute noch mit seinen fünf Stockwerken in Pyramidenform auf gewaltigen Grundmauern (Abb. 402). Das oberste Dach wird von den zwei berühmten goldenen Delphinen gekrönt, deren einer auf der Wiener Weltausstellung allgemeine Bewunderung erweckte. Die von den größten Künstlern Japans im siebzehnten Jahrhundert ausgeschmückten Innenräume wurden nach der Restauration in den siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts von japanischen Offizieren und Soldaten in geradezu vandalischer Weise zerstört. Als die Regierung dieses schönste Schloß Japans zum Nationaleigentum machte, wurde manches ausgebessert und erneuert, und so zeigt es heute, wie die großen Daimio des Landes einst gewohnt haben. Nahe diesem interessanten Bau erhebt sich ein wundervoller Tempel der Buddhisten, Higashi-Hongwandschi, dessen Torbau allein schon den größten und schönsten Holzbauten Japans beizuzählen ist (Abb. 403).

Kioto. In einer Stadt wie Kioto, die im Verlauf eines Jahrtausends einer langen Reihe von Kaisern als Residenz gedient hat, sollte man großartige Paläste der göttergleichen Herrscher über das schöne Inselreich erwarten, mit prächtigen Kunstschätzen, dazu Denkmäler und Prachtbauten. In dem ausgedehnten Gewirr von Holz- und Papierhäuschen dieser urjapanischen Großstadt sind in der Tat viele Morgen Grund der Kaiserresidenz vorbehalten und mit einer hohen Mauer umschlossen, doch die Gebäude innerhalb derselben sind auch nur solche aus Holz und Papier, mit Empfangs- und Privaträumen, die wohl mancherlei kostbaren Wandschmuck, aber keine Einrichtungsstücke zeigen, auch niemals solche enthalten haben. Schöner und größer ist der einstige Palast der Schogune, mit einem goldstrotzenden Audienzsaal, in dem diese tatsächlichen Beherrscher des japanischen Reiches die in den prächtigsten Gewändern prangenden Feudalfürsten des Landes empfangen haben. Die Revolution kam; der Kaiser, die Schogune verdrängend, machte ihre Residenz in Tokio zu der seinigen, und die Residenzen von Kioto sind nunmehr leere Hüllen, wie die Puppenhüllen, denen die Schmetterlinge entflohen sind.

Viel interessanter als diese Residenzen sind die Buddha- und Schintotempel der Stadt, nicht weniger als dreitausend an der Zahl, mit achttausend Priestern. In dieser Hinsicht ist Kioto wirklich ein japanisches Rom, ja es hat sogar seinen Papst, in der Person des Großbonzen der Schintoreligion, deren Haupttempel der prächtige Higaschi-Hongwandschi ist. Merkwürdiger noch als dieser ist der San-dschu-san-dschen-do, so viel wie Tempel der dreiunddreißigtausend-dreihundertdreißig Gottheiten, ein riesiger Holzbau von hundertzwanzig Meter Länge



Phot. Max S. Bourgoyne

Abb. 405. Der Tempel der dreiunddreißigtausenddreihundertdreißig Gottheiten in Kioto.
Die Kolossalstatue der Göttin Kwanon, den Schädel eines heiligen Mönches enthaltend.

und sieben Meter Breite (Abb. 404). Außen ohne jeden Schmuck, enthält er in seinem Inneren in der Tat die genannte Anzahl von Statuen jeder Größe und Art, alle die Göttin der Gnade, Kwannon, darstellend. Der Gründer dieses merkwürdigen Tempels war Kaiser Toba, der bei seiner Absetzung im Jahre 1132 als Anfang eintausendundeine Statuen der gnadenreichen Kwannon hier aufstellen ließ. Manche seiner Nachfolger widmeten ihr weitere Statuen in Partien von tausend und mehr, und so kam diese in der Welt einzig dastehende Versammlung von hölzernen, bronzenen und steinernen Götterfiguren zusammen. In unabsehbaren Reihen, von einem Ende des weiten Raumes zum anderen, stehen hier zunächst tausend lebensgroße Kwannongestalten, mit unzähligen kleineren Figuren und Reliefs



Phot. G. G. Bouling.

Abb. 406. Steinernen Opferlaternen zu beiden Seiten der Tempelalleen in Nara.

bedeckt. Jede Statue ist verschieden von der anderen, alle aber sind sie Meisterwerke der japanischen Bildhauer- und Goldlackierkunst, hergestellt von den berühmtesten Künstlern früherer Jahrhunderte.

Mitten zwischen ihnen erhebt sich, auf einer Lotosblume sitzend, eine Kolossalstatue der Göttin mit gefalteten Händen, umgeben von achtundzwanzig Gestalten ihres engeren Gefolges (Abb. 405). Ihr Kopf dient als Behälter für den Schädel eines wundertätigen Mönches. In einer Werkstätte hinter der starren Armee reichvergoldeter vielarmiger Göttinnen werden die abgefallenen Hände, wurmförmigen Köpfe, verblaßten Vergoldungen wiederhergestellt.

In einem anderen Tempel Kotos, dem Kinkakudschji, früher Palast des Schoguns Yoshimitsu aus dem vierzehnten Jahrhundert, hat sich ein höchst merkwürdiger Fichtenbaum erhalten, der von den Tempelmönchen mit rührender Ausdauer und Geduld allmählich in



Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 407. Zweihundert Jahre alte Fichte in Kioto, in Form einer japanischen Dschunke gezogen.

die Form eines japanischen Segelbootes gebracht worden ist (Abb. 407). Die Japaner sind groß in der Kunst, die natürlichen Bäume und Zierpflanzen in groteske Formen zu zwingen. Besonders bei den alljährlichen Blumenfesten in Tokio hat man in der Gärtnerstadt Dangozaka Gelegenheit, die wunderlichsten Auswüchse dieser Fertigkeit zu sehen: Blumen zu Figuren, Landschaften und Porträts zusammengestellt, Krieger und Hofleute in blumengestickten Gewändern, deren Stickereien aus lebenden Blumen gebildet werden. Die Stengel und Wurzeln werden hinter den Bambusgerippen, die als Träger des Ganzen dienen, kunstvoll verborgen.

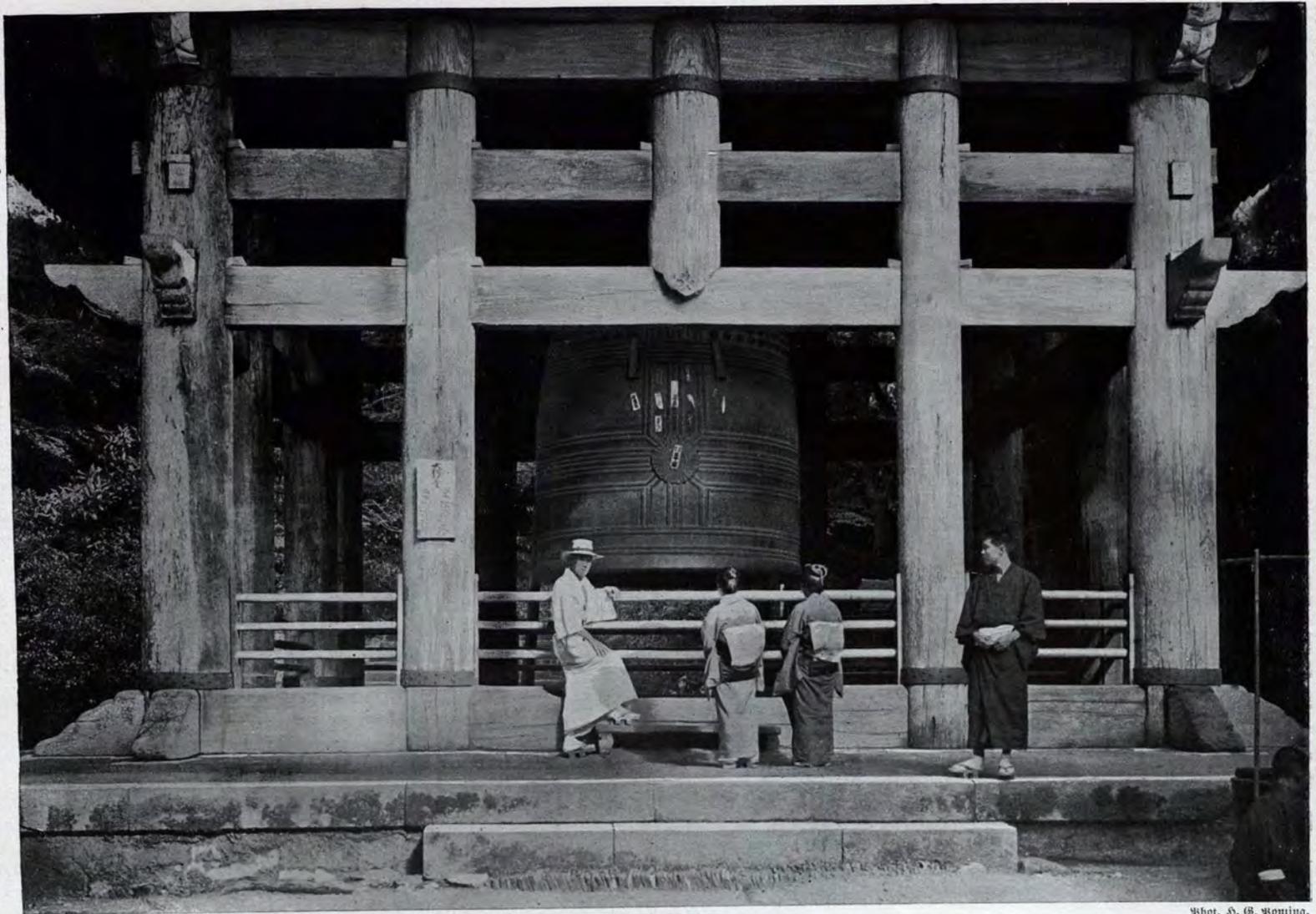
Kioto besitzt die beiden größten Glocken Japans, von denen eine sogar zu den größten der Welt gehört (Abb. 409). Sie hängt im Garten des Tschoninklosters, das auf einer von Fichten beschatteten Anhöhe der Stadt liegt, und wird, wie die meisten Glocken Ostasiens, zum Läuten nicht in Schwingung versetzt, sondern mit einem wagrecht aufgehängten Balken angeschlagen. Ihr Gewicht beträgt vierundsiebzig Tonnen.

Nara. Südlich von Kioto liegt Nara, während des achten Jahrhunderts die Hauptstadt Japans und Residenz von sieben aufeinanderfolgenden Kaisern. Auf dem Wege dahin pflegen Touristen die wilden Stromschnellen des Kasjuragawa zu durchfahren, um die herrlichen Felsenufer dieses Flusses kennen zu lernen (Abb. 411). Die alte Kaiserstadt ist wohl auf ein Zehntel ihrer einstigen Größe zurückgegangen, die Kaiserpaläste sind verschwunden, und nur die Tempel mit ihren herrlichen Parks haben sich erhalten, immer noch von Japanern aus dem ganzen Lande scharenweise besucht. In den heiligen Teichen sonnen sich große alte



Abb. 408. Kasuga-no-Miya bei Nara.
Bronzelaternen, die Opfergaben frommer Japaner.

Phot. H. G. Vonting.



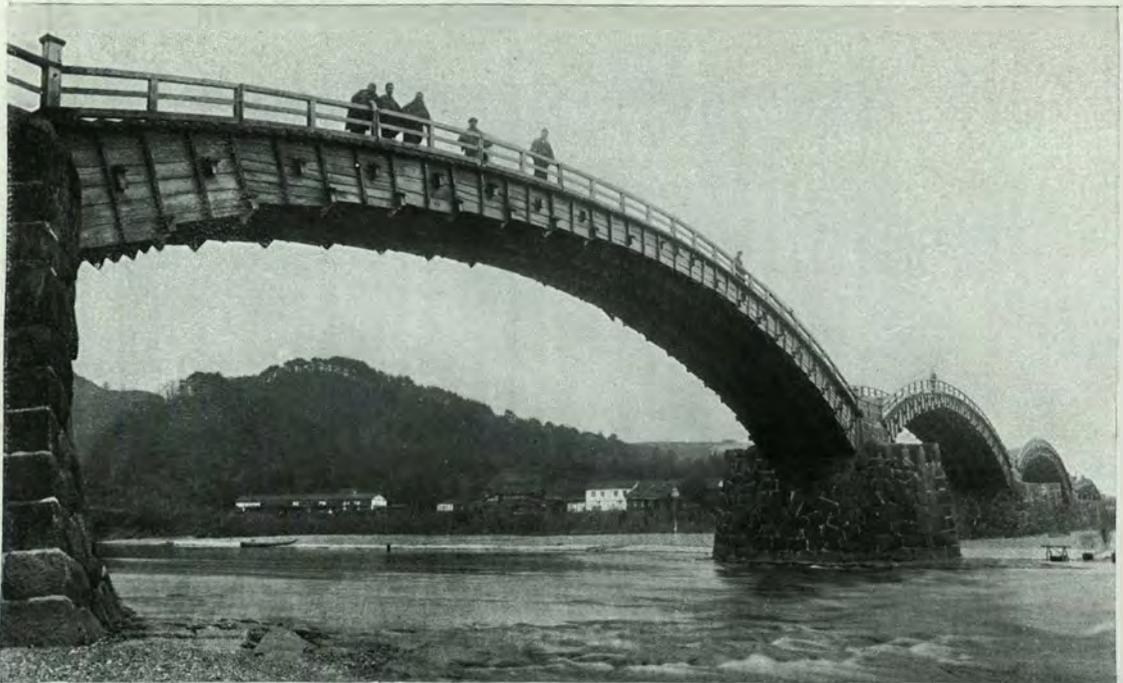
1

59

Abb. 409. Die große Glocke im Tschonintempel zu Kioto.
Sie ist die größte Glocke Japans, wiegt vierundsiebzig Tonnen und misst drei Meter im Durchmesser.

Phot. H. G. Pommer.

Schildkröten, unter den hohen schattigen Kryptomerien spazieren heilige Hirsche umher, die von Einheimischen wie von Fremden gerne die dargereichten Kuchen annehmen und ihnen bis an die Tempeltore folgen; Tausende und aber Tausende von Stein- und Bronzelaternen stehen dort in langen Reihen und Gruppen, die Opfergaben gläubiger Japaner aus früheren Zeiten (Abb. 406 und 408). Damals gab es wohl keinen Wohlhabenden, der nicht den Göttern zu Ehren eine solche Laterne opferte, vielleicht auch um darin ein Licht brennend zu erhalten, das ihm nach seinem Ableben ins bessere Jenseits leuchten sollte. Die modernen Japaner kennen diesen Weg auch ohne Laternen, und es werden nur wenige mehr geopfert, ja das Licht in den meisten vorhandenen wird längst nicht mehr unterhalten, und nur an einzelnen Tagen, in Nara am 17. Dezember, werden in allen Lichte angezündet. Der Anblick der von uralten hohen Kryptomerien gebildeten Tempelhaine mit den unzähligen Lichtern auf

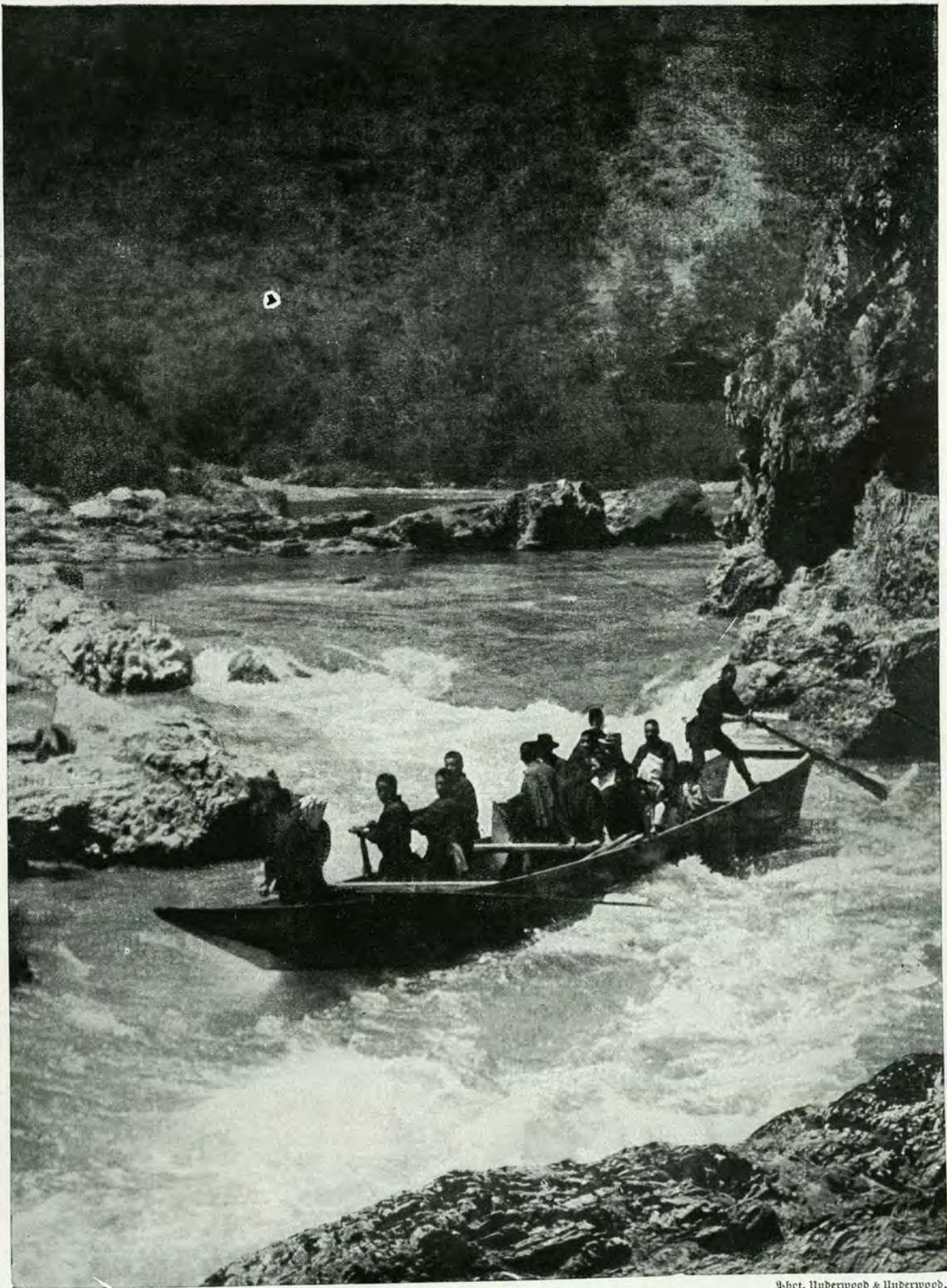


Phot. S. Matsumoto.

Abb. 410. Die Iwakuni-Brücke über den Nishikifluß,
aus Holz gebaut; die Steinspitzer werden durch Blei zusammengehalten.

mehrere Kilometer in der Runde ist dann von magischer Wirkung. Sie beleuchten auch die vielen großen Tempel, die durchweg mit rotem japanischen Lack bekleidet sind. Rings um sie sind die Wohnungen der Priester und Tänzerinnen, die an Festtagen den heiligen Kaguratanz aufführen.

Die Brücke von Iwakuni. Nara ist nur eine kurze Strecke vom Ostende des schönsten Gebiets von Japan, des Inlandmeeres mit seinen malerischen Ufern und Tausenden von Inselchen, entfernt. Auf seinen stillen Wassern von Hafen zu Hafen fahrend, bekommt man geradezu paradiesische Gegenden zu sehen, mit der fremdartigen Kultur der Japaner, die sich gerade hier in reizender Ursprünglichkeit erhalten hat. Hier liegt beispielsweise das kleine befestigte Städtchen Iwakuni, an der Mündung des Nishikiflusses, einst die Residenz tapferer Daimio, deren vielstöckiges Pyramidenschloß freilich längst verschwunden ist. Aber eine große Merkwürdigkeit hat sich aus jener Zeit doch erhalten:



Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 411. Stromschnellen im Katsurafluß in der Nähe von Kioto,
von Reisenden in Booten, die von Japanern gelenkt werden, gerne durchfahren.

die hundertsechzig Meter lange Holzbrücke, die in fünf kühn geschwungenen Bogen, auf massiven Stein Pfeilern ruhend, über den Nishika führt (Abb. 410). Wenn sie die Jahrhunderte überdauert hat, so ist es nicht der Unzerstörbarkeit des verwendeten Holzes, sondern dem Umstand zuzuschreiben, daß alle fünf Jahre ein Bogen einer gründlichen Ausbesserung, wenn nötig auch einer Erneuerung unterzogen wird.

Miyaschima, die Insel des Glücks.

In der tief ins Land einschneidenden Bucht nördlich von Iwakuni, an deren äußerstem Ende die ebenso schöne wie große Stadt Hiroshima liegt, schlummert eingebettet in die stillen blauen Fluten das herrliche Eiland Miyaschima, einem Naturtempel vergleichbar, dem Glück gewidmet (Abbildung 412). Die Japaner verehren Miyaschima als einen der drei schönsten Punkte ihres Landes und besuchen es gern, um unter den uralten Bäumen auf spiralförmigem Waldweg bis zu dem Gipfel des Berges in der Mitte der Insel zu wandern oder das merkwürdige Riesentor, einen aus eine Barke eingeschifft und nach dem Dörflein befördert werden, das sich Miyaschima gegenüber an die Ufer der schönen Bucht schmiegt.

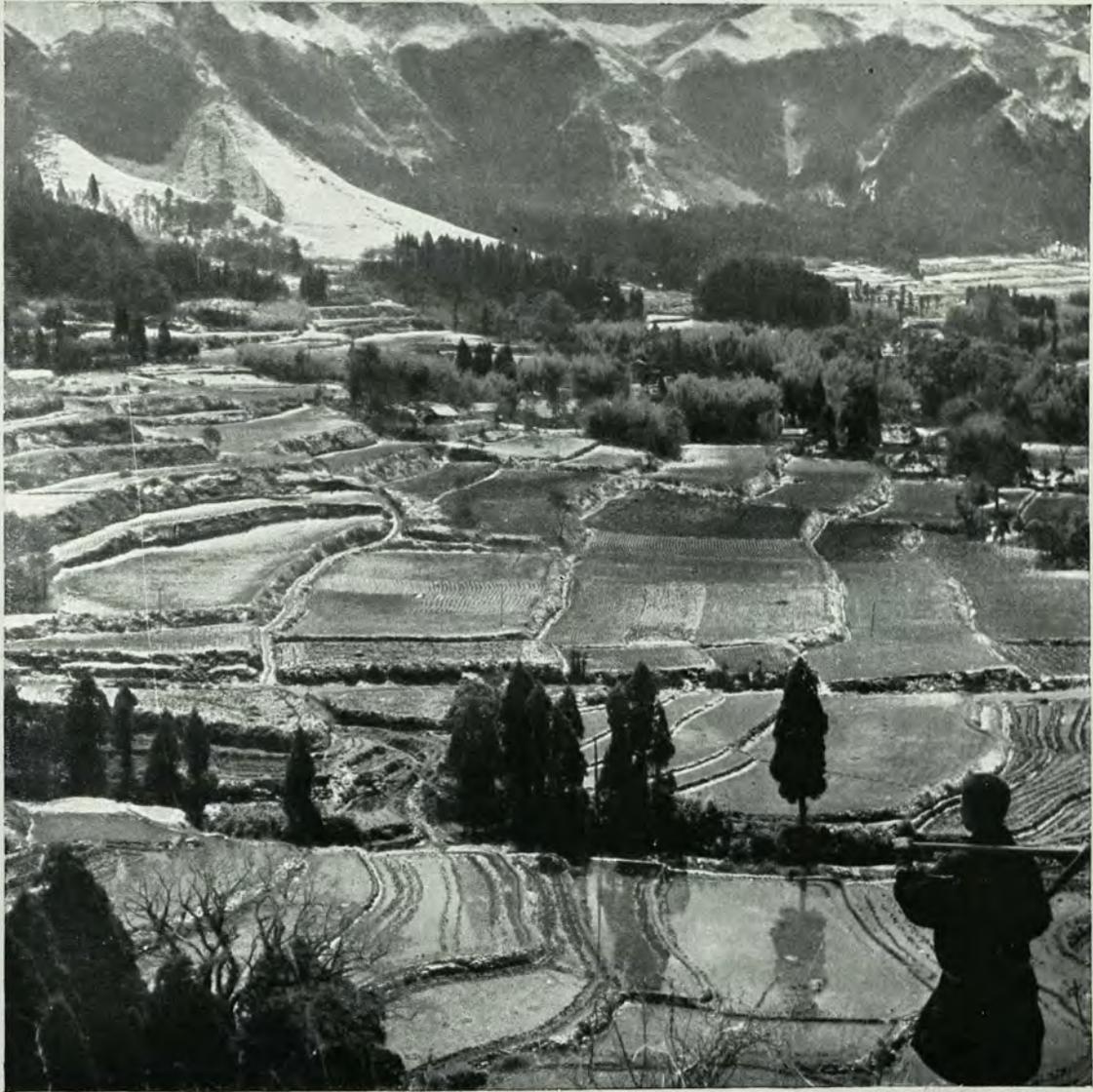


Abb. 412. An den Ufern der Insel Miyaschima, einer der schönsten Gegenden des Inselreiches, mit merkwürdigem Torbau im Meere.

dem Uferwasser hoch aufragenden Holzbau, zu bewundern, hinter dem die Landungsstelle liegt. Niemals ist auf der heiligen Insel ein Mensch geboren worden, niemals einer gestorben, und es ist wohl der einzige bewohnte Fleck auf Erden, der keinen Friedhof und keine Gräber enthält. Das Rätsel erklärt sich dadurch, daß bei der Annäherung eines derartigen Ereignisses die Betreffenden auf

Für den Europäer liegt der unbeschreibliche Zauber, der diese Insel umfängt, vornehmlich in den seltsamen Bauten japanischer Kunst, in den roten Torbögen, merkwürdigen Tempeln, Laternen, Häusern, wie in der Kleidung und dem ganzen Wesen des Völkchens, das sie bewohnt. Steckt man all das in abendländische Formen, so ist der Zauber dahin. Leider sind die Japaner im Begriffe, mit ihrer Nachahmung des Europäischen ihrer Kultur die Eigenart, ihrem Lande die Schönheit zu rauben, und auch Miyaschima soll zu Kriegszwecken Verwendung finden. Hoffentlich kommt dieser Plan nicht zur Ausführung, damit dem japanischen Binnenmeer und seiner anmutigen Umgebung der Reiz der Ursprünglichkeit erhalten bleibt.

Der Vulkan Uosan. Die Westküste der südlichsten Hauptinsel von Japan, Kjuschiu, ist eine Fortsetzung des wunderbaren Binnenmeeres. Auch dort sind durch vulkanische Tätigkeit die sonderbarsten Inseln, Halbinseln, Gebirge und Meeresbuchten geschaffen worden, und besonders die Halbinsel, auf welcher der wichtige Seehafen Nagasaki



Phot. The Keystone View Co.

Abb. 413. Der Krater des Vulkans Uosan, mit Dörfern und Feldern bedeckt, stellenweise immer noch tätig.

liegt, zeigt eine Anzahl von Buchten und Vorgebirgen von großer landschaftlicher Schönheit, zu der die herrliche Vegetation das ihrige beiträgt. In der Mitte der Hauptinsel selbst, auf der ungefähren Breite wie Nagasaki ist noch einer der großen Vulkane Japans, der schreckliche Uosan in Tätigkeit (Abb. 414). Bei seinem Ausbruch im Jahre 1889 war die Menge der ausgeworfenen Asche so groß, daß sie einige Tage lang auf mehrere hundert Geviertkilometer

die Sonne verdunkelte und beispielsweise in der Hafenstadt Kumamoto, über fünfzig Kilometer vom Asosan entfernt, der Dunkelheit wegen tagsüber künstliche Beleuchtung angewendet werden mußte. Fünf Jahre später, 1894, sprengte ein heftiger Ausbruch die hohen Kraterwände, und die ausgeworfene Asche war bis zum Jahre 1897 in der Atmosphäre auf weite Strecken hin wahrnehmbar.

Der Asosan besitzt von allen tätigen Vulkan-

Merkwürdig genug sind auf diesem von öden verbrannten Lavawänden von zweihundertfünfzig Meter Höhe umschlossenen Kraterboden neben dem tätigen Feuerloch eine ganze Menge von Dörfern entstanden. In täglicher Gefahr, bei einem neuen Ausbruch wie Asche in die Luft geblasen zu werden, wohnen dort viele Hunderte von Menschen und nähren sich von Ackerbau. Sie haben die Kraterfläche in fruchtbare Felder verwandelt, sie mit Bambussträuchern eingehegt, Bäume gepflanzt (Abb. 413) und geben sich einem behaglichen, sorglosen Leben hin.



Phot. Underwood & Underwood.

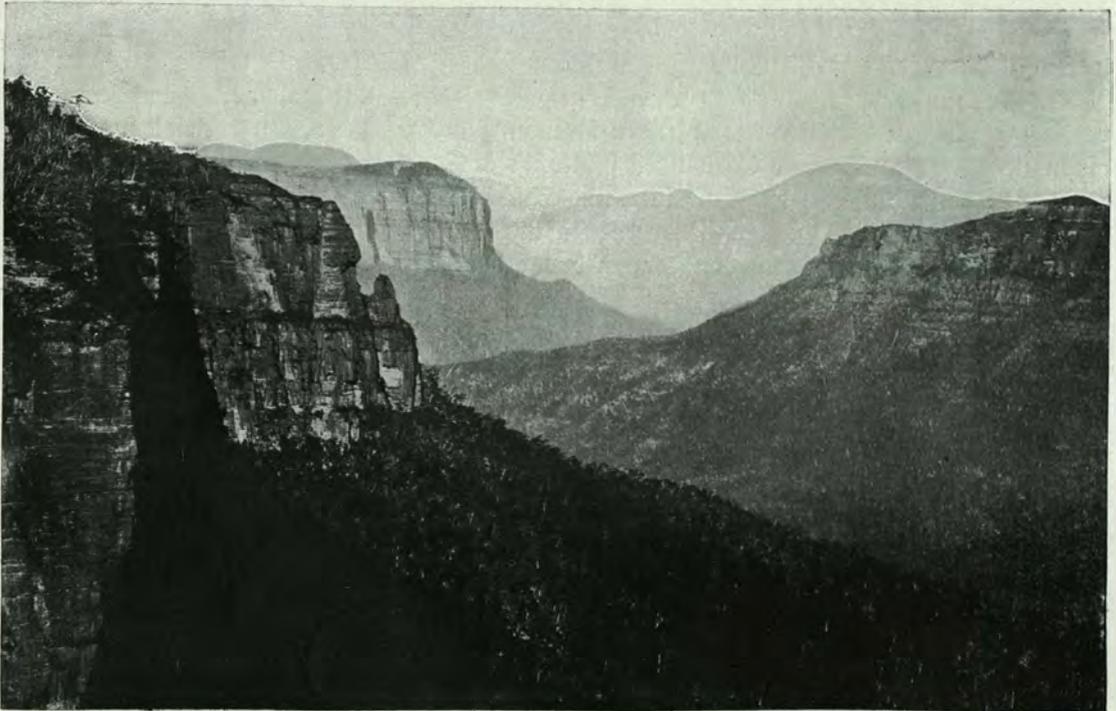
Abb. 414. Der Krater des Asosanvulkans.

nen den umfangreichsten Krater. Er ist von elliptischer Form, mit vierundzwanzig Kilometer als größtem Durchmesser und fast senkrecht abstürzenden Innenwänden. Auf der Westseite des Kraters wirkt der Vulkan aus einer ungefähr hundert Meter tiefen Öffnung unaufhörlich Dampf und geschmolzenen Schwefel aus. Der große Rest des Kraters ist heute ausgefüllt und vollkommeneben, überragt von einem aus seiner Mitte steil aufsteigenden Bergkegel.



Australien und Ozeanien
mit Antarktis





Phot. The Agent-General for New South Wales.

Abb. 415. Die Blauen Berge von Neusüdwaless. Eine an die Sächsische Schweiz erinnernde Partie.

Australien.

Das Schönste, was der australische Kontinent in landschaftlicher Hinsicht innerhalb seiner Grenzen birgt, bekommt man bei der Einfahrt in seinen Haupthafen Sydney zu sehen (Abb. 416). Ist er auch keineswegs mit jenem von Rio de Janeiro zu vergleichen, wie es irrigerweise häufig geschieht, so kann man doch sicher die begeisterten Schilderungen der Seefahrer begreifen, als sie im Jahre 1787 in den herrlichen, von subtropischem Grün umrahmten Fjord an der Ostküste des jüngsten aller Erdteile einfuhren. Was mußten sie sich von dem ausgedehnten Festland versprechen, wenn schon die Einfahrt alles an Schönheit übertraf, was sie in ihrer englischen Inselheimat und auf dem monatelangen Seeweg nach Australien zu sehen bekommen hatten! Indessen sie fanden bald heraus, daß mit Ausnahme der Blauen Berge und einiger anderer Gegenden in dem jetzigen Neusüdwaless der ganze Kontinent landschaftlicher Reize zum größten Teil entbehrt, keine so gewaltigen Ströme wie den Amazonas und Mississippi, keine so unendlichen, in die Wolken ragenden Gebirgszüge wie die Cordilleren oder Felsengebirge, keine Naturwunder wie den Niagara oder den Yellowstonepark aufzuweisen hat. Nichts in Australien kann die Bewunderung und das Staunen des Reisenden erwecken wie in anderen Weltteilen, es sind auch keine großartigen Werke von Menschenhand vorhanden. So klammert sich der Weltensfahrer auf der Suche nach Spuren von Bemerkenswertem an das wenige, das sich dort bietet, und mißt ihm größere Bedeutung bei, als es verdient.

Sydney besitzt nicht bloß einen einzigen Hafen, sondern eine Reihe von Häfen dicht aneinander, verschieden in Größe und Form und Ausschmückung durch die gütige Mutter Natur. Nach langer, eintöniger Seereise glaubt man hier in ein verzaubertes Land einzufahren, mit

träumerischen Meeresbuchten und Felsenriffen und Flußläufen, als würde es einen stillen blauen See umschließen, an dessen Ostende gewaltige Felsen mit steilen Klippen Wache stehen, um ihn gegen den Ansturm der tosenden Brandung des Weltmeers zu verteidigen. Die Ufer hinan ziehen sich zauberhafte Gärten mit subtropischer Vegetation und reichstem Blumenschmuck; dazwischen versteckt liegen hübsche Villen und Landhäuser, mit jeder Schiffslänge wechselt das schöne, fremdartige Bild, und am Ende des Hafens scheint der Wald von Häusern und Türmen und Domen mit einem Kranz von Masten davor dem Ankömmling die gastreichen Arme entgegenzustrecken.

Auch weiter im Land, den Parramattafluß aufwärts, zeigen sich Gruppen hübscher Landhäuser und Sommerhütten in dem Wald schattenloser, dünner, hoher Kasuarinen und Eukalyptusbäume; sehr malerisch wirkt auch das hundert Meter über die Manlybucht steil aufsteigende Plateau des North Head, gekrönt vom Bischofspalast.

An dieses Bild, das den Reisenden schon an die paradiesischen Landschaften der Südseeinseln gemahnt, reiht sich im Westen ein solches von größerer Wildheit und Majestät. Dort ziehen sich parallel zur Meeresküste und ungefähr hundertdreißig Kilometer davon entfernt die berühmten Blauen Berge von Neusüdwales gegen das ferne Queensland zu und erreichen im Bimarangberg mit dreizehnhundert Meter über dem Meere ihre größte Höhe. Die eisenhaltigen Sand- und Kalksteinketten steigen aus der Ebene allmählich an, um plötzlich zu senkrechten Klippen und Bastionen ähnlich jenen der Sächsischen Schweiz überzugehen (Abb. 415 und 418). Die tief eingeschnittenen Täler zwischen ihnen sind mit der üppigsten immergrünen Vegetation überwuchert, wie mit einem dichtgewebten, undurchdringlichen Teppich überkleidet, in dem die schön geschwungenen Farnkräuter am häufigsten erscheinen.

Auf der Eisenbahnfahrt von Sydney durch die weite Emuebene aufwärts zeigen sich die Blauen Berge in ihrer größten Schönheit. Bei Faulconbridge, ungefähr achtzig Kilometer von Sydney, erscheint zuerst Mount Hay mit seiner steil aufragenden Bastion, die eine Flanke des großartigen, an sechshundert Meter tief eingeschnittenen Grose Valley bildet, und dahinter zeigen sich die in der Tat blauen Berge kulissenförmig ineinandergeschoben. Die Gegend gewinnt bei der Weiterfahrt immer mehr an wilder Romantik: überall tiefe Schluchten und Täler in üppig grünem Gewand, darüber senkrechte Felsmauern, denen die Verwitterung des Sandsteins seltsame Türme und Nadeln vorgelegt hat, anscheinend nur von den schmalen Rippen aus Eisenstein zusammengehalten, der dem Wetter größeren Widerstand bietet. Hunderte von dünnen Wasserfäden stürzen über diese Mauern in die großen Tiefen hinab, im Falle zu dustigen Schleiern zerfließend. Nach Tausenden zählen die Schluchten und Täler und tiefen Felspalten, welche die Sandfelsen in einem seltsamen Labyrinth umschließen. Von irgendeinem Gipfel betrachtet, zeigt sich das Gebirge wie ein Ozean sturmgepeitschter Wellen, ein Panorama von erhabener Wildheit. Begreiflicherweise suchen die Bewohner Sydneys während ihres drückend heißen Sommers — zeitlich unseren Wintermonaten entsprechend — die kühlen Wälder und luftigen Höhen der Blauen Berge mit Vorliebe auf. Eine ganze Reihe von Sommerfrischen mit Hotels und Chalets laden dort oben die von der Hitze erschöpften Australier ein. Die höchste ist Mount Victoria, gleichzeitig die besuchteste, denn von dort kann das größte Naturwunder des australischen Festlandes, die Gruppe der Jenolangrotten, am leichtesten besucht werden.

Die Jenolangrotten. Diese Grotten sind wohl die umfangreichsten und schönsten, die bis jetzt auf dem Erdball entdeckt worden sind, einer blendend weißen Marmorstadt vergleichbar, mit Prachtbauten und Kolonnaden, Domen, Türmen und Minaretten, lauschigen Palasträumen, durch die Natur ausgeschmückt wie Schatzkästlein, hehren Kathedralen mit Statuen und Altären, Alleen und Wasserbassins, die vor undenklichen Zeiten plötzlich



1

00

Abb. 416. Ein Teil des Hafens von Sydney, eines der landschaftlich schönsten der Erde.

Phot. The Agent-General for New South Wales.



Phot. The Agent-General for New South Wales.

Abb. 417. Eingang zu den Jenolangrotten in Neusüdwales.

durch eine erschütternde Katastrophe unter die Erde versenkt worden ist. Oder wie eine solche Marmorstadt, so kostbar und überirdisch schön, daß die Götter hoch über sie eine Felsendecke gewölbt haben, um sie in ihrer jungfräulichen Weiße für alle Zeiten zu erhalten. Ihre Einwohnerschaft wurde verzaubert, in Stein verwandelt, und als einzige lebende Wesen bevölkern sie jetzt Myriaden von Fledermäusen, Schlangen und Kröten, die vielleicht einmal durch ein Zauberstäbchen zu menschlichen Wesen verwandelt werden.

Gewaltige Pforten, so hoch, daß man abendländische Kathedralen hineinstellen könnte, dann natürliche Felsbogen, wie das Carlottator (Abb. 421), und an hundert Meter lange Tunnel, durch Titanen aus dem Kalkstein gebrochen, bilden ihre Zugänge, und wie Ameisenpfade nehmen sich bei diesen gewaltigen Verhältnissen die Straßen aus, auf denen die Menschen der Jetztzeit zu diesen Wunderwerken der Natur pilgern (Abb. 417). Der Grand Archway (große Torweg) mit merkwürdig gefärbten Felswänden hat bei hundertfünfzig Meter Länge eine Höhe von zweiundzwanzig Meter und eine zwischen elf und sechzig Meter schwankende Breite. Noch majestätischer ist „The Devils Coach House“ (des Teufels Kutschenhaus), dessen Wölbung ganz mit ungeheuren Stalaktiten besetzt ist. Die Grotten selbst bilden ein über viele Meilen ausgedehntes unterirdisches Labyrinth im Innern des Kalksteinmassivs, dem an entgegengesetzten Seiten der Fisch- und der Cofluß entspringen. Im Jahre 1841 durch Zufall entdeckt, blieben sie während des folgenden Vierteljahrhunderts unbeachtet. Dann erst wurden sie bekannter, und da die nun

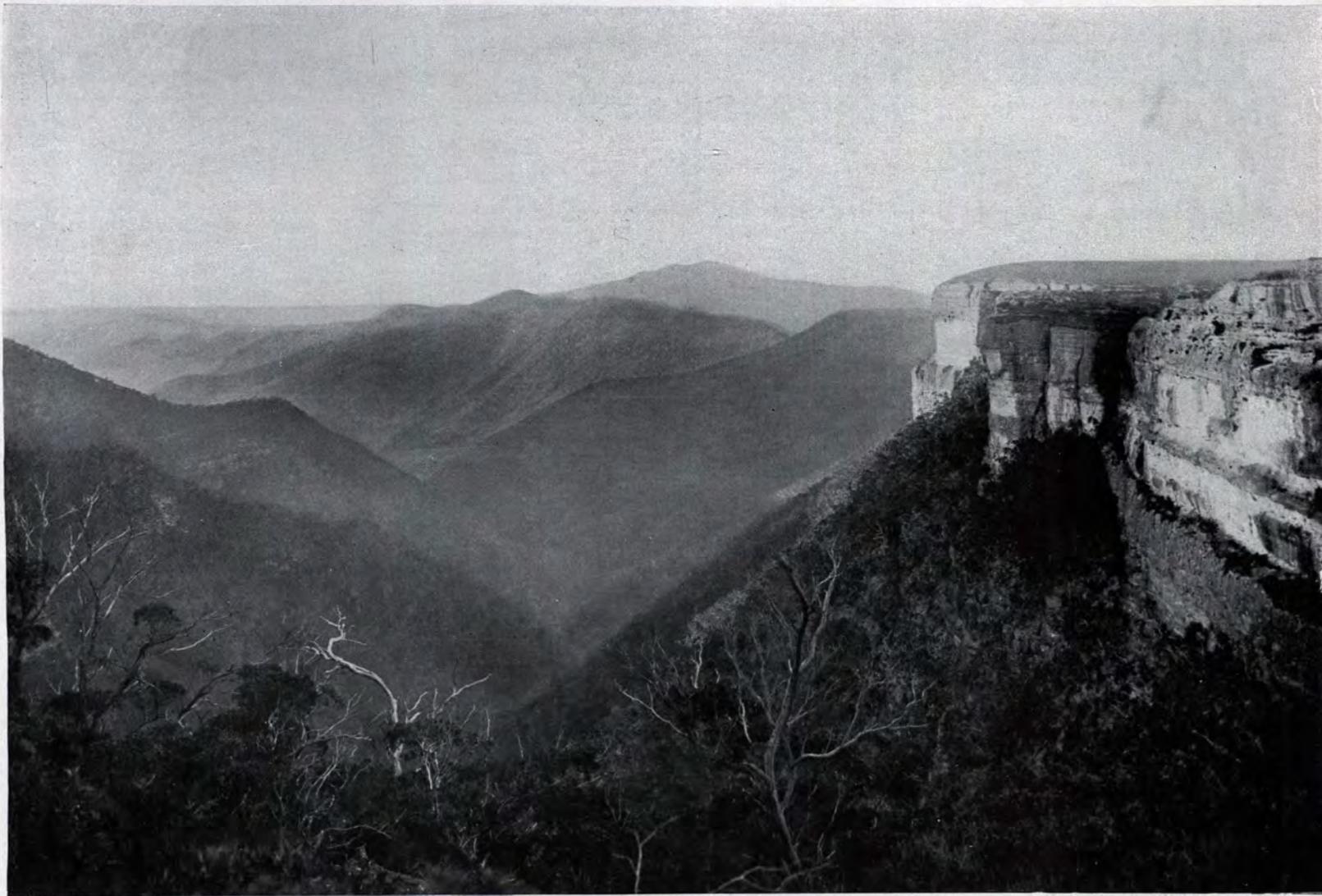


Abb. 418. Die Blauen Berge von Neusüdwales
mit dem Kanaunggratal, in dessen Nähe die Zenolangrotten liegen.

Phot. The Agent-General for New South Wales.



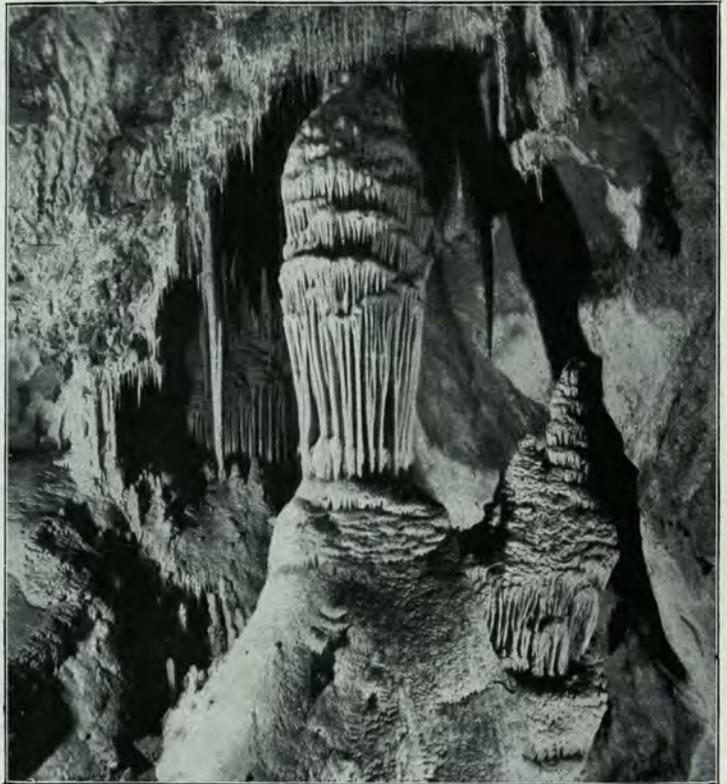
Phot. Kerry & Co.

Abb. 419. Stalaktiten in den Jenolancrotten.

phantastischer Schönheit, Bewirklichungen der Märchen von Tausendundeiner Nacht, strahlend und blitzend wie das Tal der Brillanten von Sindbad dem Seefahrer. Sie erwecken in der Tat die Phantasie des Beschauers im höchsten Maße, er konstruiert im Geiste aus ihren Formen allerhand Werke der Menschenhand, die er gesehen, Kathedralen, Kreuzgänge, Kolonnaden, Tempel, Juwelenkästchen, und dementsprechend haben die zahlreichen Grotten auch ihre Namen erhalten. In manchen von ihnen zeigen die Tropfsteingebilde unerklärliche Formen, wie Bäume mit dem dichtesten Gewirr von zarten Ästen und Nadeln, die nicht nur in senkrechter Richtung herabhängen oder aufsteigen, sondern sich ganz gegen alle Naturgesetze nach allen Richtungen ausdehnen, entwickeln und in immer-

in großen Scharen herbeiströmenden Besucher die schönsten Stalaktitengebilde losbrachen, Farmer und Squatter der Umgebung Tropfsteinsäulen für den Bau ihrer Hütten verwendeten und Holzfaceln der blendenden Weiße dieser wunderbaren Gebilde Eintrag taten, erklärte die Regierung sie als Staatseigentum und setzte besoldete Wächter ein. Seither sind immer neue Höhlen entdeckt und wegbar gemacht worden. Das ganze Gebirge ist anscheinend von den unterirdischen Flußläufen ausgehöhlt worden, ja, nach dem Charakter des Gesteins zu schließen, dürften sich diese Höhlen in einem ununterbrochenen Gewirr von Goulbourn bis zu dem in der Luftlinie zweihundertdreißig Kilometer entfernten Städtchen Mudgee hinziehen. Auch dort und noch weiter wurden Höhlengruppen entdeckt, deren Ende noch unerforscht ist, und die mit jenen von Jenolan wahrscheinlich im Zusammenhang stehen.

Eine Schilderung in Worten von der Pracht und Seltsamkeit der schneeweißen Gebilde im Innern der Blauen Berge ist unmöglich, und auch das Bild gibt nicht annähernd ihre Zartheit wieder. Beim Schein des in die Höhlen eingeführten elektrischen Lichtes erscheinen sie in



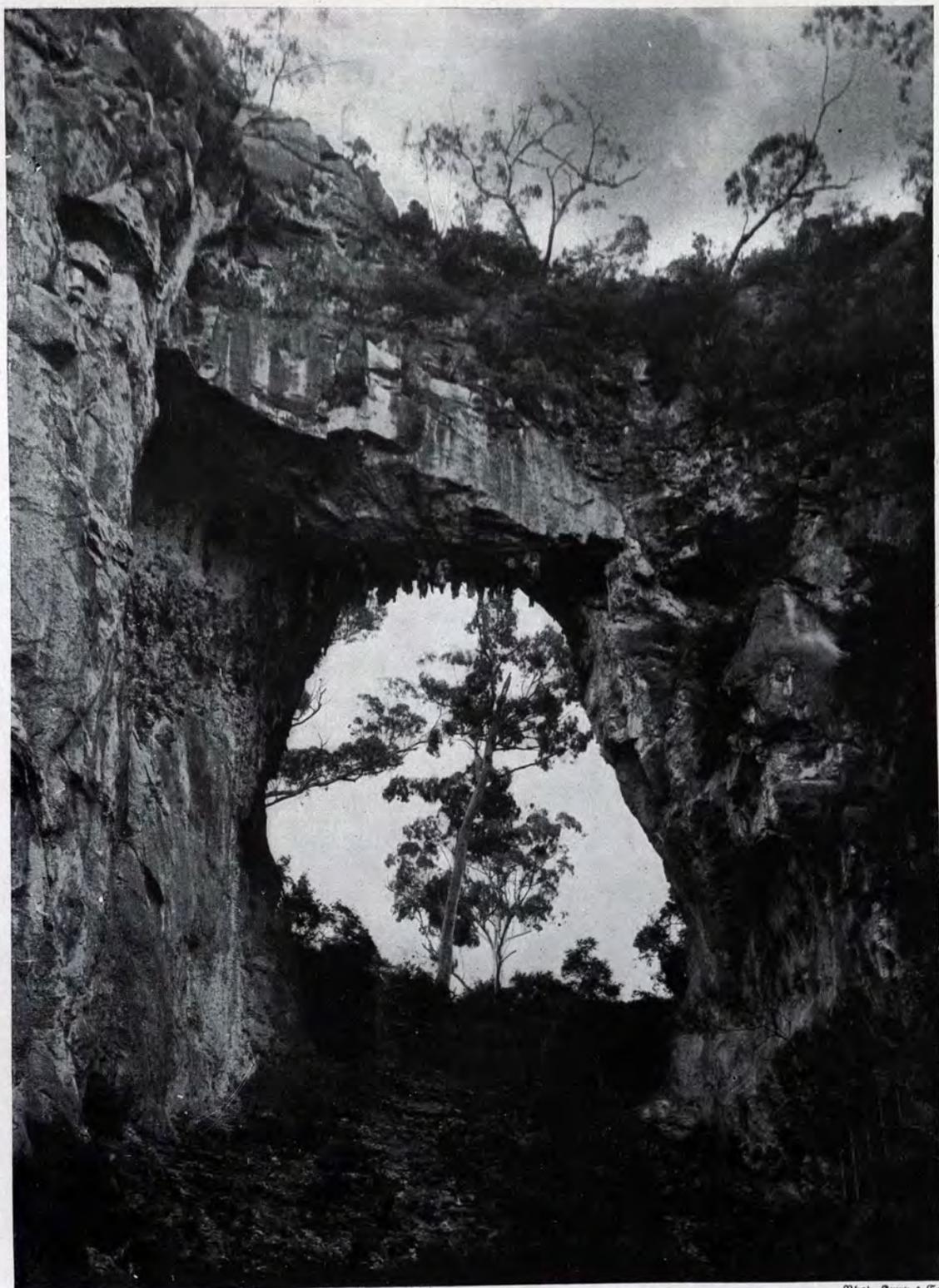
Phot. Kerry & Co.

Abb. 420. Die „große Säule“, Tropfsteingebilde in den Jenolancrotten.



Phot. Serry & Co.

Die „gebrochene Säule“ in den Jenolanhöhlen von Neusüdwales,
ein riesiger Tropfstein, durch das Sinken des Bodens auseinandergerissen.



Phot. Kerry & Co.

Abb. 421. Das Carlottafelsentor bei den Zenolangrotten.

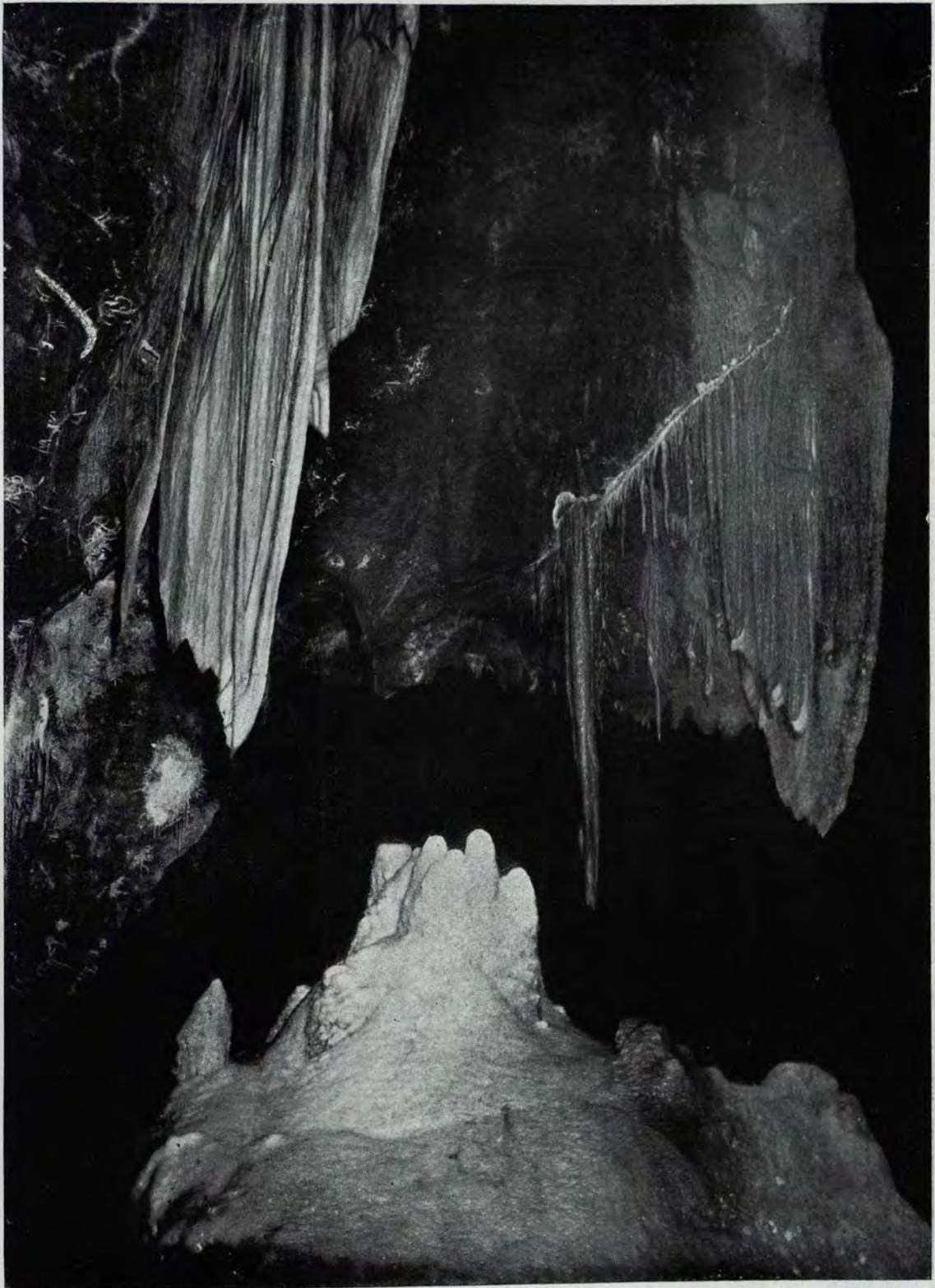


Abb. 422. „Großmutter's Umhängelied“,
weißes, wolliges, mit Fransen besetztes Tropfsteingebilde in den Zenolangrotten.

Phot. Kerry & Co.

währendem Wachsen begriffen sind. Andere Gebilde zeigen sich wie die Stachelhaut der Seeigel, oder mit gebogenem, gewundenem Gezweig (Abb. 427), oder nehmen die Form von Schwämmen, Moosen, Blumenkohlblüten, Spargeln, Palmblättern, ja selbst von zarten Geweben, wie Wolltüchern, Spitzen und Schleiern, an (Abb. 422, 423, 424 u. 426). Alles, was die Decken, Wände und Böden an solch phantastischem Schmuck in übergroßer Fülle tragen, ist einfach das Millionen Jahre währende Werk des Wassers. Die unterirdischen Ströme haben die gewaltigen Grotten mit ihren vielgewundenen Durchgängen und Seitenhöhlen ausgewaschen, einzelne Tropfen aber den Wänden ihre herrliche Ausschmückung gegeben. Beim Durchsickern durch den Kalkfelsen haben sie winzige Teilchen davon gelöst und mitgenommen. Bei ihrem Erscheinen an der Höhlendecke kamen sie zur Verdunstung, die Kalkteilchen blieben zurück und bildeten im Laufe von Tausenden die sonderbaren Stalaktiten (Abb. 419, 420, 428 und farbige Kunstbeilage). Je zahlreicher und häufiger die Tropfen aufeinander folgten, desto größer wurden die Stalaktiten, ja die Tropfen rieselten an ihnen entlang, fielen dann auf den Boden und bauten dort von unten hinauf durch ihre Verdunstung die Stalagmiten auf (Abb. 425).

So wuchsen beide gleichzeitig, ihre Spitzen näherten sich einander, vereinigten und verbanden sich endlich zu einer



Phot. Kery & Co.

Abb. 423. Der „Baalstempel“ in den Zenolangrotten.
Herrliche Grotte mit lang herabhängenden, wie weiße und rote faltige Vorhänge aussehenden Tropfsteingebilden.



Phot. The Agent-General for New South Wales.

Abb. 424. Der „Schal“ in den Jenolangrotten,
eine gewebeartige dünne Tropfsteinwand.

einzigsten Säule, die dann allmählich immer stärker und stärker wurde. Hörte das Wassergerinne auf oder nahm es eine andere Richtung, so blieben die Säulen schlank. Wo an diesen Stellen ein ständiger Luftzug herrschte, der das Wasser an der Luftseite rascher verdunsten ließ, entstanden gekrümmte Stalaktiten, und so kamen endlich durch verschiedenartige Einwirkungen, bleibend oder wechselnd, die phantastischen Gebilde allmählich zur Entwicklung, wie sie sich heute zeigen und unseren Nachkommen nach vielen Jahrtausenden durch ihr Weiterwachsen noch phantastischer zeigen werden.

Nach den Beobachtungen, die in den Jenolangrotten seit fünf- unddreißig Jahren angestellt werden, wachsen die Tropfsteine in diesem Zeitraum unter gewöhnlichen Umständen um die Stärke gewöhnlichen Briefpapiers, also um einen Zentimeter in anderthalb Jahrtausenden! Was für eine Zeit muß es gebraucht haben, um die viele Meter langen Stalaktiten, die wie umgekehrte Kirchtürme von den Decken hängen, zu bilden,

und welche Schlüsse kann man daraus allein schon auf das Alter der Erde ziehen! Welche Billionen von Wassertropfen müssen erschienen sein, um durch ihre Verdunstung all den Wald von Millionen Stalaktiten aufzubauen!

Die größte aller Grotten ist die Cathedral Cave, so hoch und umfangreich, daß man bequem den Kölner Dom ohne die Turmspitzen in sie stellen könnte; die größte Abwechslung von Tropfsteingebilden zeigt die Exhibition Cave. An ihrem Ende überspannt eine Eisenbrücke einen tiefen Schlund, mit Wasser gefüllt, wahrscheinlich ein Teil der Flußläufe, die diese Grotten gebildet haben. Mächtige Felsblöcke liegen jenseits der Brücke aufeinandergetürmt, vielleicht durch eine Erderschütterung vom Urfelsen losgelöst und herabgefallen. Man kann sie nicht betrachten, ohne mit Bangen an eine mögliche Wiederholung einer solchen Katastrophe zu denken, die all der Herrlichkeit mit einem Male ein Ende bereiten könnte.

Die schönste aller Grotten ist die erst 1879 entdeckte Imperial Cave. Tausende von herrlichen Stalaktiten in den wunderbarsten Formen glitzern hier im Glanz des elektrischen Lichts — endlos sind die alabasterweißen Säulen, Treppensuchten, Kaskaden, kleineren Höhlen, anscheinend mit blitzendem Edelgestein ausgelegt, Seitengrotten wie aus Kristall geschlagen, Ruheplätze wie

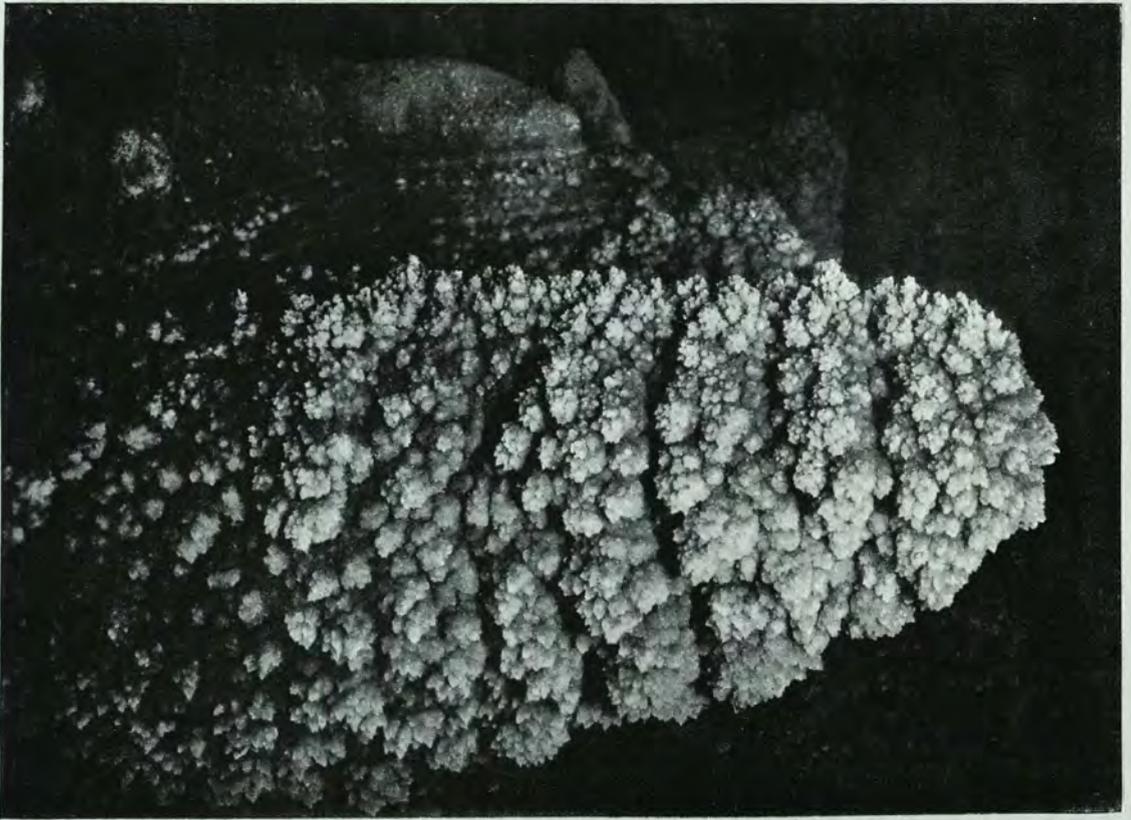


Phot. The Agent-General for New South Wales.

Abb. 425. Merkwürdige Stalaktiten- und Stalagmitenbildung in den Jenolangrotten.
Der große Tropfstein in der Mitte des Bildes wird das Minarett genannt.

mit Spitzenschleiern behängt, der ganze Raum wie mit Blumen und Zierpflanzen geschmückt, bevölkert mit steinernen Madonnen und biblischen Gestalten. An anderen Stellen hängen von den Wänden blendend weiße Gewirre, die wie versteinertes Stechginster aussehen, kurz eine Abwechslung der Formen, daß man trotz der übergroßen Ausdehnung der Höhlen immer von neuem zur Bewunderung angeregt wird.

Weiter entfernt von dieser Gruppe von Grotten hat ein anderer Fluß, der Narrangobili, seinen Weg durch einen Kalkgürtel der Blauen Berge gewaschen und die verwitterten, von Schluchten durchzogenen Felsen ausgehöhlt. Von ihrem Gipfel steigt man in das zwölf Kilometer lange, zwei Kilometer breite Gewirr von Höhlen hinab, aus dem hellen Sonnen-



Phot. Kery & Co.

Abb. 426. Die „Riesensaphire“, Stalaktiten der Orienthöhle in den Zenolangrotten.

licht in die tiefdunkelste Nacht, aus dem üppigen Grün der herrlichsten Vegetation, dem Weiß und Gelb und Rot der Felswände, der tiefen Bläue des Himmels in das einförmige Schwarz. Aber kaum ist das elektrische Licht angedreht, da blitzt und funkelt und strahlt und glüht es, als wäre Aladdin's Wunderlampe angezündet worden, um dem erstaunten Besucher alle Schätze der Erde zu zeigen. Die strahlende Schönheit der Oberwelt, das üppige, strotzende Leben ist vergessen angesichts der Wunder dieses unterirdischen Tempels des Todes, den die Natur hier geschaffen hat, lange bevor der Mensch vorhanden war, um seine Gotteshäuser zu bauen. Und weil unter diesen in ältester Zeit wohl Salomos Tempel der schönste war, haben die Menschen diesen Namen auch dem Naturtempel von Narrangobili beigelegt.

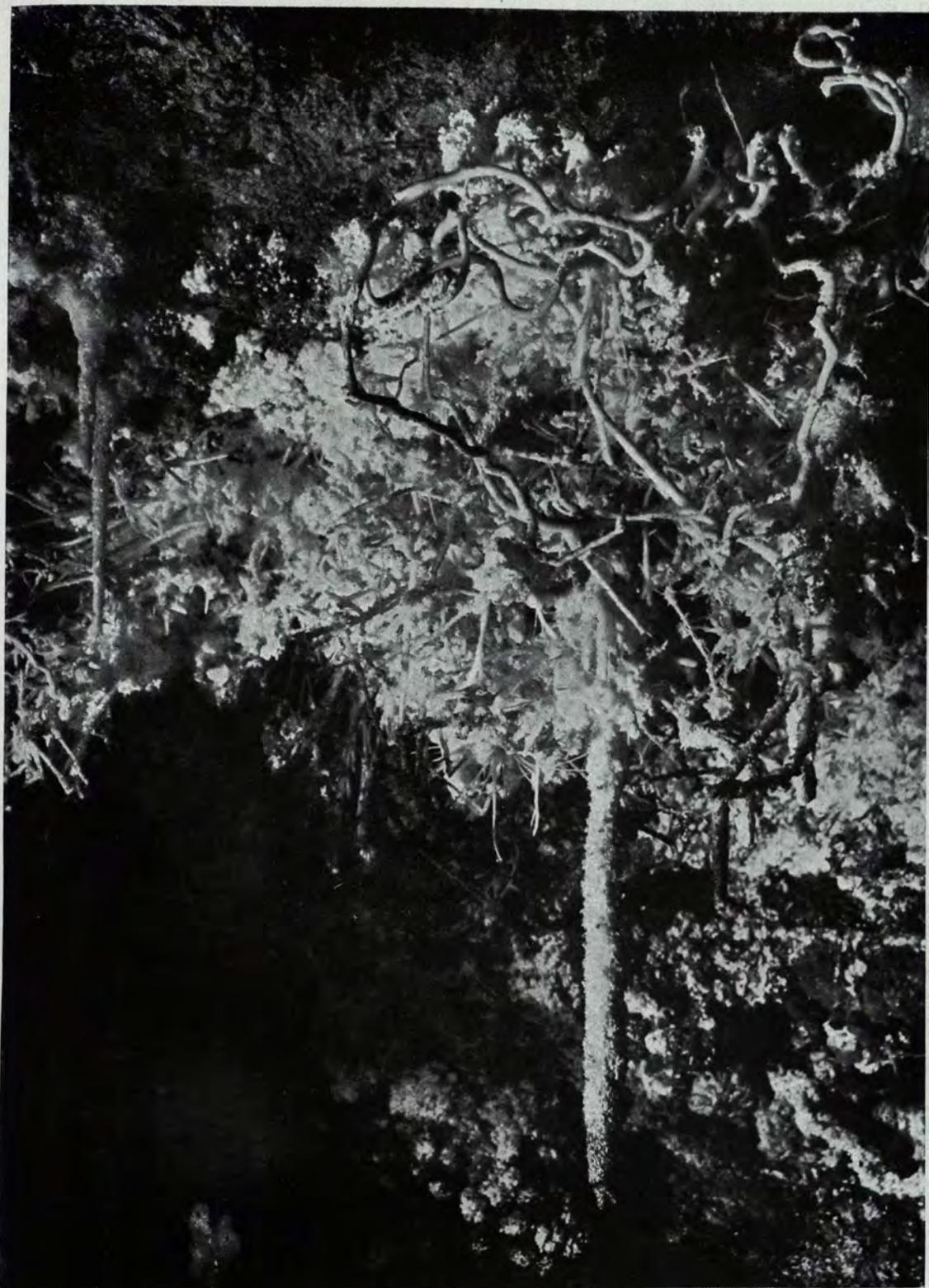


Abb. 427. Das „Nest des Leirvogels“ in den Jenolangrotten,
ein glitzerndes weißes Gewirr natürlicher Tropfsteine.

Prof. Kerch & Co.

Die Wollondillygrotten.

Von ähnlicher Schönheit, vielleicht noch phantastischer sind die Gebilde in den Grotten von Wollondilly (Abb. 429 u. 430) und jenen des Wombanbaches. So werden fast alljährlich unter der Erde neue Wunder entdeckt, und man kann nicht wissen, welche Überraschungen der Menschheit in den Blauen Bergen noch vorbehalten

sind. Wer diese letzteren durchwandert, wird von der großartigen Wildheit und Zerrissenheit der

Bergketten, von der Üppigkeit des Baumwuchses in den tiefen Talkesseln und der intensiv blauen Färbung, die das Land schon in einer geringen Entfernung annimmt, gefesselt werden. Besonders charakteristisch sind die vielen ausgedehnten Talkessel, die von allen Seiten umschlossen erscheinen und keine oder nur sehr schmale Ausgänge zeigen. Die Berge ringsum sind in ihrem oberen Drittel senkrechte Felswände, so daß

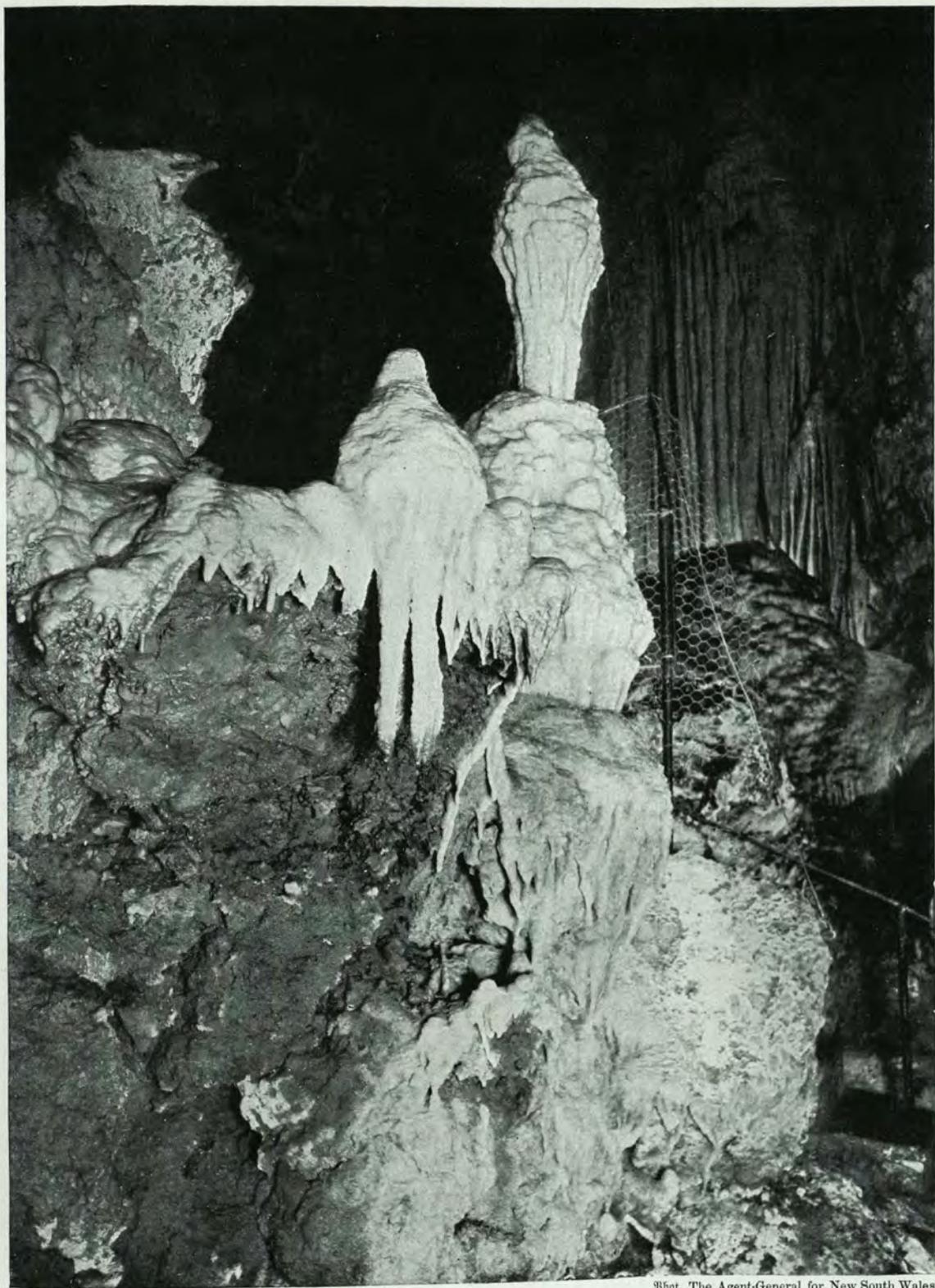


Abb. 428. Riesentalakiten der Kaiserhöhle in den Jenolangrotten, von blendender Weiße.

Boden sie mit ihrer salzigen Flut bedecken. Nun ist das Land der Blauen Berge einstens gehoben worden, die Fluten mußten ablaufen und wiederholen ihr Zerstörungswerk an den jetzigen Klippen. Verwittertes Material sammelte sich am Fuß der trockengelegten Klippenreihe weiter landeinwärts an und bildete die heutigen mit üppigstem Pflanzenwuchs bekleideten Halben rings um die Talkessel.

man bei der großen Menge der Höhlen, die die Blauen Berge enthalten, glauben könnte, die tiefen Kessel seien durch Einsturz solcher Höhlen entstanden. In Wirklichkeit sind nicht nur sie, sondern auch die Berge selbst das Werk des Weltmeeres, das einst bis hierher gereicht hat. Ganz ähnlich zeigen sich auch die heutigen Seeküsten von Neusüdwales; dort branden sich die Wogen des Ozeans an ähnlich senkrechten Klippen zu Tod und nur enge Öffnungen in den steilen Klippen gestatten ihnen, in weite Becken einzudringen, deren

Phot. Ferris & Co.



Phot. The Agent-General for New South Wales.

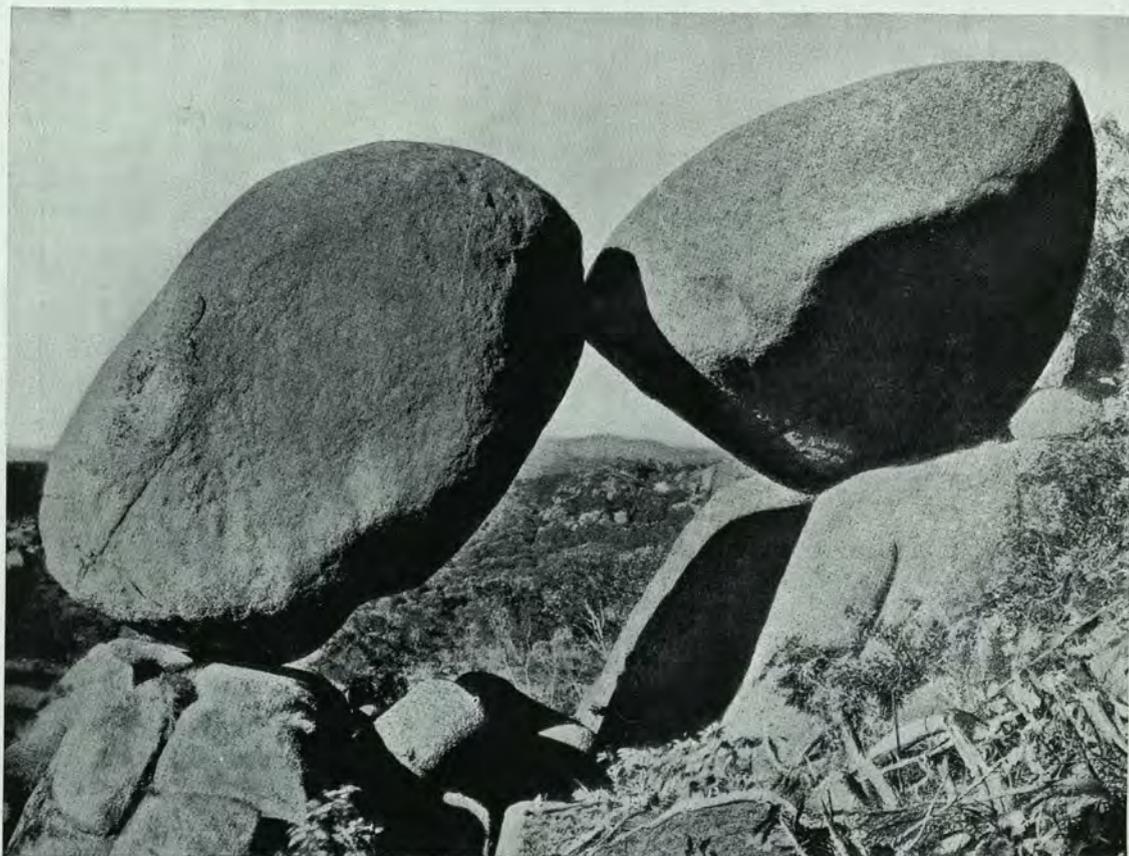
Abb. 429. „Lots Weib“ und der „Kafadu“ in den Wollondillyhöhlen.



Photochrom Co. Ltd.

Abb. 431. Die Hawkesburybrücke,
die bedeutendste Australiens, über einviertel Kilometer lang, mit Spannweiten von hundertfünfunddreißig Meter; des Schlammbodens wegen mußten die Pfeiler in der Strommitte
auf fünfundfünfzig Meter Tiefe unter dem Stromgrund fundiert werden.

Die Buffaloberge. Auch der südlichste Staat Australiens, Victoria, mit seiner imposanten Hauptstadt Melbourne ist an landschaftlichen Schönheiten reich. In der Melbourne in weitem Bogen umziehenden Dividing-Range (Wasserscheide) besitzt es zwar keine Blauen Berge, so doch anziehende Gebiete für Sommertouren, und nördlich von dieser Kette erheben sich aus der weiten Ebene bis nahe auf zweitausend Meter Höhe die Granitfelsen der Buffalokette. Es sind gewaltige Massen, die sich hier aufbauen, im Laufe der Zeiten durch den Wechsel der Witterung vielfach gespalten und an der Oberfläche in Trümmer gelegt. Die schützende Humusdecke hat der Regen längst fortgespült und nur das nackte



Phot. The Agent-General for Victoria.

Abb. 432. Die „küssenden Steine“ in den Buffalobergen.

Felsengerippe zurückgelassen, das in seinem Aussehen den sprechenden Beweis liefert, wie in der Natur alles vergänglich ist. Unausgesetzt geht der Prozeß des Zerstörens und Wiederaufbauens vor sich; selbst der anscheinend ewige Granit muß weichen, um, zu großen und dann immer kleineren Stücken zerteilt, herabgewaschen zu werden in die Ebene, die um das entsprechende Maß immer mehr erhöht wird. Mehrere hundert Meter der Granitdome sind auf diese Weise schon der ausgleichenden Natur zum Opfer gefallen, aber immer noch reckt das „Horn“ sich majestätisch empor, wie um ihr Trutz zu bieten. Es hat freilich schon ein gewaltiges Stück seiner Pyramide auf einmal verloren. Trümmer von fünf Kilometer Länge und einem Kilometer Dicke haben sich losgelöst und sind an den Fuß des Bergriesen herabgerutscht, so eine Seite der tiefen Schlucht bildend, deren andere der nackte Granitfels des Horns darstellt.



Phot. The Agent-General for Western Australia.

Abb. 435. Der „Kristallboden“ in den Yallingupgrotten mit prächtigen Tropfsteingebilden.

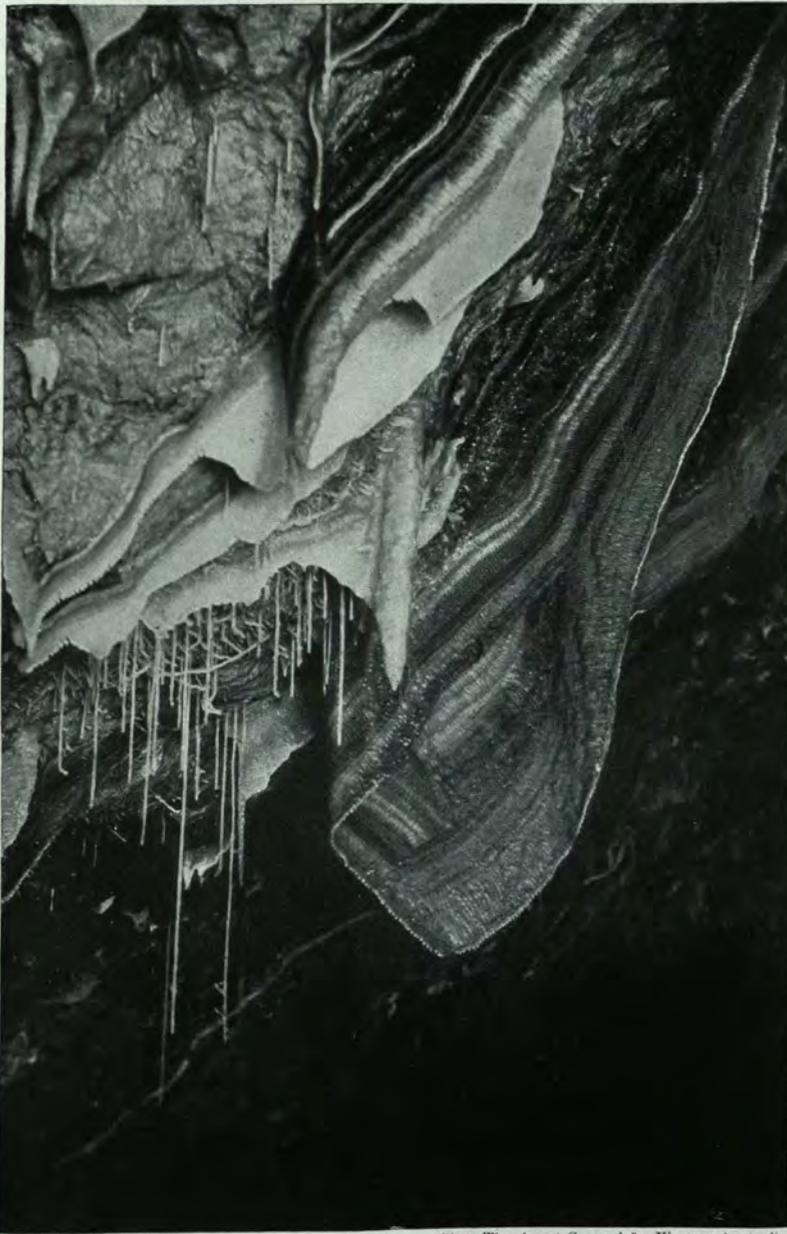


Abb. 436. Die „Soldatendecke“ in den Yallingupgrotten,
merkwürdiger, stoffartig geformter Tropfstein.

Phot. The Agent-General for Western Australia.

Spitzsäulen in ihnen wider-
spiegeln, so greifbar und
natürlich, daß man im Zwei-
fel ist, ob sie vom Grunde
des Wassers aufsteigen oder
über dem Beschauer hängen.

Die Calgardupgrotte.

Das seltsamste Gebilde von
allen ist indessen in der Cal-
gardupgrotte. Dort scheint
eine gotische Kanzel, über und
über mit Spitzen behängt, an
zarten Seidenschnüren von
der Decke herab zu schweben.
Blendend weiß scheint diese
Kanzel durch die Dunkelheit
des weiten Raumes, der sich
wie eine Kathedrale zur
Nachtzeit ausnimmt. Kein
Bild vermag den Eindruck
wiederzugeben, denn dazu
gehört das Licht der Fackeln,
die hehre Einsamkeit und
Totenstille der großen, un-
bekannten Höhle mit ihren
Nischen und Verstecken, wel-
che die Phantasie des Be-
schauers erwecken (Abb. 437).

Die Felsenküste von Tasmanien.

Schöner
noch und
weit ma-
lerischer als der australische
Kontinent, in der Tat „der
Garten Australiens“, zeigt
sich die ihm südlich vorge-
lagerte Insel Tasmanien.
Von der Größe Irlands, war
sie unzweifelhaft noch vor

verhältnismäßig kurzer Zeit ein Teil des Festlandes. Die ungeheuren Wogen des in diesem Gebiet häufig sehr bewegten Weltmeeres haben in ihrem gewaltigen Ansturm große Stücke des Festlandes fortgerissen, bis es ihnen gelang, die Landbrücke, die Tasmanien noch mit dem Festlande verband, an vielen Stellen zu durchbrechen. Die Kette von Untiefen, großen und kleinen Inseln in der Bassstraße wird gebildet durch die heute noch vorhandenen Reste dieser einstigen Landenge. Wer von dem großen Südhafen Australiens, Melbourne, die dreißigstündige Fahrt nach der Hauptstadt Tasmaniens, Hobart, unternimmt, hat Gelegenheit, die Meereswellen der ganzen viel-

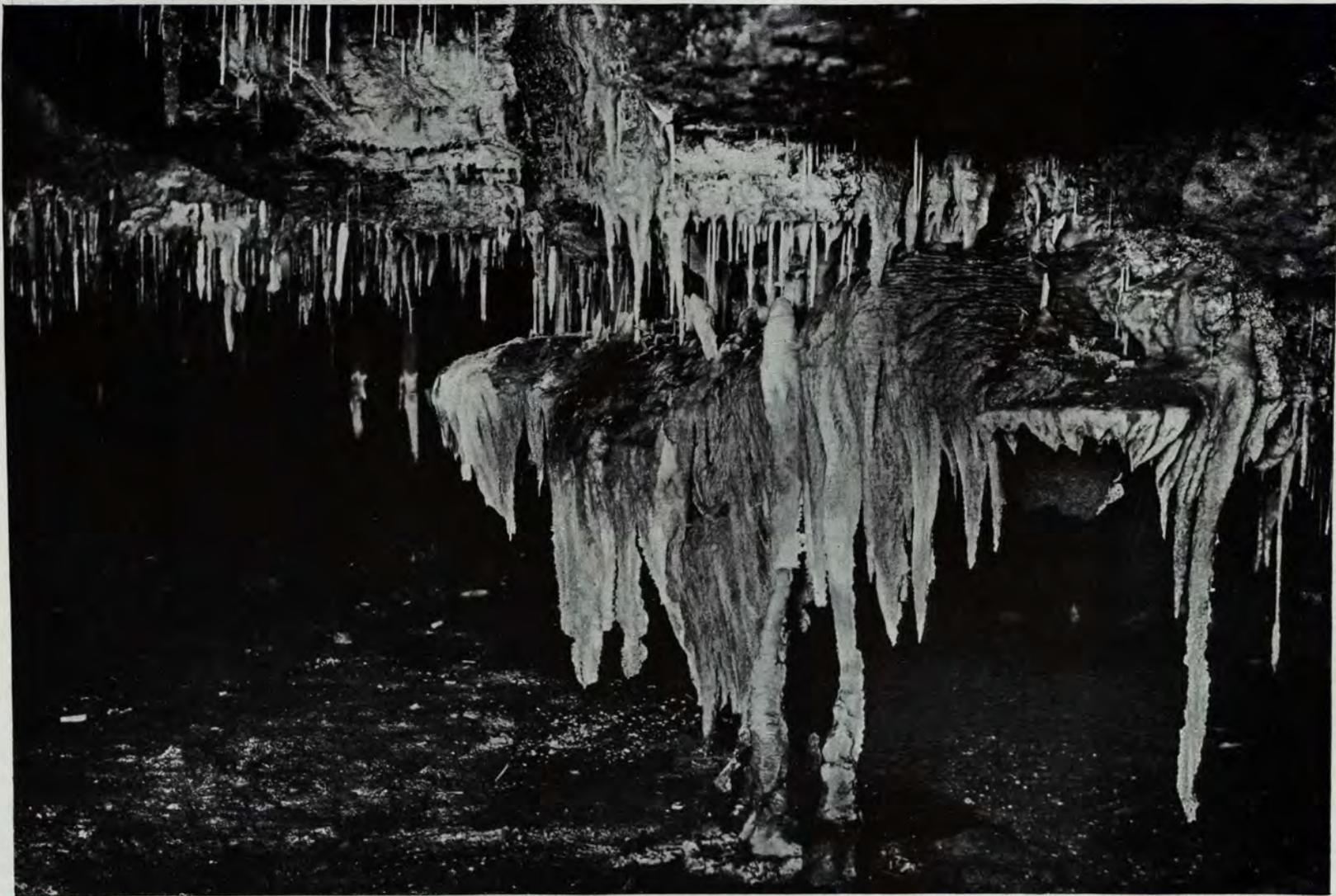
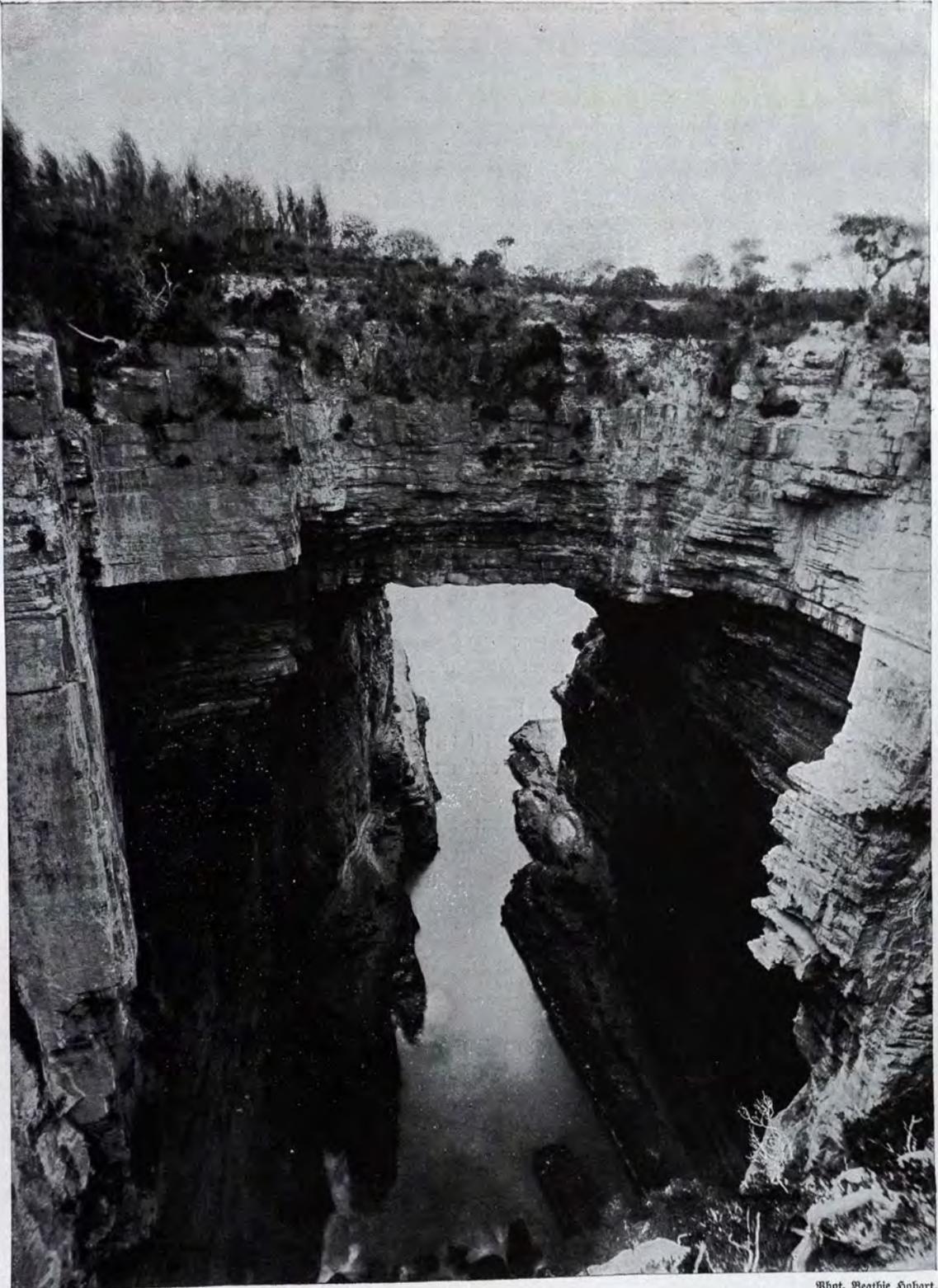
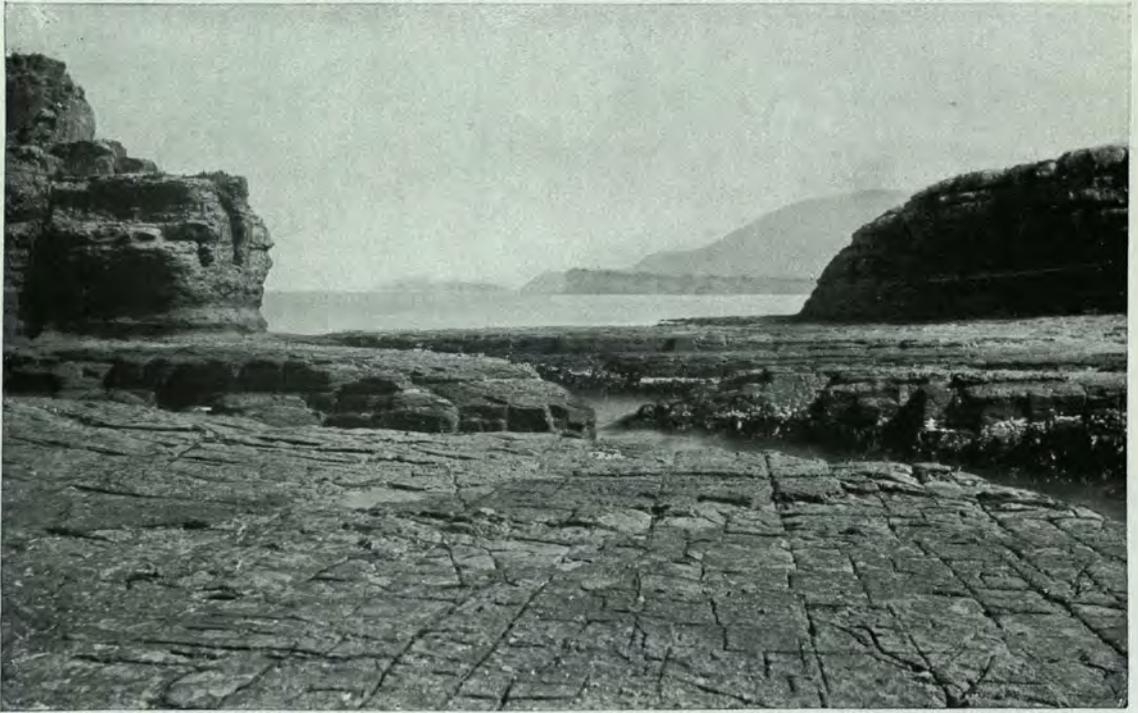


Abb. 437. Die „Stanzel“ in der Calgarduphöhle.



Phot. Beatrice Hobart.

Abb. 439. Tasmans Torbogen,
eine durch die See geschaffene natürliche Brücke, welche die Tasmanhalbinsel mit Tasmanien verbindet.



Phot. The Agent-General for Tasmania

Abb. 440. Natürlicher Mosaikfußboden auf der Tasmanhalbinsel.
Die harte Kieselserde ist hier mit auffälliger Regelmäßigkeit in Würfel gespalten.

berüchtigten Gefängnisse der Sträflinge, bewacht von Bluthunden, die keinen Flüchtling über die Felsmauer ließen, und wer, um ihnen zu entgehen, den Seeweg zu seiner Entweichung wählte, fiel sicher den zahlreichen beutelauernden Haifischen zum Opfer. Wie schrecklich das Meer hier zeitweise wütet, zeigen die tiefen Schlünde der „Teufelsküche“ (Abb. 438) und „Tasman's Torbogen“. Seine Grundfelsen sind blaue Lava, durch welche die Brandung sich den Weg gebrochen und nur den obersten Teil zurückgelassen hat, den die Wogen nicht erreichen konnten. So entstand „Tasman's Arch“, ein Triumphbogen zur Erinnerung an den Sieg des Meeres über das Land (Abb. 439).

Unweit dieser schrecklichen Schlünde von Eaglehawk's-Neck in einer stilleren Bucht der Tasmanhalbinsel ist die flache Küste von der Natur in höchst eigenartiger Weise mit Pflastersteinen belegt worden, so eben und regelmäßig wie irgendein Straßenpflaster in Pompeji oder einer anderen alt-römischen Stadt (Abb. 440). Die Tasmanier haben ihm deshalb den Namen Tessellated Pavement (Mosaikfußboden) beigelegt. Das Material ist harte Kieselserde, in Vierecke von merkwürdiger Regelmäßigkeit gespalten, und die Zwischenräume sind mit einem Gemisch von Sand und einer zementähnlichen Masse ausgefüllt, das vom Meerwasser zu einer Art Konkrement verbunden wurde.

Jenseit des Kap Raoul öffnet sich die weite Sturmbai, in deren nordwestlicher Ecke die Mündung des Derwentflusses liegt. An seinen Ufern, fünfzehn Kilometer weiter aufwärts, breitet sich das über mehrere Hügel ausgedehnte Häusergewirr von Hobart aus, und im Hintergrunde erhebt sich der majestätische Mount Wellington, dessen an vierzehnhundert Meter hoher, langgestreckter Gipfel einen großen Teil des Jahres über mit Schnee bedeckt ist. Gegen zwanzig Kilometer nordwärts von Hobart grüßen den Besucher freundliche Ortschaften, deren Namen die Abstammung ihrer Einwohner verraten: Heidelberg, Frankfurt, Leipzig und — Bismarck!

Neuseeland.

Gingebettet in die blauen Fluten des mächtigen Stillen Ozeans, elfhundert englische Meilen südöstlich von Australien, liegt ein Land von der Ausdehnung des halben Deutschen Reiches, das wohl berufen erscheint, in kommenden Jahrzehnten in mancher Hinsicht eine große Rolle zu spielen. Als wäre das Gegenstück des Sonnenlandes Italien, in zwei Hälften gebrochen, dort in das Weltmeer versenkt worden, liegen die beiden Hauptinseln Neuseelands als südlichste große Ländergruppe im Weltmeer, und wie an Italien die Insel Sizilien sich anschmiegt, so liegt auch den fjordereichen Küsten der Südinsel gegenüber das Stewarteiland. Nur ist die Welt südlich des Wendekreises des Steinbocks auf den Kopf gestellt. Gerade Stewarteiland ist das kälteste, die Nordspitze der Nordinsel, wo auch der Haupthafen Auckland liegt, das wärmste Stück von Neuseeland mit Gegensätzen so groß wie Sizilien und Norwegen. Der Sommer bei unseren Antipoden ist unser Winter, und wer Neuseeland bereisen will, muß es, um nicht zwischen Schnee und Eis zu erstarren, während der Monate Dezember bis März tun. In dieser warmen Jahreszeit unternehmen viele Dampfer, gefüllt mit Touristen aus Australien und der ganzen Welt, die entzückende Rundfahrt um die neuseeländischen Inseln, mit jedem Jahre immer mehr.

Wie der australische Kontinent, so verdanken auch diese Inseln, die ihm vorgelagert sind wie England dem europäischen Kontinent, ihre Entdeckung den Holländern. Sie, dann die Spanier und Portugiesen machten die Entdeckungen, und die Engländer zogen den Nutzen daraus.

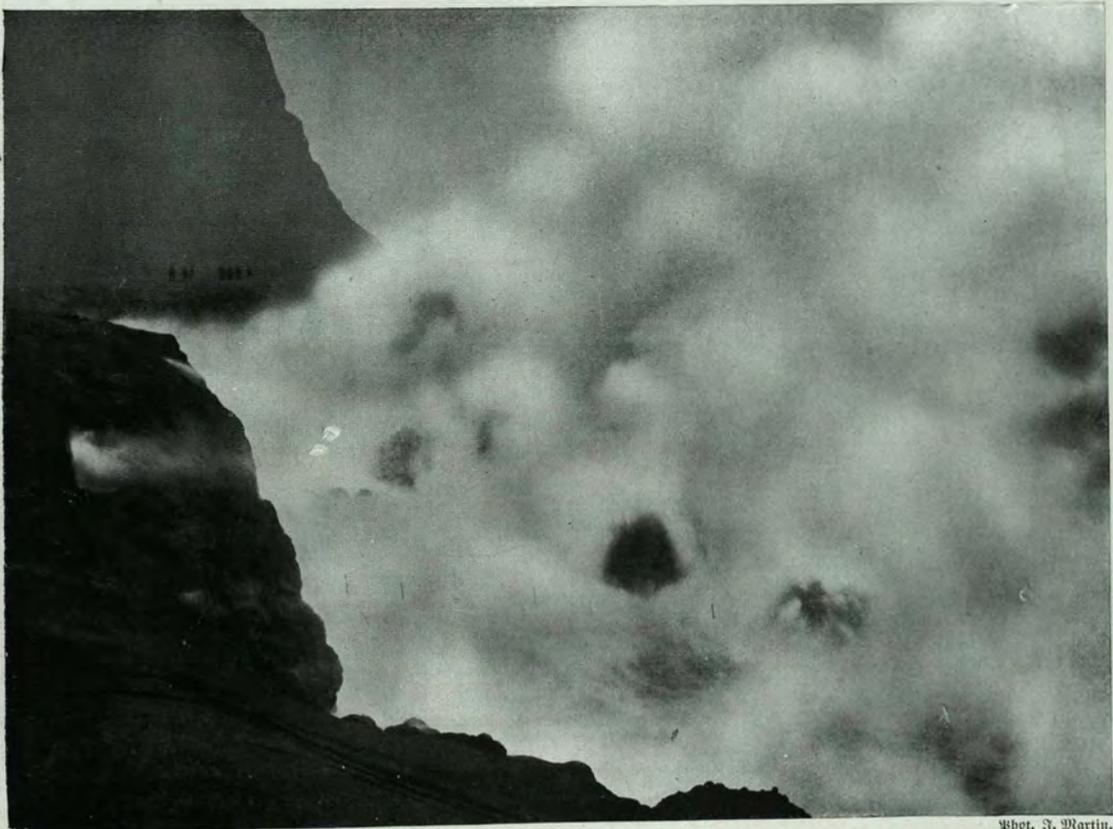


Abb. 441. Der kochende See auf der Whiteinsel.

Phot. J. Martin.

an die Stelle prächtiger Talmulden traten tiefe Krater. Die Seen wurden statt ihres klaren, blauen Wassers über Nacht mit Schlamm gefüllt, und der Boden ist stellenweise noch glühend. Aber dafür sind andere Gegenden noch in ihrer alten Pracht und Großartigkeit erhalten, das Ziel zahlloser Touristen aus dem benachbarten Australien und von Neuseeland selbst.

Das Geiserland. Das Geiserland umfaßt den mittleren Teil der Nordinsel, von dem auf zweitausendacht-hundert-drei Meter aufragenden Kuapehu in nordöstlicher Richtung und über die Meeresküste hinaus nach der in der Bay of Plenty eingebetteten Whiteinsel (Abb. 441) — ein Gebiet von ungefähr zweihundertfünfzig Kilometer Länge und fünfzehn bis fünfundzwanzig Kilometer Breite. Als sein einsames Wahrzeichen ragt an der Westküste der herrliche Taranaki



Phot. The Agent-General for New Zealand.

Abb. 443. Der Rotomahanasee mit dem Taraweravulkan im Hintergrund.

auf, den die Engländer statt dieses einheimischen Namens mit dem Namen Mount Egmont bezeichnen (Abb. 442). Dem Seefahrer zeigt sich dieser zweitausendfünfhunderteinundzwanzig Meter hohe Riese als ein wunderbar regelmäßig geformter Kegel, von seiner Spitze bis tief die Flanken hinab gewöhnlich mit Schnee bedeckt und lebhaft an den heiligen Berg der Japaner, den Fudschiyama, gemahnend. Seine gewaltige Masse bildete einst eine Insel, die erst allmählich durch fortgesetzte Ablagerungen von vulkanischer Asche mit dem Festland der Nordinsel verbunden wurde. Ihr höchster Berg ist der riesige Vulkan Kuapehu, dessen zwei schneebedeckte Spitzen auf zweitausendacht-hundert-drei Meter Höhe aufsteigen; östlich von ihm breitet sich eine weite, unbewohnbare Sandwüste aus, Onetapu oder „heiliger Sand“ genannt, die ihren Ursprung den Auswürfen des Kuapehu verdankt. Nördlich aber und nur acht Kilometer von



Abb. 444. Die kochenden Wasserfälle von Tikitere. Phot. G. W. W. W.

diesem entfernt steigt der Kraterkegel eines noch tätigen Vulkans, des Tongarivo, auf zweitausendzweihundertachtundvierzig Meter auf, umgeben von den Rändern eines noch größeren Kraters, ähnlich wie der Bromo auf Java von den Rändern des Tengger vulkans umgeben ist.

Das Herz des Geislerdistriktes ist der See von Taupo mit ausgedehnten, hoch über seinem Spiegel gelegenen weißen Terrassenstufen, Ablagerungen der Geiser und heißen Quellen, die in ungezählten Mengen dem Boden entspringen. Das Wort Taupo bedeutet in der Maorisprache „Felsen, einst mit Wasser bedeckt,“ und in der Tat war das ganze Gebiet einst unter dem Meeresspiegel. Vulkanische Auswürfe haben es aufgebaut; der riesige

Krater, den heute der Taupo einnimmt, stieg aus dem Meere allmählich empor, und als er endlich erlosch, füllte er sich mit Wasser, das ihm durch siebenzehn Flüsse zugeführt wird. Der bedeutendste darunter ist der Waikato, dessen melodischer Name nichts anderes bedeutet als „laufendes Wasser“. Er kommt von den Schneefeldern des Ruapehu herab, durchfließt den See, der jetzt an Ausdehnung den Genfer See weit aus übertrifft, und entströmt ihm wieder an seinem Nordende. Die Tiefe des Taupo sees beträgt nachweislich ungefähr in der Mitte über dreihundert Meter, und der Seeboden liegt daher unter dem Meeresspiegel. Das Land ringsum wird durch ungeheure Bimssteinlager von mehreren hundert Meter Mächtigkeit gebildet, bedeckt mit einer Humusschicht, die zum Teil aus verwittertem Trachyt besteht. Dem Glauben der Maori zufolge durchfließt der Waikato den See, ohne sich irgendwie mit dessen Wasser zu vermischen. Von seinem Ausfluß an nimmt der Waikatofluß seinen Lauf in nördlicher Richtung, durch das drei- bis vierhundert Meter hohe Tafelland schneidend, um nicht weit von der großen Handelsstadt Auckland das Meer zu erreichen. Die bis zu großer Tiefe ausgewaschenen Felsen sind jedoch nicht Urgestein wie dort, sondern mächtige Bimssteinlager, die in großen regelmässigen Terrassen abfallen. An mehreren Stellen zeigen sich am Fuß der zerbröckelnden Abstürze Fumarolen. Das Wasser des Waikatoflusses ist von prächtiger Opalfärbung, von dem mineralischen Gehalt der heißen Quellen, die aus dem großen bewaldeten Kessel am Wairakei ihm zufließen. Baumstämme von gefallenem Waldriesen, die in diesen Bächen liegen, werden

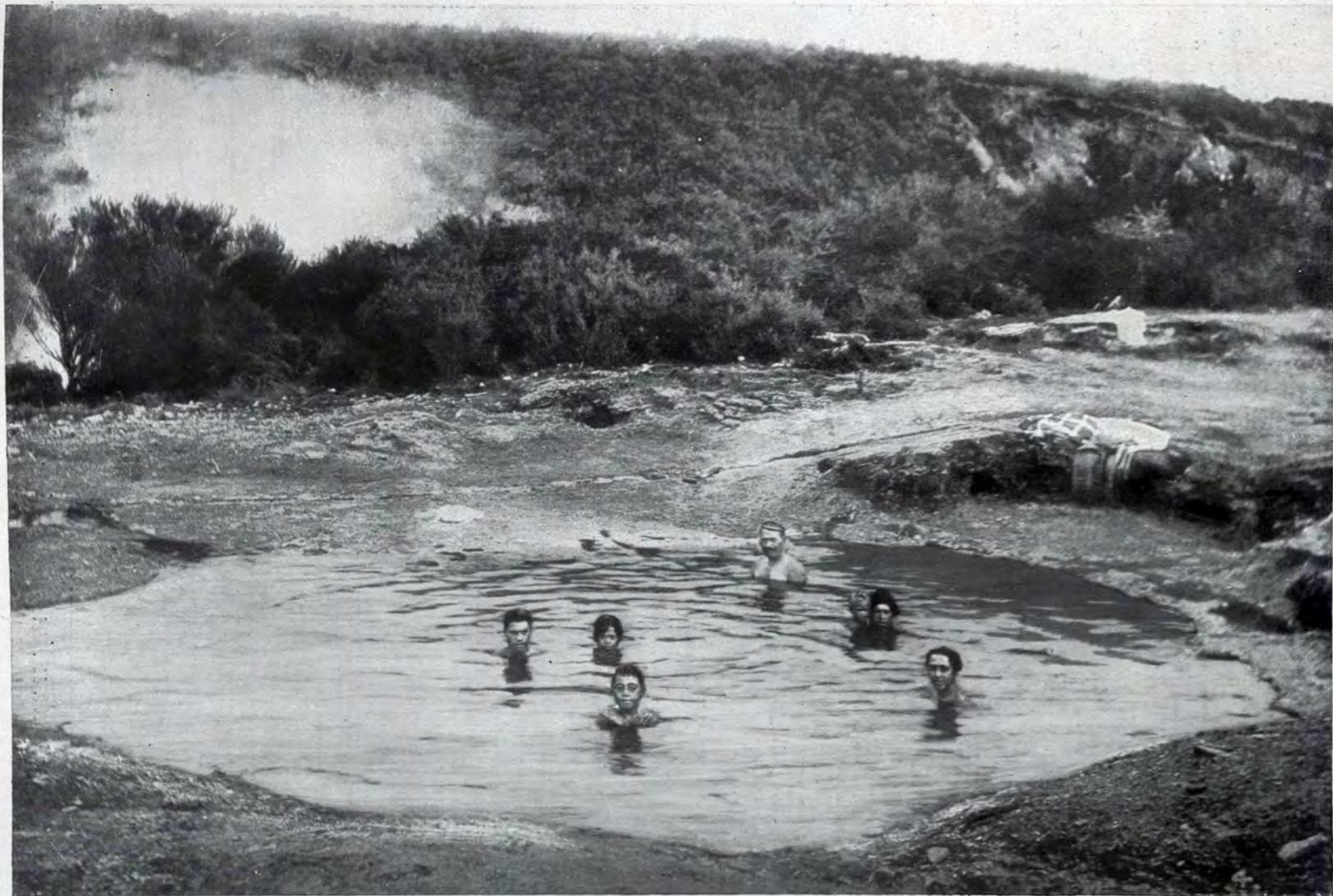


Abb. 445. Tümpel mit heißem, klarem Wasser bei Whakarewarewa, umgeben von Dampf ausströmenden Erdlöchern.

in kurzer Zeit mit einem kristallinischen Überzug bedeckt. An zehn Kilometer vom Taupo stürzt der von hohen Felsen eingezwängte Fluß über einige Stufen von zusammen fünfundsiechzig Meter Höhe und bildet die schönen Aratiatafschnellen (Abb. 446), jenen der Reuß bei der Teufelsbrücke in der Mittelschweiz ähnlich. In seinem Weiterlaufe wird er von den Abflüssen der unzähligen Geiser gespeist, die dort teils in kurzen Zeiträumen, teils regelmäßig dem von vulkanischen Kräften unterwühlten Boden entspringen. Am dichtesten sind sie in der Nähe des kleinen Maoridörfchens Whakarewarewa, drei Kilometer südlich von Rotorua, wo aus Tausenden von Erdlöchern weiße, mit Schwefel geschwängerte Dämpfe ausströmen und die ganze Gegend in Nebel hüllen (Abb. 448). Dem verschieden gefärbten, verschieden warmen Wasser, das sich in zahlreichen Tümpeln ansammelt, wird von den Maori große Heilkraft zugeschrieben, und gewöhnlich trifft man dort Badende, darunter in neuerer Zeit auch Australier (Abb. 445). Man sollte glauben, daß auf diesem heißen, fortwährend erschütterten Boden jede Vegetation unmöglich ist. Aber der Manuka (Teestrauch) scheint sich dieser Hexenküche angepaßt zu haben, denn er ist selbst in der unmittelbaren Nähe der Geiser überall zu finden. Doch verlieren hier Blätter und Zweige ihre grüne Farbe und sind desto gelber und brauner, je mehr sie dem Sprühregen der Geiser ausgesetzt sind. Der Boden zeigt an manchen Stellen große Mengen von grauer, geschmolzener Lava; dann wieder Lager von braunem, heißem Schlamm; dann große, durcheinandergeworfene Lavatrümmer, und zwischendurch leuchten die weiß, gelb, grün und rosa gefärbten Ablagerungen der heißen, dampfenden, zischenden Quellen oder kleine Seen mit



Abb. 446. Die Stromschnellen des Waikatoflusses bei Wairakei.



Abb. 447. Die „weiße Terrasse“
aus Sinterablagerungen, durch den Ausbruch des Taraweravulkans teilweise zerstört.

Phot. J. Martin.



Phot. The Agent-General for New Zealand

Abb. 449. Der „Suppentopf“ bei Tikitere,
ein kleiner See, gefüllt mit kochendem, dampfendem Schlamm und Wasser.

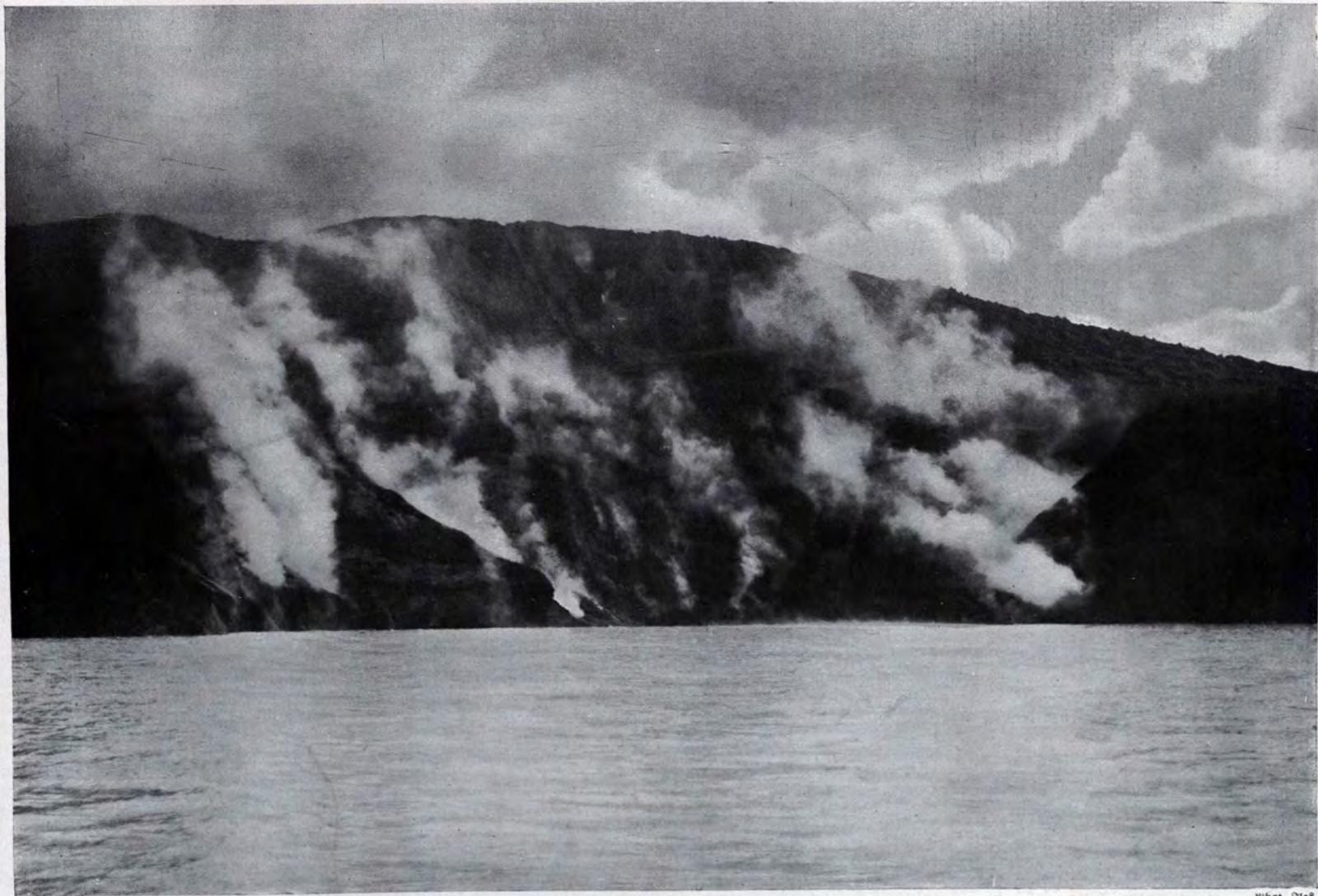


Phot. The Agent-General for New Zealand.

Abb. 450. Die „Hölle“ bei Tikitere, vorne die Öffnung eines Schlammgeisers.

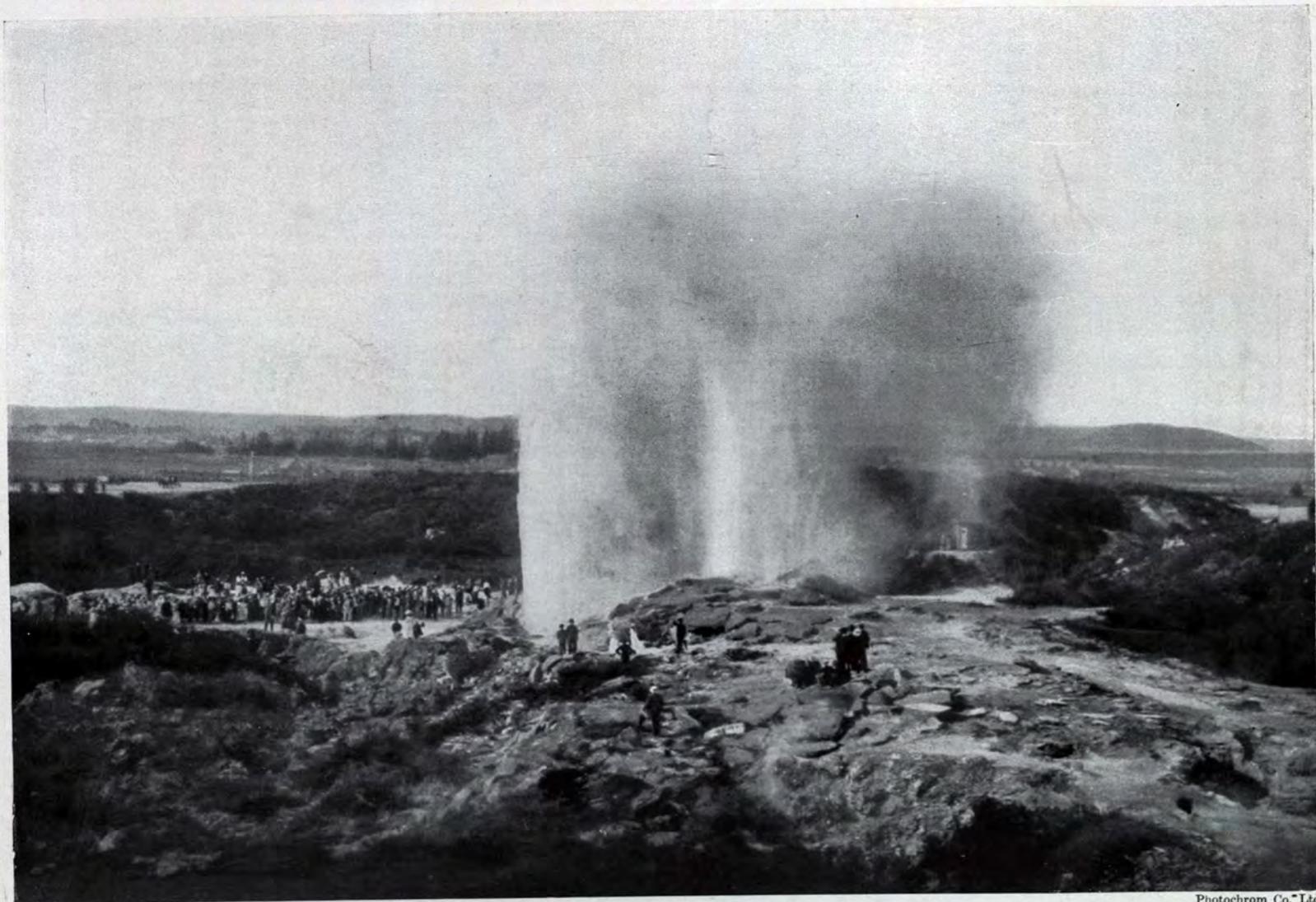
vulkans in der Sundastraße erinnernd, der gerade drei Jahre früher, am 27. August 1883, erfolgte. Unweit des Südufers des Tarawerasees erhob sich bis 1886 der gestürzte Riesenkegel des „verbrannten Felsen“ (Tarawera), dessen kahle, rot und schwarz gebrannte Kraterwände sich auf dreihundert Meter über den Seespiegel erhoben. Der Vulkan wurde als erloschen angesehen; daß er aber nur scheinbar erloschen war, bewies die Katastrophe von 1886. In der Nacht des 10. Juni erwachte er in der furchtbarsten Weise von seinem Scheintod. Das ganze Land wurde von einem heftigen Erdbeben durchrüttelt, weite Erdspalten öffneten sich, und der obere Teil des Vulkankegels, in kleine Stücke zerrissen, wurde in die Luft geschleudert. Vermengt mit brennenden Schlacken, Asche und Dampf, erhoben sie sich in einer Säule von sechstausend Meter Höhe in die Lüfte, die bis auf zweihundertfünfzig Kilometer Entfernung sichtbar war und ganz Neuseeland in Schrecken versetzte. Andere Auswürfe folgten mit solcher Heftigkeit, daß die Fenster in der Stadt Auckland, hundertsechzig Kilometer entfernt, klirrten und die Erschütterung sogar in Wellington an der Südspitze der Insel, dreihundertsechzig Kilometer entfernt, wahrnehmbar war. Das ist eine Entfernung in der Luftlinie wie von Berlin nach Bamberg.

Die wieder zurückstürzenden Mengen von Schlacken, Sand und Asche bedeckten die Umgebung auf weite Strecken, und ganze Dörfer wurden darunter begraben. Als der Vulkan zur Ruhe gekommen war und man sich dem Taraweragebiet wieder nähern konnte, fand man das Land ringsum in seinem Aussehen ganz verändert. Die interessanten Sehenswürdigkeiten, an denen gerade die Umgebung des Tarawera so reich war, waren unter der Aschendecke verschwunden, wie einst Pompeji und Herculaneum. Von dem „Wunder der Wunder“, der berühmten Terarata-



Phot. Ries.

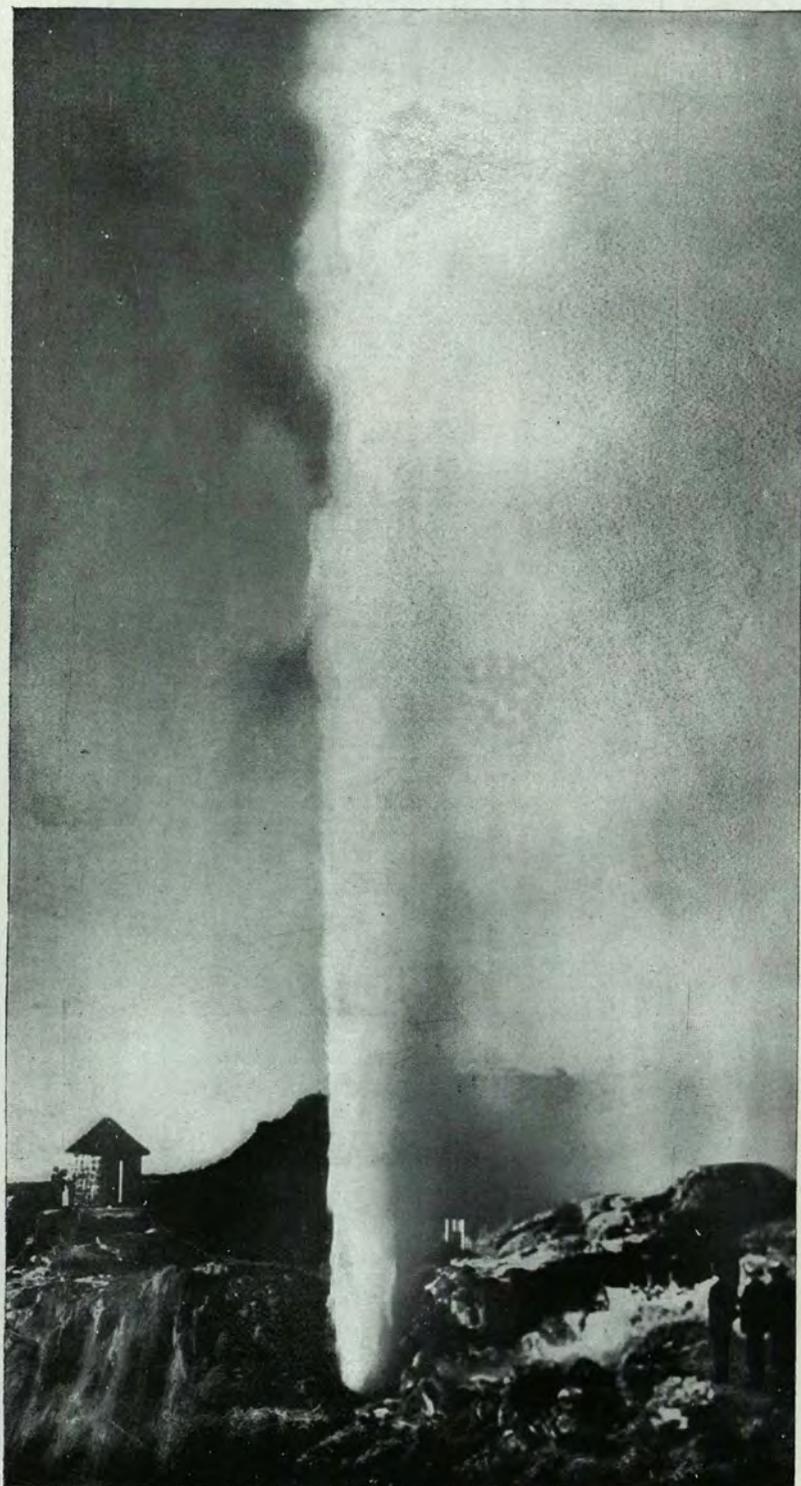
Abb. 451. Der Rotomahanasee,
gegen sechstausend Morgen groß, entstand bei dem schrecklichen Ausbruch des Taraweravulkans im Jahre 1886.



Photochrom Co., Ltd.

Abb. 453. Der große Wairoageiser.

Sein Ausbruch ist sehr unregelmäßig; er kann indessen durch Einwurf von Seife in das Geiserloch künstlich bewirkt werden.



Phot. The Agent-General for New Zealand.

Abb. 454. Ausbruch von kochendem Wasser aus dem Wairoageiser.

Östlich von dem schönen Rotoruasee liegt einer der schrecklichsten Distrikte Neuzeelands, das Tal von Tikitere genannt, mit einem Labyrinth von heißen Quellen, Vulkankratern, Solfataras und kleinen Seen, mit kochendem Wasser oder rauchendem, brodelndem Schlamm gefüllt (Abb. 444, 449 und 450). Ein schmaler Grat zwischen zwei dieser Seen, der Hadesweg genannt, gestattet in dieses Inferno vorzudringen, wo die vulkanischen Kräfte noch immer in vollster Tätigkeit sind.

Selbst auf der fjordreichen Halbinsel, auf der die blühende Stadt Auckland liegt, sprechen Duzende von erloschenen Vulkankratern von dieser Tätigkeit, manche mit regelmäßigen Kegeln, die bis auf hundert Meter aufsteigen, andere mit Kratern, in die das Meer eingedrungen ist und so kreisrunde kleine Buchten bildet. Wie der Ausbruch des Tarawera zeigt, ist diesen toten Kratern indessen keineswegs zu trauen, und wie im Jahre 1886, so kann die Welt auch später durch ähnliche Nachrichten überrascht werden.

Der mächtigste Geiser der ganzen Gruppe auf der Nordinsel von Neuzeeland ist der Wairoa, an Höhe und Wassermenge nur noch von dem Pohutu (Abb. 452)

erreicht; doch ist seine herrliche Wassersäule nur selten sichtbar. Mitunter wird sein Ausbruch auf Veranlassung der Behörden von Wellington durch künstliche Mittel hervorgerufen, besonders dann, wenn die Touristendampfer von Australien eine größere Zahl von Besuchern bringen. Der Wairoa wird dann „eingeseift“, das heißt es werden einige Kilo Seife in kleine Stückchen geschnitten und in das tiefe Geiserloch geworfen. Unmittelbar darauf steigt unter dumpfem Getöse das schäumende, kochende Wasser an die Oberfläche und schießt dann in einem gewaltigen Strahl von ungefähr dreißig Meter Höhe empor, um nach einigen Minuten allmählich wieder kleiner zu werden und dann ganz zu verschwinden (Abb. 453 und 454).



Phot. The Agent-General for New Zealand.

Abb. 455. Der Drachenmundgeiser im Wairakeital.

Der Geiser sendet alle neun Minuten einen zehn Sekunden währenden Wasserstrahl empor, der sich über das rote Sinterlager rings um seinen Mund ergießt und in Kaskaden in einen tiefblauen Tümpel abfließt.

Eine andere Gruppe von Geisern im Flußgebiet des Waikato liegt in dem wundervollen Seitental von Wairakei, ganz mit Manuka, vielverschlungenen Weinranken und üppigen Farnkräutern überwuchert, zwischen deren Grün rauschende Bäche über schneeweiße und rosa gefärbte, hochrote und orangegelbe Geiserablagerungen ihren Weg zum Tal suchen. Der schönste davon ist der Drachenmund (Abb. 455). Das kochende Wasser wird dort unter starker Dampfbildung ausgestoßen und sprudelt dann über korallenähnliche Sinterstufen in einen Tümpel von intensiv blauer Wasserfärbung. Alle neun Minuten erfolgt ein Ausbruch des Geisers; das Wasser erscheint in zerteilten Strahlen, mächtigen Straußenfedern ähnlich, um nach zehn Sekunden wieder zu verschwinden. Das Geziße ist so heftig, daß es auf viele Kilometer im

von grauen und rötlichgelben, verbrannten Felsen, Bimsstein- und Ascheablagerungen, in die der Regen tiefe Rinnen gerissen hat, von ausgetrockneten Kratern mit trübem Wasser gefüllt, oder Becken, in denen das Wasser noch kocht, stellenweise mit dampfenden Quellen durchsetzt. Es bot einen überwältigenden Anblick, als mitten in diesem Gebiet plötzlich unter dumpfem Getöse die riesigen Wassermengen des Waimangugeisers bis auf drei-, ja zeitweilig sogar auf vierhundert Meter Höhe ausgestoßen wurden. Selbst das Geisergebiet des Yellowstoneparkes in Nordamerika hat nichts Ähnliches aufzuweisen. Noch im Jahre 1908 erfolgten Ausbrüche des Waimangu von größter Heftigkeit, und die Rauchwolken, von denen sie begleitet waren, erhoben sich damals auf fünfhundert Meter Höhe.

Die Alpen von Neuseeland.

Wie die Nordinsel durch ihre Vulkane, Geisergebiete und heißen Seen, so ist in neuester Zeit die Südinsel durch ihre

kalten Seen, ihre wunderbare Hochgebirgsnatur mit vereisten, ewig beschneiten Bergen, ihren Gletschern, Wasserfällen, Schluchten und Fjorden berühmt geworden. Besonders das südwestliche Viertel der Südinsel ist von unvergleichlicher Großartigkeit: auf der südlichen Hemisphäre eine Schweiz, umgeben von den Fjorden Norwegens.

Freilich ist das Reisen dort noch lange nicht so bequem gemacht wie bei uns, und wer den herrlichen Seendistrikt von Wakatipu, Wanaka oder Te Anau besuchen will, der findet dort noch kein Interlaken oder Luzern, sondern nur bescheidene Ansiedlungen oder Herbergen. Die Eisenbahn führt vorläufig nur der Ostküste entlang von Christchurch, der größten Stadt der Insel, über Dunedin nach der Südspitze, mit einzelnen Zweiglinien nach dem Berglande des Inneren, aus dem sich als gewaltigster Riese Neuseelands der dreitausendsiebenhundertachtundsechzig Meter hohe Korangi erhebt (Abb. 461). Die Engländer haben auch diesen poetischen Maorinamen, der „Licht des Tages“ bedeutet, verwandelt in Mount Cook. Er ist noch in einem



Phot. Ruiz & Wobbe.

Abb. 457. Die Teufelstrompete von Karapiti, aus der mit mächtigem Getöse der Dampf des vulkanischen Inneren entströmt.

anderen Sinn „das Dach Neuseelands“, denn sein Gipfel hat in der That die Gestalt eines Dachfirstes von zwei Kilometer Länge, mit steil abfallenden Stirnen. Von diesem Grat ziehen sich gewaltige Gletscher und von Lawinenbahnen durchfurchte Schneefelder in ein Gewirr von vereisten Hochgebirgstälern, von denen Gletscherbäche mit großartigen Wasserfällen herabstürzen und dem nahen Meere zufließen. Eine zweite Bahn führt von Invercargill an der Südküste nordwärts an das Ende des Sees Wakatipu, nach Kingston, das gewissermaßen das Locarno dieses Lago Maggiore unserer Antipoden ist.

Die große Alpenkette der Südinself Neuseelands zieht sich ihrer Westküste entlang und hat ihr in vieler Hinsicht den Charakter der Skandinavischen Halbinsel gegeben. Wie sich dort am Westabhang der Gebirge die zahlreichen tief eingeschnittenen Fjorde, am Ostabhang aber die vielen Seen Schwedens zeigen, so fällt auch hier die Alpenkette steil gegen Westen ab und ist von Fjorden zerrissen, während die östlich gelegene Hauptmasse der Insel eine Menge von Seen aufweist. Abgesehen von den vielen, die weniger als zwei Kilometer Ausdehnung haben, sind sechzig größere vorhanden, von denen manche hundert Quadratkilometer und mehr besitzn, von ähnlichem Charakter und ähnlicher Tiefe wie unsere Alpenseen.

In den Hochalpen Neuseelands liegt die Schneegrenze auf durchschnittlich zweitausendvierhundert Meter Höhe, und da viele ihrer Gipfel hoch darüber aufsteigen, sind auch weite Flächen mit ewigem Schnee bedeckt. Rings um den Morangi allein dehnen sich Schnee- und Firnfelder von mehreren tausend Quadratkilometer aus, und zwischen den Bergriesen eingebettet liegen große Gletscherströme, die sich nach der Ostseite bis auf siebenhundertfünfzehn Meter über dem Meer herabziehen; auf der Westküste nähern sie sich sogar bis auf zweihundert-



Phot. The Agent-General for New Zealand.

Abb. 458. Der Krater des Waimangugeißers.

vierzig Meter dem Meerespiegel. Daß sie einst eine weitaus größere Ausdehnung besaßen haben, bezeugen die vielen Moränen, Gletschersteine und Seen weit im Inland. Die letzteren entstanden dadurch, daß die Endmoränen der verschwundenen Gletscher die Abflüsse der jetzt noch vorhandenen in ihrem Lauf aufhielten; sie werden jedoch von dem Geröll und Schlamm, die von den Flüssen herabgetragen werden, allmählich aufgefüllt. Welche Tiefe sie einst besaßen haben mögen, zeigt vornehmlich der sehr merkwürdige Wakatipusee, der dem berühmten Milfordsund gegenüber auf dem Ostabhange der Neuseeländer Alpen liegt. Er



Phot. Muir & Woodie.

Abb. 459. Der Waimangugeiser,
der größte der Welt, wirft zeitweilig kochendes Wasser auf drei- bis vierhundert Meter Höhe aus.



Phot. Hess.

Abb. 460. Der Waimangugeiser, in der Maorisprache „Schwarzwasser“, mit einem Krater von achtzig Meter Durchmesser und Auswürfen von schwarzem kochendem Schlamm. Die Rauchwolken stiegen im Jahre 1908 bis auf fünfhundert Meter Höhe.

Am östlichen Knie des S-förmigen Sees liegt das Örtchen Queenstown, und dieses verspricht dereinst das Interlaken, der Ausgangspunkt für die schönsten Gebiete der Neuseeländer Alpen zu werden. Unter den neugeschaffenen Wegen gibt es auch einen solchen zu dem schönen Wanakasee. Dieser verbreitert sich an seinem Südennde und enthält dort drei Inseln, die sich an hundertfünfzig Meter über den Seespiegel erheben. Auf dem Gipfel einer dieser Inseln ist merkwürdigerweise wieder ein See eingebettet.

Der Franz-Joseph-Gletscher. Der mächtigste der neuseeländischen Gletscher dürfte der Tasman-gletscher sein, wie der Aletsch in der Schweiz überragt von kahlen, starren Felsen, vielfach gebrochen, mit Eistürmen und Eispnadeln bedeckt. Der Mount Tasman ist der zweithöchste Gipfel der Neuseeländer Alpen und sendet seine vereiste

gleich einem gewundenen Strom von zwei bis fünfzig Kilometer Breite und achtzig Kilometer Länge. Seine durchschnittliche Tiefe beträgt nicht weniger als dreihundertfünfundsechzig Meter und an dem großen südwärts geneigten Knie erreicht sie sogar vierhundertfünfundzwanzig Meter. Dabei werden seine Ufer von hohen, steilen Felswänden umschlossen, an die sich gegen Westen die schnee- und gletscherbedeckten Riesen der Alpenkette reihen. Was diesem herrlichen Alpensee fehlt, um ihn wirklich zu einem Neuseeländer Lago Maggiore zu machen, sind die wunderbaren Inseln des letzteren, die herrlichen Schlösser und Gärten, die Städte und Dörfer, deren Spiegelbild sich im Lago Maggiore badet. Ja der Wakatipu würde vielleicht noch gar keine Ansiedler an seinen Ufern haben, wäre nicht auf der Insel im Jahre 1862 Gold gefunden worden, das Tausende von Abenteurern und Goldsuchern in diese Gegenden lockte.



Phot. The Agent-General for New Zealand

Abb. 461. Der Orangipit,
der höchste Berg der Neuseeländer Alpen, dreitausendsiebenhundertachtundsechzig Meter hoch.

Spitze auf nahe dreitausendsechshundert Meter in die Wolken. Zwischen ihm und dem Orangi breitet sich der Tasmangletscher aus mit einer Eisfläche von achtzig Geviertkilometer und vierundzwanzig Kilometer Länge (Abb. 462). Er bildet den Vordergrund eines der groß-



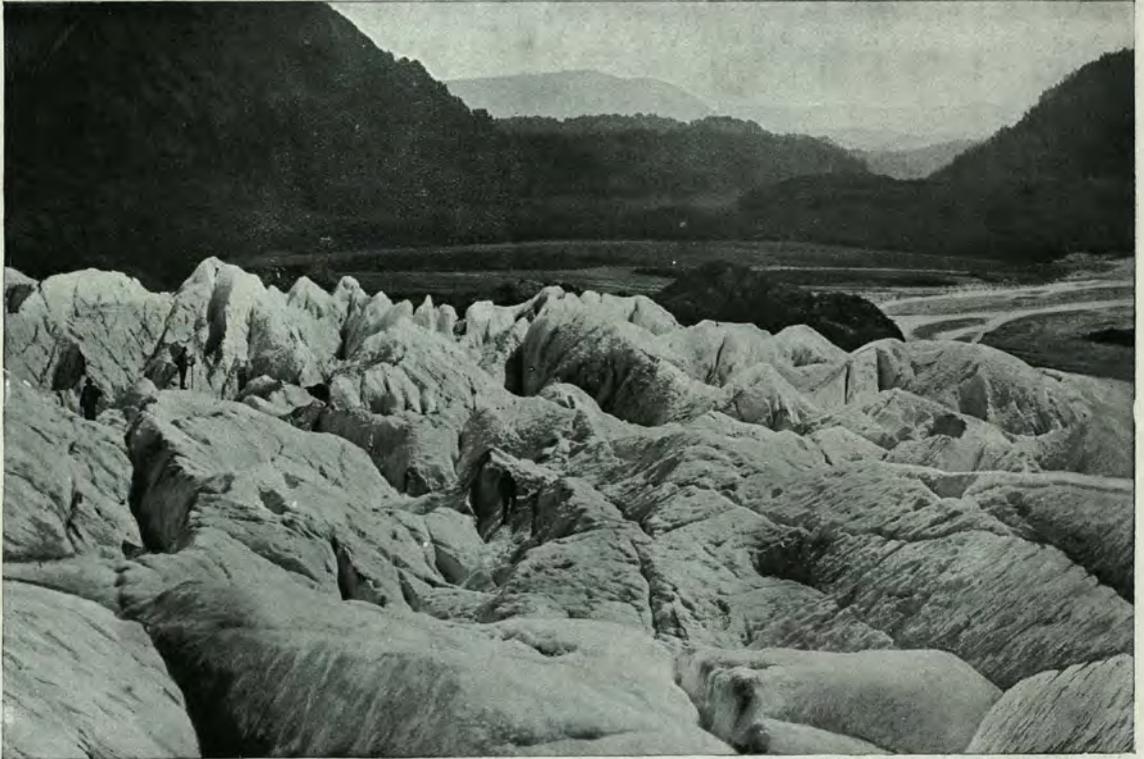
Phot. The Agent-General for New Zealand.

Abb. 462. Der Tasmangletscher
in den Neuseeländer Alpen, dreitausendfünfhundert Meter hoch, dreieinhalb Kilometer breit.



Phot. Muir & Moodie.

Abb. 464. Der Hochstetter-Gletschersturz in den Neuseeländer Alpen,
den gefrorenen Niagarastromschnellen vergleichbar, stürzt von zweitausendachtshundert Meter Höhe steil über zackige Felswände herab.

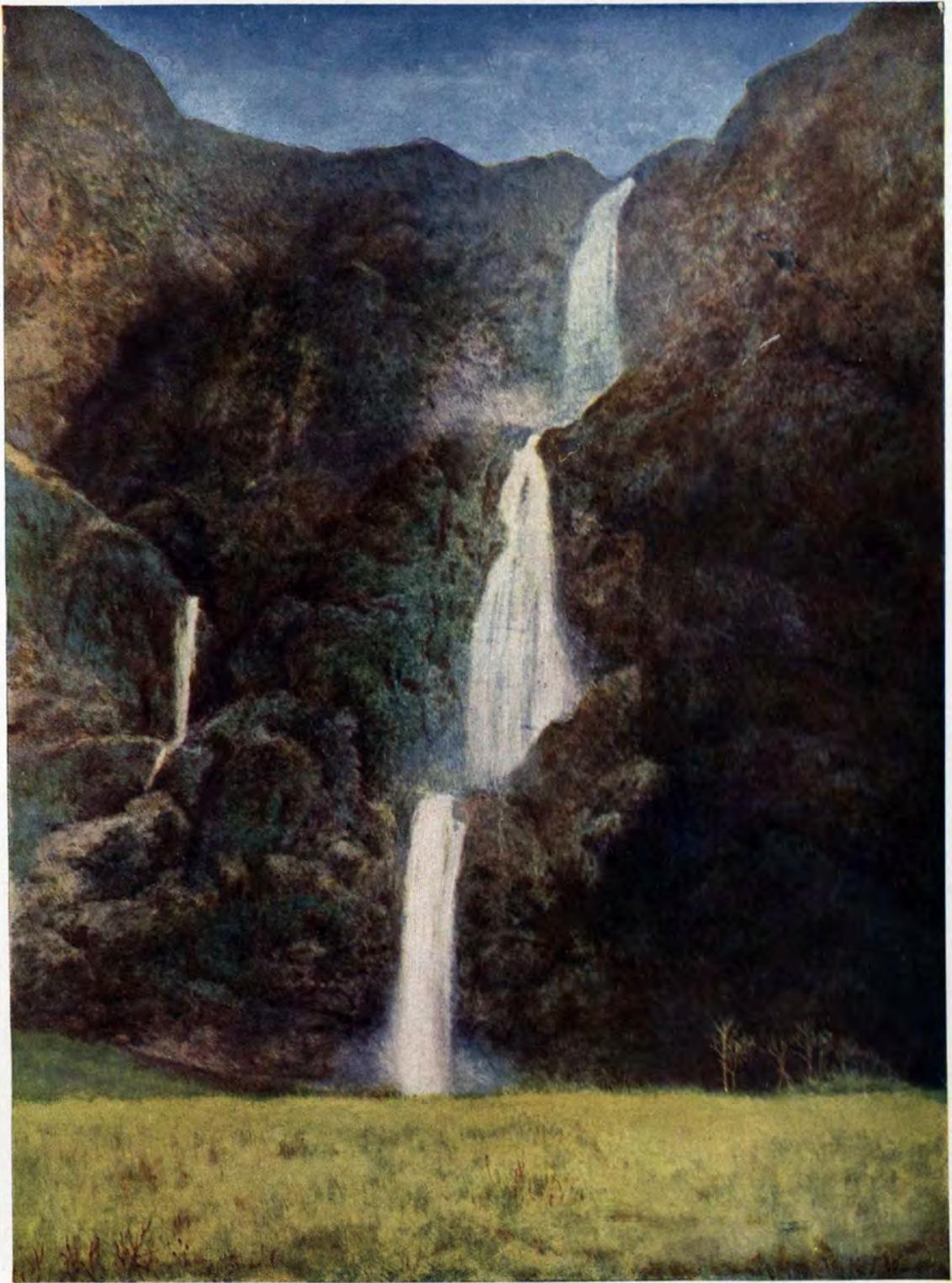


Phot. The Agent-General for New Zealand.

Abb. 465. Eisfurchung des Franz-Joseph-Gletschers.

Um von einem der vielen Seen dieses Alpengebietes zum anderen zu gelangen, muß man hier zu Fuß wandern oder stellenweise die Reiselutschen benutzen, die, von der Regierung oder von Privatunternehmern unterhalten, den größten Teil des Neuseeländer Touristenverkehrs vermitteln. In manchen Seen und Fjorden sind wohl schon Hotels zu finden, freilich nicht von der Eleganz der großen Hotels in Interlaken, aber sie bieten doch wenigstens Unterkunft. Anderwärts hat die Regierung Gasthäuser errichtet, in denen man das mitgebrachte Bettzeug aufschlagen kann, oder man muß im Freien kampieren.

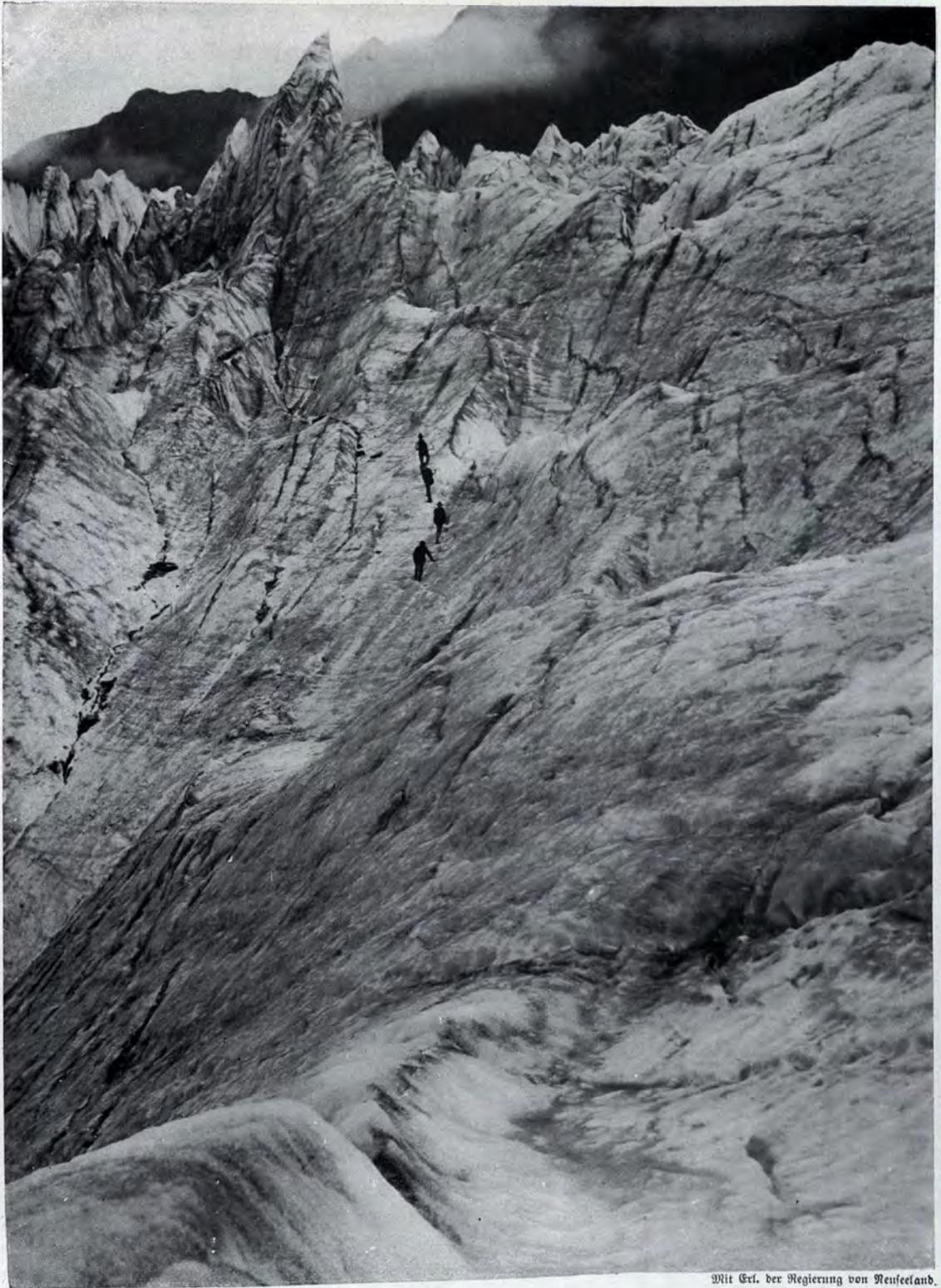
Was für die Schweiz der Luzerner See, das ist für Neuseeland der Te Anau mit ähnlicher Vielgestaltung. Er liegt am Südfuß des prächtigen, zweitausendeinhundertsechsvierzig Meter hohen Castle Mountain, mit schmalen, langgestreckten, fjordähnlichen Armen, wie auch der Bierwaldstätter See einen solchen im Urner See besitzt. Mit dreihundertvierzig Quadratkilometer Fläche gerade dreimal so groß wie dieses schönste Schmuckstück der Schweizer Alpen, wird er einst, wenn das Land stärker besiedelt ist, das vornehmste Ziel der Neuseelandtouristen bilden; an seinen Ufern wird vielleicht auch ein zweites Luzern entstehen, und seine spiegelglatte Wasseroberfläche wird von ähnlich schwanengleichen Dampfern befahren werden. Wie nur die schmale Landzunge von Rütznacht den Luzerner See vom Zuger See trennt, so gibt es auch neben dem Te Anau ein zweites Seebecken, den herrlichen Māfesee, umragt von gewaltigen Bergriesen. Ringsum liegen noch viele andere Bergseen, wie der Sylvan, dann Wasserfälle und in tiefen Schlünden rauschende Wildbäche, die das Gletschervasser dem nahen Meere zuführen und eben die berühmten Fjorde zum Teil durch die Felsen geschnitten haben. Einer der schönsten Seen, der auch schon Dampferverkehr aufzuweisen hat, ist der Manapouri, in der Sprache der Maori



Phot. Muir & Moodie.

Die Sutherlandfälle.

Diese berühmten Wasserfälle im Arthurtal Neuseelands haben eine Höhe von fünfhundertachtzig Meter. Sie stürzen in drei Abstufungen von zweihundertachtundvierzig, zweihundertneunundzwanzig und einhundertdrei Meter in die Tiefe.



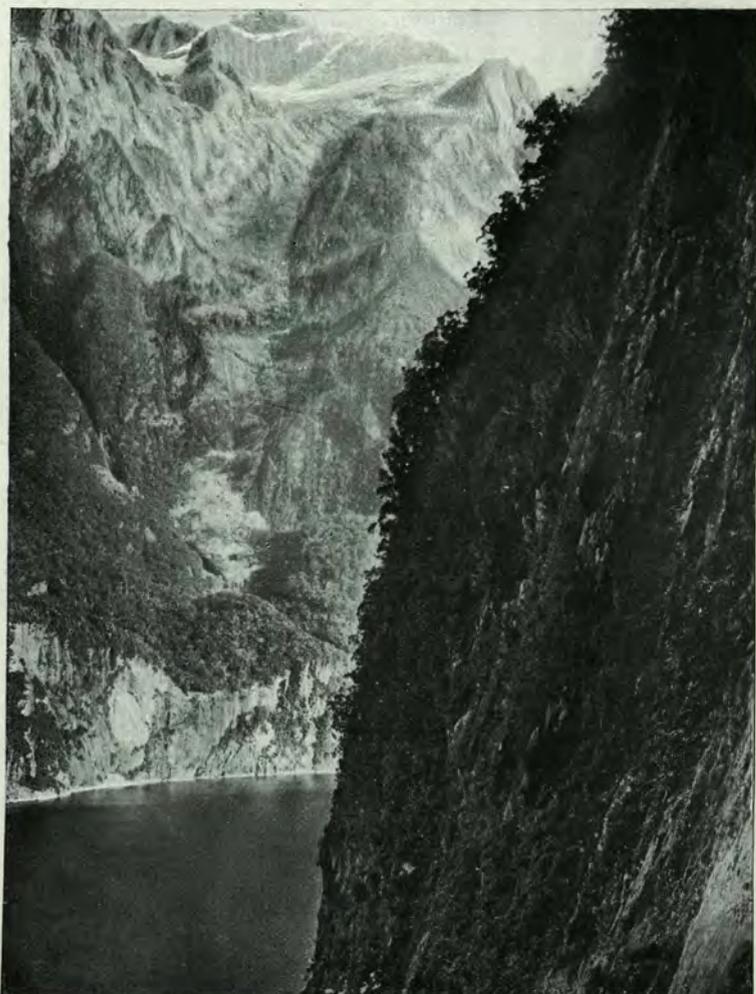
Mit Erl. der Regierung von Neuseeland.

Abb. 466. Der Franz-Joseph-Gletscher.



Abb. 468. Der Milfordfjord, das großartigste Landschaftsbild der Zwillingsinseln.

Phot. The Agent-General for New Zealand.



Phot. The Agent-General for New Zealand.

Abb. 469. Die Granitmauern des Milfordfunds, tausend Meter hoch über den engen, dreihundertsechzig Meter tiefen Fjord aufragend.

haben sicher subtropische Pflanzen in beispielloser Üppigkeit Wurzel gefaßt, und gleichzeitig mit den Bildern der Polarwelt sieht man solche der Tropen: Eis und Palmen, Schnee und Farnbäume, von deren schön geschwungenen Wedeln blühende Schlingpflanzen bis zu dem moosbekleideten Boden herabhängen. Von den wolkenumzogenen Gipfeln stürzen wasserreiche Bäche, wildschäumende Kaskaden in die Tiefe; in den Seitentälern ist überall noch jungfräulicher Urwald — nirgends sieht man eine Spur menschlichen Lebens (Abb. 468, 469 und farbige Kunstbeilage).

Wer sich den Entbehrungen und Strapazen der Landreisen nicht aussetzen will, dem bieten diese tief eingeschnittenen Fjorde der Südwestküste ähnlichen Genuß wie jene von Norwegen, vielleicht in noch höherem Grade, denn die Natur ist hier bei aller Großartigkeit doch lieblicher, üppiger, voll intimen, idyllischen Reizes. Ganz wie in Norwegen fahren auch hier — allerdings in der entgegengesetzten Jahreszeit,

zwischen Dezember und März — Vergnügungsdampfer von Sydney oder Melbourne oder Auckland, mit Touristen gefüllt, die Küste entlang, steuern in die Fjorde hinein und bleiben dort mehrere Stunden oder Tage liegen, um den Passagieren für Landausflüge Zeit zu geben. Wer aber die Fjorde, die Alpenregion, die kalten Seen und auf der Nordinsel auch noch die warmen Seen mit der Hexenküche der Natur, dem Vulkangebiet, sehen will, der kann das nicht mit der Schnelligkeit einer Schweizerreise abtun, der braucht dazu mindestens einen ganzen Sommer, die zehnwöchige Reise von Europa und wieder zurück gar nicht gerechnet. Doch wer weiß, vielleicht ist der Zeitpunkt nicht mehr allzufern, wo auch wir Neuseeland zu den Touristenländern werden rechnen müssen. Schritt für Schritt und Jahr um Jahr haben wir den Umkreis unserer Reisen erweitert. Zu Goethes Zeiten getraute sich der Gebirgswanderer zur Herbstzeit kaum bis an den Fuß des Montblanc; erst seit ein paar Jahren durchstreifen wir die schaurig-schönen Einöden des Nordlands, und Spitzbergens Eiswüste sieht alljährlich ihre Sommergäste. Das Land der aufgehenden Sonne, Kanadas Felsengebirge locken schon heute einen Strom von Reisenden an, und auch Deutsche scheuen vor der weiten Fahrt nicht mehr zurück. Immer kleiner wird die Erde, je



Milford-Sund,
der schönste zwischen den herrlichen Fjords von Neuseeland, aus denen der Mitre-Pik aus subtropischer Vegetation zu einer Höhe von achtzehnhundertfünfundsanzig Meter emporsteigt.

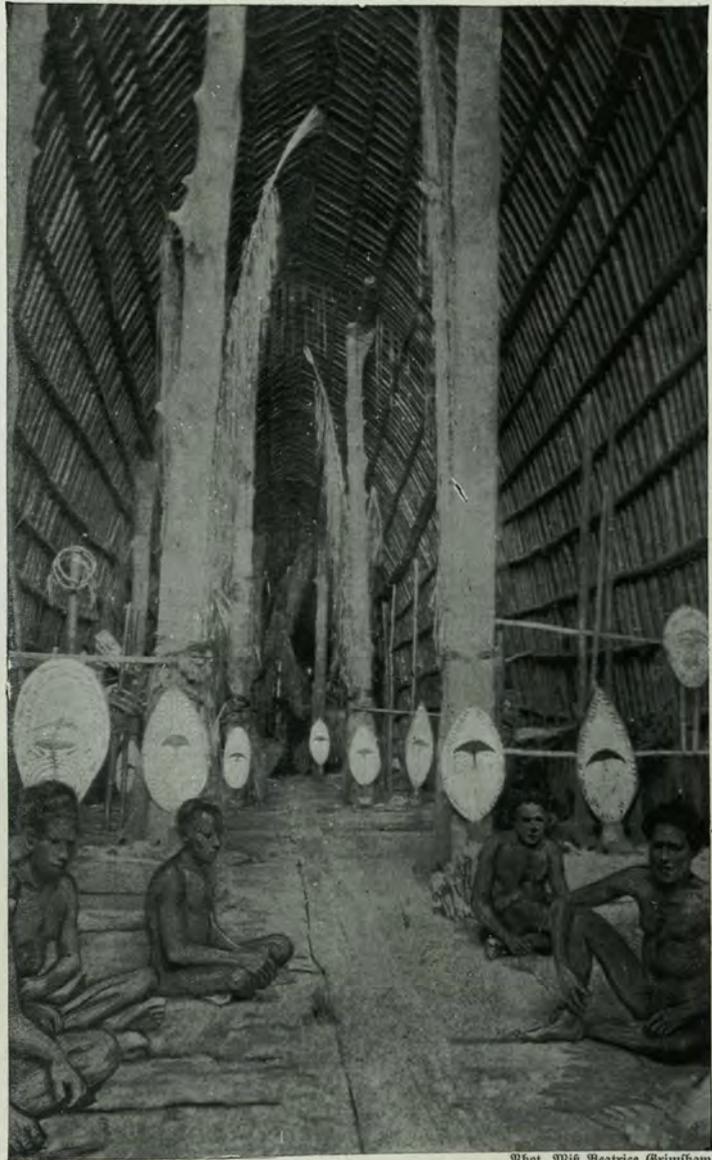
schneller wir zu Wasser und zu Lande sie durchreisen, und wenn wir erst bei den Antipoden unseren Sommerurlaub verbringen können, dann sind wir die unumschränkten Herren des Erdballs.

Ozeanien.

Gewährt einen ganz eigenartigen Genuß, Länder zu besuchen, die bis auf die jüngste Zeit von dem alles ausgleichenden Verkehr mit der Außenwelt so vollständig abgeschlossen waren wie Neuguinea, diese (wenn wir von Grönland absehen) größte aller Inseln der Erde. In dieser Hinsicht gibt es auf unserem Planeten überhaupt kein Land mehr, das mit diesem dunklen Kontinent der Südsee verglichen werden könnte und das noch heute seiner Erforschung harret. Der Einfluß der spärlichen weißen Händler an der Seeküste ist über ihren eigenen Grund und Boden hinaus nur wenig fühlbar. Die Papuaner leben immer noch in ihrer interessanten Ursprünglichkeit, mit verschiedenen Sitten und Gebräuchen, verschiedener Sprache und verschiedenen Arten von Wohnstätten in den einzelnen Distrikten.

Gözenhäuser auf Neuguinea.

Im Distrikte von Seleu, einer deutschen Handelsstation an der Nordküste von Guinea, stehen die Einwohner verschiedener Dörfer einander sogar feindlich gegenüber, und es gibt nur wenige, die Beziehungen zueinander unterhalten. Sie haben in jeder Gemeinde eigene Gemeindegäuser, Ossuno genannt, in denen die Jünglinge und Witwer den größten Teil des Tages zubringen und auch die Nacht über schlafen. In den meisten Dörfern längs der Küsten von Neuguinea gibt es auch eigene Gözenhäuser von sonderlicher Bauart, auf Pfählen stehend, mit hohem Strohdach, das in lange Spitzen ausläuft. Besonders charakteristisch ist das Geisterhaus (Tamboran) in



Phot. Miss Beatrice Grimshaw.

Abb. 470. Kannibalentempel auf Neuguinea mit den zu den Fettschänzen der Wilden dienenden Masken und Kopfbedeckungen.

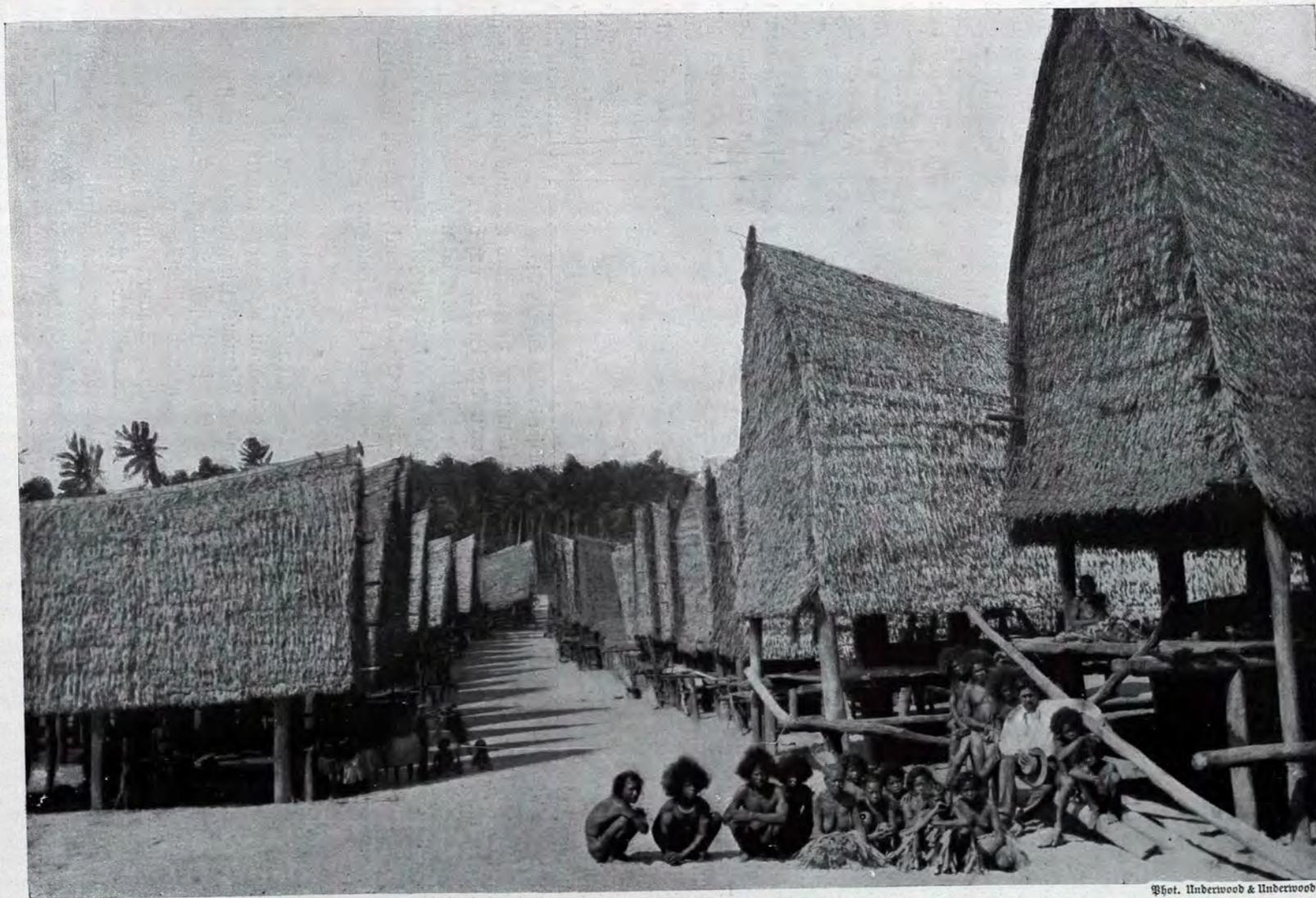


Abb. 472. Ein Eingeborenenort auf Neuguinea.

Phot. Underwood & Underwood.

Mutter, Nordtochter und Südtochter mit steilen, schöngesetzten Kegeln, die fast unvermittelt aus dem Meer aufragen. Ein vierter Krater, der Blanchebucht zugewendet, hatte im Jahre 1879 einen sehr heftigen Ausbruch, und fast gleichzeitig wurde ihm gegenüber in der Bucht selbst die große Vulkaninsel aus dem Wasser gehoben. Unweit von ihr liegen mächtige Lava-Blöcke, die von diesem Ausbruch herrühren. Zwischen der Vul-

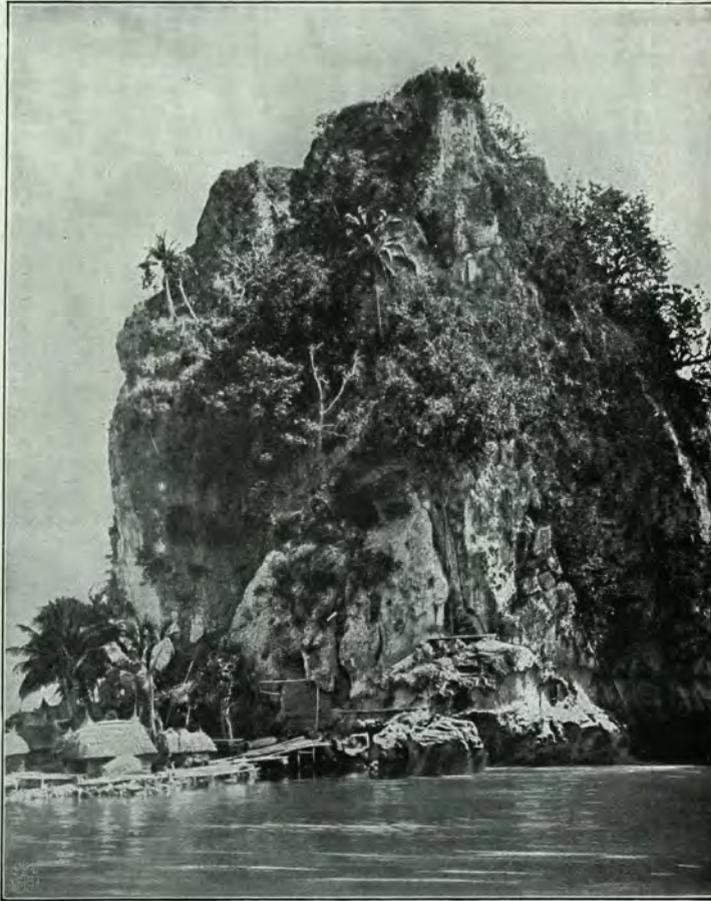


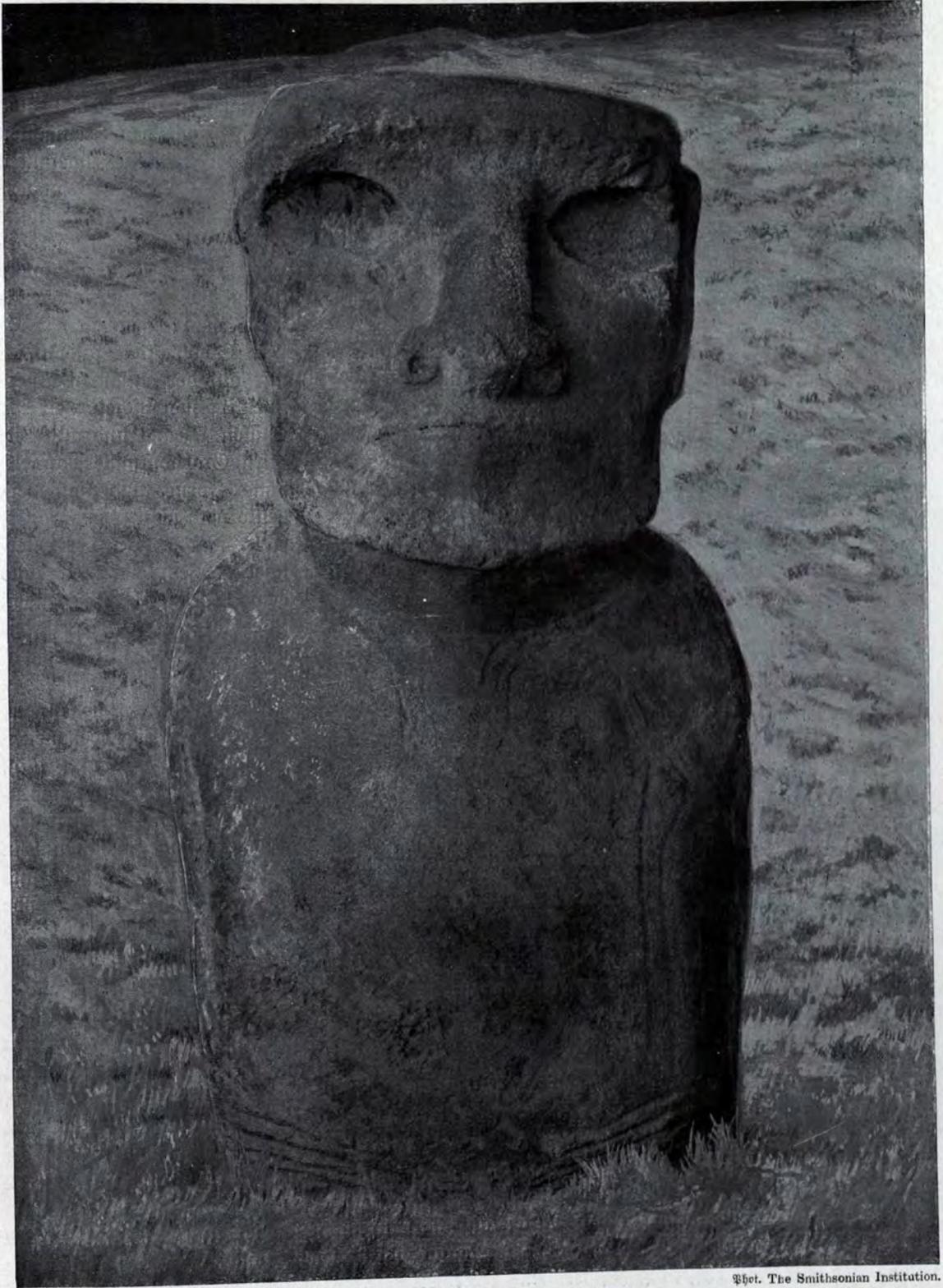
Abb. 473. Die Bienenkörbinself in der Blanchebai.

kaninsel und dem weiten, rotgebrannten Ghaiekrater liegt die mit schönen Palmen bestandene Insel Matupi, die ihren Ursprung der nie ruhenden vulkanischen Tätigkeit verdankt. Erdbeben sind hier eine häufige Erscheinung, und während meines Aufenthalts im Jahre 1900 verspürte ich deren an aufeinanderfolgenden Tagen mehrere. Aus dem Ghaiekrater zwischen unaufhörlich Schwefeldämpfe hervor, die Kraterwände zeigen dicke

Schwefelablagerungen, und siedendheiße Quellen kommen am Fuß des Vulkans zum Vorschein. **Die Bienenkörbe.** Jenseits Matupi, im Inneren der Bucht, erheben sich aus dem eng umschlossenen, mit Wasser gefüllten Kraterbecken zwei sehr malerische, turmartige Felsen, die Bienenkörbe (Abb. 473), gleichfalls vulkanischen Ursprungs aus jüngster Zeit. Die steilen Abstürze sind mit der üppigsten Vegetation bedeckt, und an ihrem Fuß haben ein paar Kanakenfamilien ihre einfachen Wohnungen aufgeschlagen.

* * *

Für den Weltfahrer, der die weite Salzflut des Stillen Ozeans durchfurcht, ist diese Seereise nur eine solche von einem Paradies zum anderen, denn viele der kleinen Pünktchen auf der Landkarte sind in Wirklichkeit die entzückendsten Eilande. Einzelne Gruppen sind dem Durchschnittseuropäer nur dem Namen nach bekannt, so Fidjchi, Tonga, Samoa, Hawaii, Tahiti. All die kleinen unter eingeborenen Königen und Häuptlingen stehenden Völkerschaften, die diese Tropeninseln bewohnen, sind desselben Stammes und zeigen nur wenige Unterschiede in Sprache und Sitten. Die gütige Mutter Natur hat über diese Inseln aus ihrem Füllhorn alle Reichtümer gestreut, nur nicht das, was den Europäern gewöhnlich als Urquell des Reichtums erscheint, das Geld. Was die glücklichen Inselbewohner für ihr bescheidenes Leben brauchen, bietet das Land in reichem Maße; besonderen Ehrgeiz besitzen sie



Phot. The Smithsonian Institution.

Abb. 474. Kolossalstatue auf der Osterinsel,
die wahrscheinlich zu den ältesten Skulpturen der Menschheit gehört und deren Schöpfer unbekannt ist. Heute enthält die Osterinsel
halb so viel Einwohner, als es dort Bildwerke gibt. Die meisten der letzteren sind nur bis zum Rumpf ausgeführt.



Phot. The Smithsonian Institution.

Abb. 475. Steinbildnisse auf der Osterinsel.

Die Osterinsel liegt ungefähr dreieinhalbtausend Kilometer westlich von der amerikanischen Küste und enthält Hunderte von Figuren, aus grauem Trachyt gehauen, in allen Größen, von ein bis zu zweiundzwanzig Meter Höhe.

nicht, und zu schwach, den abendländischen Eroberern erfolgreich zu widerstehen, sind sie insgesamt den Seemächten der weißen Rasse zugefallen.

Die Osterinsel. Besondere Merkwürdigkeiten, soll nicht die geradezu überreiche Natur als solche gelten, haben nur die wenigsten Inseln aufzuweisen. Größere Steinbauten finden sich nur auf der einsamen Osterinsel im südöstlichen Teil des Stillen Ozeans und auf Pitcairn, Grabdenkmäler von seltsamer Form, und man weiß heute noch nicht, wer ihre Erbauer waren. Auf der Osterinsel, diesem einsamen, aus dem Weltmeer aufragenden Lavablock, sind es riesige steinerne Bildsäulen mit eigenartigen, unbekanntem Schriftzeichen auf den vier Meter hohen, aus vulkanischem Gestein gehauenen Köpfen (Abb. 474 und 475).

Die französischen Paumotuinseln, zu denen Pitcairn in geographischer, wenn auch nicht in politischer Hinsicht gehört, sind die größte zusammenhängende Gruppe von Atollen, also durchweg ein Werk der Korallen, wie übrigens auch die Karolinen- und Marschallinseln.

Tonga. Auch die schönen Tongainseln haben

ein seltsames Grabdenkmal aufzuweisen, dessen Vorhandensein man sich nicht erklären kann. Mitten im üppigsten Tropenwald erhebt sich ein gewaltiger Torbogen aus drei Monolithen von je sechs Meter Länge und mehr als einem Geviertmeter Querschnitt (Abb. 476). Daß die genügsamen Eingeborenen von Tonga derartige Blöcke behauen und in senkrechte Stellung bringen konnten, liegt im Bereich der Möglichkeit, nicht aber, wie sie den viele Tonnen schweren Schlußstein auf so große Höhe heben und in Nuten auf die senkrechten Pfeiler einsetzen konnten. Der Torbogen befindet sich in der Nähe der Beerdigungsstätte jener Tongahäuptlinge, denen die Einwohner göttlichen Ursprung zuschreiben. Ihre Leichen wurden unter Steingräbern mit drei

Terrassen, umgeben von steinernen Umfassungsmauern, beigelegt. Zwei dieser Häuptlingsgräber sind noch erhalten, aber sie sind älter als die Tradition der Tonganer, und niemand unter ihnen weiß, wann sie hergestellt worden sind.

Das Kleinvenedig von Ponape. Ein höchst eigentümliches Bauwerk befindet sich an der Ostküste der Karolineninsel Ponape — ein Venedig des Stillen Ozeans. Fünfzig künstliche Inselchen von verschiedener Größe, alle umgeben von Steinmauern, die aus langen, abwechselnd kreuz und quer gelegten Basaltblöcken — eher vierkantige Basaltfäulen — gebildet sind. Manche Inselchen sind nur kleine, ein bis anderthalb Meter über den Wasserpiegel aufragende Steinterrassen, ganz überwuchert von Schlingpflanzen, Farnen und Sträuchern; bei anderen umschließen die massigen Steinmauern große gepflasterte Plätze mit Höfen und Grabstätten. Die Eingeborenen nennen dieses Venedig Nan-Matal (Wasserwege). Die bemerkenswertesten Bauten sind Itet im Süden und Nan-Tauatsch im Norden der ganzen Gruppe. Nach der Überlieferung der Inselaner wurde auf Itet ein It, das heißt ein riesiger Kal, gehalten, der in einem Steinhaus mit anderthalb Meter dicken Mauern lebte. Auf einer gemauerten Estrade wurde ihm das Futter vorgelegt: Eingeweide von Schildkröten oder zeitweilig auch von getöteten Kriegsgefangenen. Größer und bedeutender noch ist Nan-Tauatsch, „der Platz der hohen Mauern“, die aus behauenen Basaltblöcken bis zu vier Meter Länge und einem Geviertmeter Querschnitt bestehen (Abb. 477 und 478). Die äußere Mauer umschließt ein Geviert von sechzig Meter Länge und fünfunddreißig Meter Breite mit einem einzigen Torweg von imponierender Größe an der Westseite. Beim Betreten der Torterrasse kann man sehen,

daß diese Titanenmauer von so sonderbarer Bauart eine Höhe von neun Meter bei einer Dicke von acht Meter besitzt. Jenseit des Torwegs breitet sich ein Hof aus, überdeckt mit den Trümmern gestürzter Riesensäulen, überwuchert vom üppigsten Tropengestrüpp und Farnkräutern. Im mittelsten Hof erhebt sich ein eigenartiges Grabgewölbe, ebenfalls aus gewaltigen Basaltfäulen gebildet, ähnlich jenen des mysteriösen Volkes, das vor den Aino in Japan gelebt hat. Sollte man daraus Schlüsse auf den Ursprung dieses Volkes ziehen können? Der Tradition nach war dieses Grabmal für einen König gebaut worden, der im Kampf gegen eine vom Süden gekommene feindliche Armada gefallen war.

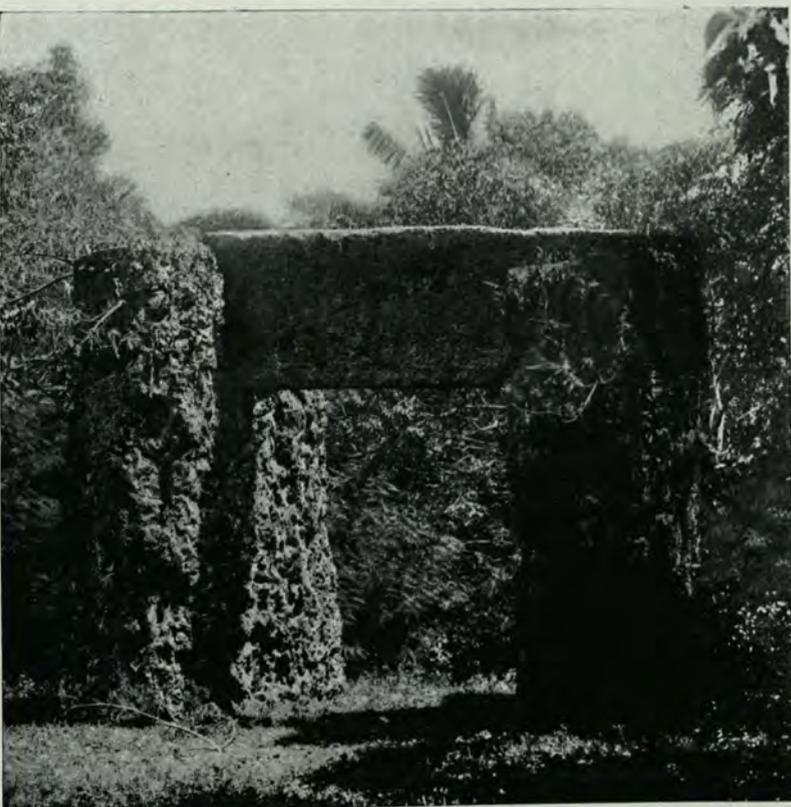


Abb. 478. Steinernes Grabdenkmal auf Tonga.

Lele. Auch auf einer anderen Insel, zweihundertfünfzig Seemeilen südlich von Ponape, dem kleinen Laguneneiland Lele, sind geradezu zyklonische Bauten aus alter Zeit zu sehen. Lele ist der großen Basaltinsel Kussai der östlichen Karolinen vorgelagert, deren wild zerrissene Felsen im Gegensatz zu dem flachen Lele bis auf siebenhundert Meter aufragen. Lele ist ringsum von Trümmern riesiger Mauern, Werten und Hafentaie eingefaßt, hinter denen die Ruinen eines starken Forts zu sehen sind, mit Mauern von sieben Meter Höhe und fünf Meter Dicke, in ähnlicher Anordnung wie jene des alten Feudalschlusses von Osaka in Japan. Diese Bauten mögen in der Tat einen der früheren Daimio des Reiches der aufgehenden Sonne zum Urheber haben, wenn sie nicht noch weiter in der Geschichte zurückreichen.



Phot. F. W. Christian.

Abb. 477. Die Ruinen von Nan-Tauatsch auf Ponape, aus Steinsäulen gebaut, wie wagrechte Baumstämme übereinander gelegt, wahrscheinlich japanischen Ursprungs.

Das Baumaterial mußte aus großen Entfernungen zur See hierhergebracht werden, keine geringe Leistung, wenn man berücksichtigt, daß den Inselanern nur kleine, gebrechliche Fahrzeuge zu Gebote standen. Die Einwohner selbst haben keine Kenntnis von den Erbauern, auch keine Überlieferung, und die Steinmauern von Lele sind heute noch ein ebenso ungelöstes Rätsel wie die unförmigen Steinfiguren auf der Osterinsel oder der Torbogen auf Tongatabu, die wenigen Bauten aus Stein, die in ganz Ozeanien von den Weißen gefunden worden sind. Das einzige Volk, das allenfalls als Erbauer in Frage kommen könnte, sind die Japaner.

Der Sawaivulkan. Samoa gehört entschieden zu den herrlichsten Inselgruppen der weiten Südsee, durchweg vulkanischen Ursprungs, mit vorgelagerten Korallenriffen. Die größte Insel der Gruppe, Savai, ist nichts weiter als ein ungeheurer Vulkanberg, ein Ätna der Südsee mit flach abfallenden, dicht bewachsenen Hängen, aus denen zahlreiche Neben-

offener See auch bei Windstille zuweilen heftigen Schwankungen unterwirft. Brechen sich aber diese Dünungswellen an Klippen, dann entsteht die großartigste Brandung. Auf meinen Reisen habe ich an wenigen Küsten ein imposanteres Schauspiel gesehen als diese mächtigen, an den schwarzen Lavamauern zu weißem Gischt zerfchellenden Wasserberge. Die senkrecht in die Tiefe abfallenden Klippen sind von dem ewigen Wüten ausgehöhlt und unterwaschen, an manchen Stellen hat die Brandung aus diesen Höhlen einen Kamin bis an die Oberfläche der Klippen ausgewaschen, und bricht sich einer dieser hochgehenden Wasserberge an solchen Stellen, dann wird das Wasser durch den Kamin nach oben gejagt mit solcher Gewalt, daß es, wie aus einem Geiser gestoßen, in einem viele Meter hohen Strahl herauschießt, um sich dann in Myriaden funkelnder Wassertropfen und blendendweißen Wasserstaub aufzulösen. Ewig wälzen sich diese Wellenattacken gegen die Küsten, ewig machen sie das Erdreich erbeben und dröhnen und donnern mit unheimlicher Wucht. Das Schauspiel, das diese Brandung darbietet, wird man nicht müde zu bewundern. Jenseit des weißen bewegten Streifens zeigen sich die hellgrünen Kokospalmenplantagen am Küstenfaum und darüber der dunkle dichte Urwald, der die einzelnen Bergketten bis an die zuweilen wolkenumzogenen Gipfel bekleidet. Lieblicher ist die Landschaft auf der Insel Upolu, wo zwischen dem Urwald bereits herrliche Plantagen geschaffen wurden und von den Bergen schöne Wasserfälle herabrauschen. Einer der schönsten befindet sich bei Apia (Abb. 480).

Sehr eigenartig und für die vulkanischen Inseln der Südsee charakteristisch sind die Dampfquellen, die nahe den Küsten aus Öffnungen im Meeresboden große Dampfmen gen ausstoßen.



Abb. 479. Korallenriffe an den Küsten von Samoa.

Phot. Muir & Woodie.

Ob schon von weißer Farbe, erscheinen sie bei sonnigem Wetter unter dem tiefblauen Wasser durch Strahlenbrechung häufig in allen Farben des Regenbogens, wie ein Blumengarten auf dem Grunde des Meeres.

Auf dem Wege, den der Dampf durch das Wasser an die Oberfläche nimmt, verhindert er die Korallentierchen an ihrer emsigen Arbeit. Sie nähern sich mit ihren Korallenbauten dem Dampf so viel als möglich, und so entstehen allmählich ringsum die Dampffäulen im Wasser Korallenriffe in der Form von Schornsteinen, die vom Meeresgrund bis nahe an die Oberfläche reichen (Abb. 481).

Hawai. Der herrliche Archipel von Hawai, ein wahres Paradies des Stillen Ozeans, ist gleichzeitig sein entlegenstes Land. Der ihm nächstgelegene Kontinent ist Amerika, aber die Entfernung beträgt doch viertausend Kilometer. Die Hawai benachbarte Inselgruppe, der

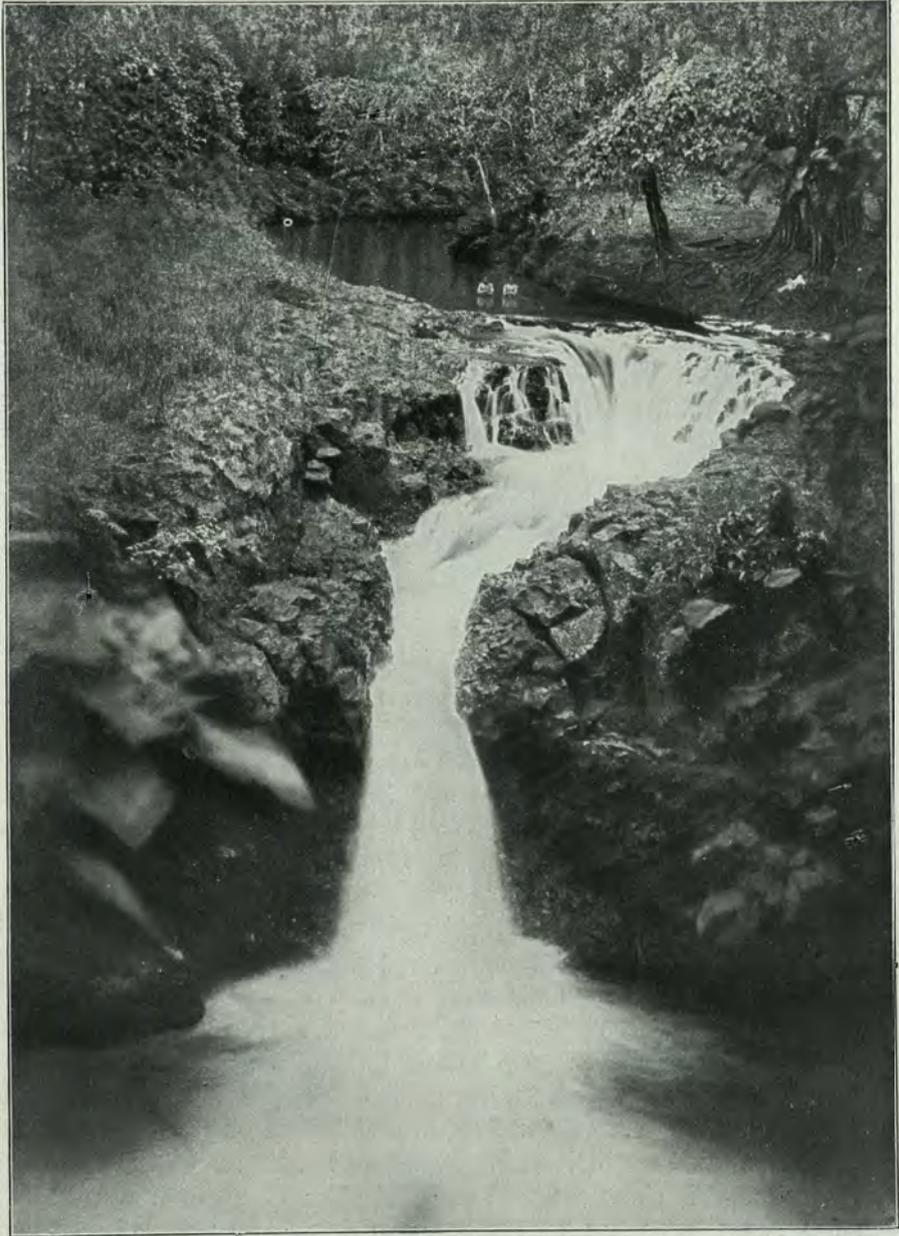


Abb. 480. Wasserfall auf Upolu.

Phot. Geste-Wartegg.

Phönixarchipel, ist zweitausendacht hundert Kilometer davon entfernt. In dieser ungeheuren, viele Millionen von Geviertkilometer umfassenden Wasservüste hat die vulkanische Tätigkeit der Erde von dem gegen sechstausend Meter tiefen Meeresboden aus die Inseln von Hawai aufgebaut, und ihre höchsten Vulkangipfel reichen noch viertausendzweihundert Meter über den Meeresspiegel. Die feurig-flüssigen Lavamassen, die noch jetzt zeitweilig in breiten Strömen von dem höchsten der Vulkane, dem Mauna Loa, herabfließen, werden also aus dem Erdinneren durch das Lavamassiv der Hauptinsel über zehntausend Meter hoch gehoben. Und wie groß die glühenden Massen dabei sind, geht daraus hervor, daß ein einziger Auswurf hinreichen

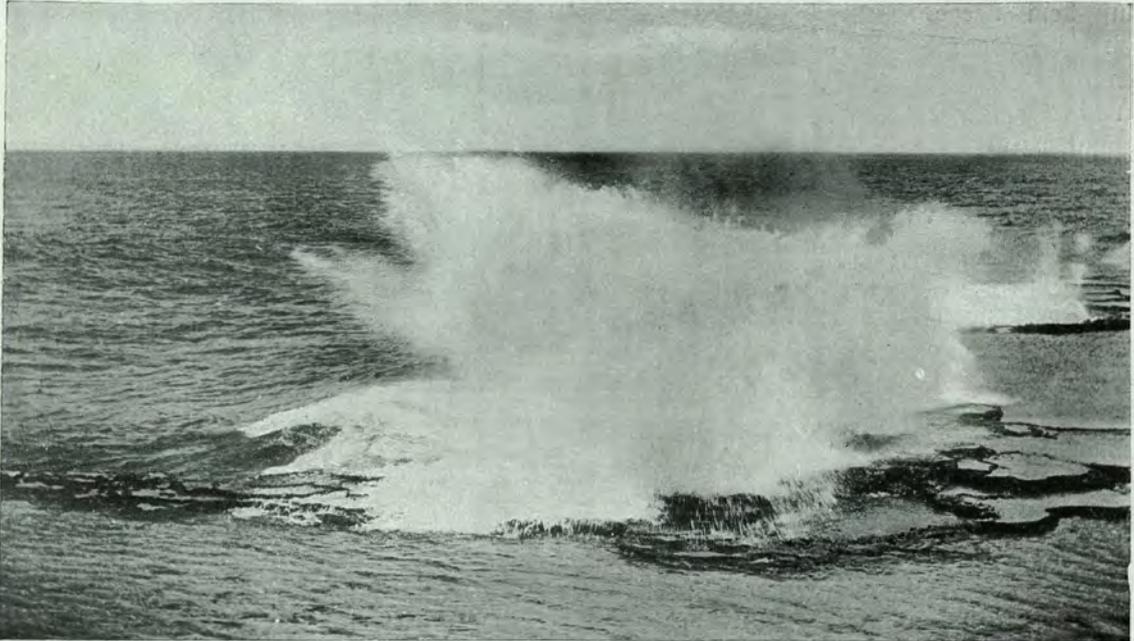


Abb. 481. Dampfquelle an der Küste von Samoa.

Der Dampf entströmt einer Quelle am Meeresgrunde und schießt durch das Wasser an die Oberfläche. Die Korallen bauen ihre Riffe dem Dampfströme so nahe wie möglich, so daß sie ihn wie mit einem natürlichen Schornstein umschließen.

würde, um damit einen Vulkan von der Größe des Vesuvus zu bauen. — Das ganze Gebiet von Hawaii, aus acht Hauptinseln und zahlreichen kleineren Eilanden bestehend, besitzt die ungefähre Größe des Königreichs Sachsen und ist ganz das Werk der unterirdischen Kräfte. Sie haben im Laufe von Tausenden im Kampf mit dem Wasser das Meer bezwungen und triumphierend ihre Vulkankegel als Denkmäler ihres Sieges viertausend Meter hoch über das Meer gehoben. Immer noch wird weitergebaut, jeder größere Lavaström führt glühendflüssige Massen die Berge hinab ins Meer (Abb. 482), wo das Wasser unter gewaltiger Dampfentwicklung zum Sieden kommt, und sind die Gluten des Lavaströms erkaltet, das Meer wieder ruhig, so ist irgendeine Bucht ausgefüllt oder eine neue Landzunge aufgebaut worden. Hawaii hat sich um ein verschieden großes Stück Festland vergrößert.

Jede Insel hat ihre Vulkane, denen sie ihr Bestehen dankt, doch sie sind erloschen und ruhig, mit Ausnahme jener der größten Hauptinsel, die dem ganzen Hawaiiarchipel den Namen gegeben hat. Dort ragen noch drei mächtige Vulkane in die Wolken, der Mauna Loa, der Mauna Kea und der Hualalai, einen großen Teil des Jahres über mit Schnee bedeckt. Der Mauna Loa ist nächst dem Mauna Kea der höchste Bergriesen von ganz Ozeanien, von Alaska herab bis nach Neuguinea, wo die Spitzen des Bismarckgebirges ihn an Höhe übertreffen. Er ist der eigentliche Schöpfer der Insel, die größer ist als Hessen. Die beiden anderen Vulkane, die aus dem tausend bis anderthalbtausend Meter hohen Lavaplateau Hawaiis mit flachen Kuppen aufragen, sind nur seine Satelliten. Vom Meere gesehen, erscheinen sie wie die Rücken gestrandeter Walfische, der Mauna Kea mit viertausendzweihundertzehn Meter, der Hualalai mit zweitausendfünfhunderteinundzwanzig Meter Höhe. Heute reichen üppige Tropenwälder die sanft ansteigenden Flanken hoch hinauf, denn durch Sonne und Wind, Wärme und Feuchtigkeit sind die meist trockenen, kahlen, braunen Lavaflächen befruchtet worden, bis ein neuer glühender Strom heute oder morgen alles wieder verbrennt und begräbt. Der Mauna Loa mag

einige Jahre ruhen, dann aber öffnet sich wieder sein Schlund, der größte Krater des Erdballs, und die Lavamassen entströmen ihm, um in einer unteren Breite von einigen Kilometer und einer Tiefe von zwanzig bis achtzig Meter viele Kilometer weit zu fließen. Der Lavaström von 1855 hatte eine Länge von zweiundsiebzig Kilometer.

Kilauea. Auf halbem Weg aufwärts an seiner östlichen Flanke besitzt der Mauna Loa einen Seitenkrater, und dieser bildet eines der größten Naturwunder der Erde — der berühmte Kilauea (Abb. 483 bis 486). Er hat auf Erden nicht seinesgleichen. Obschon in unausgesetzter Tätigkeit und mit geschmolzener rot- und gelbglühender Lava gefüllt, hat er sich doch keinen Vulkankegel gebaut und auch niemals einen Auswurf gehabt. Das hohe Tafelland, in dem er eingebettet ist, besteht aus dunkler, öder, brauner Lava oder aus glatten, glänzenden, weißlichgelben Massen, aussehend, als wäre ein in Kaskaden gebrochener, wildschäumender Strom plötzlich erstarrt. Dort liegt die große Kraterjüngung, mit einem kleineren Nebenkrater gegen dreißig Geviertkilometer groß und mit achtzig bis hundert Meter tiefen senkrechten Lavawänden. Hier kann man die vulkanischen Kräfte, diese Schöpfer und Zerstörer von so vielen Gebieten der Erde, an der Arbeit sehen, und doch ohne bleibende Wirkung, gewissermaßen sich selbst verzehrend. Was der Krater auswirft, fällt in ihn wieder zurück; die Lavamauern, die er aufbaut und die erkaltend zu starren, kahlen, schrecklich aussehenden Klippen werden, unterwühlt er wieder mit glühenden, kochenden, brodelnden Lavafluten, daß sie zerbröckeln und in die Gluten stürzen, um dort wieder zu schmelzen und abermals ausgeworfen zu werden. An einem Ende dieser furchtbaren Kraterjüngung liegt der Halemaumau, in hawaiischer Sprache so viel wie „das Haus des ewigen Brennens“, der eigentliche Glutentessel, ein See von kochender Lava mit Massen von bläulichgrauer, an der Oberfläche starr gewordener Lava, gebrochen wie die Serafs von gewal-

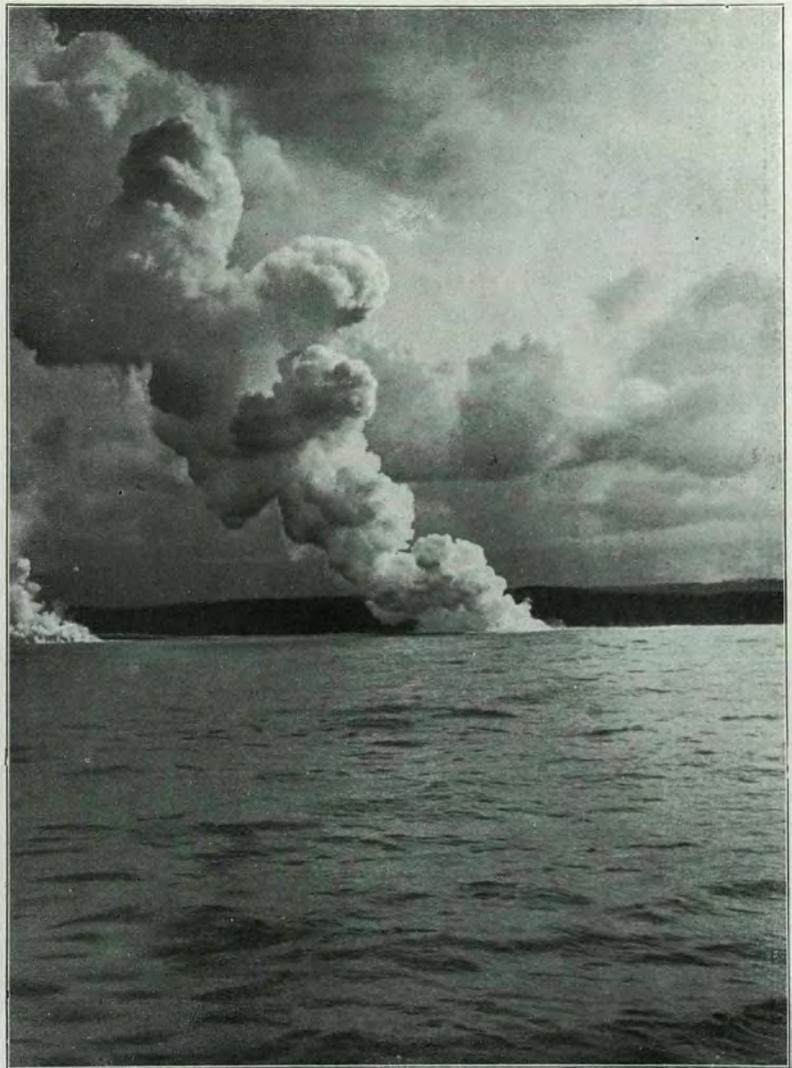


Abb. 482. Lavaströme, die sich auf der Insel Hawaii unter gewaltiger Dampfentwicklung ins Meer ergießen.



Abb. 483. Kilauea, der zweite Krater des Mauna Loa.

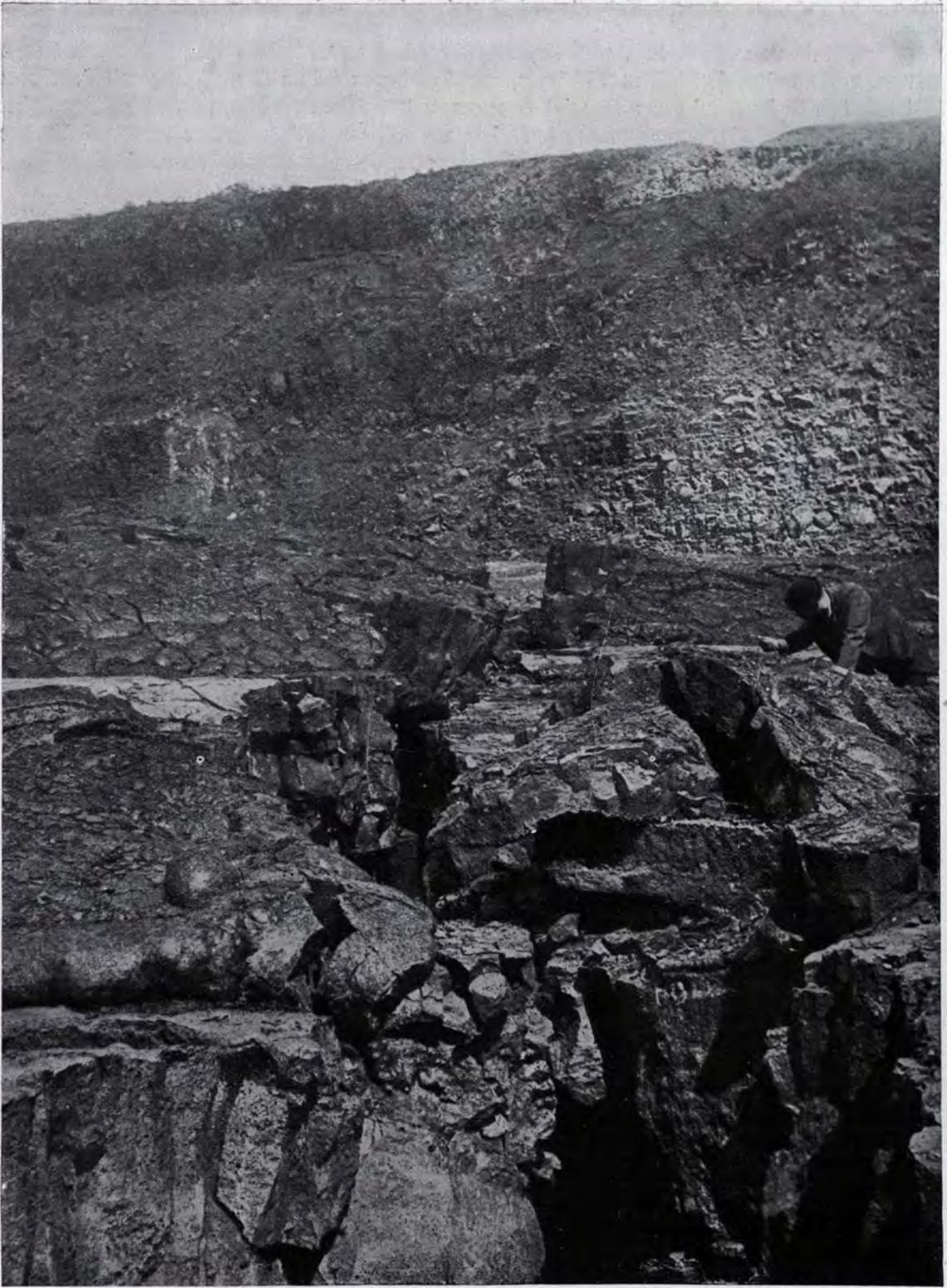
Phot. Graf. G. Simey.

tigen Alpengletschern. Die flüssige Lava wogt und kocht und brodeln, sendet aus der rotglühenden Oberfläche Springbrunnen von Lava auf zehn und zwanzig Meter empor, brandet gegen die starren, grauen Lavaklippen ringsum, daß sie hoch ausspritzt und mit ihren glühenden Brandungswellen die Klippen bedeckt. Mitunter sinkt der Spiegel dieses Sees von kochender



Abb. 484. Der Feuersee im Krater des Kilauea, fünfzehn Kilometer im Umfang, mit glühender, kochender Lava gefüllt.

Phot. Graf. G. Simey.



Phot. Underwood & Underwood.

Abb. 485. Die obere Kratermauer des Kilauea,
vorne der senkrechte Absturz zum lodgenden Lavasee.



Phot. Muir & Noobie.

Abb. 487. Die Bountyinsel
an der Grenze der Antarktis, ausschließlich von Myriaden von Vögeln bewohnt.

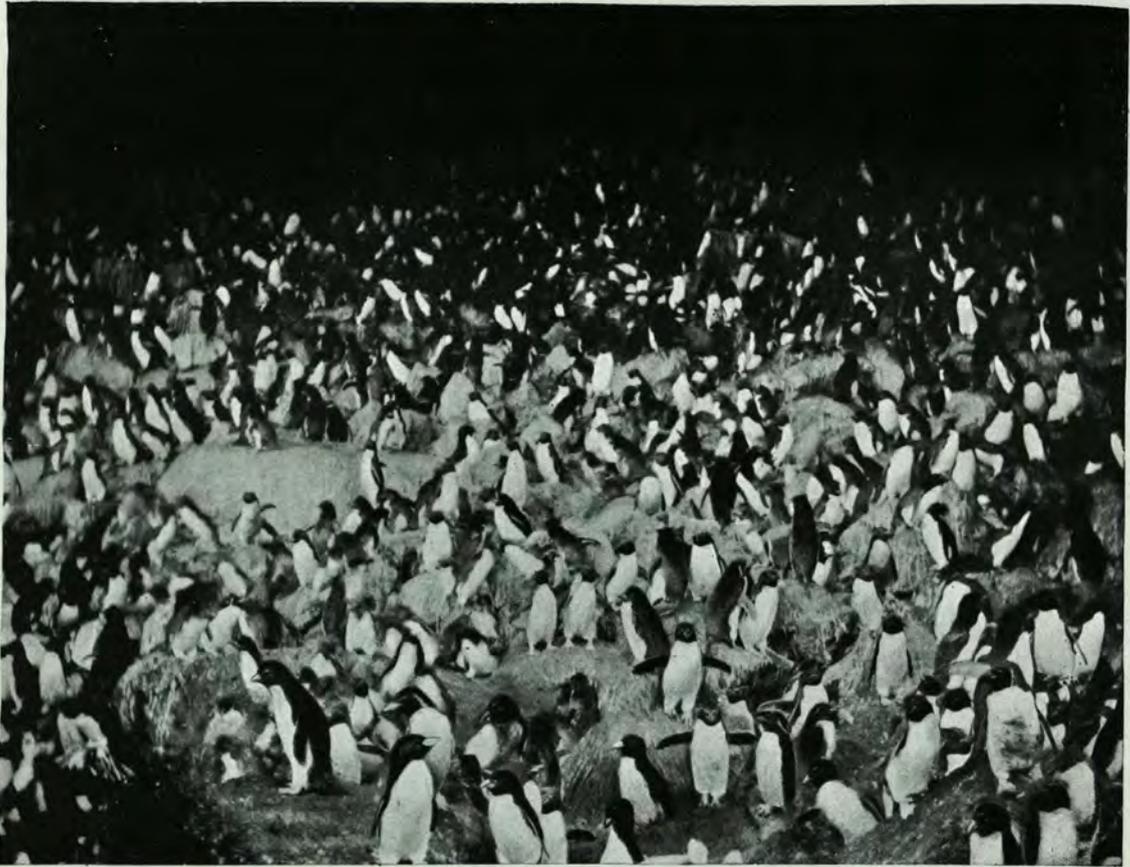


Abb. 488. Pinguinrotte auf der Bountyinsel.

Phot. Muir & Macbie.

flagendes Geschrei das unaufhörliche Tosen der an die Felsen schlagenden Brandung übertönt. Manche der im Ozean verstreuten Inseln sind mit üppiger Vegetation bekleidet, doch die meisten sind vollständig kahle Felswüsten. So manches Schiff ist an diesen Inseln gescheitert, und die Schiffbrüchigen mußten Jahre unter fürchterlichen Entbehrungen hier zubringen, ehe ein Walfischfänger sie rettete, andere erlitten den qualvollsten Hungertod. Die Inschriften auf mancher dieser Inseln, die Aufzeichnungen, die spätere Besucher dort auffanden, enthalten die traurige Geschichte ihres langsamen Sterbens. Sie erweckten das Mitleid der nächstgelegenen Inselbewohner, der Neuseeländer, und ihre Regierung ließ auf all den einsamen Eilanden auf tausend Meilen in der Runde ähnliche Schutzhütten anlegen, wie sie etwa in den vereisten Regionen unserer Hochalpen zu finden sind. Sie enthalten Lebensmittel, Feuerung, Decken und Kleidungsstücke für den Notbedarf, und zweimal im Jahre jendet Neuseeland einen Regierungsdampfer aus, der die Runde durch diese Inselgruppen macht, Schiffbrüchige rettet und die Vorräte erneuert.

Die Aucklandinseln sind die größten und wichtigsten darunter, mit prachtvoller Vegetation und großen Mengen von Albatrossen, die hier einen ihrer wenigen Brutplätze haben. Auch die Campbellinseln sind von großer Fruchtbarkeit. Die zu Tasmanien gehörigen Macquarieinseln besaßen früher Stationen zur Gewinnung des Trans der Seeelefanten und Pinguine, aber die Regierung Tasmaniens stellte den Massenmord dieser Tiere ein, und seither sind die Macquaries ebenso unbewohnt wie alle anderen genannten Inselgruppen, sowie jene des Bountyardhipels.

Die Bountyinseln. Die Bountyinseln, vierzehn hoch aufragende, zerklüftete, aller Vegetation bare Felseninseln, sind dafür mit ungezählten Mengen von Seevögeln bevölkert, vornehmlich mit Albatrossen, diesen größten unter ihnen. Manche Stellen sind die Tummelplätze der possierlichen, gutmütigen Pinguine, die nach vielen Tausenden hier ihre bleibende Heimat gefunden haben, hier zum Leben kommen und sterben. Auch die in diesen Breitegraden überall vorkommenden Hammelvögel (*Puffinus brevicaudus*) gibt es auf den weltvergessenen Inseln in großen Massen. Ihre eigentlichen Brutstellen sind die kleinen wilden Eilande, die der Stewartinsel an der Südwestseite vorliegen. Die jungen Vögel bilden eine sehr beliebte Nahrung der Maori von Neuseeland. Seit Deutschlands Kriegsflagge in der Südsee erschienen ist und Samoa zum größten Teil unter deutsche Oberhoheit kam, haben die Neuseeländer auf all den herrenlosen Inseln im weiten Umkreis um ihr Land durch ihre Kriegsschiffe die englische Flagge hissen lassen, obschon nur die wenigsten der Besiedlung wert erscheinen. Für die spärlichen an den Bountyinseln vorbeifahrenden Schiffe bilden die unzähligen Vögel, welche die Felsen stellenweise buchstäblich bedecken, einen höchst eigenartigen Anblick (Abb. 487 und 488).

Antarktis.

Die genannten vollständig unbewohnten, aber doch bewohnbaren Inselgruppen sind die letzten Brocken Land, bevor die stillen, toten Eis- und Schneewüsten des antarktischen Kontinents erreicht werden, wenn man von einem Kontinent rings um den Südpol überhaupt sprechen kann. Ihren blendendweißen Sendboten, den Eisbergen, begegnen die Reisenden schon lange, ehe sie das vereiste Land selbst erreichen (Abb. 489). Dort spielen sich ungefähr ähnliche Vorgänge ab wie bei den großen Gletschern unserer Hochalpen,



Abb. 489. Eisberge im südlichen Polarmeer.

Phot. Nordenfjeld.



Phot. Sir Ernest Shackleton.

Abb. 491. Eishöhle in der Antarktis
in der Umgebung des Mount Erebus, mit wundervoller Stalaktitenbildung.



Phot. Sir Ernest Shackleton.

Abb. 493. Mount Erebus in Victoria-land,
viertausendzweihundert Meter hoch. Die Rauchwolke entströmt dem jetzigen Krater des Vulkans, während der alte Krater
an der höchsten Spitze erloschen ist.

solches ist? Ob Victorialand sich nicht als eine Inselgruppe entpuppen wird? Das bisher gefundene Land ist zum weitaus größten Teil vulkanischen Ursprungs, ja den Gletschermauern des sagenhaften Kontinents sind verschiedene tätige Vulkane vorgelagert, die bis

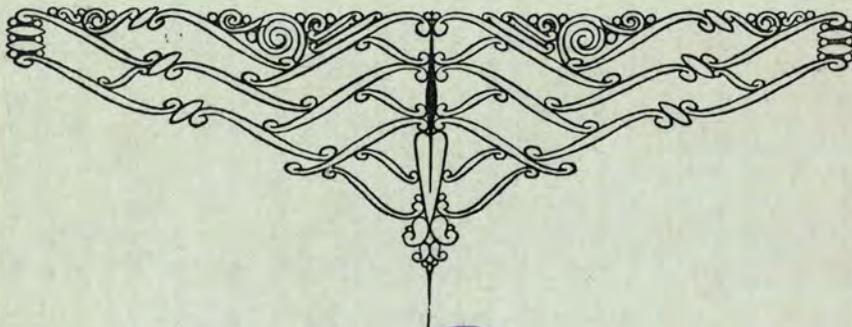


Phot. Sir Ernest Shackleton.

Abb. 494. Mount Erebus bei Mondschein.

auf dreitausend Meter Höhe emporsteigen und Inseln gebildet haben, an denen das Eis nur bis auf eine gewisse Höhe steigt, die Vulkangipfel aber freiläßt. Es ist auch noch unbestimmt, ob der höchste Vulkan, der geschilderte Erebus, auf einer Insel liegt. Auf der anderen

Seite haben die Tiefseeforschungen ergeben, daß auf dem Meeresgrund rings um diese Inseln und Eisbarrieren Urgestein liegt. Wie weit das Eis von der Küste aus ins Meer vorspringt, ist noch nicht zu ergründen gewesen, denn es bedeckt das Land in einer Dicke von stellenweise mehreren hundert Meter. Am besten bekannt sind bis jetzt die Inselgruppen südlich des Feuerlandes, der Südspitze des amerikanischen Kontinents. Dort liegen die Südorkney- und Südshetlandinseln, soweit erforscht vulkanischen Ursprungs und mit ausgedehnten Gletschern bedeckt. Die merkwürdigste ist wohl die südlichste, die Deceptioninsel, nichts weiter als der Kraterrand eines Vulkans, der an der Ostseite eingestürzt ist und so dem Meere Zugang zum Krater selbst gab. Die Bridgmaninsel östlich davon ist ein noch tätiger Vulkan, und ebenso sind der ausgedehnten Landmasse von Grahamland mehrere tätige, isoliert vom Meer aufragende Vulkane vorgelagert.



5682

4